FELIX ROSEN

Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig

BOOKS of the War Office Library are to be issued only to officers and officials of the War Office.

They are not to be removed from the vicinity of London, and are to be held ready for immediate return when required.

UCSB LIBRARY
X-30542

S. F. Hassan
Advocate
Mombasa

አጼ ምኒልክ

In Abessinien

WITH
H.M. STATIONERY OFFICE

GENERAL STAFF LIBRARY
30 OCT 1907
WAR OFFICE

FELIX ROSEN

Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien

MIT HUNDERTUNDSECHZIG ABBILDUNGEN
UND EINER KARTE

VERLAG VON VEIT & COMP. IN LEIPZIG
1907

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

VORWORT

Die Kaiserliche Sondergesandtschaft für Abessinien, welche im Dezember 1904 Deutschland verließ, hatte den Auftrag dem Negus Negesti Menelik II. Geschenke zu überbringen und mit ihm einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen, den die Machtentfaltung Äthiopiens unter der Regierung dieses klugen Herrschers für das Ansehen des deutschen Namens und zur Förderung des deutschen Handels wünschenswert erscheinen ließ. Das besondere Interesse, das Abessinien — ein weites Gebirgsland mit semitischer Bevölkerung und alter christlicher Kirche — vom historisch-philologischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt aus bietet, legte den Gedanken nahe, die Gesandtschaftsreise zugleich für Studienzwecke auszunützen.

Seine Majestät der Kaiser betraute den als Orientalist wiederholt hervorgetretenen Geheimen Legationsrat und Vortragenden Rat im Auswärtigen Amt Dr. Friedrich Rosen (meinen Bruder) mit der Führung der Expedition. Ihm waren beigegeben:

Graf Viktor von Eulenburg, Legationssekretär an der Botschaft in London, vordem im Stabe des Grafen Waldersee in China,

Vizekonsul Edmund Schüler von der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, und

Georg Becker, Geh. Expedierender Sekretär im Auswärtigen Amt.

Dazu kamen:

Oberstabsarzt Dr. Hans Vollbrecht, Darmstadt, als Arzt,

Kommerzienrat Karl Bosch, Berlin, als Beirat in Handelssachen, und ich selbst,

Professor Dr. Felix Rosen, Breslau, als naturwissenschaftlicher Beirat und Sammler.

Das preußische Kultusministerium entsandte endlich den Oberbibliothekar Dr. Johannes Flemming, Bonn, zum Studium der abessinischen Literatur und zum Sammeln von Handschriften.

Teils um die Sicherheit der Gesandtschaft zu garantieren, teils um ihr größeres Ansehen zu verleihen, begleitete uns auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers eine Schutzwache von Gardes du Corps; sie bestand aus: Vizewachtmeister Moldenhauer, den Gefreiten Steer, Hemp und Kohl und den Gardes du Corps Scherff, Schneider, Korioth, Albitz und Scheider. Ihre Disziplin und Zuverlässigkeit verdiente das höchste Lob; zugleich leisteten sie uns als Pferdepfleger und Handwerker (Sattler, Schlosser usw.) nicht zu entbehrende Dienste.

Zwei deutsche Diener brachten die Zahl der Europäer auf neunzehn. In Port Saïd stieß ein abessinischer Dolmetscher, Wolda Mariam, sowie ein koptischer Koch, Armanios, mit seinem Gehilfen Andreios zu uns; das übrige Personal wurde im Lande angeworben.

Meine besonderen Aufgaben ermöglichten mir, Material in Wort und Bild für das Buch zu sammeln, das ich hier der Öffentlichkeit übergebe. Es soll aber nachdrücklich betont werden, daß aus meiner Feder nur meine eigene Auffassung spricht, und daß ich weder über irgendwelche offiziellen Inspirationen noch über amtliche Dokumente verfügen konnte. Als Privatmann, der für seine Meinung ganz allein aufzukommen hat, schrieb ich dies Buch; wer in ihm etwas andres sucht als Reiseeindrücke eines Naturforschers, wird sich enttäuscht sehen. —

Durch Überlassung einer Anzahl wohlgelungener Photographien haben mich zwei Reisegefährten, Herr Kommerzienrat Bosch und mein Bruder, in dankenswerter Weise unterstützt; auch einige Kodakaufnahmen des Herrn Triessler in Adis-Ababa durfte ich verwerten. Die übrigen Aufnahmen sind meine Arbeit.

Breslau im Dezember 1906.

Felix Rosen

INHALT

I Djibouti

Der Golf von Tadjura und die französische Kolonisation 1. — Unser Aufenthalt in Djibouti 5. — Der Markt der Eingeborenen 6. — Wilde und zivilisierte Somal 8. — Hüttenbau der Küstenbewohner 10. — Ein Mustergarten 12.

II Die äthiopische Eisenbahn

Nachtregen 13. — Vulkanische Küstengebirge 14. — Ein Restaurant in der Issa-Steppe 15. — Fata Morgana, Termiten und Staubtromben 16. — Der Gouverneur der abessinischen Grenzprovinz 19.

III Diredaua

Entstehungsgeschichte des Ortes 21. — Zusammenstellung der Karawane 22. — Ein improvisiertes Diner 24. — Ausflug in das Tal des Lagahare 26.

IV Der erste Marschtag

Schwierigkeiten beim Aufbruch 30. — Charakter der Maulesel 32. — Das alte Reich Adal und seine Geschichte 33. — Nächtlicher Aufstieg auf das Plateau von Harar 37.

V Am See Haramaja

Enttäuschung 41. — Die Vogelwelt am See 42. — Erste Berührung mit den Galla 45. — Ihr Charakter und ihre Religion 46. — Acker und Herde der Galla 50.

VI Harar

Ein genußvoller Ritt 53. — Feierlicher Empfang in der Hauptstadt Adals 54. — Der Palast Ras Makonens 56. — Harars Größe und Verfall 59. — Die ägyptische Okkupation 61. — Menelik erobert den Freistaat 65. — Leben und Treiben in der Stadt 68. — Eine schlimme Prognose für unsre Reise 71.

VII Das Tschertscher-Gebirge

Reizlosigkeit des Plateaus 73. — Ein Mißverständnis 74. — Kein Wasser 75. — Eintritt in das Tschertscher-Gebirge 78. — Besuch eines abessinischen Prinzen 80. — Waldreichtum des Tschertscher 85. — Tschalanko und sein Schlachtfeld 87. — Die Karawanenleute streiken 90. — Rahel am Brunnen 92. — Das Paradies von Deru 93. — Abstieg nach Burka 97. — Über den Berg nach Hirna 98.

VIII Unsre Begegnung mit Ras Makonen

Reisenöte 101. — Heuschreckenzüge und Steppenbrand 102. — Begegnung mit Meneliks größtem Feldherrn 104. — Ein dichtender Massenmörder 110. — Somal-Lieder, eine Studie von Dr. Friedrich Rosen 112. — Der alte Kaniasmatsch 120. — Kaisers Geburtstag 124.

IX Über den Hawasch

Abschied vom Tschertscher 128. — Die Wüste und die Gombi-Berge 129. — Übergang über den afrikanischen Styx 131. — Glücklich durch! 135. — Eine Douche im Bett 137.

X In Ost-Schoa

Ein Negerdorf 140. — Wilde Tiere und Malaria 144. — Aufstieg auf das Plateau 147. — Ras Mangaschas Geschichte 150. — Marsch über die niederen Stufen Ost-Schoas 156. — Eine abessinische Kirche und ihr Gemäldeschmuck 159. — Marsch- und Lagerdisziplin 163.

XI Der Einzug der Kaiserlichen Gesandtschaft in Adis-Ababa

Vorbereitungen 167. — Das Flüßchen Akaki und seine Umgebung 170. — Feierliche Einholung der Gesandtschaft 175. — Die erste Audienz bei Menelik 178. — Unsre Quartiere in der Hauptstadt 182. — Erinnerungen an den Negus Theodor 183.

XII Besuche

Alfred Ilg, Meneliks treuester Berater 187. — Die Gesandtschaften Italiens, Frankreichs und Rußlands 190. — Die Engländer in Adis-Ababa und der Rennsport 194. — Der arbiter elegantiarum von Äthiopien 196. — Die Verstümmelung der Feinde, ein ostafrikanischer Brauch 197. — Ras Wolda Giorgis und Ras Tassama, die Vertrauten des Negus 200.

XIII Die äthiopische Hauptstadt

Abessinische Residenzen 204. — Wiederaufbau Antottos durch Menelik 207. — Die Gründung von Adis-Ababa 209. — Die Georgskirche 211. — Das Zollhaus; Elfenbein, Zibet, Kaffee, Tierhäute 214. — Der Markt und die Galla-Bauern 219.

— Abessinische Kleinindustrie 226. — Abessinische Tracht 228. — Baumwolle und Steinsalz 233. — Münzwesen, Geldverkehr 236. — Rechtsprechung und Strafen 240. — Der Diebssucher 244. — Öffentliche Hygiene 246.

XIV Der Negus Negesti Menelik II

Ein Feudalstaat 249. — Übergabe der Geschenke an Menelik 252. — Audienz bei der Kaiserin Taitu 255. — Ein Riesendiner 257. — Menelik und die Wissenschaften 261. — Sein Verhältnis zur Religion 270. — Militärische Neigungen 275. — Sein Interesse für technische Dinge 277. — Unsre Abschiedsaudienz 283. — Ras Makonens Tod 285.

XV Auf neuen Wegen durch das Galla-Land

Wahl der Route für die Rückreise 287. — Neue Aufbruchsschwierigkeiten 288. — Gennet, Meneliks Potsdam 293. — Bascha Aitschilu und Kantiba Gebru 296. — Über die Wasserscheide zwischen Hawasch und Nil 297. — Charakter des Galla-Landes 304. — Das Fehlen der Skulptur in Äthiopien 307. — Übergang auf das Plateau von Kutai 310. — Ein Galla-Fürst 316. — Abstieg zum Blauen Nil 318.

XVI Godjam

Schwierige Passage 325. — Libén und die abessinische Landschaft 331. — Ein Kriegszug der Godjamiten gegen die Galla (1838) 334. — Kleine Reisefreuden 338. — Besuch bei Ras Besabe von Godjam 341. — Eine Sklavin vom Pygmäenstamm 345. — Die Markus-Kirche in Debra Markos 348. — Godjamitische Wirtschaftsweise 354. — Zwei in Eisen geschmiedete Sklaven 356. — In Damot 358. — Übergang über den Amidamit 362. — Die Nilquellen 367. — Zur alten Nilbrücke Dildi 371.

XVII Der Tanasee

Die Schönheit des abessinischen Binnenmeeres 376. — Boote aus Papyrus 377. — Das Völkchen der Woitu und die Nilpferdjagd 380. — Ein Ruhetag in Korata 383. — Begegnung mit Meneliks Schwiegersohn, Ras Guksa 390. — Die Bucht und das Inselkloster von Matraha 393.

XVIII Die Kaiserstadt Gondar

Die verwüstete Kronprovinz Dembea 398. — Einzug in der verlassenen Hauptstadt 400. — Lokale Tradition in Gondar 402. — Das Kaiserschloß Gemp und seine Erinnerungen 407. — Wer hat Gondar erbaut? 416. — Die Sage vom Priester-König Johannes 418. — Die Jesuiten in Abessinien 421. — Kirchen und Klöster Gondars 425. — Die Falascha 426.

XIX Das Hochgebirge Semien

Der Aufstieg nach Wogara und die Felsenwüste Belesa 434. — Teilung unsrer Karawane 438. — Die Vorberge Semiens 439. — Ein Paß von 4350 m Höhe 441. — Die letzten Zufluchtsstätten der Falascha 448. — Der Selki-Paß und der Abbo Jared 451. — Der Säulenberg Abier 456. — Abstieg zum Takase 461.

XX Aksum und Adua

Schwierigkeiten beim Eintritt in Tigre 464. — Aksum und seine Kathedrale 466. — Aksumitische Denkmäler 473. — Das Hochgebirge im Schnee 477. — Adua, die Hauptstadt Tigres 479. — Die Schlacht bei Adua (1. März 1896) 485. — Der letzte Marsch in Abessinien 488.

XXI La Colonia Eritrea

Herzliche Aufnahme in der italienischen Kolonie 490. — Die Hauptstadt Asmara, ihre Gesellschaft und ihre Sehenswürdigkeiten 492. — Hinab zum Meer 495.

Karte des Reiseweges der Deutschen Gesandtschaft in Abessinien.

I

DJIBOUTI

6. und 7. Januar 1905

. . . . sub curru nimium propinqui
solis in terra domibus negata . . . .

Am Dreikönigstage 1905 lief der schöne Lloyddampfer Friedrich der Große, mit der Deutschen Sondergesandtschaft für Abessinien an Bord, in den Golf von Tadjura ein.

Im Dämmern des Morgens sahen wir zuerst die Küste. Rechts hob sich eine gewaltige graue Gebirgsmauer jäh aus dem Meer, links breitete sich hinter einer Reihe flacher Korallenriffe ein schmales, dunkles Band. Wind und Wellen, die wir in der Enge von Bab-el-Mandeb gegen uns gehabt, legten sich. Und als die Sonne dem Nebelschleier entstieg, der noch auf dem Meere ruhte, da wandelte sich die Erzfarbe des plätschernden Wassers in lichtes Blau. Der Wall der Danakil-Berge gliederte sich, Gipfel und Halden traten hervor in diskret abgedämpftem Fleischrot, und Schluchten, in denen noch blaugrüne Schatten webten; die flache Küste der Issa, der wir uns rasch näherten, schimmerte in zartem Grün. Da tauchte auch schon Djibouti vor uns auf mit seinen roten Giebeldächern, das Endziel unsrer Seereise.

So freundlich uns dieses Bild nach den öden Klippen des Roten Meeres erschien, so wußten wir doch wohl, daß das Land vor uns eines der unwirtlichsten unsrer Erde ist. Nicht Wiesen und sprossende Saaten waren es, die dort vom Flachlande her mit grünen Schleiern winkten: dies Land trägt ja nur wehrhafte Steppengebüsche, die freilich gerade jetzt ihr freundlichstes Gesicht zeigten, denn einmal im Jahre kleiden auch sie sich, unter dem Schutze ihrer starrenden Dornen, in ein rasch vergängliches Gewand zarten Laubes. Wir wußten es: jene ragenden Berge, die uns in der feinen Färbung des Frühlichtes so kühl und frisch anmuteten, sie sammeln doch keine Regenwolken

auf ihren Häuptern, keine Quelle entsprudelt ihrem Fuß. Wie eine Barre legen sie sich vor das Tiefland und versperren den Flüssen Abessiniens den Zugang zum Meer. Ein weiter Süßwassersee müßte jenseits der Bergkette wogen, dort, wo unsere Karten eine Einsenkung des Landes um nahezu 200 m unter den Meeresspiegel anzeigen, ragende Palmen, schossende Bambusdickichte müßten Ufer und Inseln umsäumen — aber die glühende, unbarmherzige Sonne dieses Landes trocknet die Flüsse aus, und so sammelt sich nur salzig-bitteres Stauwasser zu kleinen, toten Becken, inmitten vegetationsloser Einöde.

Furchtbar, wie das Land, sind die Menschen, die hier hausen, die Issa[1] und die Danakil.[2] Obwohl stammverwandt und beide der hamitischen Völkerfamilie angehörig, leben sie in ewiger Fehde. Die Issa sind wie andere wilde Somal-Stämme Menschenjäger, bei denen der Bursch dem Mädchen nicht gefällt, wenn er nicht die Trophäe eines erschlagenen Mannes vorzuweisen vermag. Im dornigen Akaziengestrüpp lauern die schwarzbraunen Kerle, die Wurflanze sorgfältig verborgen, ob nicht jemand des Weges kommt, den sie töten können. Töten ist ihr Sport und zugleich — ihre Moral. Wie dürfte, sagen sie, ein junger Mann daran denken zu heiraten, wenn er nicht für die Nachkommenschaft, die geboren werden soll, zuvor Platz geschaffen hätte durch Tötung eines Menschen? Gott hat unserem Lande so wenig Wasser gegeben; wir müßten ja sonst verdursten!

Aber die Danakil, wie die Issa Nomaden, die bisher jedem Kultureinfluß widerstanden haben, sind noch weit gefürchteter; ein Volk von Hirten zwar, und doch vielleicht die wildesten Krieger ganz Afrikas. Der Elfenbeinring, der den Oberarm des Danakil schmückt, bedeutet, daß sein Träger vier Issa oder Galla erschlagen hat oder — einen weißen Mann; so genießt unsere Rasse selbst bei diesen Unholden eine höhere Wertschätzung. Unsre Diener aus dem Stamm der Habr-aual aber sagten uns später, die Issa seien, wie sie selbst, Söhne Adams, die Danakil aber Nachkommen des Satan. —

Die Pioniere der Kultur in diesem Lande der Schrecken waren die Franzosen. Nach dem Beispiele Englands, das auf den durchglühten Lavafelsen Adens eine gewaltige Seefestung und eine blühende Handelsstadt geschaffen hat, wollte auch Frankreich sich am Ausgang des Roten Meeres einen Stützpunkt gründen, dessen es schon wegen seines Kolonialbesitzes in Hinterindien bedurfte. Zu diesem Zwecke

[1] Issa oder Eïssa ('Issa). Der Name stammt aus dem Arabischen und bedeutet Esau: vermutlich gelten die Issa als Nachkommen des biblischen Esau.

[2] Danākil ist der Pluralis von Dánkali. Dies Volk heißt auch Afar, d. h. die Unsteten, Schweifenden.

erwarben die Franzosen 1862 Obock an der Nordseite des Golfes von Tadjura und richteten den Ort zur Kohlenstation ein. Doch im Laufe der nächsten Jahrzehnte erkannten sie, daß die Wahl Obocks ein Mißgriff gewesen war. Den Schiffen, welche hier Kohlen einnehmen sollten, vermochte der Ort sonst nichts zu bieten, keine frischen Lebensmittel, kein Trinkwasser, nicht einmal einen wirklich sicheren Ankerplatz. Zugleich mußte man sich überzeugen, daß Obock auch nie ein Hafen für das dem Handel noch große Perspektiven eröffnende Abessinien werden konnte: der Karawanenweg über das schroffe Küstengebirge, durch die Salzsümpfe und die glühenden Wüsten des Danakil-Landes bot gar zu große Schwierigkeiten. Lanessan, der vielgenannte französische Kolonialminister, plädierte endlich offen für die Aufgabe Obocks zugunsten einer Neugründung, Djiboutis.

Von der Südküste des Golfes von Tadjura springt einige Kilometer ins Meer eine von den Korallentieren gebaute Landzunge, Ras Djiboutil, vor, die schon im Altertum unter dem ihr von griechischen Schiffern gegebenen Namen Phytolau akroterion bekannt war. Der Ort war unbewohnt, aber die Karawanenleute, welche von Tadjura nach Harar zogen, pflegten hier zu rasten. Denn es gab hier gutes Wasser. In der Regenzeit mündet ein kleiner Bach in die Bucht von Djibouti, und in seinem Bette findet man auch zur trockenen Periode unter Sand und Kies verborgen reichliches Trinkwasser. Die Lage des Ortes, der von Harar, dem Handelszentrum des äquatorialen Ostafrika, kaum weiter entfernt war, als der alte Hafen Sela,[1] den England in Besitz genommen hatte, reizte die Franzosen, hier eine neue Gründung zu versuchen; mit Hilfe der Landzunge konnte man hoffen einen sicheren Hafen zu schaffen. Aber man war noch nicht weit über die Vorverhandlungen hinausgekommen, als der Ort im Jahre 1894 auf einmal Bedeutung und Zukunft erhielt: zwei kühne Unternehmer, Herr Alfred Ilg und M. Chefneux beschlossen, von Djibouti aus eine Bahnlinie nach dem Inneren zu bauen, zunächst nach Harar, dann aber weiter nach Adis-Ababa, der Hauptstadt des neu begründeten äthiopischen Reiches.

Erstaunlich schnell entstand auf dem wenige Meter nur über das Meer erhöhten Plateau von Djibouti eine Stadt mit zahlreichen und bedeutenden Agenturen, mit umfangreichen Werkstätten für Bau und Reparatur von Maschinen, Lokomotiven und Wagen, mit Wasserwerk

[1] Die englische Schreibweise Zeyla, die sich auch auf vielen deutschen Karten findet, ist für uns ganz unmotiviert.

und Eisfabrik, Gouvernement und Douane, Schule und Hospital. Die Bevölkerung betrug alsbald gegen 12000 Köpfe; man rechnete etwa 1000 Weiße, während der Rest aus yemenitischen Arbeitern und vor allem aus zivilisierten Somal bestand, die sich aus dem englischen Protektorat herüberzogen. Die wilden Issa beteiligten sich freilich so gut wie garnicht an der Besiedelung der jungen Stadt, aber sie versorgten doch den Markt von Djibouti bald mit ihren Erzeugnissen, Milch, Butter und Schlachtvieh.

Unzweifelhaft sind auch die Kriegsunruhen im benachbarten britischen Somaliland Djibouti zugute gekommen. Dort war ein Prophet erstanden, Abdulla Ashur, dessen Umtriebe den Engländern gefährlich zu werden begannen. Das fanatisierte Somalvolk glaubte, wie einst Christi Jünger, der Prophet werde das Joch der Fremden brechen und ein mächtiges mohammedanisches Reich aufrichten. Bald brachen offene Feindseligkeiten aus; die Engländer rückten dem Propheten mit kostspieligen Expeditionen zu Leibe, aber er war überall und nirgends, und die humorvolle Art, wie er die Engländer oft mehr zum besten hielt als bekämpfte, trug ihm den Namen ein, unter welchem er auch uns aus den Zeitungen bekannt geworden ist: The mad Mullah. Inzwischen aber wandten viele Somal den alten Häfen Berbera und Sela den Rücken, um in dem jungen Djibouti ein ruhigeres Leben zu suchen.

Somal waren auch die ersten Landesbewohner, welche wir sahen. Als unser Schiff auf der Reede von Djibouti vor Anker ging, war es alsbald von kleinen Booten umringt. Dutzende von schwarzen Burschen tauchten nach den von den Passagieren hinabgeworfenen Kupfermünzen, die sie mit erstaunlicher Gewandtheit zu fassen wußten, ehe sie auf den Grund sanken. Ihr heiseres, mit Gutturallauten gespicktes Geschrei, ihre hageren, scharfen Züge, ihre gefletschten Zähne machten einen wenig sympathischen, wilden Eindruck; offenbar gehörten sie dem in allen Häfen verbreiteten Gesindel an, das jede stetige Arbeit verabscheut.

Dank dem Entgegenkommen der französischen Behörden waren die gesetzlichen Formalitäten bald erledigt und unsre Landung konnte schon gegen zehn Uhr vormittags erfolgen. M. Pierre Pascal, der Gouverneur von Djibouti, hatte uns seine Dampfpinasse freundlich zur Verfügung gestellt, denn unser Schiff lag etwa $1\,^1/_2$ km von der Küste. Man zeigte uns unterwegs die Lage der projektierten Molenbauten, durch welche Djibouti erst einen wirklichen Hafen erhalten wird. Dann fuhren wir in enger Rinne durch flache Bänke lehmgelber Madreporen dahin, der häufigsten aber auch unansehnlichsten

Art riffbauender Korallen. Endlich landeten wir unweit des Gouvernementsgebäudes.

Die zwei Tage, welche unser Aufenthalt in Djibouti dauerte, verstrichen nur allzuschnell. Die Fülle des Neuen und Interessanten, das der Ort bietet, wäre in so kurzer Zeit auch dann nicht zu bewältigen gewesen, wenn wir uns ganz dem Studium hätten hingeben können, statt einen Teil unserer Zeit den letzten Reisevorbereitungen widmen. Von den Europäern sahen wir nicht gerade viel. Wir

Die Kaiserliche Gesandtschaft an Bord des Friedrich d. Gr.
Von links nach rechts: Kommerzienrat C. Bosch, Professor Felix Rosen, Oberbibliothekar J. Flemming, Oberstabsarzt H. Vollbrecht, Gesandter Dr. Friedrich Rosen, Geheimsekretär G. Becker, Legationssekretär Graf V. von Eulenburg, Vizekonsul E. Schüler

besuchten den Gouverneur, der uns unsre Passage in jeder Weise erleichterte und uns zu Ehren ein kleines Diner gab, bei dessen gediegenen Genüssen wir gern die Misère unsres Hotels vergaßen. M. Pascal bewillkommnete mit herzlichem Ton die deutsche Mission, die in friedlicher Absicht komme, dem großen deutschen Volk zur Beteiligung an der kommerziellen Erschließung Abessiniens die Wege zu ebnen. Unser Gesandter konnte, zugleich mit seinem Dank für die weitherzige Aufnahme, unsrer Bewunderung für das Kulturwerk

Ausdruck verleihen, das Frankreich hier unter schwierigsten Verhältnissen geschaffen habe und das, wie jedes zivilisatorische Unternehmen, allen handeltreibenden Nationen zugute komme.

Bis in die späte Nacht saßen wir in der lauen Tropenluft auf der Terrasse des Gouvernements in anregender Unterhaltung, während vom nahen Strand das Murmeln und Plätschern der Wellen leise heraufdrang.

Die erste Januarhälfte gilt in Djibouti für die angenehmste Jahreszeit. Tagsüber ist es warm und oft auch etwas schwül, aber abends erhebt sich der Seewind und schafft willkommene Kühlung. Man wird auch nicht sonderlich vom Staub belästigt, da fast in jeder Nacht ein kurzer, kräftiger Gewitterregen fällt. Die Häuser der Europäer sind aus Stein aufgeführt und enthalten meist im Erdgeschoß Läden oder Bureaux, während der Oberstock in die Wohnräume und eine breite Holzgalerie zerfällt; letztere dient während der heißen Zeit als Schlafraum. Die aus buntlackiertem Schmiedeeisen bestehende französische Bettstelle läßt sich, da sie auf Rollen läuft, leicht auf die Veranda hinausfahren. Zur Erholung nach der Arbeit gibt es ein Konzertlokal à la Montmartre und mehrere Cafés; die Franzosen leben ja überall gleich. Sieht man sie vor der Stunde ihres Diner auf dem großen Platz in Djibouti vor dem Café sitzen und ihr Apéritif schlürfen, so glaubt man sich in die Banlieue von Paris versetzt. Jeder liest sein Petit Journal so interessiert, als ob die Nummer nicht vierzehn Tage brauchte um diesen entlegenen Winkel zu erreichen. Natürlich politisiert man auch, man spricht viel von den Russen und ihrem Krieg mit Japan; Rosdeschtwenskis baltische Flotte hat hier Kohlen genommen, Nebogatow wird erwartet. Man erzählt sich Wunderdinge von den Quantitäten Alkohols, die die russischen Matrosen vertilgt haben. Die Franzosen, die im Trinken von einer, auch uns Deutschen etwas philiströs erscheinenden Mäßigung und Regelmäßigkeit sind, haben für diese Neigung der Russen kein rechtes Verständnis.

Wenn man die paar geraden und sich rechtwinklig durchkreuzenden Straßen des Europäerviertels durchschritten hat, so sieht man sich plötzlich in einer ganz andren und recht fremdartigen Umgebung, der Eingeborenenstadt. Hier herrscht ein solches Getümmel, Schieben, Schreien halbnackter schwarzer Menschen, die sich um die Fleischbänke und Fischkörbe, um die Cafés und Garküchen drängen, daß man zunächst wie betäubt dasteht. Am buntesten ist das Bild auf dem Karawanenplatz; ihn besuchen täglich viele Hundert malerischer Issa mit ihren Weibern und Kindern, angelockt durch den

Markt, der ihnen noch etwas Neues, Reizvolles ist. Haben sie nichts mitgebracht, was sie feilhalten können, so wandern sie in Gruppen gemächlich zwischen Käufern und Verkäufern einher, um mehr als Haupteslänge die lebhaften Habr-aual-Somal überragend, oder sie stehen zu zweien und dreien sich umschlungen haltend, in lässiger Grazie da und schauen schweigend dem Treiben zu. Aber die Mehrzahl der Issa hockt mit irgendwelcher Ware am Boden. Der hält ein meckerndes Zicklein im Arm, um das ein Habr-aual mit betäubendem Wortschwall feilscht und handelt; jener zählt mit mißtrauischem Stirnrunzeln die kleine Münze durch, die ihm ein Somali für seinen Hammel bezahlt hat, während der Käufer schon das blökende Wolltier an den Hinterbeinen faßt, aufhebt und wie eine lebende Schiebkarre vor sich herstößt. Fast undurchdringlich ist die Menschenmasse, welche sich um die Kamele drängt. Durch Schläge und Püffe werden die stumpfsinnigen Tiere, trotz ihres wütenden Gurgelns und Fauchens, zum Aufstehen bewogen, damit sich ihre Qualitäten besser beurteilen lassen. Gute Reitkamele gibt es freilich wenig, und selbst für Lasttiere erscheint der Schlag etwas schwach, aber den Anwohnern der Küste muß das Kamel das in den Niederungen fast völlig fehlende Rind ersetzen und liefert ihnen Fleisch und Milch.

Milchkorb der Issa (Djibouti)

Dort halten Weiber Butter feil, die sie in Kuhhörnern zu Markt bringen, dort Milch in geflochtenen Körben, deren enge Maschen durch den Gebrauch und den Schmutz so vollständig verstopft sind, daß der flüssige Inhalt nicht aussickert. Diese Körbe mit ihren roten Wolletroddeln und ihrem Muschelbesatz sind der Stolz der Issa-Frauen. Wieder andere haben Brennholz gebracht, trockene Knüppel aus der Buschsteppe, die in kleinen Bündeln verkauft werden. Dazwischen schlachtet ein alter Mann mit langsamen, automatengleichen Bewegungen einen Hammel und zerlegt auf dem mit Unrat aller Art bedeckten Boden das noch zuckende Tier; die Fleischstücke wirft er den Weibern

zu, die sie im offenen Feuer rösten, aber um die Eingeweide und den Kopf liefern sich schmutzige gelbe Hunde lärmende Schlachten.

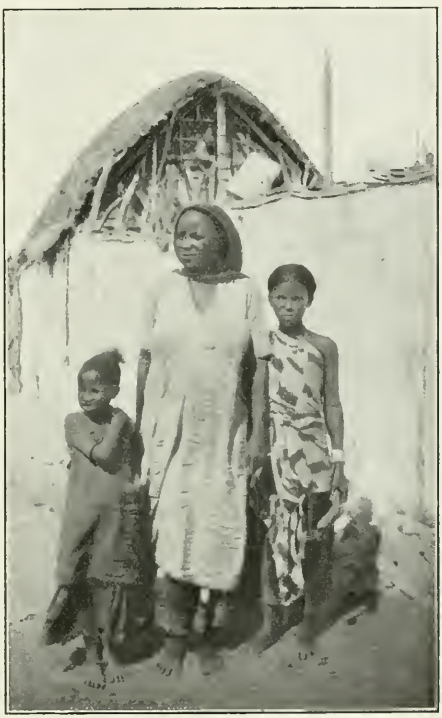
Die Sonne steigt höher. Der Mann, der sein ekles Mahl verschlungen hat, hüllt sich in seinen grauen Burnus und streckt sich, mitten im wogenden Strom der Menschen, zum Schlafen hin; das junge Weib reicht dem ungeduldigen Säugling die Brust, hoch erhobenen Hauptes, in ruhigem Stolz; kein leises Lächeln, kein sanfter Blick verrät in der Mutter die Mutter. Sie kennt nicht Zärtlichkeit, nicht Liebe; sie versteht es nicht etwas anderes zu sein als der Preis, um den die Männer kämpfen und töten.

Sie haben eine fremdartige, irritierende Schönheit, diese Issa-Weiber. Die hohen, schlanken Figuren, das schmale Gesicht, das dunkle Tressenhaar, das sie in einem schwarzblauen Tuch chignonartig gesammelt tragen, die zarten, aristokratischen Hände und Füße, die von dem klassischen Ideal so völlig abweichende und doch wie in Erz modellierte Brust, die sie unverhüllt tragen, vor allem aber die stolze Teilnahmlosigkeit ihrer Haltung gibt diesen Frauen etwas, das man so leicht nicht wieder vergißt. Der Ausdruck der Männer ist weit weniger wild, ja oft träumerisch und selbst melancholisch. Wenn man sie in ihrer Lieblingsstellung, sich wie in inniger Freundschaft umschlungen haltend, dastehen sieht, so möchte man nicht glauben, daß dies die berüchtigten Menschenjäger sein sollen, denen man es nicht beibringen kann, daß man den Fremden nicht tötet. Das Abzeichen derer, die getötet haben, die Feder oder den holzgeschnitzten Kamm im Tressenhaar, sahen wir bei manchem Mann, aus dessen milden Zügen man auf einen Charakter voll Sanftmut und stiller Träumerei geschlossen hätte.

Die Wilden, welche Djibouti besuchen, müssen zunächst ihre Waffen abgeben. Wir sahen im Wachthaus Hunderte von Lanzen, zweiseitig geschliffenen Dolchmessern, ledernen Schilden und fürchterlichen Musketen, die von den Besuchern des Marktes für die Dauer ihres Aufenthaltes dort deponiert waren. Die Polizei besteht aus zivilisierten Somal, handfesten jungen Leuten, die mit ihrem roten Fes und der anliegenden dunkelblauen Uniform zwischen der Menge zirkulierten. In Djibouti gibt es weder Militär noch europäische Polizei, und es war eins der wohlverdientesten Komplimente, die wir den Franzosen machen konnten, als wir ihnen unsre Bewunderung ausdrückten, daß sie diese wilde Bevölkerung lediglich durch einheimische Polizei in Zucht und Ordnung zu halten verstehen. Die Issa sind ja nicht das einzige schwierige Element in Djibouti. Da sind die ansässigen Somal, etwa 10000 Köpfe, die mit ihrem Hang zu Aben-

teuern, zu Spekulationen, zum Spiel und zu den Weibern, mit ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen alle regelmäßige Arbeit gerade keine bequemen Untertanen sind. Und daß die arabischen, griechischen und armenischen Hausierer, deren Djibouti eine große Anzahl aufweist, sichere Stützen der Ordnungspartei sein sollten, ist auch nicht anzunehmen.

Von dieser buntgemischten Gesellschaft traten uns nur die Somal aus dem Habr-aual-Stamme näher. Wir fanden in ihnen die persönlichen Diener, welche man auf einer Reise durch Afrika schwer entbehren kann, und lernten an ihnen viele sehr wertvolle Eigenschaften kennen, vor allem Ergebenheit und Treue, absolute Ehrlichkeit und große Genügsamkeit; auch daß sie, als Mohammedaner, den Alkohol verabscheuen, ist sehr anerkennenswert. Wie wir einzelne von ihnen fast wie Freunde liebgewannen, davon wird in diesen Blättern noch die Rede sein. Was uns aber zunächst an den Somal auffiel, war, daß sie keinerlei Handwerk ausüben. Es fehlt ihnen daher fast völlig an Gebrauchsgegenständen für das tägliche Leben, es sei denn, daß diese importierte Waren wären. Der Somali ist auch erstaunlich ungeschickt, wenn er einmal etwas herzustellen versucht; er lernt eher französisch oder englisch sprechen, als einen Knopf ordentlich annähen. Später, als wir das Hochplateau Abessiniens durchwanderten, sollten wir dies noch an einem besonders schlagenden Beispiel erkennen. Wir hatten unsren Leuten zum Schutz gegen die empfindlich kalten Nächte Stoff zu Zelten geliefert, und die geschickten Galla und Abessinier unsrer Karawane hatten sich im Handumdrehen daraus praktische kleine Zelte hergestellt. Dagegen fand sich unter unsren fünfzehn Somal kein einziger, der auch nur den Versuch ge-



Mirjam, Somali-Frau in Djibouti
(Phot. Friedrich Rosen)

wagt hätte, obwohl sie als Bewohner des Tieflandes und ihrer leichten Kleidung wegen mehr als die anderen von der Kälte litten: sie standen dem Problem, ein Zelt nach dem Muster der anderen zu nähen, völlig hilflos gegenüber. Nach 14 Tagen entschlossen sie sich, einem Abessinier ein Trinkgeld zu geben, wenn er ihnen den Zeltstoff zusammennähte, und so kamen sie denn endlich zu ihrem Obdach.

Daß diese Leute auch im Hausbau wenig Kunstfertigkeit beweisen würden, durften wir demnach erwarten, und doch erstaunte uns die Machweise ihrer Behausungen in Djibouti. Aus Reisig, Kistendeckeln, Strohmatten und Lumpen, aus verrostetem Draht und verwitterten Schiffstauen, aus Pappkartons und Lederabfällen bauen sie einen Zaun um einen stets viereckigen Hof,[1] von welchem ein Winkel durch zwei weitere Wände und ein Giebeldach zum Wohnhaus gestaltet wird. Was findet man nicht in diese Wände eingebaut: Korbdeckel und Stiefelsohlen, ungegerbte Tierhäute von pestilenzialischem Geruch neben den traurigen Resten eines, einst vielleicht ach so reizenden Korsetts, vor allem aber Bretter und Brettchen von Kisten, die noch ihre bunten Etiketten tragen: Pear's Soap, Moët et Chandon, Hoffmanns Stärke. Nicht minder gesucht und geschätzt ist Blech in jeder Form; hier wird ein Giebel von den Resten einer großen Petroleumkanne gebildet, dort verschließt eine plattgeschlagene Konservenbüchse ein Loch im Dach. Einmal lesen wir noch deutlich: Sardines aux tomates von J. Clot, Paris et Strasbourg, aber tausendmal würde eine eingehende chemische und mikroskopische Untersuchung nötig sein, wenn es die Natur solcher Fragmente zu ermitteln gälte. — Die Tür ersetzt bald ein unbeschreiblich schmutziger Lappen, bald ein Stück Flechtwerk, das windschief, statt an Angeln und Haspen, an einem Bindfaden hängt.

Im Innern die gleiche Dürftigkeit. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Herd. Die Feuerstelle ist im Freien, in den Winkeln schlafen die Leute auf ebener Erde; nur wenige Reiche und — die galanten Damen besitzen Bettstellen.

Trotz seiner unsaubern Umgebung ist der Somali für seine Person reinlich. Sein langes, weißes Hemd, das ihm Jacke und Hose ersetzt, wäscht er oft und gern. Ob er sich selbst wäscht, konnten wir nicht ermitteln, die dunkle Hautfarbe läßt das nicht erkennen, aber auch nach langen, heißen und staubigen Märschen nahmen wir nie an den Somal Ausdünstungen wahr wie beispielsweise bei den Abessiniern. Einst fragte unser Führer die Somal unsrer Zeltschaft:

[1] Im Innern Abessiniens werden Hütten und Höfe rund angelegt.

„Sagt, wascht Ihr Euch eigentlich nicht?“ „Wir sind ja noch jung, warum sollten wir uns also waschen?“ lautete die verblüffende Antwort.

Die Kaffeehäuser in Djibouti sind nach arabischer Art. Wir traten in eins ein, es wurde uns aber statt des erwarteten Mokka Kischr serviert, ein Getränk, das aus den Schalen der Kaffeebeeren hergestellt wird. Es schmeckt fast wie Thee und wird sehr heiß und stark gezuckert getrunken. Vor Jahren hat man versucht, den Kischr, der bei der Kaffeeproduktion in ungeheurer Menge als Abfall gewonnen wird, auch in Europa als Kaffeesurrogat einzuführen, wozu er sich bei seinem Gehalt an Coffeïn, Zucker und Pektin jedenfalls mehr geeignet hätte als die Cichorie, doch hat er dieser gegenüber keinen Boden gewinnen können.

Nachmittags präsentierte sich in unsrem Hotel ein junger Somali in der Uniform der eingeborenen Polizei, der sich Jussuf Jama aus Bulhar nannte und seine Dienste als Reisediener oder „Boy“ anbot. Da er gute Zeugnisse besaß und seine Anstellung in der Polizeitruppe eine gewisse Gewähr für seinen Charakter zu geben schien, wurde er engagiert und mir zugewiesen. Es kam nun zwar sofort ans Tageslicht, daß er sich die Uniform nur geborgt hatte und nichts besaß als ein arabisches Hemd und ein Schurztuch aus ehemals rotem Kattun, aber er wußte sich gleich nützlich zu machen und wurde daher behalten. Als dann die übrigen Diener im Laufe der nächsten Tage engagiert waren, zeigte es sich, daß sie alle Stammesgenossen Jussufs, Habr-aual, und seine besonderen Freunde waren, und es wurde uns klar, daß er seine Leute unauffällig anzubringen, andere aber fernzuhalten verstanden hatte. Übrigens nicht zu unserem Schaden, denn alle engagierten Boys erwiesen sich als ordentliche Leute.

Jussufs Vorleben, über welches wir später hörten, schien eine wahre Odyssee gewesen zu sein. Obwohl erst 18 oder 19 Jahre alt, hatte er schon zweimal als Boy die Reise nach Adis-Ababa und eine Jagdtour durch die südöstlichen Gallaländer gemacht. Scharfäugig und ein guter Beobachter hatte er sich auf seinen Reisen eine erstaunliche Kenntnis der Völker und Sitten erworben und konnte mir daher bei meinen ethnographischen Sammlungen die wertvollsten Dienste leisten. Aber alles Geld, das er sich verdient hatte, — nach den Verhältnissen des Landes bedeutende Summen, — hatte er im Spiel verloren oder bei den schönen Frauen in Adis-Ababa gelassen. In der Not entschloß er sich zur Arbeit „à la mer“, d. h. als Ruderer, Heizer oder Kohlenzieher. Bald besaß er wieder einen einträglichen Handel mit Booten; diesen hatte er gerade verjubelt, als wir seine Be-

kanntschaft machten. Er gab seine kleinen Sünden zu und bat, ihm seine Löhnung aufzubewahren, damit er nicht unterwegs in Versuchung geriete. —

Unfern Djiboutis hat die Regierung einen Mustergarten angelegt. M. Pascal lud uns ein, diesen zu besuchen. Auf der Fahrt hinaus sahen wir, daß die letzten Häuser Djiboutis unmittelbar die öde Buschsteppe berühren. Kaum hatten wir die lärmende Straße hinter uns, als wir uns schon von grenzenloser, melancholischer Einsamkeit umfangen fühlten. Soweit das Auge reichte, kein Baum, kein Feld, kein Haus, nur niedrige, in weitem Abstand über den nackten Boden verstreute Dornbüsche. Einmal tauchte eine malerische Silhouette neben uns auf: ein Issa mit Speer und Schild, ein Weib mit stolzer Haltung; sofort verschwanden sie wieder hinter einer Dünenwelle.

Der Regierungsgarten liegt in der flachen Mulde des Chôr,[1] der Djibouti mit Wasser versorgt. Die Anlage ist noch sehr jung, aber schon umschatten immergrüne Bäume die Gärtnerwohnungen, wuchtig recken sich junge Palmen an der Pforte und lange Alleen blühender Granatbäume umgrenzen die Felder. In hundert Rinnen zirkuliert das Wasser durch den Garten und befruchtet den jungfräulichen Boden. Obstbäume, Gemüsebeete, Blumenrabatten, alles steht in üppigem Wachstum. Große Schmetterlinge vom Aussehen unsrer Perlmutterfalter umschwirren trotz der Abendstunde die blühenden Bäume. Es ist unmöglich sie zu haschen, denn sie flattern und gaukeln nicht wie ihre Stammesgenossen bei uns, sondern jagen mit starkem Flügelschlag blitzschnell dahin. Einige Bäume sind mit den Nestern der Webervögel dicht besetzt. Birnförmig, wie hängende Früchte, sind diese Nester an die äußersten Spitzen der Zweige angebaut; an der Unterseite befindet sich ein rundes Loch, durch welches die kleinen braunen Bewohner spielend und sich jagend aus- und einschlüpfen.

Es dunkelte rasch. Vom Meer rollten schwere Wolken heran, über der Danakilwüste verglomm der Abendschein. Ein Licht blitzte auf: das Leuchtfeuer auf der Mole von Djibouti.

[1] So nennt man, mit arabischem Wort, die nur zeitweilig wasserführenden Betten der Bäche und Wildwasser nahe der Küste.

II

DIE ÄTHIOPISCHE EISENBAHN

8. Januar 1905

In dieser Nacht hat wohl keiner von uns viel Ruhe gefunden. Wir waren recht spät nach Haus gekommen, und dann gab es noch die letzten Vorbereitungen zum frühen Aufbruch am nächsten Morgen, Abschluß der Korrespondenz, Kofferpacken. Und als man endlich auf elender Lagerstatt ein paar Stunden des Schlafes suchte, kam der Regen. Und was für ein Regen! Das Rauschen des Ozeans, selbst das Rollen des Donners ging im Prasseln der schweren Tropfen verloren. Das klatschte auf die Galerie, das trommelte wilden Alarm auf dem Wellblechdach über uns. Ein äußerst wirksamer Resonanzboden, solch ein Wellblechdach.

Inzwischen wird es Zeit zum Aufstehen. Als es tagt, sitzen wir, fest in unsre Mäntel gehüllt, im Wagen und fahren durch Kot und Pfützen zum Bahnhof, der sich, unmittelbar beim Hafen, auf der Spitze der Landzunge von Djibouti befindet.

Man hat uns einen Extrazug gestellt, welcher uns selbst und etwa die Hälfte unsrer Bagage befördert; der fahrplanmäßige Zug bringt das übrige nach. Der Salonwagen ist ebenso elegant wie bequem. In einem anderen Abteil nehmen die Herren von der Eisenbahngesellschaft Platz, der Marquis de L'enferna, Vorsitzender des Aufsichtsrates, M. Carette, directeur des affaires indigènes der Bahn, und M. Vasselle, der Chefingenieur der Linie. Die Herren wollen uns auf der Fahrt die Honneurs ihres Unternehmens machen und uns gleichzeitig einen gründlichen Einblick in die Bauten und Einrichtungen der Bahn verschaffen. Denn die Gesellschaft befindet sich gegenwärtig in einer üblen Lage, da das bisher ausgebaute Stück der Linie (309 Kilometer) seine Kosten nicht deckt, während der Weiterbau bis Harar und Adis-Ababa auf pekuniäre und politische Schwierigkeiten stößt. Die französische Regierung, welche die Bahn anfangs

lediglich als Privatunternehmen der Konzessionäre ansah, mußte sich später zu einer Subventionierung entschließen; aber auch diese Hilfe hat sich nicht als ausreichend erwiesen. In der Presse wird schon die Internationalisierung der äthiopischen Bahn als bester Ausweg aus allen Schwierigkeiten erwogen.

Unser Zug setzt sich in Bewegung. Einen Augenblick sehen wir durch den Regen dicht neben uns das Meer, das hier fast bis an den Bahndamm brandet — dann sind wir wieder in der Buschsteppe.

Wie alles trieft und rieselt! Ein richtiger, hoffnungsloser Landregen; das wird eine trübe Reise werden. Doch nein, das Wetter klärt sich auf. Die Bahn windet sich zwischen den ersten Hügeln empor, oben scheint bereits die Sonne. Und der Regen hat der Vegetation gut getan; im Schmuck ihres lichtgrünen Laubes sehen selbst die Dornbüsche freundlich aus. Hier und da blüht schon eine Akazie,[1] die winzigen Blüten zu Troddeln vereint, die wie goldene Posamenten an den Zweigen hängen. Schlinggewächse durchranken das Geäst, an das sie bunte Glöckchen und Sternchen heften. Im Geröll siedeln Aloë und kaktusähnliche Euphorbien. Der Boden ist brandrot, von ockergelben Adern durchzogen und übersäet mit schwarzen Steinen, die noch vom Regen glänzen. In seinen lebhaften Farben verrät er seinen vulkanischen Ursprung.

Bald sehen wir deutlichere Spuren der feuerspeienden Berge, die hier in geologisch junger Zeit noch bestanden haben. Über Bänke von Kalk ergießen sich schwarze Lavaströme, die Oberfläche zu rauhen Schlacken erstarrt oder regelmäßig rissig gefeldert. Schroffe Felsenberge erheben sich über das Plateau, Reste erloschener Krater, wild übereinander getürmte Riesenblöcke. Schwarz und blutrot sind die vorherrschenden Farben des Gesteins. Die Vegetation wird immer dürftiger; nur in den scharf eingeschnittenen Schluchten ist es noch grün. Die Bahn überbrückt zwei solche „Chôr"; der Zug hält, wir steigen aus, um die solide und doch leichte Konstruktion der Viadukte zu bewundern, die in der Tat ihren Erbauern alle Ehre machen. Die französischen Herren erzählen uns von den Schwierigkeiten des Bahnbaues in dieser Steinwüste. Die Arbeiter mußten durch eine besondere Karawane mit Wasser versorgt werden, das manchmal erst in einer Entfernung von mehreren Stunden zu erreichen war. In der Glut der Tage vermochten die Wellblechbaracken ihnen nur dürftigen Schutz zu

[1] Nicht zu verwechseln mit den bei uns fälschlich als Akazien bezeichneten Robinien. Die Franzosen und Engländer nennen die echten Akazien, wiederum per nefas, Mimosen.

gewähren, nachts wurden sie nicht nur von dem Gesindel der Hyänen und Schakale belästigt, sondern auch von den hier sehr häufigen Leoparden.[1] Viele der Arbeiter erlagen dem heißen Klima; aber ihre schlimmsten Feinde waren die Issa. Man sah sie nicht, aber Leute, die sich von der Kolonne entfernten, kehrten selten zurück, nur ihre verstümmelten Leichname fand man wieder. Zweimal wagten die Issa auf die Arbeitenden offene Überfälle, denen gegen 30 Menschen zum Opfer fielen. M. Carette hat fast alle diese Schrekken mit durchgemacht; er ist ein schweigsamer Mann, der die Gefahr zu lieben scheint. Hoffentlich entschließt er sich einmal, seine Erlebnisse und Erfahrungen unter diesen wilden Menschen zu veröffentlichen, deren Sprachen, Gebräuche und Anschauungen er wie kein Zweiter kennt.

Issa-Leute

Nach etwa dreistündiger Fahrt erreichten wir in ständiger Steigung Dauanleh (842 m über dem Meer, 108 km von Djibouti), die abessinische Grenzstation. Mitten im Issaland liegt hier ein abessinisches

[1] Eine der Schluchten heißt Schebelleh, d. h. Pantherschlucht, eine andere Holhol, d. h. Abgrund.

Dorf, dessen Männer eine Art Garnison bilden. Beim Einlaufen unsres Zuges empfing uns eine Ehrenwache mit geschultertem Gewehr; die Soldaten trugen statt einer Uniform die in Abessinien landesübliche Tracht, Hemd und Hose aus weißer Baumwolle und darüber das toga-artige Umschlagetuch, die „Schama". Die Leute sahen entschlossen und tüchtig aus, ihr Leben auf dem weit vorgeschobenen Grenzposten mag ernste Anforderungen an sie stellen. Ihr Dorf erkannte man in einiger Entfernung von der Station, runde Hütten mit flach-konischen Dächern, — übrigens die erste Niederlassung, die wir heute sahen, denn die Issa bauen im allgemeinen keine Hütten, sondern leben bei ihren Herden, für welche sie nur Hürden, zum Schutz gegen die nächtlichen Raubtiere, errichten.

In Dauanleh pflegen sich die Reisenden der äthiopischen Bahn zu restaurieren, es ist eben nur hier Gelegenheit dazu während der zehn- bis zwölfstündigen Fahrt. Auch für uns war ein Frühstück vorbereitet, und so lernten wir eine der originellsten Bahnhofswirtschaften kennen. Neben dem ganz europäischen Stationsgebäude, das auch die Wohnungen der Beamten enthält, steht die Kantine, eine kleine Bude aus Brettern und Brettchen, deren Bauart fast an die Somalihütten in Djibouti erinnert. Aber der Zaun und das ganze Häuschen sind von Schlinggewächsen überrankt, und durch einen Wall von Laub und Blüten betritt man das Innere. Hier ist es eng wie in einer Schiffskabine, und doch ist der Raum zugleich Küche, Restaurant, Wartesaal und Laden. Und was kann man hier nicht alles kaufen! Kleider, Wäsche, Lebensmittel, Waffen, Munition, Werkzeuge. Aber vor allem Schnaps, freilich nicht gemeinen Fusel. Eine ganze Wand bedecken Likörflaschen mit den buntfarbigen Etiketten und dem roten, grünen oder goldbraunen Inhalt. Schnäpse aus aller Herren Ländern, Schnäpse mit jedem Namen, vom edlen Hennessy bis zum wohllautenden Mampe. Aber der Wirt, ein Grieche, hat offenbar auch Sinn für Schönheit. Wo in seiner Kantine ein Fleckchen Wandfläche disponibel blieb, da klebt ein Bildchen: eine süßlächelnde Schöne, die einst ein Stück Toilettenseife oder ein Päckchen Zigaretten zierte, gekrönte Häupter aus billigen Journalen und namentlich Karikaturen und andere Ausschnitte aus den Witzblättern aller Sprachen, mit besonderer Bevorzugung etwas gewagter Sujets. Wie wir alle Platz fanden — gegen 20 Personen —, ich weiß es nicht; aber man aß und trank, und wenn es auch keine Leckerbissen waren, es schmeckte doch.

Nach Dauanleh passierten wir eine letzte Gruppe vulkanischer Trümmerberge und gelangten dann auf eine endlose Hochebene, auf welcher sich bald alle Vegetation verlor. Offenbar hatte es hier seit

langer Zeit nicht mehr geregnet. Denn in diesen Teilen Afrikas fällt die Regenzeit im nächsten Bereich der Küste nicht mit derjenigen der Vorhöhen zusammen, und diese wieder differiert von der des eigentlichen Hochlandes. Die nomadisierenden Hirten durchstreifen das ganze Gebiet und halten sich stets dort auf, wo sie gerade Vegetation antreffen. So fanden wir das Plateau völlig verlassen. Aber über dem öden Nichts des tafelflachen Landes belebt sich der Horizont. Waldige Hügel rahmen einen See ein, das braune Geäst unbelaubter Bäume spiegelt sich auf der glänzenden Fläche und Röhricht umsäumt die Ufer. Es ist eine Fata Morgana, die uns trügerisch eine Szenerie wie aus dem deutschen Flachland vortäuscht, denn das Bild schwebt und gleitet unverändert neben uns dahin, manchmal leicht verschwommen, bald wieder zum Greifen deutlich. Fata Morgana — wunderliche Erscheinung, wunderlicher Name. Morgana, die böse, tückische Fee, war in der Sage unsres Mittelalters König Artus' Schwester und die verschmähte Geliebte des Ritters Lancelot; ihr Zauberschloß glaubte man in den trügenden Luftspiegelungen zu sehen, die man nach ihr Fata Morgana benannte.

Nach einer Weile bot sich uns ein anderes, weniger reizvolles Bild dar, das jedoch auch des Interesses nicht entbehrte. Die endlose Ebene bedeckte sich, soweit das Auge reichte, mit Tausenden kleiner Hügel, wie die Heuhaufen auf unsren Wiesen zur Erntezeit. Aber schon die Dürftigkeit der Vegetation belehrte uns, daß wohl etwas ganz anderes vorliegen müsse. In der Tat erkannten wir beim Näherkommen, daß die Hügelchen nichts andres waren, als die Bauten der Termiten, jener in den Tropen weitverbreiteten Insekten, welche, ähnlich wie die Bienen und Ameisen — mit welchen sie übrigens nicht sehr nahe verwandt sind — in komplizierten Staatengemeinschaften leben. Es gibt da eine Königin, bei manchen Arten auch einen König, Drohnen (Männchen), Soldaten und Arbeiter. Die Angehörigen dieser verschiedenen Kasten sind körperlich so verschieden gestaltet, daß man sie kaum als zusammengehörig erkennen würde; in ihrer Polymorphie übertreffen sie noch die Bienen mit ihren Weiseln, Drohnen und Arbeiterinnen. Ihre Lebensweise gleicht mehr derjenigen der Ameisen, sie zernagen alle erreichbaren Vegetabilien und schaffen sie in ihre Bauten, welche sie hauptsächlich aus Erde und den unverdauten Resten ihrer Nahrung aufführen. Die Mehrzahl dieser sonderbaren Behausungen ist etwa $1^1/_2$ m hoch, doch findet man einzelne von nahezu der doppelten Höhe. Im Inneren eines solchen Baues leben Millionen von Individuen, gewöhnlich durchweg Nachkommen einer einzigen Königin, welche

bei manchen Arten in jeder Minute 60 Eier legen soll; ein hübscher Rekord.

Wir hatten in den nächsten Tagen Gelegenheit, die Termitenbauten in Muße zu betrachten. Sie sind, obgleich aus loser Erde aufgeführt, steinhart, und man kann unbesorgt auf sie steigen. Nach außen bemerkt man keinerlei Öffnung, der ganze Bau scheint unbewohnt, — die lichtscheuen Termiten benutzen nämlich zu ihren Exkursionen unterirdisch verdeckte Gänge, und da sie ihre Beute auch nie offen angreifen, bekommt man die gefräßigen Insekten bei Tage überhaupt nicht zu sehen, es sei denn, daß man ihren Bau mit dem Beil öffnet.

Für die Anlage der äthiopischen Bahn bedeuteten die Termiten eine ernste Schwierigkeit und erhebliche Mehrkosten. Da sie die Holzschwellen mittels unterirdischer Gänge attackieren, anbohren und aushöhlen, so daß sie dann, ohne äußere Anzeichen, plötzlich unter der Last eines Zuges zusammenbrechen können, so mußten, zur Vermeidung von Eisenbahnunglücken, durchweg eiserne Schwellen verwendet werden. Aber auch beim Bau und der Ausstattung der Wärterhäuschen und Stationen war darauf Bedacht zu nehmen, daß möglichst die Materialien vermieden wurden, welche den Termiten zur Nahrung dienen können. Welche bedeutenden Schäden diese Tiere an Gebäuden anzurichten vermögen, zeigte die berühmte Zerstörung des Präsidentschafts-Palastes in Kalkatta im Jahre 1814.

Unser Zug rollte immer noch durch nicht enden wollende Ebenen dahin, keine Hütte, keinen Baum gab es zu sehen. Nur einmal passierten wir ein Flüßchen, an dessen Ufern sich graziöse Tamarisken wiegten, die schnurartigen Zweige bis zum Wasser herabgebeugt. Hier sahen wir ein paar kleine Antilopen und ein Volk Frankolinen, die sich von unsren Rebhühnern durch bedeutendere Größe unterschieden. Doch wenige Minuten später befanden wir uns wieder in einer Einöde, trostloser als alle zuvor. Man riet uns jetzt Fenster und Türen sorgfältig geschlossen zu halten, da eine Strecke mit Staubboden zu passieren war. Wirklich bemerkten wir nun, zunächst in der Ferne, bald aber auch neben uns, die gefürchteten Tromben: ohne daß es windig gewesen wäre, sahen wir den Wüstenstaub, in lawinenartig anschwellenden Wirbeln gedreht, plötzlich kirchturmhoch aufsteigen. Langsam zogen diese Staubsäulen dahin, um sich nach einer Weile ebenso plötzlich in eine niederrieselnde Wolke zu verwandeln, die alles mit einem erstickenden, äußerst feinkörnigen Sand überschüttete. Auch wir wurden, obwohl wir alle Öffnungen unsres Wagens fest verschlossen hielten, von dem alles durchdringenden Staub dicht be-

deckt. Zugleich entwickelte sich eine lästige Schwüle; man glaubte nicht atmen zu können.

Zum Glück hatten wir die Staubwüste nach einer halben Stunde hinter uns, und unsre Stimmung hob sich wieder auf normales Niveau, zumal wir gleichzeitig eine angenehme Entdeckung machten: unser Wagen enthielt einen Eisschrank, und dieser einen kalten Imbiß samt dem nötigen Getränk. So konnten wir mit den französischen Herren, die so vortrefflich für unser leibliches Wohl gesorgt hatten, auf gute Freundschaft anstoßen.

Endlich erreichten wir ein großes Dorf, Hada Galla,[1] wiederum eine abessinische Station zur Sicherung der Bahn gegen die Issa. Die ganze Garnison, einige hundert Mann, erwartete in Parade das Einlaufen unsres Zuges. Dann löste sich von der Reihe der schwarzen Krieger ein korpulenter Herr vom Aussehen eines ins Afrikanische übersetzten Nero und begrüßte unsren Gesandten mit einer kurzen Ansprache; es war Ato Marscha,[2] der oberste Beamte der Grenzprovinz. Er war uns, um einen Willkommengruß Kaiser Meneliks zu überbringen, bis hierher entgegengekommen und fuhr nun mit uns nach Diredaua, seinem Sitz, zurück.

Wir waren natürlich gespannt auf den Eindruck, den uns dieser erste abessinische Herr machen würde. Aber es war aus Ato Marscha nicht viel herauszubringen, und selbst seine Höflichkeitsphrasen brachte er mit so müder, gleichgültiger Stimme vor, daß wir nicht sonderlich entzückt sein konnten. Erst allmählich kamen wir dahinter, daß Ato Marschas Spezialität in kleinen humoristischen Bemerkungen bestand, die er wenigstens selbst so herzlich belachte, daß sein Bäuchlein darüber in beängstigende Erschütterung geriet.

Inzwischen machte uns M. Carette darauf aufmerksam, daß die Bahnlinie erheblich zu steigen begann, nachdem wir sechs Stunden in ziemlich gleichbleibender Höhe, etwa 800 m, gefahren waren. Bald tauchten Hügel auf, bedeckt mit Gestrüpp. Wir fuhren im Tal eines ausgetrockneten Flüßchens aufwärts. Knorrige Schirmakazien, die ersten wirklichen Bäume, die wir im Issalande sahen, sammelten sich zu immer größeren Beständen. Bis in das dichte Geäst der wie flache

[1] Der Name bedeutet wörtlich: „Wir haben die Galla vernichtet." Hier soll vorzeiten eine große Schlacht zwischen den Issa und Abessiniern stattgefunden haben, bei welcher die letzteren unterlagen. Die Bezeichnung „Galla" für die Abessinier ist bei den (mohammedanischen) Somal gebräuchlich, da der Begriff für sie nur die Ungläubigen bezeichnet.

[2] Der Titel Ato, d. h. Herr, wird im Gespräch auch manchmal geringeren Leuten gegeben, jedoch, wie man uns sagte, nur verheirateten.

Dächer ausgebreiteten Kronen rankten seltsame Schlingpflanzen ohne Blatt oder Blüte; die vierkantigen, fleischig-dicken, gegliederten Äste hingen schlaff und schwer aus der Höhe herab. Eine Liane von der Gestalt eines kletternden Kaktus. Auf den ersten Blick hätte wohl niemand geahnt, daß dies ein naher Verwandter des edlen Weinstockes war, der Cissus quadrangularis der Botaniker, dem die afrikanische Sonne diese bizarre Gestalt aufgeprägt hat.

Hin und wieder tauchte im Dickicht eine aus Reisig gebaute Hütte auf; schlanke Frauen, den schwarzen Milchkorb auf dem Kopfe balancierend, zogen auf sandigen Wegen dahin. Fremdartig bunte Vögel huschten über die Waldblößen, und im dornigen Busch weideten langhalsige Kamele, von schwarzen Hirten mit der Lanze in der Hand gehütet. Dann erweiterte sich das Tal, und am Fuße eines hohen Halbrundes bewaldeter Berge lag, ganz in den Akazienwald gebettet, unser Ziel vor uns, Diredaua, einstweilen die Endstation der äthiopischen Bahn.

III

DIREDAUA

9. bis 11. Januar 1905

Diredaua ist ein Produkt der Eisenbahnlinie, welche hier endet. Auf älteren Karten findet man an dieser Stelle keinen Ort verzeichnet, wenn es hier auch gewiß schon Dörfer gab. Die Bevölkerung des Gebirgsrandes, der kleine Stamm der Gurgura, lebt nämlich in Dörfern und treibt, wenn auch in beschränktem Umfang, Ackerbau. Man hält die Gurgura für Mischlinge von den Issa und Galla, deren Gebiete hier aneinanderstoßen.

Ursprünglich hatte man die äthiopische Bahn direkt nach Harar legen wollen; sie würde dann in Dǰeldeïssa die alte Straße von Sela erreicht haben und ihr weiterhin gefolgt sein. Aber die Steigung von Dǰeldeïssa bis zum Rande des Plateaus — gegen 1200 m auf 24 km —, schon für die Karawanen beschwerlich, würde kostspielige Bauten nötig gemacht haben. Zudem scheint der Negus gewünscht zu haben, daß die äthiopische Bahn die Richtung auf seine Hauptstadt, Adis-Ababa, einhalten möchte, statt zunächst den Umweg über das eben erst bezwungene und gedemütigte Harar zu machen, die Stadt, welche der abessinischen Herrschaft jahrhundertelang trotzigen Widerstand geleistet hatte. So führte man die Linie an einen Ort etwa 30 km westlich von Dǰeldeïssa, den man Adis-Harar, d. h. Neu-Harar, nannte. Menelik selbst soll diesen Namen in Diredaua umgeändert haben, die Bezeichnung ist der Gallasprache entnommen und bedeutet „Lager der Genesung"; tatsächlich erfreut sich der Ort leidlicher Gesundheitsverhältnisse. Er liegt in 1200 m Seehöhe, hat gutes Wasser, trocknen, sandigen Untergrund und ist auch für den dauernden Aufenthalt von Europäern geeignet. Die Bahn besitzt hier außer den nötigen Verwaltungsstellen bedeutende Reparaturwerkstätten. Im Ort gibt es einige gute Läden — darunter einen mit ausschließlich deutschen Waren — und ein recht freundliches Hotel, das mit seinen Galerien und Gärtchen an unsre Sommerfrischenlokale erinnert.

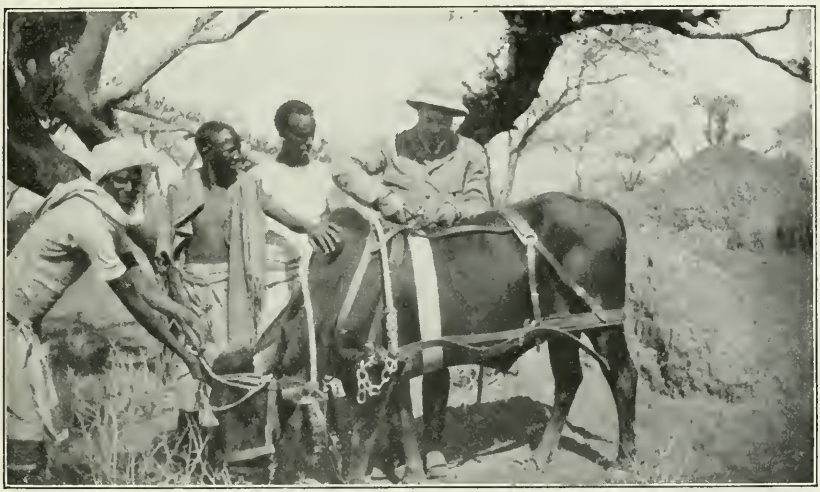
Von Diredaua führt eine etwa 65 km lange Straße in südöstlicher Richtung nach Harar, zwei andere nach Westen und Adis-Ababa. Von diesen läuft der direktere Weg durch die Steppen nördlich des Tschertschergebirges und wird meist nach dem Assabotberg, den er berührt, Assabotweg genannt. Er ist zur Not für Ochsenkarren passierbar, aber wasserarm, heiß und uninteressant. Der andere folgt als elender Saumpfad den nördlichen Kämmen des waldreichen Tschertschergebirges in einer mittleren Höhe von etwa 1900 m und wird trotz seiner größeren Länge und erheblichen Steigungen von den Reisenden bevorzugt, da er schöner und gesünder ist. Auch wir entschlossen uns zu diesem Weg, zumal er uns auch die Möglichkeit bot Harar zu besuchen, das wegen seines bedeutenden Handels für unsre Mission ein großes Interesse bot. Um uns aber auf dem schwierigen Gebirgsweg größere Bewegungsfreiheit zu sichern, ordnete der Gesandte eine Teilung der Karawane an; alle schweren Stücke, alles zeitweilig entbehrliche Gepäck, namentlich der größere Teil des Proviants, wurde auf den Assabotweg dirigiert, wo die Lasten von Kamelen, die schwersten Kolli auf Ochsenkarren befördert werden sollten, während wir selbst mit unsrem Troß im Gebirge ausschließlich auf die kleinen Maultiere angewiesen waren.

Wir fanden in Diredaua zwei Deutsche vor, die uns der mit den Vorbereitungen für unsre Mission betraute H. Arnold Holtz aus Adis-Ababa mit einer größeren Anzahl Dienern, Treibern und Maultieren entgegengeschickt hatte. Der eine unsrer Landsleute, H. Sefzat, sollte uns als Reisemarschall begleiten, der andere, H. Schaup, den Transport über den Assabotweg führen. So konnte unsre ganze europäische Reisegesellschaft einschließlich unsrer Bedeckung von neun Gardes du Corps sowie zweier deutscher Diener den Tschertscherweg einschlagen, auf welchem weder für unsre Gesundheit noch für unsre Sicherheit irgend etwas zu befürchten war. Schaup hatte freilich eine schwere Aufgabe, doch war er mit dem Lande schon einigermaßen vertraut und an das Klima gewöhnt; nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten zeigte er sich auch seiner Funktion gewachsen. Ihm wurde der deutsch sprechende der beiden Dolmetscher beigegeben, der andere, der außer der abessinischen nur der arabischen Sprache mächtig war, begleitete uns.

Diese Dispositionen machten einen mehrtägigen Aufenthalt in Diredaua nötig, da nicht nur die Karawanen zusammengestellt werden mußten, sondern auch das ganze Gepäck sorgfältig durchzusehen und zu verteilen war. Denn auch im besten Fall konnten wir die auf dem Assabotweg zu befördernden Stücke erst in etwa zwei Wochen

wiederzufinden hoffen. Da es aber im Tschertschergebirge ebenso wie in der Issa-Steppe völlig ausgeschlossen war für irgendein fehlendes Ausrüstungsstück Ersatz zu erhalten, so war bei der Verteilung die größte Umsicht geboten. Dieser Teil der Arbeit fiel in erster Linie unsrem Reisegefährten Becker zu.

Eine andere Hauptaufgabe war die Beschaffung der Lasttiere und die Verteilung der Lasten auf dieselben. Die von H. Holtz gesandten Maultiere genügten vorderhand uns beritten zu machen, nicht aber für den Transport des Gepäckes. Zudem hatten diese Tiere bereits die Reise von Adis-Ababa — gegen 450 km — hinter sich und waren



Auf dem Lagerplatz von Diredaua: Verpassen der Geschirre für die Zugochsen; rechts ein Termitenhügel (Phot. Friedrich Rosen)

zum Teil in unbefriedigender Kondition. So mußten denn in Diredaua außer den Kamelen auch Maultiere gemietet werden; dazu war natürlich auch die nötige Mannschaft zu engagieren. Dann kam das Verpassen der Sättel und ein Probeladen der Lasten auf die teilweise äußerst störrischen Tiere. Hier leistete der Gesandtschaft die Umsicht, Ruhe und Arbeitskraft Graf Eulenburgs die vortrefflichsten Dienste. Unser Gesandter, der allein über reiche Erfahrungen im Karawanenwesen verfügte, konnte sich gleichwohl in vielen Dingen auf allgemeine Direktiven beschränken und sich für das Ganze der mannigfachen Aufgaben, die ihm sein verantwortungsreicher Posten auferlegte, und für Politik und Repräsentation frei halten. Graf Eulenburg aber griff als alter Kavallerist tüchtig und praktisch mit zu, unterstützt von Vizewachtmeister Moldenhauer und den flinken Gardes du Corps.

Es war eine Freude zu sehen, wie die Maschinerie des Dienstbetriebes sofort und lautlos funktionierte. Wir hoffen, daß unser Debüt auf abessinischem Boden einen guten Eindruck gemacht hat.

Wirklich erntete unsre Organisation an diesem Tage noch freundliche Lobsprüche. Unser Gesandter hatte nämlich für den ersten Abend die französischen Herren und Ato Marscha zu einem kleinen Diner gebeten, um unsrem Dank für die freundliche Unterstützung Ausdruck zu verleihen. Und zwar sollte die Gesellschaft nicht im Hotel, wo wir abgestiegen waren, empfangen werden, sondern in unsrem eigenen Heim, unsrem Lager. Unser Lager — ja, das

Vorbereitungen zum ersten Diner

existierte freilich noch nicht, nur der Platz dazu war vorhanden, ein unbebautes Stück Land dicht am Bahnhof, mit einigen Schirmakazien bestanden und den obligaten Termitenhügeln darunter. Erst um neun Uhr früh konnte mit dem Abladen des inzwischen eingelaufenen Gepäcks begonnen werden. Hunderte von Kisten und Säcken häuften sich zu wahren Bergen. Aber die praktische Signatur der Gepäckstücke ermöglichte eine rasche Übersicht in dem scheinbaren Chaos, und schon am frühen Nachmittage stand das Meßzelt mit Tischen, Stühlen und Teppich so sauber da, als wäre alles sorgfältig vorbereitet gewesen. Die lange Tafel für vierzehn Personen entbehrte nicht einer gewissen Eleganz, obwohl im Service das Porzellan ganz

und das Glas größtenteils durch unzerbrechliches Metall ersetzt war. Unter dem Vordache des schmucken Zeltes waren um kleine Tischchen herum gemütliche Ecken zum Plaudern und Rauchen geschaffen. Dreiarmige Leuchter und selbst eine Petroleumlampe standen bereit.

M. Carette, der am Lager vorbeikam, erbot sich einen Gang zur Tafel zu liefern. Er verschwand mit seiner Flinte, und ein Weilchen darauf brachte einer seiner Diener, hoch auf einem Kamel beritten, eine kleine Antilope, die für den fehlenden Rehrücken eintreten sollte.

Inzwischen hatte sich auch die Küche etabliert. Wir hatten in Port-Saïd zwei koptische Köche an Bord genommen, Armanios und Andreios, welche unser Generalkonsul in Kairo, der Gesandte v. Rücker-Jenisch, für uns engagiert hatte. Ein Adonis war freilich keiner von beiden, der eine schielte, der andere war einäugig. Armanios, der Oberkoch, hatte auch eine gewisse Anlage zum Gewaltmenschen. Aber sie kochten gut und wußten sich zu helfen. Bald prasselte ein lustiges Feuer unter den Bäumen, und leckere Düfte umgaukelten die Nasen der Arbeitenden.

M. Carette und seine Löwin [1]
(Phot. Friedrich Rosen)

So gab es an diesem Abend ein Diner im deutschen Lager, so „standesgemäß“, daß wir selbst erstaunt waren. Die beiden deutschen Diener servierten comme-il-faut in eleganter Livree, unterstützt von den drei schwarzen Meßboys unter dem Kommando des Garde du Corps Schneider. Es gab auch einen guten Tropfen und zuletzt zu Kaffee und Danziger Goldwasser eine Zigarre von Boenicke & Eichner. Die Stimmung war ausgezeichnet, und trotz der Anstrengungen des Tages blieben wir lange

[1] In der Photographie bemerkt man die pantherartige Jugendzeichnung, welche dem Auge sonst wenig auffällt.

zusammen. Vor dem Scheiden verabredeten wir noch für den folgenden Morgen einen frühen Spazierritt, an welchem freilich von unsrer Seite nur mein Bruder und ich teilnehmen konnten.

Um halb sieben saßen wir schon im Sattel, aber es gab zuerst noch einen kleinen Aufenthalt. M. Carette war nämlich mit seiner Löwin gekommen, die wie ein Hund neben ihm hertrottete; natürlich mußte sie gleich photographiert werden. Inzwischen trieb ein Schwarzer eine kleine Herde Strauße vorbei, als ob es Gänse wären. Man merkte doch, daß man in Afrika war. — Endlich setzten wir uns unter den Strahlen der schon recht warmen Sonne in Bewegung.

Das Europäerviertel von Diredaua wird von einem Fächer breiter Straßen durchzogen, die vom Bahnhof ausstrahlen und sich einige hundert Meter weiter unter den Schirmakazien verlieren. Die Bäume stehen in lockeren Gruppen und boten, da sie noch unbelaubt waren, nur wenig Schatten. Der Boden war sandig und staubig und machte bei dem völligen Fehlen von Gras und Kraut einen kahlen Eindruck, obwohl das gliederästige Gestrüpp des Cissus quadrangularis hier und dort unter den Bäumen wucherte. Noch reichlicher war eine aloëartige Staude mit über fußlangen grauen Blättern, Sanseviera Ehrenbergii, welche inmitten des fleischigen Blattgewebes derbe, feste Fasern führt, das gebräuchlichste Bindematerial bei den Eingeborenen. Da die Pflanze am ganzen Steppenrand wie in Diredaua selbst sehr gemein ist, so hat sich hier eine Fabrik zur rationellen Gewinnung der auch für den Export wertvollen Sanseviera-Faser etabliert.

Nach wenigen Minuten erreichten wir das sandige Bett eines ausgetrockneten Flüßchens, in welchem wir nun aufwärts ritten. Das Tal verengerte sich schluchtartig und gewann romantischen Reiz. Dicht belaubte Bäume umschatteten moosige Felsen und deuteten auf die Nähe von Wasser. Plötzlich sahen wir das Ende des Flüßchens vor uns: umgeben von einer üppigen Krautvegetation versickerte das Wasser im Sande; wenige Schritte weiter oberhalb war das Bett zwar nicht ufervoll, doch immerhin soweit gefüllt, daß wir nun uns einen oft engen Weg zur Seite des Baches suchen mußten. So erreichten wir endlich die Kopfstation der Wasserversorgung von Diredaua, ein paar kleine unterirdische Bassins, überwuchert von Moos und Farn. Eine Röhrenleitung von über 4 km Länge versorgt die Ansiedelung mit vortrefflichem Wasser.

Unser Bach — Laga-hare, d. i. Eselswasser, ist sein Name — scheint zur trockenen Jahreszeit der einzige im weiten Umkreis zu sein, welcher gutes Wasser führt. So werden denn die Herden aus

den umliegenden Dörfchen hierher zur Tränke getrieben, wie auch die wilden Tiere von weither zum Saufen kommen. Um sie zu beobachten, war wohl freilich der Vormittag eine ungeeignete Zeit; die Raubtiere und Antilopen kommen bei Nacht, die Affen, namentlich die in der Umgegend häufigen Paviane, in den späten Nachmittagsstunden. Wir sahen von Säugetieren nur eine Meerkatze (Cercopithecus griseo-viridis) und auch diese nur flüchtig; gewiß hatte sie ein schlechtes Gewissen. Denn so wenig scheu diese munteren Affen im Urwald sind, so vorsichtig sind sie in der Nähe der Felder, weil der Mensch ihnen hier nachstellt, da sie große Verwüstungen an den Kulturen anrichten. Fallen sie hungrig über ein Durrah-Feld her, so stopfen sie sich in höchster Eile die Backentaschen voll Körner, dann aber brechen sie Kolben auf Kolben ab, beriechen ihn und werfen ihn gewöhnlich verächtlich weg. Kein Tier kann im Fressen launischer und wählerischer sein als die Meerkatze, nachdem sie den ersten Hunger gestillt hat. So steht der Schaden, den sie verursacht, in gar keinem Verhältnis zu ihrem wirklichen Nahrungsbedarf.

Nur die Vogelwelt war um diese Tageszeit reichlich am Wasser vertreten. Da waren buntschillernde Nektarinien, die Kolibris Afrikas, die wie flinke Schmetterlinge die Blumen umgaukelten; in den Wipfeln hüpften muntere Pärchen von Bartvögeln (Pogonias Brucei), blauschwarz mit weißgelben Schwingen, Kopf und Brust von glühendem Rot. Da waren drollige kleine Papageien, die in geschäftigem Ernst an den Zweigen herumturnten; ihr Gewand setzt sich aus bescheidenem Rauchgrau, warmem Orangerot und schimmerndem Enzianblau zusammen. Warum haben nur meine Kollegen, die Herren Zoologen, diesem unschuldigen Tierchen den geschmacklosen Namen „Meyerscher Papagei“ (Pionus oder Pœocephalus Meyeri) angehängt? — Ein hübscher Stößer, der Heuschreckenhabicht (Asturina polyzona), saß hochaufgerichtet auf einem Zweig über dem Bach, bis ihn ein Schuß herunterbrachte, als Opfer unsrer Neugier. Und doch ist er als Vertilger von Heuschrecken, Käfern und Mäusen nützlich; an kleinen Vögeln vergreift er sich nur in der Not.

Die Nashornvögel (Buceros oder Lophoceros erythrorhynchus und flavirostris) besuchen die Schlucht anscheinend nur um zu saufen; sie wohnen in den Akazienwäldern am Steppenrand und sind in Diredaua sehr häufig. Es sind eitle Gesellen, die sich gern zeigen, und wenn sie fliegen, so spreizen sie stutzerhaft den langbefiederten Schwanz; aber der im Verhältnis zu dem schlanken Körper übergroße Schnabel verleiht ihnen etwas Karikaturenhaftes, zumal er bei seiner

Fleischfarbe sehr in die Augen fällt. Im Fluge hängt er ihnen wie eine lange, krumme Nase betrübt herunter. Auch das Gefieder, aus Braun, Grau und Weiß regellos gewürfelt, entbehrt der Pracht, welche die Tukane, die amerikanischen Parallelformen der Nashornvögel, auszeichnet. Doch in ihrem Eheleben erweisen sich die letzteren als recht sonderbare Gesellen. Wie David Livingstone zuerst beschrieb, mauert das Männchen zur Brutzeit das Weibchen in einer Baumhöhle ein und läßt nur einen so schmalen Spalt offen, daß seine bessere Hälfte ihren mächtigen Schnabel herausstrecken kann. Zwei bis drei Monate lang bleibt seine Gattin gefangen, bis die Jungen flügge sind; derweil muß das arme Männchen Weib und Kinder füttern. Sie wird

Gurgura-Frau bei Diredaua
(Phot. Friedrich Rosen)

infolge des soliden, häuslichen Lebens in dieser Periode nudeldick, während er — ein Märtyrer seiner sozialen Ideen — erbärmlich abmagert.

Auf dem Rückwege führte uns M. Carette zunächst an der südlichen Wand der Schlucht über Blöcke und Geröll steil aufwärts, um uns noch die Niederlassungen der Gurgura zu zeigen. Wir besuchten einige Höfe, in denen die runden Hütten, ebenso wie die Zäune aus dornigem Reisig aufgeführt waren; die Bewohner unterschieden sich besonders durch rundere Formen von den überschlanken Issa. Doch vermieden wir größere Annäherung, da hier gerade die Blattern herrschten. Große Herden von Kamelen, Schafen und Ziegen begegneten uns auf dem Weg zur Tränke, geführt von dem Häuptling des Stammes in eigener Person.

Dann ging es wieder nach Diredaua hinab, entlang am Fuße eines steilen Plateauberges „dagah'aás e dayer galka“ (d. h. der Rote Stein, wo die Affen sitzen; das ganze Gebirge heißt auf unsren Karten Djebel ahmar, d. h. Roter Berg). Wir durchritten die Eingeborenenstadt, in welcher des Marktes wegen großes Gedränge herrschte. Die Bevölkerung ist aus verschiedenen Somalstämmen, Gurgura, Galla und Abessiniern bunt gemischt. Unter den Marktwaren fielen uns grüne Blätter auf; es war Kat (Catha edulis), als nervenanregend und als Schutzmittel gegen Krankheit geschätzt. Der Katstrauch sowie seine Verwendung stammt aus Arabien und ist nur bei den Mohammedanern in Gebrauch; abessinisch heißt er Tschaht oder Tschaï.

Zwischen dem Quartier der Eingeborenen und dem der Europäer liegt inmitten eines Gartens voll prächtiger Bananen, Melonenbäume und anderer tropischer Kulturgewächse das Wasserwerk von Diredaua. Obwohl es inzwischen recht heiß geworden war, verweilten wir doch noch, um das Treiben der Wasserholer zu beobachten. Burschen und namentlich Frauen kamen mit riesigen Flaschenkürbissen und viereckigen Blechkästen, die sie an der Wasserleitung füllten und teils auf Esel verluden, teils selbst auf dem Rücken wegschleppten. In Scherz und Zank schwirrten die Stimmen. Manche Wasserholer waschen sich auch — völlig unbekümmert um die Umdrängenden — direkt an der Leitung. Alles überfließende Wasser sammelt sich in ein paar Gräben, welche zur Kultur der dem französischen Gaumen so angenehmen Wasserkresse angelegt sind; auch in Deutschland speist man diese Pflanze stellenweise. Mittags wurde uns zufällig im Hotel Kressensalat vorgesetzt, und wir waren so rücksichtsvoll unsre Wahrnehmungen über die Mohrenwäsche an der Wasserleitung erst dann zum besten zu geben, als männiglich sein Teil an dem frischen Grün bereits mit Behagen verspeist hatte.

Unser Aufenthalt in Diredaua dauerte nur drei Tage, während deren die Hitze rasch stieg. Trotz größter Anstrengung konnte die Organisation der Karawanen nicht so vollständig durchgeführt werden, wie es wünschenswert gewesen wäre. Aber wir hatten einen Dysenteriefall unter unsren deutschen Soldaten, und daher drängte unser Gesandter zum Aufbruch in das gesunde, hochgelegene Bergland. Den letzten Abend verbrachten wir noch in angenehmster Weise als Gäste des Marquis de L'enferna und M. Carette auf der luftigen Terrasse des Hotels.

IV

DER ERSTE MARSCHTAG

12. Januar 1905

Am 12. Januar 1905 sollte unsre Karawane den Marsch ins Innere antreten. An diesem Tage schien uns, eben dem nordischen Winter Entsprungenen die afrikanische Glut fast unerträglich, obgleich das Thermometer nicht mehr Wärmegrade zeigte, als gelegentlich an einem heißen Sommertag bei uns. Der Aufbruch war für den Vortrupp auf sieben Uhr morgens angesetzt, verzögerte sich aber über den Schwierigkeiten des ersten Ladens von Stunde zu Stunde. Es war schwer die Geduld zu bewahren. Drüben winkten die waldigen Berghänge des Djebel ahmar und schienen Kühlung und Schatten zu verheißen: uns boten die unbelaubten Schirmakazien kaum den dürftigsten Schutz. Und der Staub, dieser feinsandige, alles überdeckende, alles durchdringende Staub, den der leiseste Wind zu turmhohen Wirbeln emporzuheben vermag, bildete auf dem Lagerplatz zwischen sich drängenden Menschen und ungebärdig stampfenden Lasttieren eine wahre Qual; — dort oben, nur etliche Stunden Reitens entfernt, sollte frisches Gras den Boden decken!

Die Sonne stand fast senkrecht über uns, als der Vortrupp unter Oberstabsarzt Vollbrecht und Vizekonsul Schüler endlich in Bewegung gesetzt werden konnte. Im leichten Khakianzug, den Nacken durch einen dichten Schleier gegen die Gefahr des Sonnenstiches geschützt, obendrein mit grüngefütterten Schirmen bewehrt, rückten die Herren ab, mit der Aufgabe in der Nähe des hochgelegenen Sees von Haramaja ein Lager aufzuschlagen, das der Rest der Karawane erst zu später Nachtstunde erreichen konnte. Einige Zelte und die Küche mit ihrem Personal waren dem Vortrupp beigegeben.

Nachmittags um vier Uhr, als sich die Glut bereits zu legen begann, folgten wir nach. Es war ein feierlicher Auszug, wir ritten geschlossen an der Spitze der Karawane, voran der Gesandte zwischen

dem Marquis de L'enferna und M. Carette. Eine große Menschenmenge erwartete im Bahnhofsviertel unsren Abmarsch, neue Massen bildeten vor der Eingeborenenstadt Spalier. Hier stieß Ato Marscha, der abessinische Gouverneur, mit seinem Gefolge von einigen zwanzig Reitern zu uns, und in Wolken von Staub ging es zwischen den letzten verstreuten Gehöften von Diredaua dem Gebirge zu. Die breite Straße stieg mäßig an; bevor sie den Wald erreichte, warfen wir noch einen letzten Blick auf das im heißen Dunst verschwimmende Land zurück.

Hütte der Gurgura (Phot. C. Bosch)

Leicht kenntlich ist die Völker- und Ländergrenze, welche wir nun überschritten. Das wellige Hügelland, das sich von unsrem Standpunkt in etwa 300 km Länge bis Djibouti und dem Golf von Tadjura hinab erstreckt, ist die Heimat der Issa, der tapferen Vorposten des großen Somalivolkes. Das nahe Tiefland, dem Issa-Gebiet nach Nordwesten vorgelagert, bewohnen die Danakil oder Afar, d. h. die Umherschweifenden, denn sie sind nomadisierende Hirten. Nur in dem rings durch weg- und wasserlose Wüsten geschützten Tiefbecken der Aussa besitzen sie feste Ansiedelungen, wo zwischen bewässerten Feldern und geschlossenen Dörfern der stattliche Hawasch-Fluß im Sande verrinnt. Das Gebirge aber, einst unbestrittener Besitz der

semitischen Hararesen, gehört jetzt fast ganz den Galla, die es auf ihren Kriegs- und Beutezügen zuerst überschwemmt und dann besiedelt haben. Sie, die durch Jahrhunderte die furchtbarste Geißel Ostafrikas waren, neigen jetzt zu seßhafter Lebensweise und ruhiger, fleißiger Arbeit als Bauern und Handwerker. An den Nordhängen des Gebirges, gerade dort, wo wir uns eben befinden, stößt das Gebiet aller vier Völker zusammen, und hier ist aus der Berührung namentlich der Issa und Galla das Mischvölkchen der Gurgura entstanden. Wir passieren einige ihrer aus Reisig gebauten und im Buschwald halbverlorenen Gehöfte.

Langsam schreiten die an das Karawanentempo gewöhnten Tiere vorwärts. Wie sich die Reiter in Gruppen zusammenfinden, um sich die Länge des Weges durch Geplauder zu kürzen, so machen die Maulesel miteinander Bekanntschaft. Allerhand Sympathien und Antipathien werden merklich, auch kleine Eifersüchteleien wegen des Vorantrittes kommen vor; nur die geringeren Tiere trotten stumpfsinnig hintereinander her und gehen, an schmale Saumpfade gewöhnt, auch da nicht nebeneinander, wo die Breite des Weges dies gestatten würde.

Das Maultier hat im Charakter viel von seinem Vater, dem Esel. Eigentlich ist es mir ein Rätsel, wie unsre Vorfahren, die mehr als wir in und mit der Natur lebten, dem Esel Dummheit andichten konnten. Denn dumm ist er doch gar nicht, nur verschlossen: er läßt seinen Herrn kein kleinstes Plätzchen in seinem Empfindungsleben einnehmen. Das Pferd lernt seinen Pfleger bald kennen und bezeigt ihm Anhänglichkeit; es kommt auf seinen Ruf, freut sich des frischen Rittes und ist stolz auf einen flotten Reiter. Esel und Maultier bleiben stets ablehnend. Nicht willig beugen sie sich dem Joch des Menschen, sondern nur in der Überlegung, daß Gehorsam vor Schlägen schützt; wo sie aber nicht einer unzweifelhaft überlegenen Energie gegenüberzustehen meinen, versuchen sie gern störrischen Widerstand, und der Trotz eines solchen Tieres ist nicht leicht zu brechen. Dafür haben aber Esel und Maultier, mehr als das Pferd, Selbständigkeit im Urteil über das Maß der eigenen Kraft und Gewandtheit. Auf unsicheren Pfaden zeigen sie eine Ruhe und Überlegung, die das Pferd oft vermissen läßt, und verbrauchen nicht so leicht wie dieses in übermäßiger Anstrengung ihre Kräfte, um hinterdrein müde zu schleichen oder gar lahm zu gehen.

Die abessinischen Maulesel scheuen vor dem weißen Mann. Sie lieben seinen Geruch nicht, sagten unsre schwarzen, wie ranzige Butter duftenden Pferdeburschen. Aber es schien mehr unser Anblick

zu sein, der sie schreckte, die weißen Gesichter und Hände, die den Tieren fremdartige Kleidung und namentlich die breiten Tropenhüte. Manchmal, wenn ein Tier seinen Reiter gar nicht aufsitzen lassen wollte, genügte es ihm die Augen mit einem Tuch zu verdecken. Man muß schnell aufsitzen; ist man einmal im Sattel, so fügt sich der Vierfüßler fast immer ruhig in die Sachlage. — Von unsren Reittieren erwies sich am ersten Marschtage nur eins als allzu ungebärdig, und da es wiederholt durch ganz unmotiviertes Durchgehen die Ordnung störte und seinen Reiter, einen Garde du Corps, in Gefahr brachte, wurde es zum Lasttier degradiert.

An die Langsamkeit des Marsches muß man sich erst gewöhnen. Bisher war uns das Reisen identisch mit Eisenbahn- oder Dampferfahrt; jetzt aber will Kilometer für Kilometer geduldig durchwandert werden. Und über 1500 km soll unser Weg betragen!

Und doch, schon jetzt, am Anfang unsrer Karawanenreise, sind wir im Herzen eines den Europäern lange verschlossen gebliebenen, unzugänglichen, ja geheimnisvollen Landes. Wir befinden uns etwa in der Mitte des alten Reiches Adal,[1] das aus den Gebieten der Danakil, der nördlichen Somalistämme und Harars bestand. Ungemein früh wurde es den Kulturvölkern am Mittelmeer bekannt, aber diese Kenntnisse blieben bis vor wenigen Jahrzehnten äußerst dürftig, und auch heute noch ist ein großer Teil des Adal-Gebietes unerforscht, obgleich es so nahe am Meer und an der vornehmsten Völkerstraße unsrer Erde liegt, dem Verbindungsweg zwischen Europa, Indien und China.

Schon die alten Ägypter kannten dies Land, teils von den Jagdzügen der Pharaonen, mehr wohl noch von ihren Handelsfahrten nach dem Lande Punt, der fernen Heimat köstlicher Gewürze. Aus dem Anfang unsrer Zeitrechnung ist uns eine lange Liste von Küstenorten unsres Gebietes durch Strabo erhalten worden. Schon damals bestand hier ein bedeutender Warenexport, namentlich in Weihrauch und Myrrhen, den Produkten des Hinterlandes, und in Zimmet, der hierher wohl aus Ceylon kam. Hören wir ferner bei Strabo von dem Reichtum des Landes an Elefanten, Nashörnern, Panthern und Giraffen, so dürfen wir wohl vermuten, daß ein Teil des großen Bedarfes an wilden Tieren, der sich in Rom seit Pompejus entwickelt hatte, aus dem Adal-Gebiet gedeckt wurde.

In der späteren Literatur des Altertums wird unser Gebiet gewöhnlich das Reich von Sela genannt. Aber Sela, Barbara oder

[1] Für das Folgende benutzten wir: Paulitschke, Die geographische Erforschung der Adâl-Länder und Harârs, Leipzig 1884.

Berbera und die übrigen Häfen waren, trotz ihrer kommerziellen Bedeutung, nur kleine Orte, in denen die Waren eines reichen und mächtigen Hinterlandes gestapelt und verschifft wurden. Und von diesem Hinterland selbst erfahren wir so gut wie nichts. Es gehöre zu Äthiopien, sagt Ptolemäus, und wirklich nennt sich der äthiopische König Aizanes im Anfang des vierten Jahrhunderts „König von Sela." [1] Freilich scheint die Herrschaft der Abessinier in den Adal-Ländern niemals mehr als eine Suzeränität gewesen zu sein. Selbst in der Periode der größten Machtentfaltung Abessiniens, als König Kaleb 522 n. Chr. einen Kriegszug nach Südarabien zum Schutze der dortigen Christen unternahm, — die Abessinier eroberten damals einen Teil Arabiens, der etwa fünfzig Jahre in ihrem Besitze blieb — selbst zu dieser Zeit scheint die Küste der Adal-Länder faktisch von Äthiopien unabhängig gewesen zu sein. Denn die Abessinier bedienten sich, wie uns der zeitgenössische Geschichtsschreiber Prokopius erzählt, um über das Rote Meer zu setzen, nicht der Handelsflotte von Sela und Berbera, sondern gebrechlicher Fahrzeuge, die aus zusammengeschnürten Planken bestanden; vermutlich glichen diese Flöße denjenigen, welche heute noch auf dem Tanasee gebraucht werden und deren Bekanntschaft wir später machen sollten.

Ein weiteres Anzeichen für die Unzugänglichkeit der Adal-Länder sehen wir darin, daß die arabischen Geographen des Mittelalters über das Gebiet, das doch ihrem Mutterlande so nahe lag, außerordentlich wenig wußten. Auch sie kannten fast nur die Küstenplätze und manche von diesen wohl mehr aus der antiken Literatur, deren Hüter die Araber damals ja waren, als von neueren Reisen. Gleichwohl stand Arabien, namentlich das aufblühende Sultanat Aden, mit Adal in kommerziellen Beziehungen; der Handel mit Weihrauch und Myrrhen vergrößerte sich mit dem gesteigerten Bedarf des Abendlandes an diesen Substanzen, und auch der Islam fand, unzweifelhaft von Arabien aus, Eingang in den Häfen an der ostafrikanischen Küste. Der Herrschaft der christlichen Abessinier zum Trotz verbreitete sich der Mohammedanismus allmählich über das ganze Adal-Gebiet; ja, Marco Polo erzählt uns von einem blutigen Rachekrieg des abessinischen Oberkönigs gegen Adal,[2] woselbst damals

[1] Inschrift des zweisprachlichen Steines in Aksum.

[2] Bei Marco Polo findet sich als Name des Landes „Adem", statt des älteren „Sela". Dies „Adem" ist höchstwahrscheinlich durch ein Besserwissenwollen des Abschreibers entstanden, welcher wohl geglaubt hat, das „Adel" oder „Adal" sei identisch mit dem im folgenden Kapitel des Reisewerkes besprochenen „Adem", dem heutigen Aden.

drei mohammedanische Sultanate bestanden (1288 n. Chr.). Im Kampf gegen die Christen Abessiniens wurden die Adal-Länder immer mehr zur Hochburg eines fanatisierten Islam. Von den Türken, welche die Seeherrschaft im Roten Meer errangen, unterstützt, vermochten die Adalenser bald ihrerseits Abessinien anzugreifen, und namentlich Mohammed Granhe oder Granj bedrängte die Christen derartig, daß diese in ihrer Not die damaligen Herren des Indischen Ozeans, die Portugiesen, zu Hilfe riefen (1541 bis 1544). Mit schweren Opfern gelang es den vereinigten Christen, die Mohammedaner aus dem eigentlichen Abessinien zu vertreiben, aber die Adal-Länder selbst blieben unbezwungen und schlossen sich immer mehr gegen das äthiopische Reich ab. Nach Granhes Tod zerfielen die von ihm vereinten Stämme anscheinend wieder in mehrere gesonderte Staatswesen, die nur durch die gemeinsame Religion zusammengehalten wurden.

Vom siebzehnten Jahrhundert an entstand in Europa eine umfangreiche Literatur über Abessinien, aber von Adal hörte man so gut wie nichts mehr. Man wußte nur, daß hier ein großer, in Südabessinien entspringender Fluß, der Hawasch, ohne das Meer zu erreichen, im Sand verrinnen solle, daß anstelle einer älteren Hauptstadt Aussa-Gurrélé, welche in der Hawasch-Niederung lag, eine neue mächtigere entstanden sei: Harar, hoch oben auf dem Plateau, und endlich, daß auch Adal, wie Abessinien, durch die seit 1537 von Süden vordringenden Galla in Atem gehalten werde. Es scheint, daß im ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert kein Europäer in das Innere Adals zu gelangen vermocht hat.

Mittlerweile vollzog sich aber in Abessinien eine merkwürdige politische und wirtschaftliche Bewegung. Der Schwerpunkt des Reiches, der ursprünglich in den nördlichen Provinzen, in Tigre zuerst mit der Hauptstadt Aksum, dann in Amhara mit der neuen Kapitale Gondar gelegen hatte, begann sich mit dem Abblassen der Zentralgewalt mehr und mehr nach Süden zu ziehen. Dort gewann Schoa, einst eine selten genannte Provinz, unter tüchtigen Fürsten Macht und Bedeutung. Die Völker, welche den Handel Europas mit Abessinien in Händen hatten, die Franzosen, Engländer und später die Italiener, suchten einen direkten Weg von der See nach Schoa. Als Ausgangspunkt für diesen war der Golf von Tadjura gegeben, aber dann hieß es den Norden der Adal-Länder zu durchschreiten. Erst 1837 wagte ein Reisender diese Tour, die in den folgenden Jahren mehrmals wiederholt wurde. Die Feindseligkeit der Danakil erwies sich zwar als gefährlich, doch nicht als unüberwindliches Hindernis, aber immer dichter zog sich der Schleier des Ge-

heimnisses über das Zentrum von Adal, das Fürstentum und die Stadt Harar. Wegen des wilden Fanatismus seiner mohammedanischen Bevölkerung galt dieses Gebiet als vollständig unzugänglich. Und doch hörte man über Harar Dinge, welche die Unternehmungslust der handeltreibenden Völker anspornen mußten: die Stadt sei — für afrikanische Verhältnisse — groß und reich und habe einen bedeutenden Markt, namentlich für zwei Weltartikel, Elfenbein und Kaffee. Es stellte sich heraus, daß der abessinische Kaffee, dessen wichtigster Stapelplatz eben Harar ist, in Europa längst eingeführt und seiner Güte wegen geschätzt war: man kannte ihn unter dem Namen des Exporthafens, Mokka in Südarabien.

Im Jahre 1854 sandte die englisch-indische Regierung eine Expedition nach Harar. Ihr Führer war Burton, auch Speke nahm an dem Unternehmen teil, beide später als erfolgreiche Erforscher Afrikas hochberühmt. Aber das Wagnis schien zu üblem Ende führen zu wollen, einer der Europäer fiel, die übrigen wurden fast alle schwer verwundet, nur Burton selbst gelangte unter den größten Gefahren nach Harar, von dem er die erste sichere Kunde nach Europa brachte.

Genau fünfzig Jahre waren seit diesem ersten Eindringen eines Europäers in Harar verflossen. Die rätselhafte Hauptstadt des äquatorialen Ostafrika haben inzwischen die Ägypter besetzt (1875). Das neuerstarkte Abessinien aber ließ seinen traditionellen Anspruch auf Harar nicht fallen; nach dem Abzug der Ägypter eroberte Menelik von Schoa Land und Stadt. Zwar folgte noch eine mehr nominelle Besitzergreifung durch die Italiener, doch heute, wo wir in gemächlichem Tempo der alten Hochburg der Adal-Länder entgegenritten, ist Harar wieder im unbestrittenen Besitz der Abessinier und die Residenz Ras Makonens. —

Die Hügel rückten zusammen, der Busch wandelte sich in lockren Hochwald um. Immer noch bildeten unbelaubte Schirmakazien das Hauptkontingent, überrankt von den bizarren, fleischig-gliedrigen Reben des Cissus; aber die graugrünen Sansevierien verschwanden und ebenso die Termiten mit ihren phantastischen Burgbauten. An dem Bette eines ausgetrockneten Baches zeigte sich etwas frisches Grün. Durch die Kronen der Bäume sahen wir hier und da das nahe Gebirge: hohe Plateaus, welche gegen das Tal mit mauerförmigen Felsen abstürzen. Die zerklüfteten, schwer zugänglichen Wände sind das Standquartier der Paviane, welche in mehreren Arten in Abessinien häufig sind. In der trockenen Jahreszeit leben sie hauptsächlich von den Larven der Käfer und Ameisen, nach welchen sie fleißig unter

den Steinen der Geröllhalden suchen. Täglich marschieren sie einmal geschlossen zu einer Wasserstelle um zu saufen. Ein solches Rudel von Mantelpavianen (Cynocephalus Hamadryas) kam uns in Sicht und zog sich vorsichtig zurück; alte Männchen von stattlicher Größe und mit ihren buschigen Mähnen an Löwen erinnernd, deckten, knurrend und bellend, den Rückzug der Weibchen und Unmündigen.

An der nächsten Wegbiegung verabschiedeten sich die Herren aus Diredaua von uns. Ato Marscha, der heimlich vielleicht befriedigt aufseufzte, die Sorge und Verantwortung für unsre Karawane hinter sich zu haben, erhielt in Anerkennung seiner Mühewaltung ein schönes Gewehr und trabte mit seinen Reitern zurück. Der Abschied von den französischen Herren fiel uns schwerer. Trotz der Kürze unsrer Bekanntschaft und der leidigen Politik hatten wir bei ihnen manchen Berührungspunkt gefunden; vor allem erkannten wir mit aufrichtigem Dank ihre Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft an und wünschten zum Abschied ihnen selbst wie ihrem großen Werk, der äthiopischen Eisenbahn, alles Gute.

Der Weg begann stärker zu steigen, die Gegend wurde wilder und romantischer. Zwischen zu Tal gestürzten Felsblöcken ragten die knorrigen Stämme uralter Schirmakazien, und in ihrem Schutz zeigten sich die ersten baumartigen Euphorbien. Das waren unbestritten die sonderbarsten Waldbäume, die wir noch gesehen. Ein dicker, kurzer Stamm löst sich nahe über dem Boden in eine Garbe steil aufstrebender Äste, die, hin und wieder gegabelt, sich in schöner Kurve zur Erde hinabneigen, die letzten Enden wieder aufwärts biegend. Eine rauschende Fontäne scheint der Natur das Vorbild gegeben zu haben. Aber nicht Zweig noch Blatt bildet die Euphorbie. Die langen, fleischig-dicken Äste sind selbst grün und tragen statt des Laubes grüne, wellige Flügelränder, welche durch tiefe Einschnitte in spannenlange Glieder gesondert sind. Ähnliche Formen waren den meisten von uns nur von den Kaktusarten unsrer Gewächshäuser bekannt. Aber die Euphorbien teilen mit den lediglich in Amerika heimischen Kakteen nur die Lebensweise und äußere Form: beide zeigen die gleiche „Anpassung“ an ein Klima, das durch monatelange Regenlosigkeit gekennzeichnet ist; sie führen in der mächtig entwickelten sukkulenten Rinde ein Wasserreservoir für die Zeiten des Mangels. Ihre Verwandtschaft haben die Euphorbienbäume bei unsren allbekannten Gartenunkräutern, den Wolfsmilcharten. Wie diese, so enthalten auch sie einen dicken, weißen Milchsaft, welcher in Masse hervorquillt, wenn man die graue Borke des Stammes ritzt. Trifft ein Beilhieb die Milchsaftschläuche des Baumes, so spritzt das Sekret

manchmal in weitem Bogen, und wehe dem Angreifer, dessen Augen getroffen werden! Denn der Milchsaft ist scharf und ätzend; er ist die Waffe, mit welcher die Euphorbia ihre saftigen Gewebemassen gegen die nahrungsuchenden Tiere schützt. An den gefährdetsten Stellen ihres Körpers, den Rändern der fleischigen Flügel, trägt sie außerdem Paare von kräftigen Dornen.

Die kaktusähnlichen Euphorbien sind über die trocken-heißen Länder der Erde verbreitet; in Abessinien bilden sie in mehreren, noch nicht genügend unterschiedenen Arten vielleicht das auffallendste Element der Baumvegetation. Auch die Form, welche uns hier begegnete, ist nicht mit voller Sicherheit mit einer der von den Botanikern beschriebenen Spezies zu identifizieren.[1] Der abessinische Name der Baumeuphorbien lautet Kolokual.

Ein eigentümlich brenzliger Geruch traf beim Weiterreiten unsre Nasen. „Die Abessinier heizen, wie die Peruaner, mit getrocknetem Dünger," sagte einer von uns, „daher wohl dieser Geruch." Es war aber ein Irrtum, denn es stellte sich alsbald heraus, daß eine kurze, mit gelbem Knaster gefüllte Pfeife die inkriminierten Düfte veranlaßte. Der Besitzer hatte sich dieses Inventarstück aus seiner Studentenzeit ins „Philisterium" hinübergerettet. Und bei der aufreibenden Arbeit der letzten Tage, von welcher ein großer Teil auf seinen Schultern geruht hatte, in der Glut und im Staub des Lagerplatzes von Diredaua, hatte er sich an dem Gedanken gelabt, wie gut hernach das erste deutsche Pfeifchen schmecken werde. Und nun diese schnöde Abfuhr!

Die Sonne verschwand hinter den Höhen. Wir sahen vor uns eine mächtige Bergwand, an deren waldbedecktem Abhang ein von französischen Ingenieuren angelegter Fahrweg in langen Linien zu erkennen war. Um ihn womöglich noch vor Eintritt der Dunkelheit zu erreichen, verließen wir unsre Straße und stiegen auf elendem, steinigem Pfad steil bergan. Über loses Geröll, über Blöcke und Platten, durch Dornen und Gestrüpp keuchten unsre Tiere empor, und zusehends senkte sich die tropische Nacht auf das eben verlassene Tal. Hundegebell verriet uns endlich, daß wir nahe an einem im Dornwald verborgenen Dorfe vorbeikamen, dann glaubten wir unter uns runde Strohdächer zu erkennen, und auf einmal war es vollkommen finster. Aber da hatten wir auch schon die Fahrstraße erreicht und ließen gern die Maultiere nach der mühsamen Kletterei

[1] Möglicherweise ist sie nur eine dem Wald angehörige Spielart der Euphorbia abyssinica, deren Normalform uns bald begegnen sollte.

ein wenig verschnaufen. Es waren Hütten in der Nähe, und unsre schwarzen Diener traten in die mit Dornwällen umwehrten Höfe um Wasser zu verlangen; sie kamen mit der Meldung zurück, daß die Bewohner bereits Galla-Leute seien.

Nach kurzer Rast, in welcher sich die Karawane wieder sammelte, setzten wir den Marsch fort. Die Straße bog scharf nach Süden, während unsre bisherige Richtung südöstlich gewesen war. Aber es ging recht bequem auf dem breiten Weg vorwärts, der sich geschickt der Flanke des etwa 2400 m hohen Berges anschmiegte, bald spitzwinklig in die Schluchten des Kammes einbog, bald galerieartig, hoch über dem Waldtal, anstieg. Die Dorngebüsche traten zurück, einzelne Grasflecken sammelten sich allmählich zu Bergwiesen, über welche Wacholderbäumchen verstreut standen. Im Westen zuckte ab und zu ein Blitz, über uns aber trat der junge Mond aus dem Gewölk und ließ uns in unsicherem Licht eine prächtige Landschaft ahnen.

Endlich erreichten wir, bei etwa 2200 m, die Einsattelung unsres Bergrückens und bogen, ein großes Galla-Dorf rechts liegen lassend, wieder in unsere ursprügliche Marschrichtung, Südost, ein. Eine Hyäne, die ihren nächtlichen Weg durch unsre lange Kolonne gesperrt fand, strich neben uns im Gebüsch entlang, uns unsichtbar, doch sich durch ihren schrillen, mißtönigen Schrei von Zeit zu Zeit verratend; endlich bog sie ab und bald hörten wir sie nicht mehr. Doch die Hunde in den Gehöften heulten noch lange.

Wir hatten den Rand des Plateaus von Harar überschritten; es ging nun wieder bergab in die baumlose Hochebene hinein. Rechts und links des Weges — die Kunststraße hatte nur bis zum Sattel geführt — dehnten sich große, abgeerntete Felder aus. Manche waren schon umgepflügt, auf andren stand noch das über mannshohe Durrahstroh mit gebleichten, breiten Blättern. Nur das ferne Hundegeheul verriet die weit abseits des einsamen Karawanenweges liegenden Dörfer. In einer Senkung schimmerte ein Wasserspiegel auf, vermutlich der See Timte.

Der nächtliche Marsch schien sich endlos zu dehnen. Umsonst mühte sich das Auge in der Dunkelheit irgendein Objekt zu entdecken, an welchem unser Vorwärtskommen zu konstatieren gewesen wäre: einen Berg, einen Baum; doch nur der sandig-staubige Weg taucht vor uns auf, charakterlos, trivial. Beim Schein eines Streichholzes sehen wir, daß seit Eintritt der Nacht bereits mehr als drei Stunden verflossen sind.

Auf einmal blitzt ein Licht vor uns auf. Ist es nah? ist es noch fern? kann es von unsrem Lager herrühren? kommt uns jemand

entgegen? oder soll uns der Feuerschein leiten? Hundert Fragen, keine sichere Antwort.

Unser Weg führt geradeaus auf das Licht zu, aber nach zehn Minuten, nach einer halben Stunde scheint es noch gerade so fern wie im ersten Augenblicke. Doch es muß das Lager sein, sagen unsre Führer. Mit frischem Mut geht es vorwärts, vorwärts.

Ein zweites, ein drittes Licht flammt auf; es ist kein Zweifel mehr, daß wir unser Lager vor uns haben. Und da sehen wir endlich zur Linken Wasser spiegeln, den See Haramaja. Wir rufen, das Signalhorn ertönt, aber kein Zeichen verrät uns, daß man uns kommen hört.

Noch etwa zwanzig Minuten geht es am Ufer des Sees entlang, dann stehen wir am Fuß eines Hügels, auf welchem lustige Feuer brennen. Die Gefährten kommen uns entgegen, und froh treten wir durch eine Euphorbienhecke auf den Lagerplatz. Hier herrscht freilich noch Unordnung, denn auch der Vortrupp hatte erst in der Dunkelheit sein Ziel erreicht und den mit der Arbeit noch nicht vertrauten Leuten war es nicht leicht gefallen die Zelte aufzuschlagen und die nötigsten Gepäckstücke herauszusuchen. Konsul Schüler war stockheiser; er hatte gar so viel zu kommandieren gehabt. Aber jetzt saßen die Leute eifrig schmausend um die Feuer und empfingen die später Ankommenden mit abessinischem Brot und geröstetem Fleisch.

Auch uns mundete bald kalte Küche und ein Schluck Rotwein, aber wir müssen den Imbiß im Dunklen einnehmen, da keine Laternen aufzufinden waren. Nun, den Mund finden wir schon ohne Licht, aber — das Höhenbarometer läßt sich, auch beim Flackerschein des Lagerfeuers, nicht ablesen, und das ist sehr bedauerlich, weil die bisherigen Messungen der Höhenlage von Haramaja stark differieren.

Um Mitternacht scheinen auch die letzten Nachzügler unsrer Karawane eingetroffen zu sein. Wir suchen unsre improvisierten Lagerstätten auf. Draußen summt noch ein romantisch angehauchter Karawanenmann sein eintöniges Lied. —

V

AM SEE HARAMAJA

13. Januar 1905

Mit lebhafter Spannung traten wir am nächsten Morgen aus unsren Zelten, wartete unser doch der erste Anblick des abessinischen Hochplateaus, auf welchem wir nun monatelang weilen sollten. Und auch der See, an dessen Ufern wir lagerten, erweckte uns große Erwartungen; seine Lage, über 2000 m hoch, zwischen zwei Bergstöcken, deren Gipfel mit 3000—3500 m angegeben werden, ließ uns unwillkürlich der Hochseen in den Alpen gedenken, etwa des in ähnlicher Höhe liegenden Totensees an der Grimsel, auf dessen schwarzem Wasser im August noch weiße Eisschollen treiben.

Aber der erste Rundblick brachte uns eine herbe Enttäuschung. Langgestreckte, von Stoppelfeldern überzogene Hügel ohne Baum oder Fels umgaben uns, soweit das Auge reichte, und zu unsren Füßen lagerte in flacher Mulde ein träges, schlammiges Wasser, dessen morastige Ufer nur Ried und Schilf umwucherten. Keine Klippe sprang in den See vor, keine lauschige Bucht winkte, von schattendem Baumwuchs umrahmt, kein Dörfchen belebte das Ufer, kein Kahn die Wasserfläche. Wir sagten uns wohl, daß man im Herzen Afrikas keine Schweizerlandschaft mit saftigen Matten und ragenden Firnhörnern erwarten durfte; aber etwas reizvoller hatten wir uns die Gegend, namentlich auch nach den Schilderungen der Reisenden, doch vorstellen müssen.

Es dauerte ein Weilchen, bis wir die Enttäuschung verwunden hatten. Dann begannen wir unsre Umgebung mit nüchternerem Auge anzuschauen und — fanden sie ganz passabel.

Das beste freilich an diesem Morgen war die herrliche Luft. Nicht anders als in einem deutschen Mittelgebirge in der Frühe eines schönen Sommertages wehte hier — mitten im Januar — ein frischer, belebender Hauch über dem kurzen Rasen, in dem Millionen funkelnder

Tautropfen das Prisma der strahlenden Sonne spiegelten. Über den sumpfigen Wiesen am Wasser hob sich in dünnem Schleier der Schwaden der Nacht, aber an der besonnten Hügelflanke umsummten schon frühe Bienen die noch spärlichen Blüten. Und wie wohlig sich die Lungen in der dünnen, reinen Bergluft weiteten; das war allein schon ein wahrer Genuß nach der Hitze und dem Staub Diredauas.

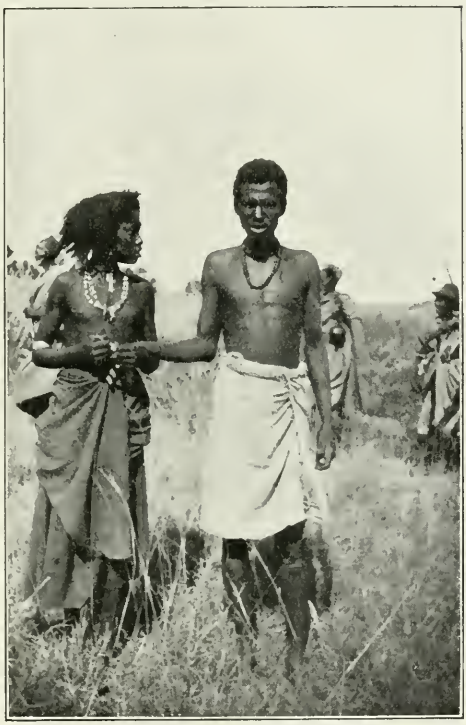
Aber unten am See wurde es laut. Tausend und abertausend Vögel belebten die schlammigen Fluten, das war ein Piepen und Glucksen, ein Schnattern und Flattern wie auf einem riesigen Geflügelhof. Rasch waren die eifrigsten Jäger unter uns mit ihren Flinten am Strand, und sofort ertönte Knall auf Knall. Die armen, rotbeinigen Strandläufer, die so unbekümmert um die mordlustigen Menschen zu Hunderten über den Ufermorast huschten, zählten die ersten Opfer, aber da der Schuß hier gar zu leicht war, so gab unser Führer sogleich die Parole sie zu schonen oder höchstens im Fluge zu schießen. Die Kiebitze hielten weniger Stand, die Enten waren sogar vorsichtig. Doch auf der Fläche des Sees saßen unbeweglich große schwarze Teichhühner (Fulica æthiops) auf ihren schwimmenden Nestern oder auf den Bänken von Wasserhahnenfuß und Laichkraut. Zu schießen waren sie leicht, wie aber die Beute hereinholen ohne apportierenden Hund?

Dafür fand sich Rat. Denn auf die ersten Schüsse war aus dem nächsten Dorf eine ganze Schar schwarzbrauner Burschen herabgestürmt um sich bei der Jagd nützlich zu machen und dabei eine Kleinigkeit zu verdienen. Sie apportierten prachtvoll. Sobald ein Schuß gefallen war, stürzten sich drei oder vier der nackten Gesellen ins Wasser, krochen, purzelten über den unergründlichen Schlamm, schwammen, sobald es tief genug war, um die Wette, haschten und tauchten, und wer die oft noch zappelnde Beute gefaßt hatte, hob sie triumphierend hoch empor; dann ging's zum Jäger zurück, wo sie pustend und schnaufend ankamen, den geschossenen Vogel mit den Zähnen haltend. So war bald eine ansehnliche Strecke zusammengebracht. Die Enten und die schweren, fleischigen Wasserhühner wurden dem Koch überliefert; die letzteren gaben gegen alle Erwartungen einen vortrefflichen Braten von reinem Wildgeschmack. Leider begegneten wir dieser Vogelart später nicht wieder.

Einigermaßen mit dem Ort ausgesöhnt, machte sich nun jeder an seine Arbeit; denn es gab noch viel zu organisieren, namentlich im Transportwesen und dem Departement der Verpflegung.

Doch eine neue Erscheinung aus der Vogelwelt lenkte bald wieder die Aufmerksamkeit der Naturfreunde ab: ein stattlicher Raubvogel,

welcher in Scharen unser Lager aufsuchte und unaufhörlich in dreistester Weise die Zelte umkreiste. Es waren Schmarotzermilane (Milvus parasiticus), eine der häufigsten Raubvogelarten Ostafrikas. Der Schmarotzermilan hat seinen Namen davon, daß er — im Gegensatz zu seinen kühnen Verwandten aus dem Räubergeschlecht der Adler und Falken, die Jagd ganz aufgegeben hat und von den Abfällen des menschlichen Haushaltes lebt. Darüber hat er auch die Scheu vor dem Menschen verlernt und ist derart zudringlich geworden, daß Brehm mit Recht sagen konnte, ihm gegenüber besitze der Sperling Anstand und Ehrgefühl. So sauste er auch uns um die Köpfe, daß man den Luftzug spürte, stieß frech unmittelbar vor unsren Füßen zur Erde nieder und umschwärmte unermüdlich die Feldküche, zum Ärger der Köche.



Galla. Bursche und Backfisch
(Phot. Friedrich Rosen)

Das Leben dieses, trotz seines einfarbenen, kaffeebraunen Gefieders schmukken Vogels, ist leicht zu beobachten und gut bekannt. Der ältere Brehm hat es meisterlich geschildert;[1] er war 1863 im Gefolge des Herzogs Ernst von Koburg in Abessinien. Brehm kannte das in der modernen biologischen Wissenschaft herrschende Schlagwort „Anpassung“ noch nicht, aber er lehrt uns bei dem Schmarotzermilan eine der augenfälligsten Anpassungen kennen. Die Sitte der Orientalen, im Freien zu schlachten und zu kochen, ihre Indolenz gegenüber den Grundgeboten der Straßenhygiene und gleichzeitig ihre religiöse Scheu vor aller Berührung mit dem Unsauberen — dies alles hat der Schmarotzermilan gelernt sich zunutze zu machen.

[1] A. E. Brehm, Ergebnisse einer Reise nach Habesch, Hamburg 1863.

„Sorgfältig achtet er auf das Treiben und Handeln der Menschen, und dank seinem innigen Umgang mit diesem, hat er eine Übersicht, ein Verständnis der menschlichen Geschäfte erhalten, wie wenig andere Tiere. Dem Schaf, welches zur Schlachtbank geführt wird, folgt er gewiß, während er sich dagegen um den Hirten nicht kümmert; den ankommenden Fischern fliegt er entgegen, die zum Fischfang ausziehenden berücksichtigt er nicht.“ Geduldig wartet er unfern eines Fleischerladens stundenlang; kommt aber ein Käufer, so folgt er diesem sofort in der Hoffnung, daß bei der Zubereitung des eingehandelten Fleisches etwas für ihn abfalle. Doch er stiehlt auch frech vom Küchentisch oder aus dem Korb des Trägers.

Natürlich reizte es unsre Jäger einige Milane im Fluge zu schießen. Vor der Flinte fürchtet er sich nicht im mindesten. Ruhig, fast ohne Flügelschlag, segelt er dicht über dem Schützen dahin, steuert mit dem breit-keilförmigen Schwanz, den er im Kurvenzug bald rechts, bald links kantet, und dabei legt er, um mit den seitlich stehenden Augen besser beobachten zu können, den Kopf auf die Seite. Da kracht der Schuß, und in jähem Wirbel saust der Getroffene zu Boden. Aber, wenn auch schwer verwundet, ergibt er sich nicht. Zornig hebt er den Kopf; den scharfen, lichtgelben Schnabel ein wenig geöffnet, erwartet er den Feind. Er weiß, daß, ehe noch der Schütze herantreten kann, seine eigenen Sippengenossen über ihn herfallen werden, wie über ein leckres Mahl; er hätte es ja selbst nicht anders gemacht, wenn einen von jenen das Blei getroffen hätte. Schon stoßen sie nieder; in ohnmächtiger Wut verteidigt er sich. Wir verscheuchen die ehrlose Bande. Der weidwunde Vogel versucht sich aufzurichten, umsonst. Erstaunt sieht er das Blut, das über seine Federn perlt, Tropfen um Tropfen. Was ist ihm nur geschehen? Er faßt es nicht. Das scharfe Auge verliert seinen Glanz. Müde, müde schließt er die Lider.

Die Jagdtrophäen machten uns keine rechte Freude; sie waren wohl zu mühelos zu holen. Etwas anderes ist es, wenn Kraft gegen Kraft ringt, oder Beobachtung und List gegen Vorsicht und Gewandtheit. Aber diese Vögel schossen sich wie die Tonpfeifen in der Schießbude.

Unsre Zelte gruppierten sich um eine kleine, aus angepflanzten Euphorbien gebildete Umhegung, die den Eindruck einer Grabstätte machte. Diese Vermutung wurde uns auch bestätigt; es hieß, hier sei ein großer Krieger der Galla begraben, doch gelang es uns nicht näheres zu ermitteln. Es ist bei den Galla im allgemeinen nicht Sitte, die Stelle, wo sie einen der Ihrigen bestattet haben, kenntlich

zu machen. Vielleicht war es also wirklich ein besonderer Held, dessen Grab die Euphorbienhecke schützte. Kämpfe haben genug in dieser Gegend stattgefunden. Noch vor zwanzig Jahren, als der vortreffliche österreichische Geograph Paulitschke Harar und von dort aus Haramaja besuchte, war das Reisen durch das Gebiet der Galla mit großen Gefahren verknüpft. Damals hatte ein ägyptisches Expeditionskorps Harar erobert und besetzt, aber weder die drakonische Strenge der Behörden noch die Streifzüge der Baschi-Bosuks vermochten mehr als vor den Toren der Stadt Sicherheit herzustellen. Auf dem Markt zu Harar boten die Galla-Bauern zwar friedfertig ihre Waren zum Verkauf, aber jeden Fremden, der sich in ihr Land wagte, betrachteten sie als ihren Feind. Auch einige Europäer waren dem wilden Volke zum Opfer gefallen.

Erst die abessinische Herrschaft hat Wandel geschaffen. Unter den vielen Verdiensten, die der Negus Menelik II. sich um sein Reich erworben hat, bewunderten wir schon hier an der Schwelle des Landes, wie es ihm und seinem getreuen Helfer Ras Makonen gelungen ist, die seit ihrem Auftreten in Äthiopien als gewalttätig gefürchteten Galla zu friedlichen Bauern zu machen. Heute tragen sie keine Waffen mehr; ein langer, dünner Stock ersetzt ihnen die Lanze von ehedem. Wie der Verkehr zugenommen hat, so haben die wilden Tiere, gegen welche sich die Galla mit der Waffe zu schützen hatten, abgenommen. Noch vor zwanzig Jahren gab es vor den Toren von Harar häufig Löwen und die Hyänen waren eine Landplage. Selbst Elefanten hausten, wenige Wegestunden von Harar, in großer Anzahl im Gebiet der Gurgura, das wir gestern durchschritten hatten.

Ich besuchte, unbewaffnet und nur von meinem Pferdeburschen Aga, gleichfalls einem Galla, begleitet, ein Dorf, das etwa eine halbe Stunde von unsrem Lager entfernt lag. Der Weg führte durch große Stoppelfelder aufwärts, die rings von sorgfältig gepflanzten Euphorbienhecken umgeben waren; in den Büschen suchten die Finken emsig nach Raupen und anderer Kost, aus den weißen Sternblüten des Agam (Carissa edulis) strömte ein süßer Duft. Wir betraten sorglos, wie ein deutsches Dorf, die Gehöfte der Galla. Ein mächtiger Düngerhaufen verriet ein Dorado der Bauernwirtschaft. Hütten und Ställe waren gleich gebaut, rund und ohne Fensteröffnung, das konische Dach mit Schilf oder Durrahstroh gedeckt; etwas abseits standen die Bienenkörbe — die Galla sind eifrige Imker. Die Leute waren zwar nicht zutraulich, aber auch nicht unfreundlich; in Bewegung und Haltung zeigten sie die gelassene Ruhe, die wir für alle Stämme der Galla charakteristisch fanden, mit welchen wir Bekannt-

schaft machten. Sie sprachen, auch untereinander, wenig und mit Bedacht. Ihre körperliche Erscheinung war gleichfalls nicht unsympathisch. Zwar fehlte ihnen die schlanke Grazie der Issa, und den gerundeten Gesichtszügen, dem volleren Bau des Körpers mangelte die Distinktion, die den Abessinier von Rasse auszeichnet, aber sie machten uns den Eindruck einfacher, tüchtiger Menschen, auf die man sich unbedingt verlassen könnte, sobald man sie zu Freunden gewonnen hätte.

Sollen wir hier gleich sagen, daß im Lauf der nächsten Monate, die uns ständig mit den Galla in Berührung brachten, kein Vorkommnis

Ein Gehöft der Meta-Galla; Kulubi

uns von unsrem ersten sympathischen Urteil über dieses Volk zurückgebracht hat? Daß wir vielmehr bald zu der Überzeugung gelangten, gerade die Galla seien berufen, an der inneren Entwicklung des äthiopischen Reiches in hervorragender Weise teilzunehmen, weil sie, mehr als das ritterliche Volk der Abessinier, befähigt sind, eine solide, bodenstete Bevölkerung von Bauern und Handwerkern zu bilden, die Grundlage jedes prosperierenden Staatswesens?

Unverkennbar steht dies Urteil in schroffem Gegensatz zu demjenigen fast aller älteren Reisenden, die nicht genug von den Greueltaten der Galla erzählen können. Doch der Widerspruch ist leicht zu erklären. Denn wer von den früheren Besuchern Abessiniens hat das

Land in Frieden gesehen, wie wir? Seit Jahrhunderten verwüsteten äußere Kriege und innere Fehden das Reich, und natürlich litten dabei die an die Scholle gebundenen Bauern am meisten. Es ist den Galla vielleicht daraus kein so großer Vorwurf zu machen, daß sie den gewaltsam eingeforderten Kontributionen, der Verwüstung ihrer Felder und dem Raub ihrer schönen Frauen bewaffneten Widerstand entgegensetzten, ja jeden Fremden erschlugen: hatte ihnen doch noch keiner Gutes gebracht. Ihre erste Feindschaft mit den Abessiniern rührte natürlich daher, daß die Galla in das Hochland einrückten und von dem weiten Acker- und Weideland Besitz ergriffen. Aber es war doch nicht ein eigentlicher Eroberungszug, sondern vielmehr eine Völkerwanderung, nicht ein Akt der Willkür, sondern eines jener großen, in ihren letzten Ursachen dunklen Ereignisse, wie einstmals die Überflutung Europas durch die Germanen. Was die Galla aus ihren alten Wohnsitzen am Äquator trieb, wissen wir nicht, ob drängende Negerstämme oder Übervölkerung oder allein die Kunde von dem reichen, gesunden und doch nur dürftig bevölkerten Hochlande Abessiniens. Jedenfalls kamen sie als Kolonisten, wenn auch mit der Waffe in der Hand. Sie haben auch niemals versucht in Abessinien als Eroberer ein eigenes Reich zu begründen. Und gerade der Umstand, daß sie sich jetzt der friedlichen Herrschaft des Negus willig beugen, läßt vermuten, daß sie dies auch früher getan haben würden, wenn ihnen früher eine ebenso weise und ebenso kräftige Regierung gegenüber gestanden hätte. Es ist nun die Aufgabe der Abessinier, vermöge ihrer höheren Intelligenz und Bildung ihrem Lande die willigen Kräfte der Galla-Völker dienstbar zu machen.

Ein Reisender aus früherer Zeit, der oft von den Greueln der Galla erzählt, ist der Jesuitenpater Lobo. Und doch mußte auch Lobo der Rechtschaffenheit der Galla ein gutes Zeugnis ausstellen. Er wurde 1624 von Goa aus, der Hauptstadt des damaligen portugiesischen Vizekönigreiches Indien, als Missionar nach Abessinien gesandt. Nun fand er den Weg über das Rote Meer nach Massaua von den Türken gesperrt, und da auch die Straße durch die Adalländer unmöglich war — zwei Jesuiten waren kurz zuvor in Aussa zu Tode gemartert worden, als Rache für den gegen die Portugiesen gefallenen Mohammed Granj — so versuchte Lobo von Pata an der südlichen Somalikküste aus nach Abessinien vorzudringen. Hier fand er aber das Hinterland von den Galla besetzt. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihm mit ihnen Freundschaft zu machen. Er erfuhr, daß sie eine Art Eid hatten, den sie unter keinen Umständen verletzen sollten. Darauf gründete er seinen Plan: durch das mit merkwürdigen

Zeremonien verknüpfte Gelübde versuchte er die Galla zu bestimmen, daß sie ihn nach Abessinien geleiteten. Aber die Galla erklärten ihm als brave Leute, daß er über ihre Kräfte Gehendes verlange, denn der Weg führe durch das Gebiet ihrer eignen, erbitterten Feinde. So kehrte Lobo unverrichteter Dinge um, aber das ganze Vorkommnis zeigt doch, daß auch er die Galla für zuverlässige Leute hielt, denen er auf ihr Wort allein ruhig Leib und Leben anzuvertrauen bereit war.[1]

Sehr bemerkenswert ist die Religion der Galla, von welcher wir später durch unsre abessinischen Bekannten einiges hörten, das vollkommen mit den Angaben des sorgfältigen und zuverlässigen Paulitschke übereinstimmte. Sie glauben an einen großen und guten Gott Wâk, der identisch ist mit dem lichten Himmel oder dem Weltraum. In einzeln stehenden uralten Bäumen liebt er sich zu offenbaren, daher verehren die Galla solche als Lieblingsstätten ihres Gottes; wir selbst sahen einige Male, wie die Galla in unsrer Karawane im Vorbeigehen einen Baumriesen am Weg durch tiefe Verbeugungen grüßten. Wie in der germanischen Mythologie, so liegt wohl auch hier der Verehrung alter Bäume die Beobachtung zugrunde, daß in sie am häufigsten der Blitz schlägt, durch welchen der Himmelsgott seine Gegenwart majestätisch anzeigt. Bei Wâk schwört der Galla: Gott (Wâk) weiß es, oder Gott sieht mich; doch er kennt auch ein böses Prinzip der Finsternis „Evida", die Hölle, die dem „Schajtân" gleichgesetzt wird, unsrem Satan. Um Wâk und Evida gruppieren sich gute und böse Geister. Die Sonne und alle Sterne des Himmels, besonders aber der Mond, der siegreich die Finsternis durchdringt, sie alle sind gute Kräfte, der Erzfeind aber bedient sich der Schlangen und anderer nächtlichen Tiere, um dem Menschen zu schaden. — Man sieht, eine Menge Berührungspunkte mit den religiösen Grundvorstellungen der Abendländer.[2]

[1] Diesem alten Urteil möchten wir ein ganz neues zur Seite setzen. Willy Hentze sagt in seinem Buch „Am Hofe des Kaisers Menelik" (ohne Datum, 1905), er habe unter den Hofbeamten des Kaisers wohl nur einen Ehrenmann kennen gelernt, den Kaniasmatsch Ipsa, einen Galla. Wie weit Hentze den abessinischen Beamten Meneliks mit Recht Durchstechereien vorwirft, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls hat Ipsa, der den Posten eines Hofrendanten bekleidet, auch auf mich einen sehr sympathischen Eindruck gemacht.

[2] Man hat sogar vermutet, daß die Religion der Galla sich aus einer früheren Berührung mit dem Christentum erkläre. Es gab einmal ein Bistum auf der Insel Sokotra und viele christliche Gemeinden in den Hafenstädten des Somalilandes. Dieses Gebiet war vielleicht die Heimat der Galla, bevor sie nach dem Süden zogen, aus welchem sie im sechzehnten Jahrhundert gegen Abessinien vorbrachen.

Zu Paulitschkes Zeiten waren die meisten Galla in der Umgebung von Harar Mohammedaner, jetzt, unter der abessinischen Herrschaft, treten sie vielfach zum Christentum über. Aber es scheint, daß sie die fremden Religionen nur wie eine Sitte oder eine Tracht äußerlich annehmen und ihrem eigenen tiefen und schönen Glauben innerlich nicht untreu werden.

Als wir das Dörfchen verließen, begegneten uns ein paar derbe Mädchen, welche auf dem Kopf Körbe mit Brot trugen, das sie in unsrem Lager zu verkaufen hofften. Diese Körbe, die wir in der

Brotkörbe aus Flechtwerk, zum Teil mit Leder besetzt; Flaschenkürbis und Salbenbüchse aus Cordia-Holz gedrechselt

Folge täglich wiedersahen, glichen im kleinen den abessinischen Getreideschobern, welche wohl wirklich das Vorbild für jene abgegeben haben mögen. Brotkorb und Schober haben im allgemeinen die Form der Wohnhütte: kreisförmigen Grundriß, flach-konisches Dach. Aber während die Menschen auf ebener Erde wohnen, so ist es nötig, dem Kornspeicher eine Art Sockel zu geben, damit die Frucht nicht vom Erdboden Feuchtigkeit anzieht und dadurch verdirbt; in ähnlicher Art gibt man dem Brotkorb einen Boden; übrigens wird auch der Getreideschober oft aus grobem Flechtwerk hergestellt. Solch ein Korb enthält nun zwanzig bis dreißig flache, pfannkuchenartige Fladenbrote, Indjera (amharisch), regelmäßig aufeinander geschichtet. Sie haben eine schmutzige Lederfarbe und

sind auf der Oberseite glatt, während die Unterseite von runden Poren und Gruben netzartig gezeichnet ist. Dieses Brot wird so schwach gebacken, daß der Teig nur verkleistert, und nicht, wie wir es gewöhnt sind, teilweise geröstet wird; so fühlt es sich denn feucht, schwammig und klebrig an, der Geschmack ist sauer und fade. Neidlos überließen wir stets unsren Leuten dieses zweifelhafte Nahrungs- und Genußmittel, das obendrein beim Feilschen und Durchzählen immer erst gründlich betastet und befingert wird, bevor es seinen Besitzer wechselt. Später, als wir mit der Landessitte etwas vertrauter waren, erfuhren wir, daß auch die Abessinier das gallertige Brot ungern allein essen, vielmehr es als Zukost zu jedem Bissen Fleisch oder doch mit der beliebten roten Pfeffersauce zu genießen pflegen. In dieser Kombination ist es dem europäischen Gaumen wenigstens einigermaßen erträglich.

Inzwischen hatte ich mit einem alten Bauern Bekanntschaft gemacht, und bald wanderte ich ebenso mit ihm durch die Felder, wie ich es so manchmal daheim mit einem ländlichen Quartierwirt im Manöver getan. Er zeigte mir sein Brotgetreide, Maschilla, in dem ich eine Varietät der in ganz Afrika angebauten Mohrenhirse oder Durrah (Andropogon Sorghum var. cernuus) erkannte. Sie glich sehr wenig der in Italien kultivierten Form, welche bei uns weniger durch ihr Korn, als durch die sog. Reisbesen, die sie liefert, bekannt ist; aber alte Kulturpflanzen sind ja oft in sehr verschiedene Rassen gespalten. Bei der Ernte wird zunächst nur die zu einem faustgroßen Kolben zusammengezogene Rispe dieser Durrah abgeschnitten und das mannshohe Rohr dann nach Bedarf hereingeholt; es dient in dieser holzlosen Gegend hauptsächlich als Brennmaterial, außerdem läßt es sich zu Zäunen und Bedachungen gebrauchen, während die breiten Blätter auch als Viehfutter in Betracht kommen. Dann geleitete mich mein Führer zu einer dem Dorf gehörigen Kaffeeplantage. Sie war eben nicht groß, aber sehr sauber gehalten. Die Kaffeebäumchen standen in regelmäßigen Reihen und waren durchweg nur so hoch, wie ein Mann mit der Hand reichen kann. Man läßt sie, um die Ernte zu erleichtern, nicht höher aufschießen. Denn die Blütezeit des Kaffeebaumes dauert sehr lange, und daher reifen auch die Früchte ungleichzeitig. Beim Ernten muß man die voll ausgereiften Beeren heraussuchen, nur sie enthalten gute, schwere Kaffeebohnen; was versehentlich unreif geerntet ist, kommt zum Abfall. Der edle Kaffeebaum hat viele Feinde aus dem niedrigen Geschlecht der Pilze; selbst hier, in seiner Heimat, bleibt er von solchen nicht verschont. Die Krankheit äußert sich in einem Fleckigwerden und

Vergilben der Blätter, welche vorzeitig abfallen, was einen schlechten Ernährungzustand der Bäumchen zur Folge hat.

Rings um die Kaffeeplantage zog sich eine doppelte Reihe eines unansehnlichen Busches, der an unsren Faulbaum erinnerte. In der Tat war es ein Verwandter dieses nützlichen Bäumchens,[1] Rhamnus prinoides, der unter dem Namen Gescho oder Gerscho in ganz Abessinien angebaut wird. Seine Wurzeln, Rinde und Blätter dienen bei der Bereitung des abessinischen Bieres und Honigweins, von welchem man hierzulande Quantitäten trinkt, die selbst ein Münchener als respektabel anerkennen würde.

Es war Zeit umzukehren, aber ein richtiger Landwirt läßt seinen Gast nicht scheiden, bevor er ihm seine Rinder gezeigt hat. So mußte ich auch noch den Umweg über eine Halde machen, wo eine übrigens prächtige Herde graste. Es waren Zebus; andere Rinder haben wir in Abessinien nirgends gesehen. Das afrikanische Zebu, das wohl ursprünglich aus Indien eingeführt ist, gleicht in seiner Figur unsrem Rind bis auf den Fetthöcker im Nacken. Die Ochsen sind oft prachtvolle Tiere, besonders eine Sorte mit tiefschwarzem, sammetartig glänzendem Fell. Unter dem Hals hängt ihnen mehr als fußlang eine Hautfalte, die Wamme, herab. Die Stiere sind im Gegensatz zu den unsrigen stets gutartig. Die Kühe haben mittelgroße Euter und geben eine wohlschmeckende, erfrischende Milch; nur die Quantität ist, entsprechend der Trockenheit des Futters in dem wasserarmen Land, gering.[2]

Unfern der Herde weideten drei große ungemein sonderbare Vögel, die ich zuerst gar nicht zu klassifizieren wußte. Wie soll ich sie beschreiben? Man denke sich ein Mittelding von Rabe, Pelikan und Puter. Tiefernst und gravitätisch schritten sie nach Rabenart dahin, auch das schwarze, metallglänzende Federkleid erinnerte an die Raben, aber in Figur und Größe glichen sie Pelikanen. Der Schnabel war fast fußlang, krumm und über der Wurzel mit einem faustgroßen Höcker versehen. Augenpartie und Hals waren unbefiedert, aber mit lasurblauen und feuerroten Schwielen bedeckt wie

[1] Der Faulbaum (Rhamnus Frangula), den man auch Pulverholz nennt, lieferte früher die beste Kohle zur Bereitung des Schießpulvers; die Rinde gibt ein viel gebrauchtes Abführmittel, dem neuerdings eine amerikanische Art, die Cascara Sagrada (Rhamnus Purshianus) stark Konkurrenz macht. Andere Rhamnus-Arten enthalten wertvolle Farbstoffe.

[2] Die Hörner der abessinischen Zebus sind nach Stellung, Form und Größe recht verschieden, und man findet merkwürdigerweise auch in der kleinsten Herde meist sehr voneinander abweichende Typen.

beim Puter; bei unsrer Annäherung bliesen sich unsre Vögel auf und bekamen rote Köpfe, wiederum ganz wie zornige Truthähne. Als wir gleichwohl näher traten, marschierten sie indigniert ab, wobei sie uns jedoch mit komischem Mißtrauen im Auge behielten. Ihre Entrüstung erreichte den Höhepunkt, als wir sie durch Rufen und Händeklatschen zum Auffliegen bewegen wollten; endlich erhoben sie sich mühsam, und flogen langsam aber mit wuchtigem Flügelschlage fort. Sie klafterten gewiß zwei Meter.

Erst später gelang es zu ermitteln, daß wir einen Verwandten des sog. Hornraben (Tmetoceros abyssinicus) vor uns gehabt hatten. Es sind seltene Vögel, für welche unsre zoologischen Gärten hohe Preise, 300 bis 500 Mark, zahlen. —

Inzwischen waren allerhand Nachrichten im Lager eingelaufen. Ras Makonen lud uns zu einem Besuch Harars ein; wir sollten in seinem Palast wohnen, obgleich er selbst nicht anwesend war. Aber noch mehr erfreute uns der Willkommengruß Kaiser Meneliks, den uns, durch Vermittelung H. Alfred Ilgs, der Direktor des Telephon in Harar, M. Michel, überbrachte. Mit ihm war ein deutscher Landsmann aus Harar gekommen, Herr Holsten, der im Auftrage der großen Hamburger Exportfirma H. C. Bock die kommerziellen Verhältnisse Abessiniens studierte und auch uns von seinen ungemein gewissenhaft aufgenommenen Notizen Kenntnis gab. Im lebhaften Gespräch tauschten wir Nachrichten aus; wir erfuhren vieles Nützliche über Wege und Transporte und hörten namentlich mit Interesse den mündlichen Bericht über die Personen, mit denen wir in Abessinien in Berührung treten sollten.

So verlief uns dieser Ruhetag nur zu rasch über der Menge neuer Eindrücke aus einer neuen Welt.

VI

HARAR

14. und 15. Januar 1905

Das war ein prächtiger Ritt über die grünen Höhen des Galla-Landes nach dem alten, geheimnisvollen Harar, dem Timbuctu Ostafrikas! Am frühen Morgen verließen wir mit kleinem Troß das Lager am See Haramaja und ritten über die Triften der strahlenden Sonne zu. Bald nahm uns eine Allee riesenhafter Kandelaber-Euphorbien auf, mannsdicke Stämme, die ihre wuchtigen Säulenäste so dicht emporreckten, daß kein Sonnenstrahl sich einen Weg durch die Krone zu bahnen vermochte. Mit dem gesättigten Grün der fleischigen Rinde kontrastierte kühn das Hochrot der Kapselfrüchte, welche die Wipfel krönten, während graue und gelbe Flechten den kurzen, dicken Stämmen einen diskreten Schmuck verliehen. Lange ritten wir im Hohlweg unter diesen lebenden Säulen dahin, endlich, auf einer Anhöhe, öffnete sich vor uns der Blick ins Weite, auf ein Bild von großer, vornehmer Wirkung.

An die Hügel geschmiegt lagen, überwuchert von Grün, die bienenumsummten Dörfer der Galla, in den Tälern rieselten, von üppig sprossenden Wiesen begleitet, die Quellbäche der Flüsse, welche Ogaden und das südliche Somali-Land bewässern; über die Höhen breiteten sich wohlgepflegte Felder, von Hecken umwehrt. Prachtvolle Rinderherden auf allen Triften, malerische Menschen, reichbeladene Saumtiere auf allen Pfaden. Lange Karawanen begegnen uns; die Kamele schreiten voran, eins dem anderen folgend, dann drängen sich Maultiere und Esel, von Abessiniern getrieben; buntgekleidete arabische und indische Kaufleute auf schmucken Pferden beschließen den Zug. Schwarzbraune Galla-Leute geleiten uns, sie schleppen Säcke aus ungegerbten Ziegenhäuten, so prall mit Mohrenhirse gefüllt, daß sie mit ihren Beinstummeln ausgestopften Bälgen gleichen; die Weiber tragen bauchige Flaschenkürbisse zu Markt, die mit Milch oder Honig

gefüllt sind. Auf einer Wiese stehen kleine weiße Zelte, das Lager gemächlich reisender Leute. Überall blüht es, in den Hecken am Weg, um die gerundeten Blöcke grauroten Granits, weiße Rosen (Rosa abyssinica) von feinem aromatischem Duft, dornige Agambüsche (Carissa edulis) mit ihren Dolden winziger Sternblüten, dottergelbe Kalanchoë, himmelblaue Akanthaceen. In der Ferne hebt sich in edlen Formen der zweigipfelige Gara Mulata (etwa 3000 m), der heilige Berg der Galla, von dem aus sie die Kornkammer Ostafrikas erobert und besiedelt haben. Und bald grüßt von der andren Seite ein zweites noch höheres Felsengebirge herüber, der Kondela (etwa 3500 m), von einem wuchtigen Tafelberg mit schroff abfallenden Flanken überragt.

Aber der Weg ist schlecht. Vermorschter Granit bildet an den Abhängen ein Mittelding von Geröll und Sand, das unter den Hufen der Maultiere gleitend nachgibt; an andren Stellen sind in klinghartes Gestein enge Spalten und Rinnen eingeschnitten, gerade breit genug, daß die Tiere darin gehen können, der Reiter aber muß zusehen, wo er Fuß und Knie läßt. Die Bäche führen zur Zeit nur wenig Wasser, so daß das Durchreiten keine Schwierigkeit bietet, aber in der Regenperiode mögen sie schwer passierbar sein. Wir finden zwar zwei Brücken, doch wer würde sich oder sein Tier den schon halbverfallenen Bauten aus schwachem Knüppelholz anvertrauen?

Nach etwa dreistündigem Marsch überschritten wir das Flüßchen Amaresa. Zwei kahle, von Felstrümmern übersäete Kuppen hoben sich vor uns; die linke heißt Abu Bakr, nach jenem gleichnamigen Fürsten, welcher im Jahre 1521 Harar zur Hauptstadt des Adalreiches machte, der höhere Berg rechts führt seinen Namen Hakim nach dem Grabmal des wundertätigen Schech-el-Hakim, der ein Nachkomme des Propheten gewesen sein soll. Kurz bevor wir die Sattelhöhe zwischen beiden Bergen erreicht hatten, bot sich uns ein überraschendes Bild, denn rechts und links des Hohlweges standen in langen Reihen abessinische Truppen, die uns der Vizegouverneur von Harar, Kaniasmatsch Koletsch, entgegengeschickt hatte. Es mochten wohl vierhundert Mann sein, alle verschieden gekleidet, viele mit bunten, gestickten Mänteln über der weißen, rotgesäumten Toga. Männer, Knaben, Greise regellos durcheinander, jeder mit geschultertem Gewehr; Standarten flatterten vor den Reihen. Der kommandierende Offizier, in schwarzem Seidenmantel, dessen Kapuze und Schöße reich bestickt waren, begrüßte den Gesandten mit kurzen Worten; als wir aber die Linien eben abgeritten hatten, stürmte auf einmal die ganze malerische Schar in behendem Laufschritt an uns vorüber, um sich

an die Spitze unsres Zuges zu setzen. Aus den Dörfern und Gehöften zur Seite des Weges stießen immer neue Menschen zu uns, manche als Gaffer, die meisten aber um uns das Geleit zu geben. Und als wir die Sattelhöhe überschritten hatten und zu unsren Füßen die große Stadt liegen sahen, wälzte sich der Menschenstrom wie eine Lawine mit uns zu Tal.

Von der Höhe ist der Anblick Harars entschieden imposant. Zwar fehlt es der Stadt an besonders markanten Bauwerken, seit die Abessinier die Moscheen und ihre Minaretts zerstört haben, aber die langen Linien der festen Mauer, welche rings um die Stadt läuft, die zinnengekrönten Tore, die zahllosen Dächer geben den Eindruck einer mächtigen Kapitale. Die Häusermassen schmiegen sich um die Flanken eines runden Hügels, dessen Gipfel der weiße Palast Ras Makonens krönt, und senken sich bis in die Niederungen zweier Bäche, die dem nahen Errer-Fluß zueilen. So eng die Stadt im Gürtel ihrer Mauern gebaut ist, so schmückt doch Baumgrün fast jeden Hof. Der Stolz Harars aber sind die Gärten vor den Toren, die das ganze Tal erfüllen und sich an den Bergen emporziehen, viele mit weißen Landhäusern in arabischer Bauart geziert. Über dem Ganzen thront der mächtige Kondela mit seinen bläulich-weißen Felsenmauern.

Aber nun wird der Weg wirklich unbequem. In die sich sanft gegen die Stadt senkende Seite des Berges ist ein tiefer Hohlweg, oder sagen wir lieber eine enge Felsenschlucht eingeschnitten, welche der Verkehr und mehr noch die reißenden Wasser der Regenzeit wild zerfurcht und zernagt haben. Die Maultiere klettern langsam, vorsichtig talab; manchmal kehren sie um, wenn der Pfad gar zu schlimm wird, und suchen zur Seite eine andere Passage. Die abessinischen Soldaten springen von Block zu Block und nehmen, obwohl barfuß, die Terrainschwierigkeiten mit ihrer oft bewunderten Gewandtheit. Als Bergvolk mögen sie ja an das Klettern gewöhnt sein, uns aber fällt es auf, daß niemand daran denkt, neben der mühseligen Schlucht einen bequemen Weg über die Felder zu suchen oder gar eine Straße anzulegen, welche bei dem großen Verkehr von Abessinien nach der weit vorgeschobenen Handelszentrale doch gewiß angebracht wäre. Ist es Genügsamkeit, ist es gedankenloses Nachtreten begangener Pfade, ist es Trägheit? Wir wollen es nicht entscheiden.

Endlich erreichen wir bei einer alten Sykomore ebenen Plan und können uns mit den uns hier erwartenden Herren aus Harar zum feierlichen Einzug rangieren. Voran die Gardes du Corps unter dem Kommando Graf Eulenburgs, dann unser Gesandter, hinter ihm der Vizegouverneur von Harar mit einigen Offizieren, dann die übrigen

Mitglieder der Gesandtschaft, denen sich H. Holsten und M. Michel anschließen, endlich die Eskorte. Unser Troß folgt in kleinem Abstand nach. So gelangen wir zu dem Karawanen-Platz vor dem Türkentor (Bab-el-Turk). Von der kleinen Zitadelle dröhnen die Kanonenschüsse, davor vollführt eine abessinische Militärkapelle kaum geringeren Lärm. Eine unglaubliche Menschenmenge umdrängt uns, versperrt uns den Weg. Polizisten mit langen Stäben machen uns mühsam Bahn, — Polizist scheint hier jeder zu sein, der mit einem Stock das Publikum verprügelt. Das Tor ist ein enger, niedriger Tunnel; die von der strahlenden Sonne draußen geblendeten Augen erkennen in dem Halbdunkel des Innern nichts als eine Welle drängender, schiebender Menschen, die alle mit uns in die Stadt fluten. Zum Glück bemerken unsre Maultiere die hohen Balkenschwellen, welche sie vorsichtig übersteigen. Und nun befinden wir uns in der Stadt.

Der enge Platz, den rings die Buden der Kaufleute umgeben, ist nicht minder mit schwarzen Menschen besetzt, und nur mit Mühe halten spalierbildende Soldaten für unsren Durchzug eine schmale Gasse offen. Doch ein Mann durchbricht die Reihen, barhäuptig, mit wirrem, eisgrauem Haar, in einen grünen Sammetmantel mit reicher Goldstickerei gekleidet. Am linken Arm trägt er einen runden, silberbeschlagenen Schild. Mit einem langen, geraden Schwert wütend umherfuchtelnd stürzt er schreiend auf uns zu, und bedenklich blitzt die schwere Waffe über unsren Häuptern. Aber auf seine wilden Ausrufe, die wir nicht verstehen, folgen Lachsalven der Umstehenden. Es ist der Hofnarr, der uns in seiner Weise begrüßt, und wir erfahren von unsren Begleitern, daß dieser Mann sich in vielen Kriegen als Führer hervorgetan hat und seinen Verstand verlor, als er den letzten der eigenen Söhne auf dem Schlachtfeld verbluten sah. Sein harmloses Toben, das die Leute amüsierte, eröffnete ihm seine jetzige Karriere, in welcher er sich ganz wohl fühlen soll.

Durch enge, mehr als holprige Gassen, zwischen Mauern aus Bruchsteinen und Lehm, zwischen Terrassen, auf denen sich neugierig Frauen und Kinder drängen, wälzt sich unser Zug dem Palast Ras Makonens zu. Soldaten mit geschultertem Gewehr bilden vom Tor bis zu unsrem Ziel zwei ununterbrochene Reihen, die Enge der Gassen noch drückender gestaltend. Erst bei der Burg des ehemaligen ägyptischen Statthalters, in welcher jetzt der abessinische Gouverneur wohnt, erweitert sich die Straße, doch bald geht es wieder durch Tore und Höfe, in welche die Neugierigen nicht zu folgen wagen, zum Palast des Vizekönigs. Es ist ein stattliches, weißes Gebäude mit hohen Bogenfenstern und turmartigem Vorbau; über dem zinnengekrönten Dach

Palast Ras Makonens in Harar

erhebt sich eine Terrasse mit kleinem Pavillon, vor welchem zwei sonderbare goldgelbe Löwen aus glasiertem Ton die Wache halten; die abessinischen Farben, Grün, Gelb und Rot, wehen vom Turm.

Wir sitzen ab und treten in den Palast. Das Erdgeschoß ist ein düsterer, unfreundlicher Raum, in welchem die Leibwache des Vize-

königs haust. Eine unbequeme Steintreppe führt zu den Gemächern des Ras empor. Die weiten Flügeltüren aus rotem Wacholderholz sind gastlich geöffnet, der süße Duft des Rosenöles, das die abessinischen Fürsten jedem anderen Parfüm vorziehen, weht uns entgegen. Wir durchschreiten den Audienzsaal und gelangen in ein hohes Zimmer mit roten Atlasmöbeln aus Paris und köstlichen persischen Teppichen, wo uns der Vizegouverneur und die Ältesten der Kaufmannschaft im Namen des Ras willkommen heißen.

Während uns zum Erfrischungstrunk nach dem zuletzt heißen und staubigen Ritt Wassergläser mit — Kognak gereicht werden, entspinnt sich eine gemessene, höfliche Konversation. Noch weniger als bei uns ist es bei den Orientalen Sitte dem Fremden gegenüber Gedanken oder Urteile zu äußern, dafür aber bietet die arabische Höflichkeit, die auch unter den Vornehmen in Harar herrscht, eine Fülle von liebenswürdigen Bemerkungen, Fragen, Komplimenten, so daß es leicht ist eine animierte Konversation zu führen, ohne doch irgend etwas zu sagen. Unser Gesandter, dem die arabische Sprache von Kind auf geläufig ist und der die Feinheiten des gesellschaftlichen Verkehrs der Orientalen wie ein Eingeborener beherrscht, weiß dem Gespräch aber unvermerkt eine ernstere Wendung zu geben, sachliche Fragen zu stellen, ohne Mißtrauen zu erwecken. Denn man muß in Harar mit seinen Worten und Handlungen vorsichtig sein, noch raucht der Boden von dem roten Blut, das religiöser und politischer Fanatismus hier in Strömen vergossen hat. Übrigens überzeugten wir uns einige Stunden später, daß in dem Saal, in welchem wir Besuche empfingen, hinter einem roten Vorhang ein Lauscher postiert war, wohl nicht um uns zu überwachen, sondern unsrer Besucher wegen.

Durch die hohen Bogenfenster lockte die flimmernde Sonnenpracht. Man geleitete uns auf die weiße Terrasse, welche das Dach des Palastes bildet und eine umfassende Aussicht gewährt. Über die schlanken grauen Eukalyptusbäume in den Höfen, die Kaiser Menelik in Abessinien eingeführt hat, blickt man auf die flachen Dächer der Stadt, auf die roh aus braunem Stein und braunem Lehm gefügten Mauern. Es ist dasselbe Erdbraun wie das der Termitenbauten, und wie lichtscheue Termiten sieht man von der Höhe die Menschen durch tiefe Gassen huschen. Desto freundlicher wirken die Gärten vor dem Tor, ein Meer von Grün, das sich namentlich am Hakim-Berg hoch hinaufzieht. Das sind die berühmten Kaffeegärten Harars. Sie liefern eine feine, würzige Ware, die wohl einmal den Wettbewerb mit den besten Sorten des Welthandels aufzunehmen imstande sein

wird. An den Quellen und längs der Bäche, welche das Gartenland bewässern, erkennt das Auge lange Linien eines üppigen, gesättigten Grün: die Bananenpflanzungen, die den Markt der Stadt mit Obst und Gemüse versorgen. Inmitten der Gärten liegt auf einem Vorsprung des Hakim ein Lustschloß in maurischem Stil mit weißen Säulen um die luftigen Terrassen. Auf den Hügeln und Bergen Felder, Gehöfte, Dörfer.

Welch ein gesegnetes Stück Erde! Ein Land, in dem Milch und Honig fließt. Und dazu dieses Klima, dieser ewige Sommer. Acht Monate im Jahr herrscht auf dem Plateau der Sonnenschein, jedoch der Höhe wegen ohne sonderliche Hitze; der Rest des Jahres ist regenreich, doch man kennt weder die Kapricen unsres April, noch das trostlose Grau unsres November. Es regnet fast täglich zu bestimmter Stunde, kurze ergiebige Gewitterschauer, und zwischendurch lacht wieder die Tropensonne auf die erfrischte Vegetation herab und treibt sie zu üppigstem Wachstum. Drei Ernten trägt in diesem Paradies alljährlich der Acker.

Aber nirgends ist der Mensch unglücklicher, als wo ihm eine allzugütige Natur ihren vollen Segen in den Schoß schüttet. Der Sennhirt in unsren Alpen, dessen Leben aus Entbehrungen, Mühsal und Gefahren gewebt ist, jauchzt sein überquellendes Glücksgefühl in das Echo seiner Felsenberge hinaus; die Bewohner Harars bergen sich scheu hinter den braunen Mauern der Stadt.

Die Geschichte dieses Landes ist voll von Greueln. Eine dämonische Gewalt trieb die Menschen, sich ihr Paradies zur Hölle zu wandeln.

Fast alles, was wir über die Vergangenheit Harars wissen, danken wir unsrem österreichischen Landsmann Philipp Paulitschke, dem gründlichen und vielseitigen Forscher, dem kühnen und umsichtigen Reisenden. In ihm hat einmal das Glück einem Würdigen gelächelt, denn als er nach jahrelangen Vorbereitungen Harar besuchte, kam er gerade im günstigsten Zeitpunkt. Die einheimische Dynastie regierte wieder, nach längerer Unterbrechung, und das Wiedererwachen nationaler Gefühle erleichterte ihm das Sammeln mündlicher Berichte und schriftlicher Aufzeichnungen über die Geschichte des Landes. Zudem wußte er sich überall Freundschaften zu machen, wo andere Reisende nur Gefahren fanden. So war Pietro Sacconi kurz zuvor in Ogaden, nahe bei Harar, ermordet worden, und Henry Lucereau, der im Auftrag und unter dem Schutz der französischen Regierung reiste, war vor den Toren der Stadt verblutet. Aber Paulitschkes Expedition war hauptsächlich darin glücklich, daß sie Harar vor der

letzten großen Katastrophe erreichte. Was würde er wohl ein Jahr später noch von Zeugnissen aus der Vergangenheit Harars gefunden haben?

Als die Sultane von Adal im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Harar zu ihrer Hauptstadt erhoben, war der Ort unzweifelhaft bereits der bedeutendste im äquatorialen Ostafrika. Ein mohammedanisches Fürstengeschlecht hatte hier schon seit Jahrhunderten geherrscht; die Chroniken gehen bis zum Jahre 1137 zurück. Doch auch diese Fürsten waren wohl kaum die Gründer der Stadt. Denn in Harar spricht man eine eigene semitische Sprache, das Harari; dieser Umstand weist darauf hin, daß das Land vor der Herrschaft der Kuschiten von Semiten, vielleicht von Abessiniern, besiedelt war, und wenn deren Sprache auf dem platten Lande überall verloren gegangen ist, so liegt die Annahme nahe, daß Harar, wo sich die Sprache erhielt, schon damals ein großes und geschlossenes Anwesen war.

Im vierzehnten Jahrhundert begannen die mohammedanischen Fürsten von Harar den heiligen Krieg gegen die christlichen Abessinier, die sich die Oberherrschaft über die Adal-Länder anmaßten. Auf abessinischer Seite war der große Held in diesen Kämpfen der Kaiser Amda Sion (1312 bis 1342), dessen Kriegstaten uns schon Bruce nach den Chroniken des Landes so anschaulich geschildert hat. Doch dieser Fürst war im Grunde genommen nur ein kecker Reitersmann, und viel zu sehr auf Bravourstückchen bedacht, als daß er entscheidende Schläge zu führen verstanden hätte. Adal stellte dagegen einen großen Eroberer, den Sultan Mohammed Ahmed, genannt Granj, d. h. Linkshand (1525 bis 1543), der sich vom Sklaven zum Wesir, vom Emir von Harar zum Beherrscher des halben Ostafrika aufgeschwungen hat. Er einigte die Duodezstaaten der Adal-Länder und knüpfte weitsichtige Verträge mit den Türken an, welche sich damals die Herrschaft im Roten Meere erkämpften, und gegen die Portugiesen, die, gestützt auf Mozambique und ihr indisches Reich, den Handel von Sela und Aden wieder zu beleben und an sich zu ziehen suchten. Die Türken lieferten Granj auch die Feuerwaffen, mit denen er Abessinien angriff. Es ist bekannt, daß die äthiopischen Kaiser schließlich in ihrer Not, als Granj fast ihr ganzes Land erobert, alle Kirchen zerstört, alle Schätze geraubt hatte, die Portugiesen zu Hilfe riefen. Cristoforo da Gama und seine Musketiere bekämpften Granj mit Erfolg, der Attila Afrikas selbst fiel, und die Abessinier vermochten ihr Reich allmählich zurückzuerobern.

Wie Granjs Herrschaft die Blüte des Adal-Reiches bedeutet hatte, so datiert von seinem Tode an der Niedergang und Zerfall des Sul-

tanates. Manche Stämme gerieten wieder unter die Oberherrschaft der Abessinier; immer geringer wurde die Macht der Herren von Harar über die übrigen Fürsten des Landes, immer engherziger verschlossen sie sich auch in ihrem fanatischen Islam gegen die Außenwelt, gegen jeden Fortschritt. Aber die schlimmste Prüfung für das Land war die Invasion der Galla. Die Emire vermochten die unaufhörlichen Einfälle der wilden Horden nicht mehr abzuweisen, mit Gewalt nahmen die Galla den Boden und siedelten sich auf ihm an, bis vor den Mauern der Stadt. Endlich war die Herrschaft der Emire auf Harar selbst beschränkt, vor den Toren begann das Feindesland.

Aber ein merkwürdiges Verhältnis herrschte zwischen den Hararesen und den Galla. Mochten sie sich auch noch so erbittert bekämpfen, so kamen doch die Galla in die Stadt, um hier friedlich die Produkte ihrer Landwirtschaft zu verkaufen, und die Hararesen begünstigten sogar diesen Marktverkehr mit ihren Todfeinden, notgedrungen, denn wie hätte sich sonst die bedeutende Bevölkerung der Stadt auch nur ernähren sollen? Nur hielten die Emire es für nötig, dem allzustarken Zuströmen der gefährlichen Galla in die Stadt durch Erhebung einer Eintrittssteuer vorzubeugen, die zugleich dem Freistaat eine hübsche Einnahme brachte.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die Lage in Harar fast unhaltbar geworden. Die Galla nahmen die Karawanen weg, auf deren Kommen und Gehen die große Handelsstadt angewiesen war, oder erpreßten von ihnen enorme Lösegelder. Die Emire standen selbst unter dem Einflusse der Galla-Häuptlinge; zu einschneidenden Repressalien fehlte ihnen der Mut und die Macht.

Endlich schien das unerwartete Eingreifen einer fremden Macht dem unglücklichen Lande Ruhe und Sicherheit wiedergeben zu wollen. Ägypten, das unter Mehemed Ali aus einer verlotterten osmanischen Provinz ein festes Reich mit bedeutender Expansionskraft geworden war, entsandte 1875 ein Okkupationskorps unter Raûf Pascha, das die Stadt Sela, die bis dahin nominell den Türken gehört hatte, zur Basis eines Zuges ins Innere machen sollte; die Unterwerfung der Stadt und des Freistaates Harar war das nächste Ziel. Dieses Unternehmen bildete einen Teil des großen Programmes, mit welchem Ismaïl Pascha die Eroberungspolitik seines genialen Großvaters Mehemed Ali wieder aufnahm: er wollte Abessinien von drei Seiten umfassen und so die Hochburg Ostafrikas für sich gewinnen. Er selbst machte im Westen Abessiniens, in Nubien, bedeutende Eroberungen, aber Munzinger fiel im Osten im Kampfe gegen die Danakil, und Hassan Pascha, der Sohn des Khedive, der von Norden in Abessinien einfallen sollte, er-

litt bei Gundet unfern des Mareb eine schmähliche Niederlage und mußte sich mit seiner ganzen Armee ergeben. Als es dem Kaiser Johannes gelang, auch das Ersatzheer der Ägypter bei Gura aufzureiben, konnten die Pläne Ismaïls als völlig gescheitert gelten. Nur Raûf Pascha war gegen Harar erfolgreich. Der Emir Mohammed Abd-es-Schakûr unterwarf sich ohne Schwertstreich den Ägyptern. Die Hararesen, bei welchen der Emir aus guten Gründen nur geringe Autorität genoß, griffen freilich das Okkupationskorps vor den Toren Harars heftig an, wurden aber geschlagen. Im Oktober 1875 nahm der Pascha die Stadt und richtete in ihr sofort ein straffes Regiment ein. Seine Soldaten hielt er unter strenger Zucht, gegen die Besiegten verfuhr er, soweit sie Glaubensgenossen waren, durchaus human. So gab er der Stadt, welche seit Jahrhunderten der Schauplatz von Mord und Totschlag gewesen war, Ordnung und Wohlstand wieder.

Freilich fehlte es auch in dieser Periode nicht an Greueln. Der Emir, den der Pascha nach seiner Unterwerfung mit Ehren aufgenommen hatte, wurde einige Tage später während des Abendgebetes in der Moschee von einem ägyptischen Baschi-Bosuk erdrosselt. War Raûf hieran vielleicht unschuldig, so trifft ihn doch die Verantwortung für die blutige Härte, mit welcher man gegen die Galla vorging. Auf jede Unbotmäßigkeit, auf jeden Bruch des Landfriedens, den die Galla noch niemals anerkannt hatten, folgte eine Strafexpedition von unnachsichtiger Strenge. Neue Ströme von Blut flossen in das Land; die Überlebenden wurden mit Gewalt zum Islam bekehrt.

Doch für die Stadt Harar brachen goldene Tage an. Der Handel belebte sich zusehends, die Einwohnerzahl hob sich in den zehn Jahren der ägyptischen Herrschaft von 30 000 auf 42 000 Seelen; die Zahl der festen Häuser stieg von 6000 auf 8000, während die der Hütten von 2000 auf 1500 sank. Der Pascha zog alle seine Soldaten, die nicht gerade militärisch beschäftigt waren, trotz ihres Widerstrebens, zur Arbeit heran und ließ durch sie öffentliche Bauten, Kasernen und Moscheen bauen. Die Karawanenstraßen wurden weithin gesichert, 12 500 Dörfer der Galla unterwarfen sich der neuen Ordnung. Den Dorfältesten wurde gegen eine mäßige Pacht Land überwiesen, bei dessen Urbarmachung und Bebauung die Galla endlich ihre vortrefflichen Seiten, Fleiß und Geschicklichkeit, Liebe zur Scholle und Sparsamkeit, voll zu entfalten vermochten. Die Ägypter führten die Gemüse- und Obstarten ihrer Heimat in Harar ein und verschafften so dem Volk eine gesunde und zweckmäßige Nahrung. Namentlich aber hob der weitsichtige Raûf Pascha den bis dahin unbedeutenden Kaffeeanbau und veranlaßte auch intelligente Galla sich ihm zu wid-

men. Als Paulitschke im Jahre 1885 Harar besuchte, gab es bereits allein in der nächsten Umgebung der Stadt 11000 Kaffeegärten, mit 100 bis 200 Bäumen und einem durchschnittlichen Ertrag von 70 Kilo im Jahr. Danach berechnet sich die Kaffeeernte im Stadtbezirk von Harar auf 7,7 Millionen Kilo, eine gewaltige Menge, die auch gegenüber dem Gesamtbedarf unsrer Erde an Kaffee — im Jahre 1899 bis 1900 kamen 895 Millionen Kilo in den Welthandel — stattlich genug bleibt.[1]

Von anderen weisen Maßregeln der Ägypter sei die Einschränkung des Kat-Genusses erwähnt, dessen Übermaß die Nerven zerrüttet. Der Abscheu, den sie als Mohammedaner gegen die Trunksucht haben, veranlaßte sie, den Konsum berauschender Getränke, Met und Bier, ein Laster der Galla, zu bekämpfen. Auch gegen manchen abergläubischen Brauch, namentlich den Hokuspokus der Medizinmänner, gingen sie energisch vor. Statt dessen richteten sie ein Hospital nach europäischem Muster ein. Endlich ermutigten sie fremde Kaufleute, sich in Harar niederzulassen und boten ihren Unternehmungen den nötigen Schutz.

So schien der Freistaat unter der Verwaltung Raûfs und — nach dessen Sturz durch Gordon — seiner Nachfolger zu einem für afrikanische Verhältnisse beneidenswerten Zustand zu gelangen, als in Harar die Nachricht eintraf, Ägypten gebe die Okkupation auf. Der Khedive Ismaïl hatte sich durch seine großen Unternehmungen und den Glanz seiner Hofhaltung derart in Schulden gestürzt, daß er zum tatsächlichen Bankerott gelangt war. Dadurch gewannen England und Frankreich die Möglichkeit, in Ägypten eine Finanzkontrolle auszuüben, welche bekanntlich zu einer völligen Unterwerfung Ägyptens unter die britische Politik geführt hat; — Frankreich, das durch den Suezkanal und andre industrielle Unternehmungen im Lande stark interessiert war, wurde gleichzeitig ganz herausgedrängt. Es scheint nun, daß die Engländer zunächst die ägyptischen Neuerwerbungen übernehmen wollten, wenigstens okkupierten sie alsbald die Somali-Küste mit Berbera und Sela. Aber in Harar fanden ihre Agenten Schwierigkeiten, und so gab man die Stadt einstweilen auf.

Der Rückzug Ägyptens leitete für Harar eine neue Reihe von Prüfungen ein. Zwar hatte der umsichtige Ridwân Pascha, der die

[1] Bei dieser Berechnung, für deren Korrektheit wir Paulitschke die Verantwortung überlassen müssen, handelt es sich übrigens wohl um getrocknete Kaffeefrüchte, nicht um Kaffeebohnen, welche nur etwa die Hälfte des Gesamtgewichtes ausmachen. Denn nach Paulitschkes Zahlen käme auf den Baum ein Jahresertrag von 5 Kilo, während man allgemein nur $2^1/_2$ Kilo rechnet.

Räumung bewerkstelligte, einen neuen Emir eingesetzt und ihm auch die Mittel verschafft, eine geordnete Regierung führen zu können. Aber Abdullahi — dies war sein Name — nahm sofort nach dem Abzug der Ägypter die bankerotten Traditionen der Fürsten von Harar wieder auf: fanatische Glaubensübung, Fremdenhaß, Schwäche und Inkonsequenz gegen die Galla, die nur unter einem starken Regiment brauchbare Staatsbürger waren. So ging bald alles drunter und drüber. Die Bedrückung der fremden Kaufleute forderte aber zur Intervention der fremden Mächte heraus.

In diese Zeit fallen die ersten Versuche Italiens sich des Freistaates zu bemächtigen. Die unglückliche Expedition des Grafen Porro sollte offenbar die Besetzung einleiten, wenn sie auch angeblich nur wissenschaftliche und kommerzielle Zwecke verfolgte. Die Zusammensetzung der Mission, ihre starke Bewaffnung und militärische Bedeckung mußten das Mißtrauen des Emirs um so mehr erwecken, als die Kisten mit den wissenschaftlichen Instrumenten nie ausgepackt wurden. Es gelang den Hararesen die Expedition bei Artu, einige Tagemärsche vor Harar, zu entwaffnen, dann wurden die wehrlosen Europäer abseits des Weges in den Busch geführt und dort niedergemetzelt (9. April 1886). Die Opfer dieser Greueltat, an welcher der Emir unschuldig sein wollte, waren die Grafen Porro und Cocastelli, die Politiker Romagnoli und Bianchi, die Gelehrten Zanini, Gottardi und Licata sowie ein Diener. Italien aber ließ die Schandtat ungesühnt.

Aber die Rache kam von andrer Seite, doppelt. Der König Menelik von Schoa, welcher sein Reich durch Unterwerfung der südlichen und südwestlichen Nachbarländer — Enarea, Djimma, Kaffa — erheblich vergrößert hatte, verfolgte auch mit gespannter Aufmerksamkeit die Ereignisse im Westen seines Landes, in Harar. Er war nach dem romantischen Ende des Kaisers Theodorus (1868) als Kronprätendent aufgetreten und hatte den durch Unterstützung der Engländer zur Kaiserwürde gelangten Johannes nicht anerkannt. Als nun Raûf Pascha Harar besetzt hatte, sollte er gemäß den Plänen des Khedive nach Befestigung der ägyptischen Herrschaft mit verstärkten Truppen weiter nach Schoa ziehen, Menelik die Hand reichen und mit ihm Johannes von Süden angreifen. Doch dieser Plan, der den König von Schoa wohl zum Kaiser von Abessinien gemacht, das ganze Land aber in Abhängigkeit von Ägypten gebracht hätte, scheiterte an der Klugheit und dem Patriotismus Meneliks, und da er sich weigerte, mit den Mohammedanern gemeinsame Sache gegen den christlichen Kaiser zu machen, mußte Raûf den Zug nach Schoa aufgeben.

Als die Ägypter zehn Jahre später Harar räumten, glaubten viele, Menelik würde nun den Freistaat nehmen. Doch er wartete zunächst ab. Als er sah, daß England in Harar keine entscheidenden Schritte tat, und daß Italien selbst die Ermordung der Expedition Porro ungerächt ließ, befürchtete Menelik weiter kein Eingreifen einer europäischen Macht und sandte 1886 ein Heer in das Gebiet der Itu-Galla, durch welches der Weg nach Harar führte. Die Abessinier richteten ein furchtbares Blutbad unter der zerstreut wohnenden Gebirgsbevölkerung an, welche freilich die Ohnmacht früherer abessinischer Herrscher zu manchem Raubzug in die Grenzprovinzen Schoas ausgenutzt hatte. Nun zog der Emir Abdullahi dem persönlich auf dem Kriegsschauplatz erschienenen Menelik mit 3000 Mann entgegen, wurde aber bei Tschalanko am 6. Januar 1887 von der zehnfachen Übermacht der Schoaner völlig geschlagen. Ihm selbst gelang es zu entfliehen, in Harar aber war der Schrecken so groß, daß man nicht einmal wagte die festen Mauern zu verteidigen.

Doch Menelik behandelte die Stadt glimpflich. Er konfiszierte nur das Eigentum derer, die im Kampfe gegen ihn gefallen waren, und legte der Stadt eine mäßige Kontribution, 75 000 Maria-Theresien-Thaler, auf. Ja, er setzte einen Oheim des entflohenen Emir, den Prinzen Ali, den er in Ketten im Palaste gefunden hatte, zum Regenten des Freistaates ein, während der damalige Dadjasmatsch [1] Makonen mit dem Oberbefehl über die schoanische Besatzung betraut blieb. Doch nach Meneliks Rückkehr scheinen die Soldaten in Harar übel gehaust zu haben; die Unzufriedenheit stieg, und Prinz Ali selbst wollte an die Spitze einer Konspiration gegen die Abessinier treten, als Makonen ihn verhaften und in Ketten nach Schoa bringen ließ. Menelik war aber über das Verhalten der Hararesen so entrüstet, daß er die Stadt blutig zu züchtigen beschloß. Er sandte ein neues Heer nach Harar, dem er eine große Menge bewaffneter Sklaven beigab; aber die Greuel, welche diese Horden anrichteten, gingen doch wohl weit über das hinaus, was der König den Hararesen als Strafe zugedacht hatte. Die Stadt und ihre Umgebung wurden ausgeplündert, die Kaffee- und Bananengärten in blinder Wut zerstört, und da Holz in Harar ein teurer Artikel ist, so riß man Häuser ein und heizte mit Balken. Die Moscheen wurden brutal entweiht und den Mohammedanern mit Gewalt das Christentum aufgezwungen. Jeden Monat wurde eine Kontribution eingefordert, und da das Geld nicht mehr aufgebracht werden

[1] General, eigentlich der Krieger an der Pforte, d. h. derjenige, der für die persönliche Sicherheit des Kaisers sorgt.

konnte, für das Fehlende in neuen Plünderungen Ersatz geschafft. Zugleich begannen Razzias gegen die Galla, wie sie nie vorher dagewesen waren. Viele Hunderte wurden in die Sklaverei verkauft, darunter auch Frauen und Kinder; jeder Mann, der sich widersetzte, ward einfach niedergemacht. —

Achtzehn Jahre sind seit dieser Zeit des Schreckens dahingegangen. Harar liegt noch in Trümmern. An gutem Willen hat es Menelik nicht gefehlt wieder gut zu machen, was seine Soldaten verübt haben. Aber als Beherrscher eines Feudalstaates ist er denen gegenüber machtlos, auf welche sich seine Macht stützt: seine Krieger hat er nicht verhindern können Harar zu verwüsten, und er kann sie jetzt nicht dazu verwenden im Lande neuen Wohlstand zu begründen. Wie ernst es dem persönlich wohlwollenden und humanen Kaiser um Besserung zu tun war, beweist die Gunst, die er der wirtschaftlichen Erschließung Harars durch die Italiener entgegenbrachte; ja, er gab zu, daß Italien sein Protektorat über Harar erklärte, das freilich niemals effektiv wurde. Die Sicherheit im Lande ist jetzt auch größer als zur Zeit der Ägypter; die fanatischsten Fremdenhasser unter den Mohammedanern, die wildesten Menschenjäger unter den Galla wagen jetzt nicht mehr einen Stein gegen den Reisenden zu erheben. Wir haben uns in diesem Lande überall unbewaffnet und einzeln so frei bewegt, wie in der Heimat. Wo aber eine starke Regierung Sicherheit des Lebens und Eigentums schafft, wird auch Ackerbau und Handel allmählich das Land bereichern.

Ras Makonen ist seinem kaiserlichen Herrn treu ergeben und wird sich nie in Widerspruch zu dessen Ideen setzen. Menelik duldet auch keine Selbständigkeitsgelüste bei seinen Vizekönigen, zum Glück für das Land, dessen Geschichte seit Jahrhunderten von immer neuen inneren Kriegen zwischen den Kaisern und ihren Vasallen berichtet. Auch Makonen ist, wie Menelik, in den Jahren des Friedens ein milder Fürst geworden; seine Landsleute werfen ihm nur vor, daß er, der in Europa war, die europäischen Verhältnisse mehr bewundere, als sich für einen abessinischen Großen passe. Daß er freilich in einem Lande, in dem bisher stets das Schwert geherrscht hat, nicht mit europäischer Humanität auskommt, ist wohl begreiflich.

Doch wir wollen mit unsrem Urteil nicht vorgreifen. In Harar selbst haben wir nur Beobachtungen gesammelt, ihre Beurteilung aber ausgesetzt, bis wir uns eine tiefere Kenntnis der abessinischen Verhältnisse erworben haben würden. Nehmen wir also unsren Bericht wieder auf. —

Marktszene in Harar

Das Mittagbrot wurde uns im Audienzsaal gereicht. Ras Makonen hatte den Wirt des Hotels in Harar, einen Italiener, mit unsrer Verpflegung betraut, und dieser ließ es sich angelegen sein, uns neben heimatlicher Kost auch eine Spezialität Harars kennen zu lehren, den Honigwein. Es gab zwei Sorten, deren eine in Geschmack und Aussehen an Portwein erinnerte, doch waren wir im Genuß vorsichtig der narkotischen Nachwirkungen wegen, die von dem Gescho-Zusatz herrühren sollen. Nach Tisch erwiderten wir zunächst den Besuch des Vizegouverneurs und besichtigten dann die Stadt. Eine enge Gasse, beiderseits mit Buden und offnen Läden besetzt, führte zum Marktplatz oder Sûk. Die abessinische Polizei erwies sich aber allzu bedacht uns im Gedränge Platz zu schaffen — mit dem Stock oder dem Gewehrkolben, nota bene; und es kostete unsrem Gesandten viele Mühe, den Hütern der Ordnung klar zu machen, daß wir nicht durch leere Gassen gehen wollten und uns gerade für das Treiben der Leute interessierten. Man fand unsre Neigung gewiß wenig standesgemäß, aber man ließ uns schließlich gewähren. So konnten wir die Läden, in denen vornehmlich Stoffe und Kleider gehandelt wurden, und den Markt für Nahrungsmittel, Gewürze und Drogen in Muße ansehen. Die Kaufleute sind meist Inder, Araber, Armenier und Griechen, die Markthändler überwiegend Galla; die eingeborenen Hararesen spielen augenscheinlich keine große Rolle mehr. Als Münze kursiert außer dem Maria-Theresien-Thaler, der in ganz Abessinien gilt, der Mehallek oder Piaster mit dem Bilde Meneliks. Diese bequeme kleine Münze findet man nur im Bereich des ehemaligen Freistaates; sie ist von Menelik eingeführt, um die Geldverhältnisse in Harar zu ordnen. Denn kurz vor der ägyptischen Okkupation hatte der damalige Emir selbst Geld geprägt, und zwar aus — Patronenhülsen, und hatte der wertlosen Münze mit Gewalt Kurs verschafft. Der Handel Harars konnte nicht eher wieder aufblühen, als bis dies Produkt offizieller Falschmünzerei beseitigt war.

Wenn auch auf dem Markt von Harar eine gewisse Polizeiordnung sichtbar herrscht, so ist doch die Art, wie die auf der Erde hockenden Händler ihre Ware in winzigen Quantitäten vor sich ausgebreitet feilhalten, nicht anders als in Djibouti und Diredaua. Auch Kaffee sahen wir, obwohl es grade die Haupterntezeit war, nur einige Händevoll auf dem Markt, zudem in ungleicher und geringer Qualität. Die besseren Sorten werden von den Kaufleuten en gros aufgekauft. Unsre Handelssachverständigen, Kommerzienrat Bosch und Vizekonsul Schüler, wußten sich gleich mit den Inhabern einiger bedeutenden Kaffeeexporthäuser bekannt zu machen. Interessant war

auch ein Besuch in den Magazinen des großen indischen Kaufmannes Mohammed Ali, in welchen man so ziemlich alles findet, was man billig verlangen kann, namentlich Kleider, Wäsche, Reiseausrüstungen, Waffen, aber auch Galanteriewaren, Glas und Porzellan, von Werkzeugen, Kochgeschirr und Lampen nicht zu reden. Die Erklärungen des Inhabers über Herkunft, Preise und Vertrieb der Waren boten viel Lehrreiches.

Weniger erfreulich war der Besuch des Gefängnisses, das am Marktplatz liegt. In schrecklichen hygienischen Verhältnissen schmachten da, eng zusammengepfercht, eine Menge Gefangener, darunter namentlich viele insolvente Schuldner, die in der Haft vermodern können, wenn sich nicht in der Familie oder der Freundschaft jemand findet, der sie loskauft. So schrecklich uns die Leiden der oft in Ketten Gefesselten erschienen, so mußten wir uns doch mit Beschämung sagen, daß es auch in den zivilisiertesten Ländern Europas vor gar nicht so langer Zeit noch Schuldhaft und Schuldtürme gegeben hat.

Aber wir sahen noch Widerwärtigeres: Menschen, denen die Hände oder Füße abgehauen waren, und die nun ihr Leben als erbarmungswürdige Bettler fristeten. Das Abhauen von Gliedmaßen soll in Harar die althergebrachte Strafe für Diebstahl sein und auch jetzt noch gelegentlich vorkommen. Grauenhafte Einzelheiten wurden uns über die Exekution mitgeteilt; ein Europäer wollte selbst gesehen haben, wie einem Delinquenten die Hände mit einem schwachen und stumpfen Messer in langsamer und mühseliger Arbeit amputiert wurden. Ja, es soll vorgekommen sein, daß man Verbrecher zur Hinrichtung ihren eigenen Verwandten — Vätern, Brüdern, Söhnen — überlieferte; die unglückseligen Henker setzten sich durch Bluttrinken in einen Zustand der Raserei, in welchem sie, mit Feuerbränden gehetzt, ihre entsetzliche Aufgabe zu erfüllen vermochten.

Es war uns nicht möglich diese wenig glaubhaft klingenden Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen, und wir wollen gern annehmen, daß manches übertrieben war. Aber wir dachten mit Ekel an eine Szene, die sich vor unsren Augen in Diredaua abgespielt hatte. Als wir am ersten Morgen daselbst auf die Terrasse des Hotels traten, drängten sich einige Neugierige an den Gartenzaun, um uns zu sehen. Sofort war die Polizei da und vertrieb mit ihren Stöcken die offenbar harmlosen Gaffer. Ein Mann remonstrierte gegen die Schläge und fiel dem Polizisten in den Arm. Sofort griffen ihn zwei Abessinier von vorn an, während ein dritter ihn von rückwärts faßte und ihn derartig auf die Wirbelsäule warf, daß er wie tot im Staub

lag. Unser Doktor war gleich zur Stelle, konnte aber auch nicht viel mehr tun, als den offenbar innerlich Schwerverletzten nach Hause tragen zu lassen. Die Abessinier aber gingen in dem frohen Bewußtsein ihren Dienst ordentlich getan zu haben, friedlich plaudernd weiter. — Auf Grund dieses Vorkommnisses hatte unser Gesandter vom Gouverneur Ato Marscha die Zurückziehung der uns gestellten Wache verlangt, deren wir ja auch gar nicht bedurften.

Wassertragendes Mädchen in Harar
(Phot. Friedrich Rosen)

Ich kann nicht leugnen, daß uns diese Dinge anfangs gegen die Abessinier einnahmen, denen wir doch am liebsten volle Sympathie entgegengebracht hätten. Aber es soll auch schon hier gesagt sein, daß wir uns in der Folge immer mehr davon überzeugten, wie wenig eigentlich die Neigung zu Roheiten im Charakter der Abessinier liegt. Darin stimmen sie durchaus mit den Semiten überein, von denen sie ja die wesentlichsten Züge haben. In den okkupierten Provinzen treten die Abessinier freilich anders auf als daheim; doch vergessen wir nicht, daß sie mit den Adalensern seit mehr als einem halben Jahrtausend in erbittertem Kampfe gelegen haben. In den wenigen Jahren seit der Eroberung Harars haben sie das Gefühl, endlich als Sieger im Lande des Erbfeindes zu stehen, noch nicht verloren.

Gegen Sonnenuntergang entwickelte sich am nördlichen Tor ein lebhaftes Treiben. Es war die Stunde der Wasserholer; Harar besitzt weder Brunnen noch Wasserleitung. Die Ägypter waren eben im Begriff gewesen eine solche anzulegen; an Wasser fehlt es nicht, da ein Bach wenige hundert Schritt vor dem Tor fließt. Wie in Diredaua, so bemerkten wir auch in Harar, daß die schwere Arbeit

des Wasserholens allgemein den Frauen zufällt, soweit nicht Sklaven dazu vorhanden sind. Faulenzende Männer sehen gleichmütig Frauen und Mädchen unter der Last dickbäuchiger Steinkrüge die steilen Gassen hinaufkeuchen. Die Sklaven, die natürlich reicheren Häusern angehören, drängen sich beim Wasserholen frech vor, tragen die Kannen auch nicht selbst, sondern laden sie ihren Eseln auf. Warum mag wohl bei der Mehrzahl der Völker, namentlich auch in Europa, die schwere Arbeit des Wasserschleppens dem schwächeren Geschlecht aufgebürdet sein? Nur weil der Stärkere sich's bequem macht? Überläßt der Mann dem Weibe doch alle Danaïden-Arbeit. Freilich, bei den Arabern und anderen Mohammedanern liegt die Wasserversorgung Männern ob, doch diese holen das Wasser nicht nur, sondern treiben damit auch Handel.

Nach dem Abendbrot legten wir mit Hilfe von M. Michel den Reiseplan für die nächste Zeit fest. Der Telegraphendirektor gab uns eine Liste der Wasserstationen auf dem Wege nach Adis-Ababa, machte uns aber darauf aufmerksam, daß wir viele infolge der außerordentlichen Dürre ausgeschöpft finden würden. Das war eine üble Aussicht für eine große Karawane und für Menschen, die mit der Gewohnheit sich zu waschen groß geworden waren. Es blieb nichts andres übrig, als sich auf die Eventualität größerer Märsche einzurichten, und zu diesem Zweck wurde beschlossen in Harar noch eine Anzahl Maultiere zu kaufen. — Mittlerweile konferierten unsre Handelssachverständigen mit unsrem Landsmann Herrn Holsten, dem gründlichen Erforscher und Kenner der kommerziellen Verhältnisse des Landes.

Der andere Vormittag verlief mit Besprechungen und Vorbereitungen. Es wurden nur wenige Maultiere gekauft, da die Qualität den Preisen nicht entsprach. Die größeren Geschäfte waren an diesem Tage des griechischen Neujahrs wegen geschlossen, das die meisten Kaufleute feiern. Eine kleine Sensation gab es noch: eine Löwin, die M. Michel gehörte, war aus der offenen Thür des Gehöftes entschlüpft und promenierte in der Stadt. Es gelang aber der Hausdame M. Michels die Wüstenkönigin wieder einzufangen, bevor sie jemand verspeist hatte. In Harar spielen solche kleinen Ereignisse dieselbe Rolle wie in Berlin die Verkehrsstockungen der „Elektrischen".

Nachmittags ritten wir nach Haramaja zurück und rüsteten uns zum Aufbruch nach Adis-Ababa, der für den nächsten Morgen festgesetzt war. Doch fehlte noch ein Mitglied unsrer Gesandtschaft, Oberbibliothekar Dr. Flemming. Er war während der Seereise unter den Symptomen der Rose erkrankt, und wir mußten ihn, der An-

steckungsgefahr wegen, in Djibouti in dem ausgezeichneten französischen Hospital zurücklassen. Dort war er bei sachgemäßer Pflege rasch genesen und sollte heute in Haramaja zu uns stoßen.

Es wurde dunkel, er kam nicht. Wir wanderten ihm am Ufer des Sees entgegen, und groß war die Freude, als wir ihn endlich mit seiner kleinen Eskorte aus der Finsternis auftauchen sahen. Er haderte zwar mit dem Schicksal: eben vom Krankenbett aufgestanden, hatte er zehn Stunden Eisenbahnfahrt und dann noch einen Ritt von 45 km zu machen gehabt. Und das war das erstemal, daß er überhaupt in einem Sattel gesessen hatte! Zudem waren seine Reitkleider nicht aufzufinden gewesen, so daß er in einem unpassenden und unbequemen Habit hatte reiten müssen. Endlich häutete er sich noch, nach seiner Krankheit, wie eine Zwiebel — Grund genug, seinem bedrückten Herzen auf kernige deutsche Art Luft zu machen, — und doch war er so froh da zu sein! Wie ein Triumphator zog er denn auch, stolz auf seine wirklich „schneidige Leistung“ unter allgemeiner Akklamation in das nächtliche Lager ein.

VII

DAS TSCHERTSCHER-GEBIRGE

16. bis 21. Januar

Man hatte uns viel von der Waldschönheit des Tschertscher-Gebirges erzählt, eines breiten Höhenzuges, welcher sich, ohne scharfe Grenze, an den Westrand des Plateaus von Harar angliedert. Die baumlose Umgebung des Sees von Haramaja und die staubige Karawanenstraße, auf der wir am Morgen des 16. Januar unter einer blendenden Sonne den Marsch nach Westen antraten, ließen uns ein starkes Verlangen nach Waldesgrün und kühlem Schatten, nach rauschenden Wipfeln und murmelnden Quellen empfinden. Doch um uns sahen wir zunächst nichts als welliges, wohl angebautes Land, Durrahfelder, sonnengebleichte Stoppeln, kahle Brachen; selbst die Säulenreihen der Euphorbienhecken wurden immer seltener. Die Mulde von Andele, welche wir bald erreichten, fanden wir ausgedörrt; ein brauner Streifen bezeichnete allein die Stelle, wo zu andrer Zeit hier, von Wiesen umgeben, der kleine See gebettet liegt. Der Boden lechzte nach Regen. Grade in diesen Tagen, Mitte Januar, pflegen auf dem Plateau von Harar nach vier Monaten vollständiger Trockenheit die ersten Güsse niederzugehen; die „kleine Regenzeit" ermöglicht den Bauern die Frühbestellung ihrer Äcker. Aber noch verriet kein Anzeichen die Nähe des Wetterumschlages, der wirklich in diesem Jahr einen Monat später als sonst auftrat.

In nüchterner Umgebung lag nüchtern ein Doppeldorf der Meta-Galla. Sie bauen gewöhnlich ihre Hütten in zwei Komplexen auf, etwa einen halben Kilometer voneinander entfernt. Gemeinsame Umwehrungen haben diese Dörfer nicht, doch ist jedes Gehöft durch einen Wall von dornigem Reisig gegen Hyänen und andres nächtlich schleichende Raubzeug geschützt. Hier sahen wir kein noch so bescheidenes Gärtchen, nur das braune Gestrüpp einer meterhohen Verwandten unsrer Kartoffel, Solanum unguiculatum, umwucherte die

Hütten, bedeckt von quittengelben Früchten, die in Größe und Form einem Hühnerei glichen. Man verwendet sie ihres Tanningehaltes wegen zum Gerben des Leders. Plumpe Heuschrecken mit grasgrünem Rumpf und breiten karminroten Schwingen erhoben sich zu kurzem, trägem Flug.

Der nächste Hügel, der Südwestrand der Mulde von Andele, ergab bei barometrischer Messung die Höhe von 2059 m. War es möglich? Diese triviale Umgebung ließ uns ja ganz vergessen, daß wir uns auf dem Rücken eines Gebirges befanden, daß wir Schluchten und waldige Hänge unter uns hatten. In der flimmernden Atmosphäre verlor man ganz den Maßstab für Niveauunterschiede; desto mehr Gewicht legten wir auf Messung der Höhen. Die dürftigen Angaben unsrer Karten wichen stark voneinander ab. Ich selbst konnte zwar auch nur barometrische Messungen ausführen, welchen, wie jedem Fachmanne bekannt ist, große Fehler anhaften, doch verfügte ich wenigstens über ein ausgezeichnetes Instrument von Usteri-Reinacher, das, solid und praktisch für Reisezwecke montiert, rasch und genau einstellte; man liest an ihm Zehntelmillimeter ab und vermag die Hundertstel leicht zu schätzen; sorgfältige Tabellen ergeben die Korrekturen für die Skala und die Temperatur.

Als Ausgangspunkt für meine Messungen wählte ich Harar, dessen höchsten Punkt ich mit Paulitschke zu 1856 m annahm. Schon beim See Haramaja wichen meine Messungen (die Mittelwerte von zwei und drei Bestimmungen) erheblich von Paulitschke ab; er hatte für den See 2252 m gefunden, während ich nur 1983 m erhielt, in Übereinstimmung mit der Karte der Mission Marchand (2000 m). Wie sich die Differenz erklärte? Paulitschke hatte auf dem Ritt von Harar nach Haramaja einen Sturz vom Pferde erlebt; dabei dürfte sein Barometer eine Störung erlitten haben.

Unser Weg senkte sich langsam in ein etwas frischeres, tiefer eingeschnittenes Tal, dessen Umrahmung nicht mehr aus beackerten Hügeln bestand. Hier und da trat Felsgestein in Blöcken und Geröll zutage, dazwischen bildete verkrüppelter Wacholder einzelne tiefgrüne Flecke. Der Talgrund bestand aus torfigen Wiesen, auf denen wir eine Karawane ihr Lager beziehen sahen. Auf einmal erkannten wir: das waren ja unsre eigenen Leute, die hier Halt machten. Und wir hatten kaum 10 km zurückgelegt!

Der Dolmetscher und Reisemarschall Jussuf Wolda Mariam[1]

[1] Joseph, der Sohn der Maria, eine häufige Art der Namenbildung; als Rufname dient nur der unterscheidende Zusatz, z. B. Wolda Giorgis (Sohn des Georg).

meldete, dies sei die für unser heutiges Lager bestimmte Wasserstelle Karssa (1936 m). Das war freilich richtig. Unser Gesandter hatte in Rücksicht auf die noch wenig einmarschierte Karawane angeordnet, daß die Tagesleistungen zunächst nicht groß sein sollten, und den Vorschlag nur bis Karssa zu gehen, angeblich vier bis fünf Stunden Marsches, gutgeheißen. Nun zeigte sich die Ungenauigkeit der Entfernungsangaben unsrer Führer, ein Übelstand, unter dem wir noch öfter zu leiden haben sollten.

Es wurde Kriegsrat abgehalten. Bleiben oder weiter gehen? Ein großer Teil der Lasten war bereits abgeladen; die Maultiere grasten, die Leute machten sich's bequem. Doch mit dem Wasser sah es übel aus: zwei Gräben enthielten eine braune Flüssigkeit, die, bei dem torfigen Grund, vielleicht nicht so schlimm war, als sie erschien. Aber das mitgenommene Berkefeld-Filter hatte schon bei dem weniger schlammigen Wasser des Haramaja-Sees versagt. Offenbar hatte auch unser Doktor, der mit den ersten aufgebrochen war, das Wasser von Karssa bedenklich gefunden, denn er war weiter geritten.

So blieb unsrem Gesandten kaum etwas andres übrig, als den Befehl zum Weitermarsch zu geben. Man läßt sehr ungern wieder aufladen; Mann und Tier geben sich nur widerwillig dazu her. Auch hieß es, daß die nächsten Wasserstellen nicht besser sein würden. Gleichwohl wurde dem wohlerwogenen Befehl kein Widerspruch entgegengesetzt.

Es war Mittag geworden und heiß. Langsam kam die Karawane wieder in Bewegung. Wir rasteten kurz im Schatten eines kleinen Euphorbienhaines und beschwichtigten die knurrenden Magen mit etwas Brot und Büchsenwurst. Besser als das lauwarm gewordene Mineralwasser stillten einige Scheiben rohen Zitronats (Trundj) den Durst. Dann ging es in frischem Tempo weiter.

Der Charakter der Landschaft veränderte sich. An Stelle des Plateaus und seiner weiten Mulden traten lange Bergrücken, von Längstälern getrennt. Die Scheitelhöhe nahm zunächst nicht zu, aber die Senken schnitten tiefer in das Gebirge ein. Der Baumwuchs war noch immer spärlich, dafür machte eine dornige Buschvegetation sich breit. Nach zwei weiteren Marschstunden erreichten wir wieder eine Wasserstelle, Langgé (1983 m), unfern des abflußlosen Sees Jabata. Auch hier gab es kein Wasser. Ein starker Zug Wanderheuschrecken passierte das Tal und kreuzte unsren Weg. Müde fielen die ausgehungerten Tiere auf der Talsohle ein, und wo sie lagerten, schimmerten Weg und Acker in mattem Kupferrot. Vor den Hufen unsrer Reittiere stoben sie auf wie Staubwolken und stießen wieder zu dem

unablässig vorwärts drängenden Strom der Gefährten. Sie kamen von Süden und zogen nach Norden weiter. Wohin? Wer weist ihnen in dieser Dürre ein Land, das ihnen Nahrung bietet?

Wir überholten manches müde Lasttier. Nach 28 km Marsch erreichten wir ein Dorf mit schöner Sykomore, — wieder kein Wasser. Man wies uns nach Worabele,[1] einem größeren Ort auf der Höhe des Gebirges; der Aufstieg war steil. Einer unsrer schwarzen Diener lag ohnmächtig am Wege; zum Glück hatten wir noch etwas Kaffee in der Feldflasche um ihn zu stärken. Dann brach ein Maultier zusammen. Graf Eulenburg gab ihm den Gnadenschuß; aber die Treiber murrten, sie glauben, daß es der Karawane Unglück bringe, ein am Wege gefallenes Tier zu töten, und so geschah es hinfort nicht mehr. Manchmal mag ja wirklich ein aufgegebenes Lasttier sich erholen; Bauern, die es finden, dürfen es behalten. Gewöhnlich aber fällt alles, was zurückbleibt, den Hyänen zum Opfer, und diese Scheusale reißen dem verzweifelt sich wehrenden Tier die Gedärme aus dem Leibe. Den widerwärtigen Anblick der von Hyänen angefressenen Maultiere haben wir mehrmals nicht vermeiden können.

Als wir auf rauhem Wege die Höhe von Worabele (2212 m nach Marchand) erreicht hatten, änderte sich die Szenerie mit einem Schlage: hinter uns lag das kahle Ackerland, das dornige Gestrüpp, um uns webte der Wald. Mit Hütten, Hecken und Gärten füllt das Dorf den Sattel zwischen zwei bewaldeten Höhen, Wiesen lecken mit breiten Zungen hoch an den von Blöcken besäten Abhängen empor. In sanfter Steigung führt ein sandiger Weg zu den Quellen, bequem und weich wie eine Kurpromenade. Die dornigen Akaziengebüsche, die fremdartigen Wolfsmilchbäume fehlen ganz, man konnte sich in die Heimat zurückversetzt glauben, in ein deutsches Mittelgebirge. An die Stelle der Fichten treten hier freilich Wacholderbäume (Juniperus procera), aber sowohl im geschlossenen Bestand, wie namentlich da, wo sie, von weißen Heckenrosen (Rosa abyssinica) umsponnen, einzeln auf der Bergwiese stehen und schattige Lauben für die Weidetiere bilden, gleichen sie merkwürdig unsrer trauten Fichte.

Doch unser Traum war nur von kurzer Dauer, denn nun erreichten wir am Rande des Waldes die „Quellen“. Drei große runde Löcher im lehmigen Boden, jedes etwa 8 m breit und ebenso tief. Alle drei ohne Abfluß. Beugte man sich — vorsichtig, um von dem abschüssigen Rand nicht abzustürzen — vor, so sah man unten einen

[1] Wörtlich: Hyänenort, von Woraba, Hyäne (galla). Das w ist wie das englische w zu sprechen.

tiefen Morast, Farbe und Konsistenz: Erbsensuppe. Statt der obligaten Schweinsohren freilich nur faulende Äste, Wurzeln, Blätter. Inmitten eines der Löcher standen ein Mann und ein Mädchen bis fast an die Hüften im Schlamm und schöpften mit kleinen, becherartigen Kürbissen das Dünnste von oben ab, das sie in große Krüge füllten. Zwei andere Männer, die übereinander in kleinen Nischen der Wand Posto gefaßt hatten, beförderten die Last an das Tageslicht. Mit ihren bloßen Füßen vermochten sie sich auf den kaum bemerkbaren Vorsprüngen der fast senkrechten und obendrein von verschüttetem Wasser schlüpfrig gemachten Erdwand festzuhalten.

Es war klar, daß wir auch hier nicht bleiben konnten. Die Voraussage M. Michels, daß wir bei der ungewöhnlichen Trockenheit dieses Jahres sonst ergiebige Wasserstellen ausgeschöpft finden würden, traf also vollständig ein. Es war 5 Uhr nachmittags als die Ordre erteilt wurde, bis Kulůbi weiter zu marschieren. Soweit es ohne Aufenthalt möglich war, ließen wir die durstenden Tiere tränken, und sie kämpften beinahe um die paar Schlucke Schlammwassers. Inzwischen ging die Meldung ein, daß ein Teil der Karawane, namentlich der Geldtransport, am Fuße des Berges von Worabele liege und außerstande sei, vor Einbruch der Nacht den Aufstieg zu versuchen.

Unsre Gesandtschaft war, da es in Abessinien keine Bank oder andre Kreditanstalt gibt, gezwungen, ihren ganzen Geldbedarf mit sich zu führen. Nun hat man in diesem gesegneten Land weder Goldmünzen noch Papiergeld; unser ganzes Kapital bestand in Maria-Theresien-Thalern. Diese Münze, die für Ostafrika und Arabien noch immer mit dem Bildnis der großen Frau und der Jahreszahl 1780 geprägt wird, ist etwas dünner, aber größer als unser Fünfmarkstück, mit welchem sie im Gewicht, 28 Gramm, übereinstimmt. Das Fallen des Silberpreises hat aber zur Folge gehabt, daß ihr Wert, ursprünglich $1^2/_5$ Vereinsthaler, also fünf Mark, allmählich herabgesunken ist und heute kaum mehr zwei Mark beträgt. Die Gesandtschaftskasse bestand in versiegelten Holzkistchen, deren jede 1000 Maria-Theresien-Thaler enthielt und brutto 30 Kilogramm wog. Nun zeigte sich, daß gerade diese kleinen, aber schweren Geldkisten sehr schlechte Maultierlasten darstellten, da ihr Gewicht sich nicht genügend verteilen ließ. Manches Tier, das ohne alle Beschwerde einen Reiter von 60 Kilogramm trug, wurde von einer Geldkiste, dem halben Gewicht, gleich durchgedrückt. Und dabei sollten nach den Angaben und Dispositionen des mit den Arrangements für die Sondergesandtschaft beauftragten Herrn Arnold Holtz in Adis-Ababa je zwei Geldkisten von einem Maultier getragen werden.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß der deutschen Gesandtschaft im Laufe ihrer Reise aus diesen — und anderen — sorglos getroffenen Vorbereitungen Schwierigkeiten und erhebliche Mehrkosten erwachsen sind. Für die Geldkisten mußte die doppelte Anzahl der vorgesehenen Lasttiere eingestellt werden. Die uns gelieferten abessinischen Packsättel, deren mangelhafte Konstruktion einen großen Teil der Schuld trug, konnten unterwegs nur allmählich durch Aufpolsterung verbessert oder durch selbstangefertigte ersetzt werden.

Im Augenblick war weiter nichts zu tun, als mit den Tieren, die noch aushielten, das Lager zu erreichen. Von den Wasserlöchern ging es gleich wieder bergan, aber nun umfing uns prächtiger Wald und die Kühle des nahen Abends machte sich angenehm fühlbar. Anfangs überwogen breitästige Laubbäume mit bemoosten Stämmen, an denen bleichgrüne Peperomien wucherten — Verwandte des Pfefferstrauches. Dann schlossen die Wacholderbäume zu dichten Beständen zusammen, unter welchen ein buntgemischtes Unterholz undurchdringliche Dickichte bildete. In feuchten Schluchten trieb eine üppige Kalanchoë übermannshohe Stengel mit fleischigen Blättern und leuchtend rosa gefärbten Blüten. Bald mischte sich aber in den Wald der König unter den Bäumen des Tschertscher, der „Birbirssa“ der Galla, eine Konifere mit mächtigem, säulenförmigem Stamm, runder Krone und breiten, lanzettlichen Blättern, äußerlich den verwandten Nadelhölzern recht unähnlich. Es ist eine der wissenschaftlichen Botanik noch wenig bekannte Art der tropischen Gattung Podocarpus, welcher man — wohl nur nach abgerissenen Zweigstücken — den Speziesnamen gracilior gegeben hat, herzlich unpassend für den gewaltigen Urwaldriesen.[1]

Der romantische Pfad zog sich an der Nordseite eines vom Wald überwucherten Felsenkammes hin, dessen niedrigste Einsattelung bei 2364 m erreicht wurde. Hier öffnete sich nach Norden ein großartiger Blick auf in der Tiefe verdämmernde Waldschluchten, die in einem einzigen Absturz bis zu der tafelflachen Danakil-Steppe hinabzuführen schienen. Noch mehr erfreute uns aber in diesem Augenblick die Aussicht nach Süden: ein freundliches Wiesental, etwa

[1] Fernstehenden ist vielleicht nicht bekannt, daß die Naturforscher bei der Benennung von Pflanzen (und Tieren) nicht willkürlich verfahren dürfen, sondern sich an gewisse, auf internationalen Kongressen festgestellte Regeln halten müssen. Diese „lois de la nomenclature“ geben dem Fachmann auch das Recht Pflanzennamen abzuändern, wenn sie formell gegen einen Paragraphen des Gesetzes verstoßen; sind sie aber formell korrekt gebildet, so bestehen sie zu Recht, mögen sie auch noch so unpassend, töricht oder geschmacklos sein.

200 Fuß unter uns, auf dem die ersten Ankömmlinge unsrer Karawane eifrig Zelte aufschlugen und lustige Feuer anzündeten. Den Horizont schlossen waldige Bergketten, die sanften Formen von weichem Abendlicht umwebt, und den Rahmen für das liebliche Bild stellten uralte, knorrige Ölbäume (Olea chrysophylla) dar, mit weitgespannten Bogenästen, auf denen das zitternde Laub wie ein golddurchstickter Schleier ruhte.

Der Lagerplatz von Kulůbi (2308 m) besitzt zwei kleine Quellen, gerade Wasser genug für das Abendsüppchen der Karawane. Doch

Unser Lagerplatz in Kulubi

weiter im Tal fließt ein schöner Bach. Unser Gesandter nahm die schwarze Schar der Maultiertreiber zusammen, belobte sie für ihre gute Haltung bei dem heutigen, überlangen Marsch und bewilligte ihnen eine Extravergütung in Geld, das sofort ausgezahlt wurde. Obgleich es inzwischen vollständig Nacht geworden war, stiegen die Leute willig mit den Wassersäcken in das Tal hinab, nach allen Anstrengungen noch scherzend und singend, und eine gute Stunde später hatten wir Wasser in Hülle und Fülle. Es gab noch eine kleine Aufregung: von der Feldküche aus hatte sich das hohe, trockne Gras entzündet, und es war einen Augenblick Gefahr für unsere Zelte. Doch

die Abessinier sind gewöhnt den Präriebrand ohne Wasser zu löschen; alles stürzte schreiend mit Zweigen, Decken, selbst Kleidern heran, und nach wenigen Minuten war das knisternde Feuer erstickt.

Kulubi ist, wie es scheint, eine Schöpfung Ras Makonens, der hier eine feste Residenz besitzt. Zwar verweilt der Vizekönig selbst nicht viel in Kulubi, doch sein jüngerer Sohn, den er zärtlich liebt, Lidj (Prinz) Taffari, lebt hier, gegenwärtig ein Knabe von etwa zwölf Jahren. Die abessinische Sitte erfordert, daß Fürsten ihre Söhne fern von dem Treiben ihrer Höfe erziehen lassen, und nicht selten werden jüngere Prinzen, namentlich Angehörige des Kaiserhauses, in abgelegenen Bergfesten weniger in guter Schule als in strenger Haft gehalten. Denn der orientalische Fürst sieht in seinen Söhnen die zukünftigen Nebenbuhler, um die sich zu Zeiten des Aufruhrs das Volk scharen könnte. Dutzende von Beispielen kennt die abessinische Geschichte: Prinzen, die von Parteigängern bei Nacht und Nebel aus dem Gefängnis entführt, gegen das regierende Haupt der Familie als Prätendenten aufgestellt wurden: der gewöhnliche Anlaß zu blutigen Bürgerkriegen.

Oft war freilich die Ursache der Prinzengefangenschaft eine andre. Liebende Väter wollten ihre Söhne den Verführungen und Intriguen zügelloser Höfe entziehen. In der Geschichte der großen Häuser Äthiopiens spielt stets das Gift seine Rolle. So hat sich bis heute die Sitte erhalten, daß ein abessinischer Fürst, auch am eignen Tisch, nicht eher ißt, als bis der Koch vor ihm die Speisen gekostet hat.[1] Tagtäglich kann man beobachten, wie der Mundschenk aus dem Metkrug, den er seinem Herrn kredenzt, zunächst die eigne hohle Hand füllt; erst wenn er getrunken, darf er einschenken. Es scheint, daß die Religion, auf die der Abessinier so stolz ist, ihn nicht völlig gegen sündliche Gelüste immunisiert. Ist es da nicht ganz richtig, die gefährdeten Personen der Prinzen durch sichere Gefangenschaft zu schützen?

Franciscus Alvarez, der uns die erste zuverlässige Schilderung einer Reise durch Abessinien (1520 bis 1527) gegeben hat, kennt eine alte Sage, die den seltsamen Brauch, die Prinzen gefangen zu halten, erklärt. Ich zitiere nach einer anonymen Übersetzung dieses vielgelesenen Buches, die schon im Jahre 1566 bei Joachim Heller in

[1] Schon Lobo erwähnt dies (1624); aber auch in Europa kannte man um jene Zeit noch die gleiche Vorsichtsmaßregel: sagt doch Charles Poncet, der 1698 als Gesandter nach Abessinien ging, „die Speisen werden wie in Frankreich zuvor gekostet, ehe der Monarch sie genießt". (Beide Notizen nach Th. Fr. Ehrmann, P. Hieronymus Lobo's Reise nach Abessinien, Zürich 1793.)

Eisleben im Druck erschien. Ich schicke voraus, daß Alvarez den Herrscher Abessiniens als Priester Johann (Preste Joaõ) bezeichnet, ein Name oder Titel, dessen Erklärung wir an andrer Stelle besprechen werden. „Das obbemelte Thal," sagt Alvarez, „ziehet sich etwas lang / biss an einen hohen Berg / darauff pflegt man des Priesters Johans Kinder zu schicken / gleich wie in ein Custodien oder gefengnus / denn sie finden in iren Büchern geschrieben / dass vor Jharen ein König in Ethiopien gewesen / Abraham genandt / dem sey zu nachts im Schlaff geoffenbaret worden / so er sein Reich in frieden und gehorsam erhalten wolte / so müsste er alle seine Söhne / deren er eine grosse anzal gehabt / auff einen Berg beschliessen / unnd keinen heraus lassen / denn den / so er nach ihme zum Regimente verordnen wolte / diese ordenung sollte man hinfüran in ewigkeit halten . . ." Den Anlaß zu dieser Mitteilung gab dem Alvarez ein Erlebnis, das für ihn leicht üble Folgen hätte haben können. Er war nämlich auf seiner Reise, ohne es zu wissen, nahe an den Berg der Prinzen gekommen und entging nur durch schleunige Flucht der Steinigung durch die Wächter.

Ras Makonen ist ein kluger und modern denkender Fürst, der seinen Lieblingssohn keineswegs von der Welt absperrt. So hatte er gewünscht, daß wir den Prinzen besuchen möchten, zumal da wir auch das im Bereich der Burg gelegene Telephon benutzen wollten. Und da unsre Karawane nach ihrem unfreiwillig verlängerten Marsch zur Verbesserung ihrer Organisation einen Ruhetag sehr wohl gebrauchen konnte, so hatten wir auch reichlich Zeit.

Die Burg Ras Makonens liegt etwa eine Wegestunde östlich von unsrem Lagerplatz auf einem kleinen Bergplateau (2543 m), das an drei Seiten sehr steil abfällt, auf der vierten durch ein Joch mit einem gleichfalls schwer zugänglichen, noch etwa 200 m höheren Rücken in Verbindung steht. Der Weg hinauf ist ungemein reizvoll. Es war an diesem Morgen sehr frisch gewesen; bei Sonnenaufgang zeigte das Thermometer 0 Grad. Als wir uns aber nach einem in behaglicher Ruhe eingenommenen Frühtrunk auf den Weg machten, hatten wir bereits 21 Grad; der Tau glitzerte auf den trocknen Halmen des meterhohen Grases. Unfern unsres Lagers trafen wir zunächst ein paar Gehöfte der Galla-Bauern, welche dort als Pächter angesiedelt sind. Ihre runden Hütten[1] mit den stumpf-konischen Dächern aus Durrahstroh sehen von außen ganz freundlich aus; innen freilich strotzen sie von Schmutz. Den Ackerboden gewinnen die Galla der Prärie

[1] Abbildung auf Seite 46.

ab; wir sahen die höchst originelle Art, wie dies geschieht. Als Werkzeug dient eine kurze, starke Lanze, deren Schaftende mit einem runden, durchlöcherten Stein beschwert ist. Es arbeiten immer drei Mann zusammen. Wie auf Kommando stoßen sie ihre Lanzen im Dreieck tief in den schweren Boden, drücken die Schafte nieder und heben so gemeinsam eine mächtige Scholle heraus, die sie alsbald umkehren, damit die nun vergrabene Grasnarbe verfault. Sie arbeiten schnell, fünf bis sechs Schollen werden in jeder Minute umgebrochen. So bleibt das Land dann als Sturzacker liegen, bis es nach der Regenzeit mit einem primitiven Pflug geackert werden kann. In dieser Höhe baut man hauptsächlich Gerste.

Galla-Bauern machen die Steppe mit dem Speer urbar
(Kulubi im Tschertscher-Gebirge)

Weiter bewunderten wir, nun im Sonnenschein, die prächtigen Bäume, die schon am vorigen Abend unser Entzücken gebildet hatten. Der abessinische Ölbaum[1] ist seinem nützlichen Verwandten im Mittelmeergebiet, dem Olivenbaum, sehr ähnlich, doch hat sein Laub nicht den fahlen, bläulichen Silberglanz, sondern gleißt mehr gelblich, wenn auch nicht grade wie Gold, wie es der Name Olea chrysophylla anzudeuten scheint. Die Stämme sind knorrig, doch weniger monströs, als die der uralten Olivenbäume in Sizilien und Palästina. Die Früchte bleiben klein und liefern kein Öl. Lianen und Flechten bevorzugen den Ölbaum, den man oft von einer bunten oder greisgrauen Kleinwelt völlig

[1] Edjerssa (galla), Woira (amharisch).

überwuchert findet. Das Vorkommen dieses schönen, bogenästigen Baumes ist fast ganz auf die Waldränder in der Zone von 2000 bis 2500 m beschränkt.

Die Podocarpus-Bäume bewunderten wir auf diesem Wege besonders in einigen freistehenden Exemplaren. So schön ihre vollen, mächtig gewölbten Kronen auch geformt sind, das Schönste an ihnen ist ihr sattes, reiches Grün, über dem ein goldner Schimmer liegt. In der Landschaft herrscht um diese Jahreszeit das Bleichgelb und Kupferbraun des verdorrten Präriegrases vor, während die Fernen ein zartes Graublau zeigen; das volle und doch leicht abgedämpfte Grün der Podocarpus harmoniert vorzüglich mit diesen Farben.

Am Hang, zwischen Felsblöcken und ragenden Stämmen, klebt eine abessinische Kirche, ein Rundbau, ähnlich den Hütten, doch von viel stattlicheren Abmessungen. Unter Ranken und Ried führt eine Treppe aus natürlichen Felsstufen hinan. Flechtwerk aus Rohr umgürtet die äußere Galerie. Den Dachfirst krönt ein Kreuz, auf dessen Arme nach Landessitte ausgeblasene Straußeneier gesteckt sind. Man findet die Kirchen selten in den Ortschaften selbst, denn der Abessinier will sein Gotteshaus abseits vom Geräusch und Getriebe des Alltags haben. — Unser Weg, bis dahin bequem, wird nun sehr steil und schlecht, denn jetzt geht es zur Burg hinauf, deren Schutz eben nur in der miserablen Beschaffenheit des einzigen Weges beruht. Unsre Maultiere klettern vorsichtig über glatte Platten und rollende Blöcke. Oben finden wir eine tafelflache Wiese; rechts lassen wir die Hütten der abessinischen Besatzung, links biegt der Weg zu einem von Holzpalisaden in mehrfachem Ring umgebenen Gebäudekomplex, der Residenz Ras Makonens.

Prinz Taffari ist von unsrem Kommen unterrichtet. Sein Haushofmeister bewillkommnet den Gesandten vor der Pforte, etwa hundert Soldaten, meist würdige, alte Krieger, bilden in Gala Spalier. Schneeweiße Togen mit Purpurstreif, buntseidene Gewänder, reiche Parademäntel aus rotem, grünem, blauem Sammet mit massiver Goldstickerei, runde Schilde mit zierlich ziselierten silbernen Beschlägen lachen lustig im Sonnenschein. Solche Pracht gehört ja zu jedem abessinischen Hof.

Vor einer hohen Halle sitzen wir ab und treten ein. Der Prinz begrüßt uns an der Tür und lädt uns zum Sitzen ein. Uns zu Ehren sind Tisch und Stühle europäisch, und wir brauchen daher nicht auf der Erde zu kauern. Der Estrich ist mit kostbaren Persern belegt und darüber nach der schönen Sitte des Landes ein wenig frisches Gras gestreut, von jener Sorte Jet'essá (amharisch), die wie Kölnisches Wasser duftet; man findet sie stets in den Gärten der Vor-

nehmen angepflanzt. Die Wände der Halle sind nur geweißt, aber der offene Dachstuhl, den zehn Pfeilerbalken aus rotem Wacholderholz tragen, ist mit geschmackvollem Flechtwerk in weiß, rot und schwarz geschmückt. Ein fünfstrahliger Stern nimmt die Mitte ein, ihn umfängt ein zweiter mit zehn Strahlen, welche mit den Pfeilern alternieren; in weiterem Abstand folgen konzentrische Binden, welche dem aus radial zusammengesteckten Sparren gebildeten Dachgerüst Zusammenhalt verleihen. — Wir sahen später in Schoa manche ähnliche Halle in den Gehöften der Vornehmen, meist mit gleichfalls zehn Pfeilern. Es schien uns, als ob die Abessinier die bekanntlich nicht ganz einfache Konstruktion des regelmäßigen Zehnecks nicht kannten und das Polygon nur durch Ausmessen bildeten.

Lidj Taffari ist für sein Alter zart und schmächtig. Seine Züge sind rein semitisch, seine Hautfarbe ist hell; beides sind in Abessinien Zeichen edlen Blutes. Er trug einen weiten Mantel aus schwarzer Seide mit kleinen, goldenen Kugelknöpfen, die Tracht der vornehmsten Abessinier. Seine Haltung war gemessen und würdig und zugleich doch kindlich-anmutig. Die Unterhaltung beschränkte sich auf Höflichkeiten und Komplimente und wurde auf Wunsch des Prinzen in amharischer Sprache geführt, obwohl er, wie man hört, ganz gut französisch spricht. Hierzulande gilt eine lebhafte Unterhaltung nicht für vornehm, Menschen von guter Erziehung pflegen vielmehr der Rede aufmerksam sinnend zuzuhören und die Antwort, irgendeine Liebenswürdigkeit, erst nach einer kleinen Gedankenpause auszusprechen.

Wir wurden mit Honigwein (T'etj) und Kognak bewirtet, dann überreichte der Gesandte dem Prinzen als Geschenk eine goldene Uhr. Diese Aufmerksamkeit galt freilich mehr als dem Prinzen seinem Vater, in dessen Palast in Harar wir doch gewohnt hatten. Lidj Taffari zeigte auch in diesem Augenblick seine Erziehung, er nahm das Geschenk mit graziösem Dank in Empfang, sah es aber nicht an und verriet in nichts, daß er sich freute, denn freuen tun sich gewöhnliche Leute.

Unsre Gardes du Corps allein erregten seine Neugierde. Bewundernd sah der kleine Prinz zu unsren baumlangen Reitern empor, und als Sohn eines großen Generals verriet er bei seinen Fragen nach Waffen und Ausrüstung Interesse und Verständnis. Ich wollte diese Gruppe photographieren, aber der Prinz bat, davon Abstand zu nehmen, da sein Vater ihm keine Instruktion hinterlassen habe.

Wir verabschiedeten uns dann, um die Telephonstation aufzusuchen. Es ist eine kleine Hütte in der Burg, äußerlich von andren

nicht verschieden. Die Apparate sind auf einem roh mit der Axt gezimmerten Brett montiert. Die Benutzung des äthiopischen Telephons ist eine harte Geduldsprobe — beinahe so schlimm, wie eine Eisenbahnfahrt von Florenz nach Siena, und das will etwas sagen. Zunächst kann man wohl eine Stunde auf Verbindung warten, und hat man sie, so ist sie meist nicht von langer Dauer. Da hilft kein: „Fräulein, lassen Sie mich doch verbunden!!"; der schwarze Teufel, der das Instrument bedient, versteht keine Reklamationen oder will sie nicht verstehen. Freilich, wenn der Negus selbst durch das Telephon spricht — und er liebt es, seine Befehle den Beamten und Offizieren längs der Linie persönlich zu erteilen —, dann pflegt alles am Schnürchen zu gehen, falls nicht grade die im Urwald turnenden Affen die Leitung zerrissen haben.

18. Januar 1905

Wieder war es gegen Sonnenaufgang sehr kalt. Wir ritten auf rauhen Pfaden über felsige Grate und durch großartigen Urwald. Eine Quelle sahen wir in moosiger Schlucht mit kristallklarem, flüsterndem Wasser; da standen die gewaltigsten Bäume. Kerzengrade, astlos bis hoch hinauf recken sich die kannellierten Stämme des Podocarpus; in ihrer Höhe und ihrer Wucht halten sie sehr wohl den Vergleich mit den riesigen Pfeilerbündeln aus, die das Gewölbe des Kölner Domes tragen.[1] In ihren Kronen droben, in den dichten goldgrünen Laubmassen bricht sich tausendfältig das rosige Morgenlicht, in purpurbraunen Wölkchen zieht der Frühdunst des Tales vorbei und verdeckt für Sekunden das Blau des südlichen Himmels. Und das farbige Licht rieselt an den grauen Stämmen nieder, huscht durch lianenumwebtes Unterholz, malt auf dem Moosteppich wunderliche Mosaiken. Scheu beugen die Galla die Knie vor der Majestät der Baumriesen, in denen Wâk, ihr großer Gott, sich ihren Priestern offenbart. Unser Troß zieht vorüber, und Schweigen ruht nun wieder auf diesem Tempel der Natur.

Meist geht es abwärts. Wie wir die Zone des Wacholderwaldes wieder erreichen, überholt uns eine Schar abessinischer Reiter unter einem höherem Offizier, den uns Lidj Taffari zu einer letzten Begrüßung nachgesandt hat. Banale Höflichkeiten werden ausgetauscht, — mich ärgert's, daß diese geschniegelten Halbwilden Herren und Besitzer eines Landes sein sollen, dessen Schönheit sie nie würdigen

[1] Im geschlossenen Bestande erreicht dieser Baum oft 75 m, der Stamm allein 50 m; das Mittelschiff des Kölner Domes ist nur 45 m hoch.

werden. Und wie sie den Wald verwüsten! Den Podocarpus-Bäumen tun sie freilich nichts, das harte Holz der Riesen verstehen sie nicht

Angebrannte Wacholderbäume auf dem Weg nach Tschalanko

zu bearbeiten. Aber über die reichen Bestände an Wacholderbäumen fallen sie her, sie sollen ihnen Holz zum Bau ihrer Hütten und der hohen Palisadenzäune geben. Mit der abessinischen Axt

kann man aber selbst das weiche Wacholderholz nicht bezwingen; die Säge ist unbekannt. Was tun also diese Vandalen? Reisig häufen sie rings um den Fuß der lebenden Bäume und legen Feuer an. Sind die Stämme getötet, so stehen sie noch lange da, versengt, kahl, traurig. Endlich ist das Holz soweit ausgetrocknet, daß es bei einem zweiten Anzünden die Flamme nährt. Tagelang glimmt der Stumpf, endlich fällt der halbverkohlte Stamm. Das auf diese barbarische Art gewonnene Holz ist, weil auf dem Stamm ausgetrocknet,[1] außerordentlich rissig und daher zur weiteren Verarbeitung sehr wenig geeignet, und doch würde es bei richtiger Behandlung dem feinen Holz der naheverwandten virginischen Zeder[2] fast gleichkommen. Da aber der Wacholder der eigentliche Nutzholzbaum Abessiniens ist, so findet man in diesem Lande kein ordentliches Brett oder Kistchen. Türen, die man nur in den reichsten Häusern sieht, sind fast unerschwinglich teuer und haben oft daumenbreit klaffende Risse.

Bei sehr allmählicher Senkung erreichten wir nach drei Stunden Reitens die Zone der Wolfsmilchbäume und Schirmakazien. Doch alsbald begann der Weg wieder zu steigen, und abermals durch prächtigen Wald gelangten wir in das Hochtal von Tschalanko, wo M. Chefneux, mit H. Alfred Ilg der Begründer der Äthiopischen Bahn, einen großen Besitz, ein Geschenk des Negus negesti, sein eigen nennt.

Am oberen Ende des Tales entspringt unfern des Doppeldorfes Tschalanko ein kleiner Bach aus mehreren Quellen. Hier pflegen alle Karawanen zu lagern. Wir fanden daher auch den üblichen Rastplatz bei der unteren Quelle (2099 m) so schmutzig, daß wir vorzogen, unsre Zelte jenseits des Baches mitten zwischen beiden Dörfern aufschlagen zu lassen. Es war wieder ein prächtiger Fleck. Unser Lager lehnte sich an einen niedrigen Bergriegel an, auf dessen Steilhang, zwischen Felstrümmern und Buschwald feiste Klippschiefer (Hyrax abessinicus) ihre possierlichen Spiele trieben.[3] Vor dem Abhang standen zwei riesige rundkronige Bäume. Der eine hatte einen

[1] Das rasche Trocknen toter aufrechtstehender Stämme macht das Holz rissig; rationell ist nur das langsame Austrocknen der am feuchten Boden liegenden Langhölzer, von welchen bei uns die im Herbst geschlagenen und den ganzen Winter über feucht bleibenden die wertvollsten sind.

[2] Juniperus virginiana, besonders als Bleistiftholz bekannt.

[3] Die Klippschiefer oder Klippdachse ähneln dem Murmeltier unsrer Alpen und auch etwas dem Hasen, sind aber mit diesen Nagetieren gar nicht verwandt. Am nächsten stehen sie in ihrer Organisation merkwürdigerweise den großen Vielhufern, namentlich dem Rhinozeros.

kurzen, hohlen Stamm von $5^1/_2$ m Durchmesser und 17 m Umfang; es war eine der schönsten Sykomoren, die wir auf unsrem Wege sahen. In ihrem kühlen Schatten wollten wir unsre Mahlzeiten einnehmen, doch mußte zuvor eine Horde von Meerkatzen verjagt werden, die sich, nicht ohne lebhafte Anzeichen des Protestes, in das nahe Dickicht zurückzogen. Gewiß hatten diese Tunichtgute eben den Überfall eines Durrahfeldes geplant, denn auf dem fetten Boden von

Unter der großen Sykomore in Tschalanko

Tschalanko gedeiht dieses wärmeliebende Getreide trotz der Höhenlage noch vortrefflich.

Der Talgrund vor uns, dessen hohes, trockenes Präriegras im Winde wogt, wie reifes Korn auf den Äckern unsrer Heimat, ist das Schlachtfeld von Tschalanko, wo im Jahre 1887 der Emir Abdullahi von Harar sein Reich an Menelik verlor. Borelli, welcher Tschalanko fünf Monate nach dem blutigen Tage besuchte, sah noch überall die Skelette der gefallenen Hararesen unbeerdigt liegen. Man sagte auch uns, daß immer noch die Gebeine in das tiefe Gras gebettet lägen, doch ist dies wohl kaum richtig. Denn da die Abessinier alljährlich das trockene Präriegras abbrennen, um dem Nachwuchs Platz

zu schaffen, so müssen freiliegende Knochen längst unter der kombinierten Wirkung von Feuer und Regen völlig zerstört sein.

Wer die Bergwiesen Abessiniens durchstreift, findet das Gras fast nirgends abgeweidet. So stark der Viehstand stellenweise ist, so sieht man doch bei dem ungeheuren Reichtum an Wiesen kaum jemals seine Spuren. Das Gras treibt zu Beginn der Regenzeit üppig aus, blüht und fruchtet, und vertrocknet endlich auf dem Halm. In diesem Zustand bleibt es stehen, fast wertlos, denn die nun hartverkieselten Halme nud Blätter sind nach der Fruchtreife äußerst arm an Nährstoffen. So bildet die Prärie jetzt nur eine kümmerliche Magerweide, und doch sind die Grassorten gut; Hafer (Avena) und Bartgras (Andropogon) überwiegen: würden sie vor der Fruchtreife geschnitten, so müßten sie ein vortreffliches Heu liefern. Die Gesamtfläche der Bergwiesen Abessiniens dürfte etwa halb so groß sein, wie das Deutsche Reich. Welch eine ungeheure Menge duftendes Bergheu könnte hier gewonnen werden, welch ein Reichtum müßte dem Lande zuströmen, wenn es seinen Überfluß an die durchweg futterarmen niedrigeren Nachbarländer abgäbe!

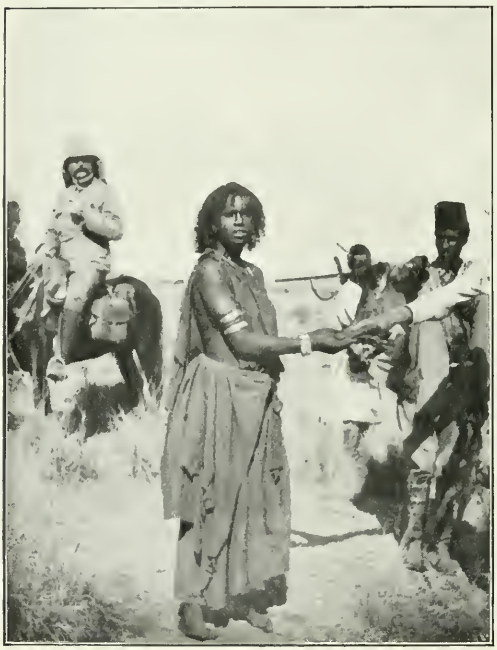
Doch der Abessinier kennt nicht die Sense, nicht den Erntewagen, niemand baut Straßen, auf welchen der Natursegen eingefahren oder gar exportiert werden könnte. Der Warentransport durch Karawanen ist so teuer, daß er sich für Rohmaterialien niemals lohnt. Der Bauer muß seine Abgaben in natura zahlen; hat er wirklich einmal mehr geerntet als er braucht, so nimmt ihm der erste beste Herr ganz sicher seinen Überfluß fort — und oft genug mehr als das. Wer kann's dem Bauer verdenken, wenn er nicht mehr produzieren will, als was zu kümmerlichem Leben auf seiner Scholle nötig ist?

Fehlt diesem Lande der Wiesen die Sense, so hat man doch Sicheln von ähnlicher Form wie bei uns, nur daß die Schneide mit kleinen Sägezähnen versehen ist. Schon hieraus ist zu erkennen, daß die Sichel nicht bestimmt ist, das junge zarte Heugras zu schneiden. Tatsächlich dient sie nur zum Niederlegen der kieseligen Halme, da wo sie im Wege sind: beim Aufschlagen der Zelte, oder wo im Freien ein Feuer angezündet werden soll.

Wandernde Händler kamen in unser Lager, um solche Sicheln zu verkaufen. Sie hielten auch Bündel von kleinen Messerchen feil, deren jedes in einer schwarzen Lederscheide mit rotem Bund und weißen Riemen steckte. Die Messerchen — ein schmiedeeisernes Lanzettblatt, dem eine Pinzette als Heft dient — wurden von unsren Karawanenleuten viel gekauft; sie dienen zur Vornahme der kleinen Operationen, welche bei den barfuß gehenden Leuten sehr oft nötig

werden, wenn der Weg durch Akazienwälder führt, denn die abgefallenen Dornen pflegen zwischen Gras und Sand so verborgen zu liegen, daß auch ein vorsichtiger Fußgänger sie nicht immer vermeiden kann. Abgebrochene Spitzen von Dornen können ganz gut mit dem Pinzetten-Messer entfernt werden; darum trägt fast jeder Mann eins am Gürtel.

Gegen Abend wurde es recht laut im Lager. Offenbar legten viele unsrer Treiber ihr in Kulubi erworbenes Trinkgeld in alkoholischen Getränken an; es wurden Spottlieder gesungen und sogar Tänze aufgeführt. Die Bewohner des nahen Doppeldorfes befürchteten wohl bei dieser Stimmung Übergriffe unsrer Leute. Die Frauen und Mädchen, unter welchen wir mehrere gradezu schöne Gestalten sahen, wichen uns scheu aus und waren auch durch Geschenke nicht zu veranlassen sich photographieren zu lassen; nur heimliche Kodakaufnahmen gelangen. Der Dorfwächter bezog seinen Posten, eine grüne Laube in einer Baumkrone, von welcher er, selbst ungesehen, die Umgebung gut beobachten konnte. Als Leiter diente ihm ein Stämmchen mit kurzen Aststümpfen rechts und links.



Junges Mädchen aus dem Stamm der Meta-Galla
(Phot. Friedrich Rosen)

Doch allmählich zeigte sich, daß die aufgeregte Stimmung unsrer Karawanenleute sich gegen uns selbst richtete. Als wir morgens aufbrechen wollten, versagte ein großer Teil den Dienst, andre waren unschlüssig. Der Dolmetscher Wolda Mariam meldete die Ursache des Streiks, der in offene Meuterei umzuschlagen drohte: die Tagemärsche seien zu lang, der Lohn zu gering, man wolle umkehren und die Lasten liegen lassen. Die Lage war kritisch. Wir waren 19 Europäer gegen 190 Eingeborene, die zum größeren Teile Ge-

wehre und Munition hatten. Da befahl unser Gesandter kurz die Rädelsführer zu greifen und zu binden; unter dem Schutze unsrer Gardes du Corps, die selbst nicht eingreifen sollten, führte Wolda Mariam mit den treugebliebenen Abessiniern den Befehl aus.

Es folgte eine halbe Stunde großer Spannung. Dann erklärten die Aufsässigen sich bereit, die Arbeit zu unsren Bedingungen wieder aufzunehmen. Die Leute waren ja gar nicht unzufrieden. Sie hatten nur in der Güte unsres Gesandten, der ihnen in Kulubi für eine besondere Leistung freiwillig ein Trinkgeld bewilligt hatte, eine Schwäche gesehen und geglaubt, mehr ertrotzen zu können. Natürlich wurden die Zügel nun straffer angezogen. Allen am Streik beteiligten Leuten wurden die Gewehre abgenommen und die treugebliebenen damit ausgezeichnet — denn der abessinische Treiber hat keinen höheren Ehrgeiz als ein Gewehr zu tragen, selbst wenn dasselbe zum Schießen ganz untauglich sein sollte.

Die kleine Episode, welche für uns leicht verhängnisvoll hätte werden können, war auch für unsren Dolmetscher der Prüfstein gewesen. Nur durch ihn konnten wir uns mit den Karawanenleuten verständigen, denn Herr Sefzat, der uns von Herrn Holtz als Reisemarschall bestimmt war, beherrschte die Landessprache durchaus nicht. Nun mußte sich zeigen, ob Wolda Mariam ehrlich mit uns hielt oder mit seinen Landsleuten konspirierte. Daß er sich hier bewährte, trug ihm sofort unser Vertrauen ein. Er war keine sympathische Erscheinung, hatte ein unangenehmes Organ und erwies sich, wenn er getrunken hatte, als jähzornig und gewalttätig. Daher ergaben sich in der Folge noch einige Schwierigkeiten mit ihm, doch muß anerkannt werden, daß er stets ehrlich und auch praktisch unser Interesse im Auge hatte.

Wolda Mariam war ein Unzufriedener, dem es in der eigenen Heimat nicht gefiel. Als Priesterzögling (Dephtera) gebildet, mit den Formen der abessinischen Höflichkeit in Wort und Briefstil vertraut, hatte er zu Hause keinen Platz gefunden, der ihm zusagte, und war daher mit seiner Frau nach Ägypten ausgewandert; so war er in Kairo für unsre Gesandtschaft engagiert worden. Doch gehörte er, wie wir erfuhren, zu einer vornehmen Familie. Bei einer späteren Gelegenheit zog Graf Eulenburg Erkundigungen über Wolda Mariams Beziehungen ein. „Sa frère est Ménélik son femme“ lautete die etwas enigmatische Antwort, die vielleicht selbst unsrem Heroldsamt Kopfzerbrechen gemacht hätte. Da der Kaiser Äthiopiens mehrfach verheiratet war und die Fürsten sich hierzulande bei der Wahl ihrer Frauen nicht streng an ebenbürtige Familien halten, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Wolda Mariam wirklich irgendwie mit dem Negus verwandt war.

19. Januar 1905

Wir hatten wieder einen ziemlich langen, aber sehr genußreichen Marsch. Wie doch der Wald dieses Gebirge schön macht! Was wären ohne ihn diese langgestreckten Höhen, diese breiten Sättel und muldenförmigen Täler? Und wie öde wird das Tschertscher-Gebirge sein, wenn die Abessinier den Wald, den die Galla heilig halten, einmal ganz verbrannt haben werden, wie sie es in ihrem Stammland leider getan. Der Regen wird dann den fetten Humus fortspülen, und auf nacktem, rauhen Fels wird der Weg laufen, wie drüben rings um Gondar, die alte Hauptstadt Abessiniens.

Tschalanko war der letzte Sitz der Meta-Galla; wir befinden uns nun im Gebiet des Oborra-Stammes. Wir freilich erkennen keinen Unterschied, doch sollen die Oborra friedlicher und gesitteter sein als die durch die Nähe Harars verdorbenen Meta, deren hauptsächlicher Erwerbszweig jahrhundertelang Plünderung und Straßenraub war.

Die ersten Oborra-Leute sahen wir, als wir nach ziemlich steilem Abstieg die Wasserstelle Schola (1959 m, Gleichen: 2101 m) erreichten. Die Hirten hatten aus dem grasreichen Tal ihre Herden zusammengetrieben, feiste Fettschwanzschafe und sammetglatte Zebus. Im Schatten der alten Bäume warteten die Tiere geduldig auf die Tränke. Es waren in Lehm geformte Tröge da, das Wasser mußte aber mühsam aus ähnlichen Löchern geschöpft werden wie in Worabele.

Wer hat nicht schon bei einer Szene, die er sah, die Empfindung gehabt, ganz dasselbe schon einmal geschaut zu haben? Aber wo und wann? Oft hilft da kein Nachgrübeln; hier fiel es mir aber ein. Die poetische Erzählung von Jakob am Brunnen war es, die mir vorschwebte, eine Erinnerung aus der Kinderzeit, da die gestaltende Kraft einer frischen Phantasie Gehörtes, Gelesenes noch so lebendig sah, als wäre es miterlebt. Und waren das nicht die Leute von Haran, die am Brunnen lagerten und warteten, bis auch Labans Tochter ihre Herde zur Tränke führen würde? War diese junge Hirtin, die wir mit ihren Schafen über das Feld herankommen sahen, dieses junge, eben zum Weibe erblühte Kind nicht Rahel? um welche Jakob „diente sieben Jahre und deuchten ihn, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie".

Schola heißt im Dialekt von Schoa die Sykomore.[1] Im Galla-Gebiet Abessiniens findet man gewöhnlich an den Wasserstellen eine Schola, unter deren Schatten die zu Tal und Tränke getriebenen

[1] Ficus Sycomorus, amharisch: scheqla, schagla, galla: harbú, wolamo: boë-étsa.

Herden rasten. Die Sykomore ist raschwüchsig und bildet doch ein ungemein widerstandsfähiges Holz, aus welchem beispielsweise die bis heute vorzüglich erhaltenen Mumiensärge der alten Ägypter angefertigt sind. Man findet oft gewaltige Stämme, kurz und wuchtig, die Krone ist gleichfalls stattlich, doch steht sie nicht ganz im Verhältnis zu dem Umfang des Schaftes. Aus den unteren Ästen brechen besondere blattlose Zweige hervor, welche, wie riesige Trauben, die Früchte tragen. Diese reifen vom März an, sind eßbar, doch gewöhnlich fade von Geschmack. Unter zehn schlechten findet man kaum eine gute, und auch diese steht an Wohlgeschmack weit hinter den echten Feigen (Ficus Carica) zurück.

Unser Weg zog sich an der anderen Seite des breiten Tales wieder aufwärts, als uns eine Frau begegnete, die uns zu unsrem nicht geringen Erstaunen deutsch anredete. Es war eine Syrerin, die im deutschen Diakonissenhaus in Beyrut erzogen und als Pflegeschwester in der evangelischen Mission in Abessinien beschäftigt gewesen war. Jetzt kehrte sie, von nur zwei Leuten begleitet, nach ihrer Heimat zurück. Daß eine Dame im Galla-Land, in Gegenden, die seit Jahrhunderten als völlig unzugänglich verschrien waren, jetzt allein, ohne Waffen sicher reisen kann, beweist, wie erfolgreich die abessinische Okkupation die wilden Stämme des Landes zu Zucht und Ordnung gebracht hat. Wir wollen dieses große Verdienst um so lieber anerkennen, als die angewendeten Mittel uns oft hart und barbarisch erschienen. Doch man darf ja nicht vergessen, daß unsre Anschauungen von Humanität im Inneren Afrikas untunlich sein würden. Aber unwillkürlich mißt man die Abessinier mit einem anderen Maßstab, als andere Völker dieses Kontinents; seit zwei Jahrtausenden besitzen sie ein geordnetes Staatswesen, fünfhundert Jahre früher als wir nahmen sie das Christentum an. Besonders aber verführt den Fremden immer wieder die sehr bemerkenswerte äußere Erziehung der Abessinier zu der — nicht ganz gerechtfertigten — Annahme einer parallel gehenden Herzens- und Gemütsbildung. —

Der Aufstieg an der westlichen Talwand, Dada genannt, gilt für eine der schwierigsten Passagen der ganzen Route. Der Weg gleicht einer Trümmerhalde in unsren Hochgebirgen: Platten, Geröll, Blöcke und tief eingerissene Spalten dazwischen, denn auch die Wildwasser der Regenzeit folgen dieser Straße. Die Lasttiere haben eine schwere Stunde, aber der Reiter, der bei einiger Vorsicht ganz bequem hinaufkommt, genießt den romantischen Reiz der Szenerie. Am Fuß des Passes sieht man noch bizarre Säuleneuphorbien mit dornigen Schirmakazien gemischt, dann folgt der Wacholderwald, der hier gerade

bis zum Rande des Plateaus (2266 m) führt. Dieses bildet eine dem Onoroda oder Deru-Berg vorgelagerte Stufe mit hohem Graswuchs und schönen Baumgruppen, in welchen der Podocarpus am meisten in die Augen fällt. Bei sehr allmählicher Steigung marschiert es sich hier in der frischen Bergluft herrlich. Der Rücken uns zur Rechten mag fast 3000 m hoch sein, an seinen Steilhängen trägt er schwarzen Urwald von wilder Schönheit, während die Kammhöhe, auf der sich nur noch dürftiger Baumwuchs zeigt, unter tiefblauem Himmel der Sammelplatz schneeweißer Sommerwolken ist.

Endlich haben wir bei 2411 m das Joch zwischen dem Deru-Berg und seinem südlichem Nachbar gewonnen, den die Karten Sacca oder Albati nennen. Nach all' den, bald lieblichen, bald romantischen Szenerien, die wir in den letzten Stunden in stetem Wechsel genossen, überraschte uns doch die hohe Schönheit des Blickes in das Tal von Deru, in das wir nun hinabsteigen sollten. Eine schwer zu schildernde Schönheit. Wald, Prärie, sanfte Hänge, weiter nichts. Und doch noch etwas andres. Bergwiesen, auf denen die goldene Sonne lacht, lianendurchrankte Baumgruppen, in denen Formenschönheit sich mit intimem Reiz eint, walderfüllte Taleinschnitte, in deren Dämmerung traute Märchenstimmung webt. Und die Palette, welche die Farben dieses Schmuckkästchens der Natur wiedergeben sollte, brauchte alle Töne vom Schwarz der Bachschluchten, vom tiefen Blau des Berghorizontes und dem gesättigten Grün der Laubmassen im Vordergrund bis zu dem flüssigen Gold der Prärie, dem lichten Blaugrau des Rauches über fernen Tälern, dem blendenden Weiß der geballten Sommerwolken.

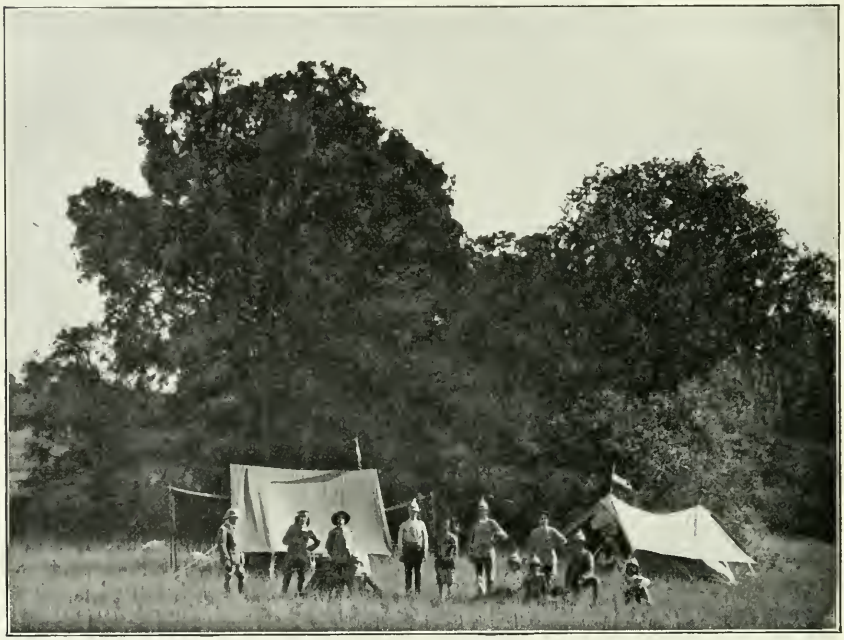
Wir lagerten in 2312 m Höhe, abseits des Doppeldorfes Deru auf den Bergwiesen, über welche, wie in einem von Künstlerhand angelegten Park prachtvolle Baumgruppen verteilt waren. Meist nahm ein Podocarpus mit gewölbter Krone die Mitte ein, Wacholder und Laubbäume lehnten sich an, Lianen hingen aus dem Geäst herab, und bis hoch hinein sponnen weiße Rosen und berauschend duftender Jasmin ihre blütenüberladenen Ranken.

Deru ist ein sehr wildreicher Ort. Eine Antilopenart, Gazella Soemmerringii, äst in kleinen Trupps im hohen Gras, unsrem Reh ganz ähnlich. Diese graziösen Tiere sind nicht sonderlich scheu; die Landesbewohner schießen sie nicht, sondern fangen sie nur gelegentlich mittels Schlingen. Noch zierlicher sind die Zwergantilopen (Cephalophus Hemprichianus), deren Krickeln kaum dicker als ein Bleistift sind. Der abessinische Hase (Lepus habessinicus) fehlt nicht, doch ist er im Gebirge weniger häufig, als in den Steppen am Fuß der

Wald-Dickicht in Deru

Links eine neue Art der Wolfsmilchbäume (Euphorbia sancta)

Berge. Niemand stellt ihm nach, denn die Abessinier wie die Mohammedaner halten ihn für unrein, der „gespaltenen Klauen“ wegen. Das auffallendste Tier dieser Gegend ist aber ein Affe, der Goresa oder Guereza (Colobus guereza). Dieses Tier, das erst Rüppell[1] wissenschaftlich beschrieben hat, halten manche Autoren für den schönsten Affen. Übrigens gleicht er seinen Sippengenossen wenig. Er hat nicht wie diese vier „Hände“, denn am Fuß vermag er mit dem Daumen nicht zu greifen und der Hand fehlt dieser Finger ganz. In seiner Figur



Die Zelte der Gardes du Corps unter den Podocarpus-Bäumen von Deru

wie in seinem Benehmen hat er nichts von dem Karikaturhaften seiner bald drolligen, bald unanständigen Verwandten. Der Goresa liebt die hohen Podocarpus-Bäume im Walde; man sieht ihn einzeln in den Kronen sitzen oder mit ruhigen, geschmeidigen Bewegungen seine Nahrung suchen. Im Sitz hochaufgerichtet, läßt er den bis 70 cm langen Schweif mit der weißen Quaste senkrecht herabhängen. Nur um dieses

[1] Dr. Eduard Rüppell, neue Wirbeltiere zur Fauna von Abessinien gehörig; Frankfurt a. M. 1835—40. Allerdings gab schon Ludolf (Historia aethiopica I, 10, Frankfurt a. M. 1681) eine kurze Beschreibung und eine Abbildung des Affen, beides aber nur nach den Mitteilungen des Abessiniers Abba Gregorius.

willen jagt ihn der Abessinier,[1] denn der seidenhaarige Schwanz bildet mit kostbarem Elfenbein- oder Silbergriff den Fliegenwedel der Fürsten. Doch auch sein Balg ist ansehnlich, glänzend schwarz mit weißer Binde um die Flanken, welche bei den Männchen zu einem fußlangen Vlies vom schönsten Seidenglanz auswächst. In der Gefangenschaft ist der Goresa gesittet und zutunlich, selbst zärtlich gegen seinen Herrn, doch ist es bisher noch nie gelungen ihn mit Erfolg in die europäischen zoologischen Gärten einzuführen.[2]

Von Vögeln sahen wir hier häufig die gewöhnliche Art der Hornraben (Tmetoceros abyssinicus), schwarze Tiere, fast von der Größe eines Puters. Einer wurde auch geschossen, doch verzichtete der Schütze, als er den fatalen Aasgeruch des erlegten Tieres wahrnahm, gern auf das Mitnehmen. Der Hornrabe, ein Nashornvogel, trägt auf dem Schnabel ein kurzes, offenes Horn, das wie abgebrochen erscheint.

20. Januar 1905

Der Weg von Deru nach Burka, unsrem heutigen Lager, folgt dem Laufe des kleinen Baches, welcher sich unweit des Dorfes Deru bildet. Zwei Stunden lang geht es durch eine enge Waldschlucht abwärts unter himmelanstrebenden Podocarpus-Bäumen, zwischen natürlichen Hecken von strauchigen Malven und blütenbedeckten Vernonien; dann erweitert sich das Tal, und Wiesen wechseln mit Wald und Busch. Besonders auffallend ist hier ein hoher Strauch, dessen Rutenäste mit durchscheinend-geflügelten karminroten Früchten behangen sind; von weitem könnte man sie für Blüten halten. Den Versuch einen Zweig meiner Sammlung einzuverleiben, gab ich bald auf, denn man kann sich dem Busch nicht nähern, ohne sich an den zahllosen, wie Angelhaken gebogenen Dornen empfindlich zu verletzen. Mit Recht trägt unser Strauch den Namen Pterolobium lacerans, d. h. der Zerfleischende.[3]

[1] Ludolf teilt (a. a. O.) ein abessinisches Epigramm oder eine Scharade mit, die sich auf den Goresa bezieht und in der lateinischen Übersetzung lautet:

Hominem non laedo, Frumentum non edo, Oderunt me frustra.

[2] Plinius kannte den Goresa unter dem Namen Callithrix (Schönhaar) und wußte auch, daß man ihn nicht in Europa halten könne („Hoc animal negatur vivere in alio, quam in Aethiopiae, quo gignitur coelo").

[3] Amharisch Gandaffa, nach Bruce Kantuffa (englisch auszusprechen). Bruce erzählt (Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils VII, 3): Der König Tacla Haimanot II blieb, als er sich auf dem Marsch ein Pferd des Bruce ansah, durch eigene Unachtsamkeit mit Haar und Mantel an einem Gandaffa-Zweig hängen, sodaß sein Gesicht und seine Schultern für einen Augenblick entblößt wurden. Das galt

Zwischen den Baumgruppen, über die Waldblößen ging ein lustiger Verkehr: schöne Vögel flatterten von Wipfel zu Wipfel. Die großen kupferfarbenen Tauben, die so harmlos in den Zweigen girrten, wurden eifrig geschossen und bildeten eine wertvolle Ergänzung unsres heutigen Menus; die etwas kleineren Helmvögel (Corythaix) wurden lediglich ihrer Farbenpracht wegen erlegt. Ihr Gefieder ist um Hals, Brust und Nacken schön lauchgrün und schimmert wie zerknitterte orientalische Seide; die Schwingen sind vom reichsten Karmin, der breite Schwanz schwarz mit blauen und grünen Metallreflexen. Den Kopf schmückt eine Federhaube, welche wie ein Helmbusch aufgesträubt werden kann. Die Helmvögel sind im Tschertscher-Gebirge nicht selten.

Weiter abwärts wurde das Tal breiter, aber zugleich öder. Einzelne Schirmakazien gewährten nur dürftigen Schatten; die Sonne sengte. Der Boden war beackert, aber Hütten waren nur in weiter Ferne zu sehen. Endlich erreichten wir den klaren wasserreichen Bach Burka, an dem wir hielten. Es blieb uns nichts andres übrig, als unsre Zelte auf dem recht unsauberen Karawanenplatz aufschlagen zu lassen, denn ringsumher war das hohe Präriegras eben abgebrannt und der Boden noch mit glimmenden Kohlen und stäubender Asche bedeckt. Das waren also die Rauchwolken gewesen, die wir gestern von der Höhe bei Deru über dem Tal lagern sahen.

21. Januar 1905

Die Hitze des gestrigen Tages war bald empfindlicher Kühle gewichen. Heute, gegen Sonnenaufgang, dürfte es gegen 0 Grad gewesen sein; als wir um 7 Uhr unter lustigem Sonnenschein aufbrachen, hatten wir doch nur 4 Grad. Und gleichwohl befanden wir uns verhältnismäßig tief, bei 1783 m, also nicht einmal mehr so hoch wie Rigi-Kulm. Seit unsrem Aufbruch von Diredaua waren wir nicht mehr so tief hinabgekommen.

Der Burka-Bach, dem wir zunächst abwärts folgten, entspringt an der nördlichsten Kette des Tschertscher-Gebirges und durchbricht

als üble Vorbedeutung, zumal man eben zum Kriege auszog. Der König fragte: „Wer ist der Schum dieses Distriktes?“ Der Schum ist als Dorfältester für die Instandhaltung der Wege verantwortlich. Ein sechzigjähriger Mann wurde gerufen; — er hatte von dem kleinen Unfall des Negus nichts bemerkt, — so trat er in der Hoffnung, für seine Tätigkeit belobt zu werden, mit seinem Sohn freudig heran. Der König fragte ihn, ob er der Schum des Ortes wäre? Der Alte bejahte und fügte ungefragt hinzu, der andre sei sein Sohn. Ein Wink — kein Wort weiter — und beide wurden ergriffen und am nächsten Baum aufgehängt.

die südlicheren mittels tief eingeschnittener Quertäler. Er vereinigt sich im Galla-Tiefland mit dem Webbi, der fast alle Gewässer des Tschertscher und Harars aufnimmt. Nach etwa 1000 km Lauf nähert sich der Fluß dem Indischen Ozean, doch statt in diesen einzumünden, wendet er sich nach Südwesten, wo er in einem Lauf von weiteren 400 km allmählich in den Wüsten und Salzsümpfen des Somali-Landes versiegt. Der Mittellauf des Webbi oder Burka stellt den wertvollsten Teil des italienischen Somali-Protektorates dar.

Wir überschritten den jungen Fluß vor seinem Eintritt in eine

Bergwiesen und Schirmakazien bei Burka

romantische Schlucht bei 1729 m Meereshöhe und wendeten uns wieder nach Westen. Immer bergauf, bald durch liebliche Bergwiesen oder lichte Haine graziöser Akazien, bald durch wilden Urwald auf rauhen, steilen Felsenpfaden ging der Ritt. Die erfrischende Bergluft ließ uns keine Strapazen fühlen. An der schlechtesten Stelle begegnete uns die abessinische Post. Sie wird von zwei Reitern besorgt, welche die Postsäcke hinter sich auf den Sattel geschnallt tragen. Den Weg von Adis-Ababa bis Harar, 460 km, legen sie bei einmaligem Pferdewechsel in acht bis neun Tagen zurück; sie machen also gegen 55 km pro Tag, keine üble Leistung, wenn man die Rauheit des Gebirgslandes berücksichtigt. Wir selbst kamen mit

unsrer allerdings schwerfälligen Karawane nur auf $23^1/_3$ km durchschnittlich, und rechnet man die Ruhetage mit, gar nur auf $19^1/_3$ km. Die Strecke Adis-Ababa—Harar ist die einzige Postlinie Äthiopiens. Im übrigen Lande gehen nur private Boten, gleichfalls zu Pferde. Diese werden überall ohne Aufenthalt durchgelassen, wenn sie den anvertrauten Brief sichtbar — in eine Holzklammer eingeschlossen — tragen; sie legen, meist ohne Pferdewechsel, 100 km und mehr jeden Tag zurück.

Gegen Mittag überschritten wir nach einem tiefen Taleinschnitt bei 2240 m eine Paßhöhe mit imposantem Urwald, eine der schönsten Stellen dieser an Schönheiten reichen Gegend. Dann hatten wir einen langen Abstieg von 450 m in ein weites Längstal, in dessen Mitte das große Doppeldorf Hirna an dem gleichnamigen Bach liegt (1789 m).

Es wurde beschlossen, hier einen Ruhetag zu halten, dessen unsre Karawanentiere dringend bedurften. So wurde der Lagerplatz sorgfältig gewählt und zur Wasserversorgung in einer quelligen Wiese ein Loch gegraben, denn im Bach fand sich oberhalb der Schöpfstelle der bereits völlig in Verwesung übergegangene Kadaver eines Maultieres. Die Galla und auch die Abessinier sind dem Wasser gegenüber von einer erstaunlichen Indolenz. Brunnen und gefaßte Quellen sind in diesem Lande ganz unbekannt; Arm und Reich schöpft aus den Bächen, in welche auch das Vieh zum Saufen getrieben wird, oder, wo es kein Quellwasser gibt, aus schmutzigen Erdlöchern. Kranke Maultiere, die man zum Wasser führt, damit sie sich dort erholen sollen, krepieren hier oft, und die Leute sind zu faul und zu gleichgültig, um die pestilenzialisch riechenden Kadaver zu verscharren oder auch nur aus dem Wasser zu ziehen; sie halten sich die Nasen zu und schöpfen ruhig an der gewohnten Stelle weiter!

Wir bezeichneten nach einigen solchen Entdeckungen das abessinische Trinkwasser im Scherz als „extractum muli“; das klang so hübsch gelehrt.

VIII

UNSRE BEGEGNUNG MIT RAS MAKONEN

Im Talgrund von Hirna lag inmitten des weit über mannshohen Präriegrases ein stiller Hain. Die Rutenäste der kleinen Bäume, die ihn vorwiegend bildeten, bogen sich unter der Last der fliederfarbenen Blütensträuße, süßer Honigduft lockte Myriaden summender Bienen herbei. Es waren Vernonien, baumartige Verwandte unsrer krautigen Schafgarben und Kamillen; im Januar sind sie der schönste Schmuck des Galla-Landes. In das Fahlgelb der verdorrten Prärien bringen sie Farbe. Sie wölben purpurviolette Laubengänge über die Bäche, sie malen in zartem Lila einen Saum um die Wälder, und unter ihnen verschwinden die niedrigen Hütten der Galla, welche als eifrige Imker die Vernonien, ein gutes Bienenfutter in sonst blütenarmer Zeit, allgemein anpflanzen.

Unsre Zelte lehnten sich an den Hain, durch welchen der Bach von Hirna mäandrische Gänge gegraben hatte. Der Tag galt nur der Ruhe für unsre hart mitgenommenen Maultiere. Steile, steinige Wege im Gebirge, schwere Traglasten, erbärmliche Packsättel hatten viele Tiere sehr heruntergebracht, und allgemein war ihr Ernährungszustand ein bedenklich schlechter. Denn das Präriegras gab, verdorrt wie es war, nur eine ungemein dürftige Weide. Wohl ist das abessinische Maultier gewöhnt, sich auf Reisen mit dieser Kost zu begnügen, aber natürlich nur, wenn kurze Märsche ohne sonderliche Anstrengungen mit langen Ruhestunden wechseln, in denen die Tiere auch auf magerer Weide ihren Nahrungsbedarf decken können.

Bei den Anforderungen, welche unsre Reise an die armen Vierfüßler stellte, hätte unbedingt Gerstenfütterung vorgesehen sein müssen. Aber Herr Holtz hatte hieran nicht gedacht, und sein Vertreter, Herr Sefzat, der uns begleitete, bemühte sich vergeblich unterwegs Gerste zu kaufen. Nicht, daß es keine gegeben hätte; in mehreren Dörfern sahen wir sogar sehr erhebliche Vorräte, aber die Leute wollten nicht

verkaufen, da sie Befehl hätten, allen Proviant für ihren Landesherrn, Ras Makonen, zu reservieren, welcher, wie wir hörten, von Adis-Ababa unterwegs nach seiner Residenz Harar war, begleitet von einem kleinen Heer.

Diese Umstände drückten um so mehr auf unsre Stimmung, als wir am 23. Januar wieder einen erheblichen Anstieg und einen langen Marsch vor uns hatten. Alle entbehrlichen Lasttiere wurden schon abends abgesandt, damit sie wenigstens einen Teil des Weges in der Kühle der Nacht zurücklegen könnten. Unser nächstes Ziel war Kuni, ein hochgelegener Ort im Gebiet der Itu-Galla, jenes unglücklichen Volkes, über das sich im Jahr 1886 der Rachezug der Schoaner ergoß, der erste Schritt zur Unterwerfung Harars. In Kuni hat Ras Makonen eine Burg, ähnlich wie in Kulubi; hier konnten wir hoffen, näheres über den Marsch des Vizekönigs zu erfahren, zumal Kuni Telephon-Anschluß hat. In diesem Lande, in dem man nichts kaufen kann, mußten wir wohl oder übel die Hilfe des Ras in Anspruch nehmen, wenn wir nicht mit unsrer Karawane stecken bleiben sollten.

Von Hirna steigt der Weg steil auf das Plateau von Dabaso, dessen unterer Rand (2195 m) das Tal, das wir eben verlassen, bereits um mehr als 400 m überragt. Und nun geht es über wellige Höhen mit Wiesen und Buschwald, immer auf dem Kamm der nordwestlichen Kette. Links, jenseits des Längstales, geleiten uns schön bewaldete Rücken, rechts stürzt das Gebirge jäh ab bis zu der Steppe der Danakil. Hier und da, auf Vorsprüngen des Bergwalles, sehen wir in der Tiefe die Dörfer der Itu-Galla, deren Äcker sich bis fast zu unsrer Höhe hinaufziehen; die Ebene am Fuß des Gebirges scheint unbewohnt und unbebaut. Jenseits heben sich zu imposanter Höhe zwei isolierte Bergmassen, deren zerklüftete Felsengipfel sich im blauen Frühlicht baden; man nennt uns die Namen Adal und Assabot. An ihrem Fuß, den das rötliche Dunstmeer der Wüste unsren Blicken verhüllt, läuft jener „Assabotweg", den der schwerstbeladene Teil unsrer Karawane marschiert. Glut und Staub scheinen dort unten zu herrschen, und uns umfächelt die herrlichste Bergluft, kräftig, rein, belebend.

Als wir endlich den südlichen Rand des Plateaus (2278 m) überschritten hatten, gelangten wir zu einer einsamen Sykomore (Schola, 2166 m). Die abessinischen Karawanen pflegen hier ihren Tagesmarsch zu beendigen; mir mußten, schon des Wassermangels wegen, weiterziehen. Während wir unter dem breitästigen Baum kurzen Halt machten, um den nach dem frischen Ritt sich regenden Hunger zu stillen, zogen Wölkchen zwischen uns und der Sonne durch: Heuschrecken-

schwärme, wie wir uns bald überzeugten. Und beim Weiterreiten kamen wir in solche Massen der gefräßigen Wandertiere, daß uns minutenlang buchstäblich Dämmerung umhüllte. Ein scharfer Wind faßte hier den Zug und trieb ihn uns entgegen, wie ein schweres Hagelwetter. Zum Glück kennen die abessinischen Maultiere die Heuschrecken und machen sich nichts daraus, wenn ihnen auch die Tiere schwirrend und rasselnd um Augen, Ohren und Mähne getrieben werden.

Bald hatten wir neue Gelegenheit, uns über die Ruhe unsrer Maultiere zu freuen, denn als wir eben einen fast ausgetrockneten See passiert hatten, sahen wir vor uns das hohe Präriegras brennen. Weiße Rauchwolken rollten über die Halden, hingen im Geäst der Bäume oder flatterten, in Fetzen zerrissen, im Bergwind. Würden unsre Tiere durch das brennende Gras gehen? Sie müssen es wohl gewöhnt sein, denn trotz des beizenden Rauches schritten sie ruhig fort, und nur wenn aus einem Busch in nächster Nähe plötzlich die Flamme hoch aufloderte und ein Funkenregen über uns niederging, gab es wohl einen tüchtigen Satz zur Seite oder auch einmal „kurz Kehrt". — Wir vermuteten zuerst, daß der Präriebrand vielleicht durch eine Unvorsichtigkeit unsrer eigenen Leute entstanden sein könne, doch wurde festgestellt, daß die Bauern selbst das Gras angezündet hatten, um dem Nachwuchs Platz zu schaffen. Die wie ein Park mit prächtigen Baumgruppen bestandenen Anhöhen boten, wo das Feuer gewütet hatte, den traurigsten Anblick: glimmender, kohlender Boden, verbranntes Unterholz, versengte Baumkronen.

Nach neunstündigem Marsch erreichten wir den Lagerplatz von Kuni, nahe bei dem sehr stattlichen Dorf gleichen Namens. Der Teil unsrer Karawane, der bereits am Abend vorher aufgebrochen war, lagerte schon unter den hohen Bäumen; wir selbst ließen unsre Zelte dicht an den Abhang des Plateaus setzen, wo man einen ungemein lieblichen Blick auf das Wiesental hat. Die nahen Berge, welche bis oben hinauf dichten Hochwald trugen, mochten gegen 3000 m hoch sein; wenigstens überragten sie unser Lager (2402 m) sehr beträchtlich.

Unter den mächtigen Podocarpus-Bäumen entspringt die Quelle, aus welcher die Bewohner Kunis ihren Wasserbedarf holen. Wir fanden sie fast ausgeschöpft. Die Maultiere waren hineingepatscht, um ihre Nüstern in dem frischem Naß zu kühlen und hatten die Quelle in einen widerlichen Morast verwandelt. Die Frauen und Mädchen aus dem Dorfe schöpfen unbekümmert den dicken Schlamm in ihre Krüge. Ein paar Dutzend Feldsteine hätten genügt, die Quelle zu fassen und sauber zu halten, aber keinem Abessinier wird es einfallen, sich solch einer Arbeit zu unterziehen.

Am späten Abend waren noch nicht alle Lasttiere eingetroffen; wir würden also morgen früh nicht weiter können! Aber kurz vor Mitternacht kam ein Reiter von Ras Makonen und meldete, der Vizekönig lagere bereits in Buruma, einem Tal etwa drei Wegestunden weiter, und wünsche uns hier morgen zu sehen. So brachen wir doch bei Sonnenaufgang auf und überließen es Herrn Sefzat, die Karawane zu sammeln und nachzuführen.

24. Januar 1905

War wohl heute jeder ärgerlich über die von Tag zu Tag sich mehrenden Schwierigkeiten der Reise, so war ich selbst in übelster Laune. Kuni, dies Dorado des Tschertscher, hatte ich verlassen müssen, ohne seine Schönheiten photographisch fixiert zu haben; meinem guten Maultier hatte der gestrige Marsch den Rest gegeben, und das Lasttier, das ich zum Ersatz erhielt, stolperte fast bei jedem Schritt. Da hieß es aufpassen, Steinen und Wurzeln aus dem Wege gehen. Und dabei wölbten sich über uns die Kronen des herrlichsten Urwaldes in einer uns ganz neuen, reichen Zusammensetzung. Epiphytische Farne umkleideten die Stämme bis hoch hinauf, Lianen hingen in Guirlanden blühend herab. Doch das Schönste waren die hohen Korallenbäume, die zwar unbelaubt, aber von großen, hängenden Schmetterlingsblüten so dicht bedeckt waren, daß jede Krone wie ein luftiges Zeltdach, aus ponceau-roter Seide gewebt, erschien. Wir haben diese prächtige Art nie wieder gesehen. Dann ging es steil bergab. Da kamen Hohlwege, in denen roter, mehliger Staub in atembeklemmenden Wolken lagerte, uns doppelt unangenehm, weil wir für den feierlichen Besuch unsre besten Kleider angelegt hatten. Mehrere Male fanden wir die steilsten und engsten Passagen von Trupps einer langverzettelten Eselkarawane blockiert, welche große Platten von Wellblech nach Adis-Ababa transportierte. So sehr wir vorwärts zu kommen eilten, hier half nichts als Geduld. Denn kein Esel macht freiwillig dem Maultier Platz, sei es aus allgemeiner Dickfelligkeit, sei es, weil er sich etwas Besseres zu sein dünkt, als der — Sprößling seiner ehelichen Verirrungen. Und wo die Karawanenleute, um uns durchzulassen, ihre Tiere durch Schläge beiseite trieben, machten die Langohren mitten im Gedränge so plötzliche Wendungen, daß sie uns und unsre Maultiere mit den scharfkantigen Stößen ihrer Wellblechlasten gefährdeten.

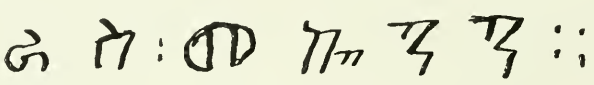
Endlich erreichten wir nach einem Abstieg von über 600 m erhitzt und bestaubt den Talgrund und sahen von einem letzten Bühel Ras Makonens Lager vor uns. Ein überraschender Anblick. Der

grüne Wiesengrund war von weißen Zelten, von drängenden Menschen, Maultieren, Herden übersäet; eine ganze Stadt, die der Augenblick für den Augenblick geschaffen hatte, breitete sich vor uns. Ein abessinischer Fürst reist nicht ohne stattliches Gefolge; der Ras hatte, wie wir bald hörten, 1200 Gewehrträger bei sich und gewiß die doppelte Anzahl an Dienerschaft, Pferdeknechten, Troßweibern und Marketendern. Und da er unterwegs Gericht hielt, Rapporte von Beamten, Huldigungen von jedermann entgegennahm, so wimmelte das Lager von Menschen. Einige Reiter stießen zu uns, und in geschlossenem Trupp, unsre Gardes du Corps an der Spitze, trabten wir ein, so gut es auf den müden Tieren gehen wollte. Soldaten, Neugierige, Weiber bildeten sofort eine Gasse bis zu einem kleinen freien Platz, auf welchem uns der Haushofmeister begrüßte.

Ras Makonen empfing uns in einem großen runden Zelt, dessen ganze Ausstattung in orientalischen Teppichen und einem Polstersitz bestand, auf welchem er mit unsrem Gesandten Platz nahm. Wir übrigen hockten auf den Teppichen nieder. Der Vizekönig entschuldigte sich, daß er uns keine Stühle anbieten könne — eine Höflichkeit, die übrigens nur Europäern bezeugt wird, denn die Abessinier sitzen allgemein auf der Erde —; er reise in großer Eile, weil Nachrichten von einem Krieg zwischen den Issa und Danakil eingelaufen seien. Da beide Stämme seiner Hoheit wenigstens nominell unterworfen sind, so hielt der Vizekönig rasches Eingeifen für geboten. Zum Willkommentrunk vermochte er uns im Augenblick nur den landesüblichen Honigwein, T'etj, reichen zu lassen, ein seiner narkotischen Nachwirkungen wegen gefährliches Getränk, besonders, weil es nach Staub und Hitze angenehm erfrischend schmeckt.

— Als wir vor einigen Wochen im Suez-Kanal an einem italienischen Schiff vorbeipassierten, bewunderten wir, wie die bei uns an Bord befindlichen Italiener es verstanden, ihren heimwärtsfahrenden Landsleuten in den wenigen Sekunden der Begegnung scheinbar lange Mitteilungen und komplizierte Bestellungen zu machen. Mit einem orientalischen Fürsten kann man nicht in solchem Telegrammstil reden. So sehr uns daran gelegen war, mit dem Ras über das zu sprechen, was uns auf dem Herzen lag, unsre Mission und ihre Aufgaben, unsre Eindrücke von Land und Leuten, und namentlich die Schwierigkeiten der Reise, unter denen wir laborierten, so wurden doch die Begrüßungsformeln und die immer wiederholten nichtssagenden Liebenswürdigkeiten um nichts abgekürzt. Nach einer guten Stunde war die Konversation noch am gleichen Punkt und — kam auch nicht viel weiter.

Inzwischen hatten wir Zeit, die interessante und sympathische Erscheinung des Vizekönigs zu studieren. Er ist ein mittelgroßer Mann von etwa 45 Jahren, von zierlicher Figur und etwas leidenden Zügen. Seine Kleidung ist einfach und vornehm: ein baumwollenes Untergewand, weiß mit roter Borte, von jenem feinen musselinartigen Gewebe aus Gondar, das sich in tausend schmiegsame Falten wirft; ein schwarzseidener Mantel darüber mit schmaler Agraffe und himbeerrotem Atlas als Futter. Dichtes, schwarzes Kraushaar paßt gut zu dem stolz getragenen Kopf; der Bartwuchs ist spärlich. Die Nase ist von reinem, geradem Schnitt, der Mund infolge der etwas vorspringenden Oberkieferpartie eigenartig; die schwarzen, glänzenden Augen verleihen dem liebenswürdigen Lächeln einen besonderen Zauber, in der Ruhe aber haben sie den leicht melancholischen Ausdruck, den wir so häufig bei schönen Orientalen bewundern. Diese Augen mußte man aber auch beobachten, wenn der Fürst mit seinen Leuten sprach. Dann blitzte es wohl in ihnen für einen Sekundenbruchteil auf wie im Blick des Panthers, und unwillkürlich dachte man an den Ras



Ras Makonens Autogramm

Makonen, der die Bewohner dieses Landes, das Volk der Itu-Galla, fast ausgerottet und die trotzigen Hararesen geknechtet hat.

Einen Augenblick nur schien die Unterhaltung sich beleben zu wollen. Der Ras wünschte unsre Gardes du Corps zu sehen, welche sein Sohn Lidj Taffari in Kulubi bewundert habe. Sie traten ein und mit sichtlichem Wohlgefallen ruhte das Auge des vielerprobten Generals auf den blonden deutschen Jungen. Aber mit den Soldaten war noch jemand ins Zelt gekommen, Spitz, unser Hund. Das war nun freilich gegen alle Etikette. Denn dem Orientalen gilt der Hund, der sich dort von Kadavern und Unrat nährt, mit Recht für unrein, etwa wie uns die Ratten in den Abzugskanälen. Man duldet ihn auf den Höfen, weil sein heulendes Gebell die nächtlich streifenden Hyänen fernhalten hilft, doch die gelben, zottigen Hunde Abessiniens sind keine Haustiere. Sie beachten den Menschen so wenig, wie er sie; sie spielen nicht mit den Kindern, nie begleiten sie den Herrn aufs Feld, auch als Gehilfen der Jäger und Hirten sind sie in diesem Lande gänzlich unbekannt.

Aber nun stand Spitz dreist vor Ras Makonen auf dem kostbaren Teppich, den in Gegenwart des Fürsten ein niedrigstehender

Mann nicht betreten darf. Das machte eine erklärende Entschuldigung nötig. So erzählte unser Gesandter dem Ras, daß bei vielen deutschen Regimentern Spitze und Schäferhunde gehalten werden, die in der Vorpostenkette patrouillieren und nach dem Gefecht Verwundete und Tote aufsuchen helfen sollen. Der Ras hörte aufmerksam zu und namentlich das letzte setzte ihn in Erstaunen. „So sind in Eurem Lande," sagte er, „die Hunde intelligenter, als in unsrem die Menschen!" Und er hatte recht. Denn die abessinischen Soldaten lassen die Leichen der Feinde nicht nur unbeerdigt auf dem Schlachtfeld als Speise für Raben, Geier und Hyänen, sondern verstümmeln sie sogar um die ekle Trophäe ihrem Feldherrn als Siegeszeichen zu bringen! — Christen.

Ich möchte hier die Schicksale unsres Spitz einfügen. Er war als Lagerwächter mitgenommen worden, aber er vertrug das Klima nicht. Wie wir hörten, hatten schon öfter Europäer vergeblich versucht, Hunde nach Abessinien einzuführen. Als wir die ersten Marschtage hinter uns hatten, wurde Spitz kurzatmig und mußte beritten gemacht werden. So legte er den größten Teil der Reise zu Maultier zurück und kam in leidlichem Zustand in Adis-Ababa an. Wir hofften, er würde sich hier akklimatisieren, aber er verfiel trotz sorgsamster Pflege rapid. War er in guten Tagen ein eigenwilliger Gesell gewesen, ungehorsam wie ein Dackel, ein knurrender Wächter und doch treu wie Gold, so wurde er nun zahm und blickte mit halberloschenen Augen dankbar auf die, welche ihm ein Krankensüppchen oder etwas Milch brachten. Und dann starb er.

Nachmittags machte uns Ras Makonen seinen Gegenbesuch. Wir hatten inzwischen unsre Zelte auf einer Anhöhe aufschlagen lassen, welche einen prächtigen Blick auf das Lager der Abessinier bot. Das große Meßzelt, von unsren Leuten gewöhnlich das Hotel genannt, bildete, weitgeöffnet, einen schattigen, luftigen Zufluchtsort vor den Strahlen der warmen Talsonne. Unsre Gardes du Corps standen blitzsauber in Parade am Zelt. Diesmal fand unser Gesandter Gelegenheit, unsre Reiseschwierigkeiten zur Sprache zu bringen. Der Ras bedauerte, von all dem nicht früher unterrichtet worden zu sein und versprach Abhilfe nach jeder Richtung hin. Er selbst müsse zwar abreisen, aber er werde uns den Gouverneur des Distriktes, einen Kaniasmatsch (General), dalassen, mit Befehlen und Vollmachten, die unsre Reise völlig sicher stellten. Und er hielt Wort.

So liebenswürdig und fein uns der intelligente Vizekönig von Harar, Tschertscher und Ogaden entgegengekommen war, so blieb uns von dieser Begegnung doch etwas wie eine leise Enttäuschung.

Ras Makonen zu Besuch bei der deutschen Gesandtschaft in Buruma

Wir hatten uns die Unterhaltung mit dem großen General, der seit 20 Jahren in Abessinien nach dem Kaiser die erste Rolle gespielt hat, interessanter vorgestellt. Und es schien uns, als ob Ras Makonen überall vorsichtig, ja ängstlich mit seiner Meinung, mit seinem eigenen Empfinden zurückhielte. Traute er uns nicht? Es war wohl mehr die Rücksicht auf seinen kaiserlichen Herrn, die ihn bestimmte, alles abzulehnen, was ihn selbst als Machthaber in seinem Teil des Reiches erscheinen lassen konnte. Denn Menelik ist ein gewaltiger Fürst, und wehe dem Mann, der seine Eifersucht rege machen würde. Es scheint auch eine Partei abessinischer Chauvinisten zu geben, denen Ras Makonen zu europäerfreundlich ist. Hat man ihn doch schon geradezu des Landesverrates für fähig gehalten. Als die Italiener im Dezember 1895, im Beginn jenes Feldzuges, welcher so unglücklich für sie enden sollte, Ras Makonen gegenüberstanden, glaubten sie diesen zum Abfall von der abessinischen Sache bewegen zu können. Wohl nur zum Schein ging der Ras — der einige Zeit vorher als Gesandter Meneliks in Italien gefeiert worden war — auf Verhandlungen ein und machte wiederholte Besuche in der feindlichen Verteidigungsstellung, — endlich gelangte Major Toselli zur Überzeugung, daß der schlaue Abessinier nur Zeit zur Konzentration seiner Truppen und Gelegenheit, die Maßnahmen seiner Gegner auszukundschaften suchte. Kaum waren die Verhandlungen abgebrochen, so erdrückte Makonen mit fünfzehnfacher Übermacht die detachierte Abteilung der Italiener.

Das Tal, in welches Ras Makonens Lager und das unsrige so buntes Leben brachten, heißt Buruma, wie das Dorf auf einem Hügel (1792 m). Von den hohen Bergen im Norden und Westen kommen zwei wasserreiche Bäche herab, deren Lauf schöne Vernonien, wilde Bananen mit federig-zerschlissenen Riesenblättern und hin und wieder breitästige Sykomoren begleiten. In den höchsten Wipfeln der alten Bäume saßen spähend ganze Scharen von Geiern, angelockt von dem Schlachtvieh, das den Lagern zugetrieben wurde; auch auf unsre wegemüden Maultiere blickten sie liebevoll herab: gute Bissen für die nächsten Tage! Außer den unverschämten Schmarotzer-Milanen, welche schreiend zwischen den Zelten umhersausten, belästigte ein Adlerpaar unsre Küche. Einer unsrer deutschen Soldaten, Scherff, schoß sie beide ab; das Weibchen klafterte 173 cm, das Männchen gar 182 cm. Der glückliche Schütze holte zum Vergleich einen Geier von der nächsten Sykomore herab, welcher zufällig auch 182 cm Flügelweite hatte. Weiteres Schießen auf die Geier, welche im Bewußtsein ihrer für dieses Land segensreichen Mission — die Vertilgung von Kadavern und Unrat — gar keine Scheu vor den Menschen zeigen,

Schëual Abdi, Häuptling und Dichter aus Ogaden, neben dem Gesandten Dr. Rosen

wurde verboten. Die beobachteten Geier gehören zu den truthahnköpfigen Schmutzgeiern, der Gattung Neophron der Zoologen.

Nach Ras Makonen besuchte uns ein wunderlicher Mensch im Lager, den unsre Somal-Diener mit einem wahren Freudengeschrei empfingen und im Triumph zum Zelt des Gesandten geleiteten. Es war ein baumlanger Kerl, — wie sich nachher herausstellte gerade so groß, wie der Gefreite Kohl, der größte Mann unsrer Eskorte, 1,91 m hoch. Seine Kleidung bestand aus einer kurzen Hose und einem Umschlagetuch aus Baumwolle, welche mit Butter getränkt und dadurch mausgrau gefärbt war. Statt einer Kopfbedeckung trug er sein langes Tressenhaar, wie das Vlies eines Wollschafes; ein kleiner Schild aus Leder und eine kurze Lanze komplettierten seinen äußeren Menschen.

Das war der Mann, den unsre Diener mit allen Zeichen von Liebe und Bewunderung in unser Zelt führten: Schëual Abdi, der größte Krieger von Ogaden, der Held, dessen Taten alle Völker im Somali-Land besangen, und selbst ein berühmter Dichter.

Dieser letzte Punkt interessierte unsren Gesandten als Orientalisten am meisten. Mein Bruder hatte schon manche ruhige Stunde im Lager benutzt, um sich von unsren Somal Volkslieder vorsingen und erklären zu lassen. Und je mehr uns die Reisegemeinschaft Gelegenheit gab, Blicke in das Seelenleben unsrer schwarzen Diener zu tun, desto mehr fesselte uns dieses. Denn unsre Somal waren, trotz ihrer äußeren Bildung, ihrer Treue und Anhänglichkeit, ihrer Feinfühligkeit, die ihnen Tränen auspreßt, wenn sie ihren Herrn leidend glauben, — doch Söhne eines der wildesten und grausamsten Völker der Erde. Der jüngste von ihnen, Mahmud Abdi, ein zarter, gesitteter Knabe, den mein Bruder als Diener angenommen hatte, motivierte seine Liebe und Bewunderung für Schëual damit, daß dieser kürzlich 23 Menschen getötet hätte, nicht etwa im Kampf, Mann gegen Mann, sondern gebundene, gefangene, die er in seiner Seriba (seinem Nomadenlager) geschlachtet!

Schëual Abdi wurde für den Abend in unser Meßzelt gebeten, um zu singen. Mein Phonograph stand geladen auf dem Tisch. Um dem Wilden den Gebrauch des Apparates zu zeigen, sang zunächst einer unsrer Reisegefährten „Strömt herbei, ihr Völkerscharen“ hinein. Schëual hörte kritisch zu; er wollte sich wohl ein Urteil über die musikalischen Fähigkeiten der Deutschen bilden. Dann reichte er dem Sänger die Hand und sagte: „Du hast gebrüllt wie ein Löwe“ — zu deutsch: „Ich habe selten ein Organ mit soviel Timbre zu bewundern Gelegenheit gehabt.“ Nun trug er, ohne sich bitten zu lassen, eigne Dichtungen vor, unter andren sein berühmtes Lied: Absage an den Mad-Mullah (den bekannten Gegner der Engländer im Somali-Land). Es war in der Tat ein merkwürdiges Werk: mit einer Art Rezitativ beginnend, zählt der Dichter zunächst die eigenen Taten und Verdienste auf; erregt wirft er dann dem bisherigen Verbündeten Undank vor, immer wilder, immer wütender wird der Gesang, um zuletzt in einem wahren Gebell zu endigen, als fehlten dem Dichter die Worte, seine Entrüstung auszudrücken.[1] — Ich schenkte dem Sänger zum Dank ein gutes, starkes Taschenmesser, damit seine Opfer, wenn er wieder einmal Menschen schlachten wird, wenigstens einen raschen Tod haben.

[1] Die Walze befindet sich jetzt im psychologischen Institut in Berlin.

Aber Schëual Abdi war noch nicht zufrieden gestellt, er wünschte noch etwas, ein Zertifikat. — Ein Zertifikat? Also ein Zeugnis? Ja, über was denn? — „Deine Weisheit, Herr, wird schon das richtige treffen," entgegnete er dem Gesandten. Übrigens war der Inhalt dem Riesen gleichgültig, ihm bedeutete das Zertifikat nicht ein Dienstzeugnis, sondern etwas wie ein Amulett oder einen Zauberspruch, mit dem der Schwarze Dienst und auch Schutz bei Europäern findet. Und so schrieb ihm denn mein Bruder einen Zettel, etwa folgenden Inhalts: Schëual Abdi vom Stamm der Habr-Aual ist einer der hervorragendsten Massenmörder dieses Landes und kann im Bedarfsfall als solcher warm empfohlen werden. In seinen Mußestunden dichtet er. — Und damit ging der lange Häuptling beglückt ab.

Was mein Bruder damals über die Somal, ihr Land und ihre Poesie unter dem frischen Eindruck unsrer Berührung mit diesen Leuten niederschrieb, möchte ich — selbst auf die Gefahr kleiner Wiederholungen hin — hier unverkürzt folgen lassen, eine psychologische Studie, deren Wert keines Kommentars bedarf.

Somal-Lieder

Von Dr. Friedrich Rosen

Auf roter Erde zahllose schwarze Steine, darüber der zartgrüne Schimmer des spärlichen Mimosenlaubes, in der Ferne das Blau des Indischen Ozeans, das ist der erste Eindruck, den wir von dem afrikanischen Boden empfangen, während uns der Eisenbahnzug von Djibuti nach der abessinischen Grenze führt. Die gleichmäßig anspruchslose Schönheit der Küstenlandschaft wird nur durch einige tiefe Schluchten unterbrochen, über die kühne, eiserne Brücken führen. Eine davon, Schebelleh — die Pantherschlucht — ist besonders malerisch. Eine Kamelherde, durch den Ruf eines Knaben getrieben, belebt das Bild. Sonst ist das Land fast menschenleer, von Ackerbau keine Spur. Ein Saum grotesker, niedriger Felsenberge trennt das grün schimmernde Küstenland von der Zone höher gelegener, dürrer und flacher Wüsten, die an ähnliche asiatische Steppen erinnern. Nur die wandelnden Staubtromben beleben hier die Öde, wenn sie plötzlich aufwirbelnd über die zahllosen nebeneinanderlaufenden Pfade des Wüstenwegs unstet und gespensterhaft hineilen. Endlich zeigt sich wieder mehr Baumwuchs. Es ist dieselbe Mimose, deren schirmartige, flache Krone für ganz Mittelafrika charakteristisch ist. Aber auch andere fremdartige Bäume werden häufiger. Wir sind im Tal von Lagahare, der Eselsquelle, die am Fuße des waldreichen Gebirges

entspringt und dem kleinen Flecken Diredaua das Wasser spendet. Vielleicht verdankt der Ort, der jetzige Endpunkt der Eisenbahn, dem guten Wasser seinen Namen, denn Diredaua bedeutet „Lager der Genesung". Zahllose seltsame und schönfarbige Vögel und einzelne Affen und Zwergantilopen sehen wir von der Bahn aus, aber wir hören, daß auch das große afrikanische Wild, Elefant, Nashorn und die große Gudda-Antilope, in diesen Wäldern seine Heimat hat, sowie an Raubtieren der Löwe, der Panther und die gefleckte Hyäne, deren Geheul wir von nun an jeden Abend in unsrem Lager hören sollten.

In zwölfstündiger Fahrt hatten wir den nördlichen schmalen Zipfel des Somali-Landes durchquert, denn wenn wir uns auch schon lange auf abessinischem Gebiet befanden, die Bevölkerung bildeten die Somal bis an den Fuß der hohen Berge hin. Unverkennbar durch ihren schlanken Wuchs und ihre schönen, fast edeln Gesichtszüge, geben erst sie dem Lande das Gepräge und erwecken das Interesse des Reisenden. Diese hohen, hageren Männergestalten mit dem mähnenartigen, oft künstlich blond gefärbten Haar, stets mit Speer und Krummdolch bewaffnet, diese schöngewachsenen Frauen mit ihrer klassischen Büste und geraden Haltung haben nichts von der Unterwürfigkeit und Niedrigkeit mancher afrikanischen Rasse, wie sie auch in ihrem Typus außer der dunkeln Hautfarbe keinen Zug des Negers aufweisen. Es ist allgemein bekannt, welche großen Schwierigkeiten die südlichen Somal unter Führung des sogenannten „Tollen Mullah", Mohammed Abdullah Ibn Hassan, den Engländern seit Jahren bereitet haben. Diese Krieger gehören zum größten Teil dem Stamme der Darod bei Ogaden und Dolbahanta an, zum Teil aber auch den Habar[1]-Karhadschis bei Bohotle. Dann folgen nach Norden die Habar-Aual bei Bulhar, dann die Gadabirsi bei Sela und endlich die Issa bei Djibuti und in dessen Hinterland. Die Issa leben in unausgesetzter Fehde mit den wilden Danakil (Plural von Dankali), die die weite Wüste zwischen dem Hawaschfluß, dem Meere und der steilen Ostmauer des abessinischen Hochlandes durchstreifen. Von einigen werden die Danakil als nahe Vettern der Somal angesehen, aber diese Verwandtschaft wurde von allen Somal, die ich befragte, schroff zurückgewiesen; denn, sagte man mir, die Somal stammten von Adam, die Danakil aber vom Satan ab.

Der Islam hat schon viel zur Milderung der Sitten bei den Somal der Küste beigetragen, aber weiter im Innern huldigen sie genau so

[1] Habar bedeutet die Urahne oder Stammutter.

wie ihre Satansvettern und wie einige Galla-Stämme der Wüstenebene den uralten Gebräuchen heidnischer Wilder. Hierzu gehört u. a. die schöne Sitte, daß jeder junge Mann, bevor er heiraten darf, einen Menschen getötet haben muß. So steht der Mord im höchsten Ansehen, und je nach der Anzahl der Morde wird der glückliche Mörder durch bestimmte Arten von Armspangen, Halsketten und dergleichen ausgezeichnet, an denen jeder seinen Mörderrang erkennen kann. Hierbei zählt ein Europäer so viel wie vier Eingeborene. Das Erschlagen eines Feindes in offener Feldschlacht gilt zwar für ehrenvoller als der gemeine Meuchelmord, aber auch dieser zählt. Bevor ein junger Mann den Beweis erbracht hat, daß er seinen Mann erschlagen hat, wird kein Mädchen mit ihm schäkern. Bringt er aber diesen Beweis, so wird ein großes Fest veranstaltet, und der nunmehrige Heiratskandidat durchzieht als Ehrengast alle Dörfer und Lager seines Stammes. Es macht der französischen Kolonialverwaltung alle Ehre, daß sie es versteht, diese wilden Gesellen ganz ohne Militär, nur durch einheimische Polizisten im Zaume zu halten. Sie wird dabei gewiß oft beide Augen zudrücken über das, was draußen in der Wüste vorgeht, aber in der Stadt Djibuti herrscht eine musterhafte Ordnung und Sicherheit. Um diese zu erreichen, besteht die Bestimmung, daß jeder, der die Stadt betritt, seine Waffen auf der Wache abzugeben hat. In dieser eigentümlichen „Garderobe" sieht man denn auch ein ganzes Arsenal von Speeren, Krummdolchen, Schilden, Bogen und Köchern mit vergifteten Pfeilen.

Es ist nicht leicht, einen Einblick in das Seelenleben eines uns so fernstehenden Volkes zu gewinnen, aber es gibt ein Mittel dazu: das Volkslied. Das Besingen ihrer Taten spielt bei den Somal fast dieselbe Rolle wie die Taten selbst. Jeder einzelne besitzt einen Schatz von Liedern, und viele sind Dichter und gewandte Improvisatoren. Ich habe mir viele solcher Lieder vorsingen und durch Erzählung der Taten, auf die sie sich beziehen, erläutern lassen. Einige Proben dieser Lieder werden vielleicht vom allgemein menschlichen Standpunkte von Interesse sein. Dem Anthropologen werden sie außerdem einen Einblick in die sozialen Anschauungen und in die ungeschriebenen Gesetze dieses Volkes geben.

Hier zunächst die Verherrlichung der Taten eines Stammeshelden der Habar-Aual, namens Kirh Nur. Kirh hatte einmal hundert Kamele von der Seriba Ammans, eines Häuptlings vom Stamme Habar-Junis, geraubt. Seine wenigen Begleiter hatten ihn bald nach der Tat aus Furcht verlassen, Kirh aber, der sein berühmtes Pferd Id ritt, entkam den Verfolgern und irrte allein mit seiner ganzen Beute 15 Tage

in der Einöde umher. So verbreitete sich das Gerücht, daß Kirh umgekommen sei. Seine Frau stimmte die Totenklage an und alle Stammesgenossen betrauerten ihn. Um so größer war das Erstaunen, als er plötzlich mit hundert Kamelen zurückkehrte. Selbst die geschädigten Habar-Junis mußten diese Leistung bewundern und versprachen Kirh, sich diesmal nicht zu rächen, wenn er ein schönes Lied darüber sänge. Kirh sang nun das folgende Lied, das heute noch in aller Munde ist:

O yalahe hoi, o yalahe hoi, yalahe.
Mein Id, unsre Todeskunde hat sich verbreitet durch alle Stämme nah und fern,
Und wir fühlten uns dabei so sicher, das wir es verschmähten den Kamelen mit der Lanze unser Besitzmal zu stechen.
Laß nur die Tiere langsam ihres Weges ziehen, damit die Kamelfüllen nicht müde werden;
Zur Zeit, wo die Feiglinge unter unsren Begleitern die Flucht ergriffen und die Verstecke aufsuchten,
Da wuchs uns beiden die Löwenmähne um die Schultern.
Mein Weib! Gering war unsre Seriba; zehn Seriben habe ich dir gefüllt.
Auf, nun fülle die Milchkörbe! den Stamm Ammans haben wir ausgeplündert.

Der Friede dauerte natürlich nicht lange und die Fehde zwischen beiden Stämmen entbrannte bald aufs neue. Eines Tages begegneten sich die beiden Häuptlinge im Kampfe. Amman fragte: Wo ist Kirh? Dieser warf als Antwort seinen Speer, mit dem er seinen Gegner am Kopfe traf. Amman gab den Wurf zurück. Sein Speer drang dem zur Flucht gewandten Kirh durch den Leib und „tief noch in des Pferdes Rücken". Außerdem wurde noch einer der Kampfgenossen Kirhs getötet und ein andrer gefangen genommen. Amman sang darauf folgendes Entgegnungslied:

Wie hat doch Kirh zuerst so groß geprahlt — jetzt schweigen seine Reden!
Einst war der Stamm der Samatar groß und reich, jetzt ist er klein und arm geworden.
Jetzt fürchten sich ihre Karawanen, auch nur einen Tagemarsch von Amud bis hierher zu gehen!
Einen ihrer Mannen haben wir getötet, einen haben wir gefangen, und einem haben wir die Lanze durch den Leib getrieben.
Sag' an, der Wahrheit gemäß, o Haschi! Über welchen der drei trauert ihr am meisten, die wir von eurem Stamme gefällt?

Haschi — dies war nämlich der Name des gefangenen Habar-Aual — antwortete: Daß ihr einen der Unsren getötet, war vom Schicksal vorherbestimmt, daß ihr mich gefangen genommen, schadet nichts, aber einen Helden wie Kirh hat noch keine Mutter geboren. Amman war durch diese Worte so gerührt, daß er dem Haschi ein Pferd, ein

Ehrenkleid und Heilmittel für Kirh mitgab und ihm die Freiheit schenkte. Kirh sandte nun ebenfalls Ehrengaben und es erfolgte eine Versöhnung.

Wann lebten diese Helden? Vielleicht im Zeitalter Homers, an dessen Rhapsodien diese Lieder erinnern? Nein, sie stritten und sangen in unsren Tagen. Amman lebt noch als ganz alter Mann, während Kirh vor ein paar Jahren seinen vielen Wunden erlegen ist. Zu seinem Begräbnis kamen alle Sultane der Somal zusammen. Man mußte an seinem Grab fünf Kamele zur Speisung der Trauergäste schlachten. Das berühmte Pferd Id hatte Kirh für 800 Rupien und zwei Stück Mahmudi (Baumwollstoff) an einen englischen Offizier verkauft. Dieser ritt es im Kampf gegen den „Tollen Mullah", in dem er durch die Brust geschossen wurde. Das Pferd entlief und geriet in die Hände des Mullahs, der es hoch schätzte. —

„Komm und höre die Schande deines Onkels!" rief Omar halb im Scherze, halb im Ärger Mahmud Abdi[1] zu, als ich ihn aufgefordert hatte, das Lied von seiner Brautwerbung zu singen. Omar hatte nämlich um die Base Abdis angehalten, nachdem er ihren Vater durch wertvolle Gaben für sich zu gewinnen gesucht hatte. 27 Kamele, 200 Rupien in bar und 100 Rupien auf dem Papier hatte er bereits angelegt und durfte wohl glauben, daß diese Gaben genügten, um den ersehnten Preis, die schöne Dahba (die Goldene), zu erringen. Gewiß wäre er auch angenommen worden, aber — er hatte noch keinen Mann getötet, und der Vater des Mädchens, Jussuf Faror (der Schartige), hielt an den alten Bräuchen der Somal fest, während Omar zu den Jung-Somal gehörte, die der europäischen Kultur und vor allem den Vorschriften des Islams folgen und den Mord nicht billigen. Den Beinamen des Schartigen verdankte der spröde Schwiegervater einer Wunde, die ihm Nase und Mund gespalten hatte. Er war noch gut dabei weggekommen, denn bei demselben Kampfe hatten ihn neun vergiftete Pfeile getroffen, ihm aber nichts geschadet. Kein Wunder, daß auch die Werbungen des jungen Omar auf ihn keinen Eindruck machten. Jetzt hat er zwar das Kriegshandwerk aufgegeben, ist nach Mekka gepilgert und hat das Besserungsgelübde „Touba" abgelegt, wie er sagt, weil Kirh, der Held, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Aber von der Jugend erwartet er blutige Heldentaten. Die Tüchtigkeit, der Fleiß und auch das mutige, offene Wesen eines jungen Mannes wie Omar imponieren ihm offenbar wenig, oder — Omar muß noch mehr für das Mädchen bezahlen, dann läßt sich

[1] Omar und Abdi waren Reisediener (Boys) in unsrer Karawane.

vielleicht noch über die Sache reden. Das Mädchen selbst wird natürlich gar nicht gefragt und Omar kennt sie nicht einmal. Nur die Beschreibungen, die ihm von ihren dunklen Reizen gemacht worden sind, haben sein Herz entzündet. Er konnte ja auch nicht wissen, daß der alte Jussuf — genau wie Laban in der Bibel — den Besitz einer begehrenswerten Tochter so weit ausnützen würde. So war er denn ohne Furcht vor der Blutrache durch Feindesgebiet zu der Seriba Jussufs geeilt und hatte sich draußen niedergesetzt. Er wußte, daß, wenn seine Werbung Gehör fände, man ihn in die Hütten hereinbitten würde. Als man ihm aber statt dessen die schuldige Bewirtung hinausschickte, wußte er, daß dies einer Abweisung gleichkam, und ließ sich durch die Köstlichkeit des Mahles nicht täuschen. Auf diesen Vorgang bezieht sich das nachstehende

Werbungslied Omar Warsams

O Dahba! um deinetwillen habe ich meine Stammeshütten verlassen,
Ob ich gleich wußte, daß der (feindliche) Stamm der Guleid jetzt bei Keider zeltet.
Zwischen dem Hügel und dem Baume jenseits, zwischen den beiden,
Hart an unsrem Wege hausen die Idur, mit denen wir in Feindschaft leben.
Die Kamele, wenn sie dorthin gehen, müssen durch die feindlichen Stammesgebiete ziehen.
Denn wir leben in Fehde mit den Idur, und Debé (meine Kamelstute) muß zwischen zwei Lanzen weiden.
Alles, was ich in der weiten Welt gesehen habe, will ich dir der Wahrheit gemäß verkünden;
Eine Wolke genügt der ganzen Erde, Gott beschenkt (mit Regen) alle Leute.
Beim Morgengrauen (am Aufbruchstage) war unser Stamm zusammengekommen, um uns zu warnen,
Aber wir hatten schon die Treiberstöcke genommen und waren zu unsren Kamelen gegangen.
Speer und Schild hatten wir vorher heimlich hinausgetragen und hingelegt, nun suchten wir noch die Sättel.
Die Scheiche beteten inbrünstig für uns einmal über das andere, —
Aber wir, wie ein Raubzug waren wir aufgebrochen mit der Morgenbrise.
Del und Arte (die beiden Begleiter) wissen, wie ich mich (vor Eile) in die Lippen gebissen habe.
Vor Eifer auf dem ganzen Wege haben wir uns nur einmal ausgeruht,
Wir eilten zu dir und jetzt kamen wir in die Nähe deiner Hütten.
Wir setzten uns draußen nieder, zu stolz, um hineinzugehen.
Ihr aber schicktet uns die großen Speiseschüsseln mit Dattelbroten eine nach der andern heraus.
Und ein Schaf habt ihr hinzugefügt, ein fein gebratenes,
Und eure Milchkörbe melktet ihr mit der Milch der Dere (der besten Kamelstute) voll.

Alles das spendetet ihr uns zum Gastmahl, aber wir wollten die Speisen draußen nicht annehmen.
Teppiche breitetet ihr für uns aus, aber wir setzten uns nur darauf, ohne zu schlafen.
Entlaßt uns nun mit Segenswünschen und bemüht euch nicht weiter —
Das Blut der von uns zu Tode gehetzten Kamele sei über euch!

Dieser letzte Vers bedeutet schon die Androhung der Stammesfehde, wenn auch noch nicht die wirkliche Kriegserklärung. Über eine solche werden erst die Ältesten des Stammes entscheiden, wenn der alte Jussuf dabei bleiben sollte, sowohl seine Tochter wie auch das bereits empfangene Werbegut zu behalten. In diesem Falle ist der Kampf unvermeidlich, und ist erst einmal Blut geflossen, dann fordert das Gesetz der Blutrache immer weitere Opfer, und nichts ist schwerer, als eine solche Feindschaft wieder beizulegen. Die Blutfehde zwischen den Issa und den Danakil dauert schon seit Menschengedenken. Der mächtige Ras Makonen bemüht sich seit Jahren vergeblich, sie auf seinem Gebiete beizulegen. Vor wenigen Tagen begegnete er uns mit großem Kriegsgefolge auf dem Eilmarsch nach dem Issa-Gebiet, um schweren Kämpfen ein Ende zu machen. Aber was die Gewalt der Machthaber nicht erreicht, das vermag bei den Somal mitunter die Kraft eines schlichten Liedes, wie nachstehendes Beispiel zeigt.

In einem Jahre großen Wassermangels hatte der Häuptling des Stammes Habar-Karhadschis eine Botschaft zu Sultan Gerad Ahmed, dem Häuptlinge der Habar-Aual, geschickt und ihm sagen lassen: „Unsre Wasserlöcher sind bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet, unsre Tiere verdursten; erlaube, daß meine Kamele mit aus deinen Wasserlöchern getränkt werden.“ Gerad Ahmed gestattete darauf dem Bittenden, die Hälfte seiner Kamele bei ihm zur Tränke zu schicken. Aber die Habar-Aual waren mit der Freigebigkeit ihres Häuptlings unzufrieden und behaupteten, daß ihre Gäste mehr als die Hälfte ihrer Kamele zur Tränke führten. Eines Abends legte sich Asghar, der etwa fünfzehnjährige Sohn Gerads, bei dem Wasserloch in den Hinterhalt, und als die Habar-Karhadschis mit ihren Tieren kamen, verbot er ihnen die Tränkung mit den Worten: „Ihr habt eure Kamele alle gebracht, damit sie leben bleiben — und unsre Kamele sollen wohl verschmachten!“ Als hierauf der Führer der Habar-Aual, Yunis, den jungen Asghar einen unmündigen Knaben schalt, durchbohrte ihn dieser mit seinem Speer. Hiermit war natürlich der casus belli gegeben, und alle Versuche, den Streit durch Blutgeld zu schlichten, scheiterten an dem Trotze der Parteien. Da

sang Nur Aami, ein blinder Sänger aus Bulhar, ein Lied, das die Wütenden zur Vernunft brachte und die Fehde schlichtete. Es lautet:

Nur Aamis Friedenslied

Der Worte zu viele sind schon geredet über Yuni's törichte, streiterregende Worte.
Aber es frommt euch gerechter Urteilsspruch nach uraltem Brauch, friedenbringend und (fest) wie ein Berg.
Ganz nahe bei euch lauern Leute, euch verfeindete, von Urzeiten her ihrer Fehde gedenkend.
Käme die Zeit, wo vom Streite geblendet, ihr ihrer nicht achtet,
Ohne zu zaudern, fielen sie plötzlich über euch her.
Alle feindlichen Stämme haben die Kunde von eurem Streite gehört,
Wie Geier gierig blicken sie alle auf euer Fleisch!

Durch das Lied wurde der Krieg vermieden und der Streit mit einem Blutgeld von 100 Kamelen, 100 Schafen und einem guten Streitroß geschlichtet. Aus Dankbarkeit gab Sultan Gerad Ahmed dem blinden Sänger seine Tochter zur Frau, und zwar unentgeltlich.

Aber nur in den allerseltensten Fällen gelingt es der Stimme der Vernunft, die Blutrache aufzuhalten. Was dem Abessinier der Besitz eines Gewehres, das ist dem Somali die Ausübung der Rache, nämlich das höchste Gut auf Erden. Rache ist süß — und bei den Somal zugleich ehrenvoll, denn Menschen zu töten, bringt Ehre. Dies zeigte sich mir am klarsten an dem Krieger Schëual, den übrigens auch die deutsche Sondergesandtschaft jüngst im Lager des Ras Makonen kennen lernte. Sein Besuch in den Zelten der Gesandtschaft war ein kleiner Triumphzug, denn seine Landsleute brachten ihn strahlend vor Stolz zu den Deutschen, ihn, der an einem Tage 23 Personen umgebracht hatte. Schëual ist ein schönes Raubtier, außerordentlich groß und von klassisch schönem schlanken Körperbau und regelmäßigen Zügen. In seinem von mähnenartigen Locken umwallten schwarzen Gesicht rollen die unsteten Augen des Wüstensohnes. Er hat vormals an der Seite des „tollen Mullah" Mohammed Abdullah gekämpft und als dessen erster Heerführer gegolten. Als jedoch Nur Dera, der Somali-Häuptling der Habar-Junis, zum Mullah stieß, fühlte Schëual sich zurückgesetzt und ging zu den Engländern über. Der „tolle Mullah" nahm hierfür furchtbare Rache, indem er die beiden Frauen, sechs Söhne und drei Töchter Schëuals umbringen ließ. Als Rache hierfür tötete Schëual mit eigener Hand 23 Gefangene von den Leuten des Mullah, die in seine Gewalt geraten waren. Dieser Tat verdankt er hauptsächlich seine geachtete Stellung. Jetzt steht er in abessinischen Diensten und befindet sich gegenwärtig wie gesagt im Gefolge des

Ras Makonen, des Beherrschers von Harar und allen Landes zwischen Ogaden und dem Hawaschfluß. Wie alle Helden der Somal ist auch Schëual zugleich ein berühmter Sänger. Er ließ sich nicht lange bitten, als die Deutschen ihn aufforderten, ihnen einige Proben seiner Kunst zu geben. Die Gesänge, die er vortrug, feiern wichtige Ereignisse seines Lebens, so seine „Absage an den tollen Mullah", die „Öffnung seines Herzens an den Ras Makonen" u. dgl. Sein berühmtestes Lied gilt dem Pferde Lodimer, dem unnahbaren Streitrosse des „tollen Mullah". Es würde zu weit führen, wollte ich alle diese eigenartigen Rhapsodien hier niederschreiben und erläutern. Ich will mich darauf beschränken, eine Improvisation Schëuals wiederzugeben, zu der ihn die feierliche Begegnung der deutschen Gesandtschaft mit Ras Makonen, die freundliche Bewirtung, die ihm in den deutschen Zelten zuteil wurde, die Wunder des Phonographen, ein kleines Feuerwerk usw. begeisterten:

Hymne auf die deutsche Mission

Gesandter! Wir haben gehört, daß der Stamm der Deutschen mutig ist und sich vor keinem Feinde fürchtet.

Daß sein gesprochenes Wort dem geschriebenen gleichkommt, und Lüge und Betrug ihm fremd sind.

Dein Volk ist wie ein Baum, dessen Äste sich ausbreiten, und der Regen des Himmels erfrischt sein Laub.

Eures Herrschers Blick ist wie die Sonne, wie die (weiße) Straußenfeder erster Qualität („brima" vom Italienischen: „prima"), wie die Gewehrkugel und wie die Leuchtkugel, die du aus deinem Gewehre wirfst.

Möge euer Geschick immer vorwärts gehen, wie der Hawaschfluß, wie die Meereswoge, wie der Bach von Burka.

Euer Volk ist wie die weite Erde, unzertrennlich wie der Telegraphendraht, den niemand zerreißen kann, und fest wie ein Berg, den niemand umwerfen kann.

Wer sagt, daß er mit den Deutschen Krieg anfangen will, dem ist bereits durch seine Tollkühnheit das Schenkelbein gebrochen.

Euer Herrscher weiß, wer unglücklich, wer leidend ist. Das ist sogar bis nach Bohotle bekannt.

Gott gebe dem deutschen Volke und seinem Kaiser Stärke.

Mögest du in Frieden deine Straße ziehen und die Wunscherfüllung finden.

Wir wünschen dir eine gute Nacht! In scha Allah (so Gott will) begegnen wir uns wieder!

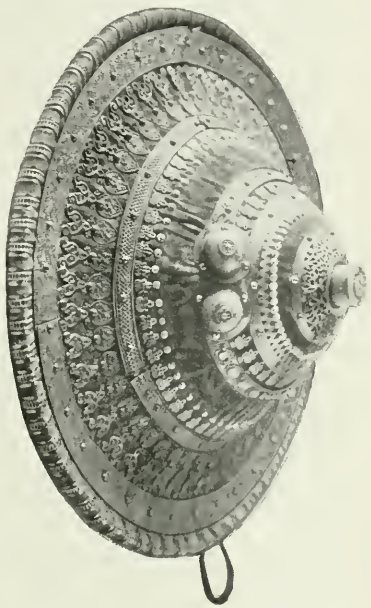
Lebewohl! in dem Lande, in das ich ziehe, werde ich deiner gedenken.

25. Januar 1905

Ras Makonen machte unsrem Gesandten heute früh den Abschiedsbesuch und überreichte ihm zwei Lanzen und einen prachtvollen Ehrenschild, Büffelhaut mit violettem Sammet bespannt und

reich mit ziselierten vergoldeten Spangen beschlagen. Ein edles Maultier mit buntem abessinischen Reitzeug hatte er ihm schon in Harar zustellen lassen. Als Gegengabe empfing er zunächst eine goldene Uhr. Weitere Geschenke folgten später.

Wenn ein Fürst hierzulande einem Reisenden Maultier, Schild und Lanze schenkt, so hat die Gabe eine besondere Bedeutung. Das Maultier soll nicht geritten, sondern vor dem Zuge hergeführt werden, damit jeder sieht, daß der Fürst den Fremden als Freund behandelt und ausgezeichnet hat. Das ist die landesübliche Empfehlung eines Reisenden an die lokalen Behörden und an Private.



Ehrengabe Ras Makonens an den Kaiserlichen Gesandten (Büffelhaut-Schild mit violettem Sammet bespannt und mit silbernen, vergoldeten Beschlägen inkrustiert)

Wir bedurften, um unsren Marsch fortsetzen zu können, freilich noch weiterer Unterstützung. Diese sollte uns nach Ras Makonens Befehl der Kaniasmatsch[1] angedeihen lassen, der sich denn auch bald in unsrem Lager meldete. Ein alter, hagerer Mann mit Hakennase und einem breitkrempigen, ungemein schmutzigen Filzhut europäischer Herkunft. Eine Banditenfigur, wie man sich keine waschechter vorstellen konnte. Er versprach bis zum Abend Gerste zu schicken und eine größere Anzahl von Maultieren zum Ankauf vorführen zu lassen. Gegen Abend kam er wieder, ohne Gerste und Maultiere. „Reden wir nicht von Geschäften," meinte er, „es drängt mich Eure Bekanntschaft zu machen, mit Euch Freundschaft zu schließen." Und er lächelte gewinnend. „Wo sind die Maultiere und die Gerste?" fragte der Gesandte streng. „Herr, die Wege sind weit," sagte der Abessinier unterwürfig, „vor morgen vormittag wird nichts hier sein können."

Ohne eine Antwort stand mein Bruder auf und ließ den Kaniasmatsch allein im Zelt. Er gab Ordre, daß niemand ihm Gesellschaft leisten oder etwas servieren sollte. Dann saßen wir auf und ritten spazieren.

[1] Militärischer Gouverneur des Distriktes.

Wir besuchten die Kirche von Buruma, die malerisch auf einem Hügel inmitten des Tales liegt und eine schöne Aussicht auf die Berge ringsum gewährt. Ein Mönch in schmutzigem Ledermantel öffnete uns die nur angelehnte Tür der Kirche, eines Rundbaues ohne Fenster. Innen war es dunkel, und außer Staub und Schmutz sahen wir nichts. Der gefällige Mönch erhielt für seine kleine Mühe einen Taler als Trinkgeld, — kleinere Münze gibt es ja nicht. Er steckte das Geldstück umständlich fort und sagte dann indigniert: „Ich hatte von Euch mehr erwartet. Denn wisset, Ihr seht in mir nicht einen Mönch, wie es viele gibt, sondern einen Mann, der die Sünden seines Lebens dadurch vor den Augen des Weltenrichters tilgen will, daß er nach Jerusalem pilgert und die heiligen Stätten verehrt. Nun aber kostet Reisen Geld. Ihr selbst wißt es, als Reisende. Daheim schlägt man sich so durch; unterwegs heißt es bar zahlen. Denkt allein an die Unverschämtheit der Bettler, die den Reisenden belästigen! Gott gab Euch Gelegenheit, in meiner Pilgerfahrt ein ihm wohlgefälliges Werk zu unterstützen; Ihr habt sie schlecht genützt. Aber noch ist es Zeit."

Er bekam noch einen Taler; eine Predigt über die Worte: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, hätte ihm vielleicht besser getan.

Als wir nach einer Stunde wieder im Lager eintrafen, waren Maultiere und Gerste zur Stelle. Unzweifelhaft waren sie in der Nähe verborgen gewesen, und der Kaniasmatsch hatte nur versucht uns hinzuhalten, um so vielleicht um die Lieferung herumzukommen. Als er sah, daß sich die Deutschen nicht willig an der Nase herumführen ließen, hatte er sich entschlossen, seine Pflicht zu tun. Nun wurde er belobt, erhielt Danziger Goldwasser und war in bester Laune.

Inzwischen trat eine Kommission unter Graf Eulenburg der Auswahl und dem Ankauf der Maultiere näher. Die Preise waren nicht niedrig, aber die Ware zum Teil ausgezeichnet. Auch ich erhielt ein neues Maultier, einen Schimmel mit gradem Rücken und eisernen Fesseln, der mich bis zum Schluß sicher getragen hat. Da er außer mir, den Meßinstrumenten, Reisejournalen und einem Behälter zum vorläufigen Transport der gesammelten Pflanzen auch noch meine photographische Ausrüstung tragen und bei Landschaftsaufnahmen den Vordergrund zu beleben hatte, so hieß er der „Photographierschimmel". Mich selbst nannten die Somal „Abu makina", d. h. den Vater der Maschine.

26. Januar 1905

Der Kaniasmatsch leistet uns doch gute Dienste. Obwohl gestern etwa ein Dutzend Maultiere gekauft worden sind, würden wir heute

Der Photographierschimmel. Links ein Wolfsmilchbaum (Euphorbia abyssinica)
Laga-hardim

doch nicht fortgekonnt haben, wenn der General uns nicht eine größere Anzahl von Trägern, Bauern aus der Umgebung, gestellt hätte. Auf diese Art sollen wir zwei Tagemärsche, bis zu einer Station Laga-hardim zurücklegen, wohin für unsren Weitertransport Kamele bestellt sind. Der Weg verläuft auf dieser Strecke fast eben, in weiten, graserfüllten Tälern.

Heute kamen wir am Tschertscher-See vorbei, einem größeren Becken in 1750 m Höhe;[1] nach diesem See ist das ganze Land benannt. Der Kaniasmatsch, welcher uns mit einem kleinen Trupp abessinischer Reiter begleitet, führte uns leider in weitem Bogen um den See, dessen Lage reizvoll zu sein scheint. Es soll dort auch Nilpferde geben. Die Gegend ist gut angebaut und produziert viel Mohrenhirse. Wir lagerten bei einem Ort Malkabella im Bezirk Galamso auf einer Wiese (1692 m), welche von einem lustigen Bach durchströmt wird. Die nun schon fernen Berge trugen abends Wolkenkappen, doch schien es noch nicht zu regnen. Wir sahen hier zahllose Papagei-Tauben (Treron vaalia), welche in kleinen Abteilungen exerzierten; sie sind bewundernswerte Flieger. Dann fielen sie ein und plünderten die fruchtüberladenen Cordia-Büsche, schwatzend und zankend, ganz nach Papageienart, denen sie auch in dem bunten Federkleid und in den Bewegungen ähneln.

27. Januar 1905

Kaisers Geburtstag. Wir hatten unsren Leuten für heute einen Ruhetag und eine kleine Festlichkeit versprochen, was man hier eine Fantasia nennt. Aber der unvorhergesehene zweitägige Aufenthalt in Buruma zwingt uns auch heute zu marschieren. Doch langen wir noch vormittags in Laga-hardim (1588 m) ein, der letzten Station des Tschertscher-Gebirges.

Laga-hardim, d. h. der Bach der Gäste oder der Fremden, ist Telephonstation und besitzt das einzige Gasthaus zwischen Harar und dem Hawasch, auf einer Strecke von nahezu 300 km. Es ist zwar nur eine runde Hütte wie alle anderen, aber über dem Eingang prangt die Inschrift: „Hôtel du Lion". Wir wohnen natürlich doch in unsrem Zeltlager, das heute mit besonderer Sorgfalt aufgeschlagen wird. Die grünen Leinenhäuser stehen, genau „ausgerichtet", in zwei Zeilen, zwischen welchen die Feststraße verläuft. Vor dem großen Meßzelt, das den Abschluß bildet, liegt der Paradeplatz, auf dem die deutsche Fahne weht; Ras Makonens Ehrenschild schmückt den Flaggenmast.

[1] Nach Marchand, wahrscheinlich 100 m tiefer.

Nach kurzer Mittagsruhe sammeln wir uns im besten Gewand auf dem Paradeplatz. Die deutschen Soldaten treten an, der Gesandte hält eine kurze, kernige Ansprache. Was er sagt, fühlen wir alle: daß uns die Ehre, das neuerstandene Deutsche Reich hier im Herzen Afrikas bekannt machen zu dürfen, ernste Verpflichtungen auferlegt gegen unsren Kaiser und obersten Kriegsherrn, der uns entsandt, und gegen unser Vaterland, dessen Ansehen auch wir fördern sollen. Die Zeiten, da es der Deutsche willig anderen Völkern überließ, fremde Länder der Kultur und dem Handel zu erschließen, sind

Kaisers Geburtstag in Laga-hardim; Ansprache des Gesandten

nun vorbei. Unter starker Hand geeint wollen wir nun auch unsren Anteil an der Welt.

Begeistert stimmen wir in das Kaiser-Hoch ein, und jubelnd wiederholen ein paar hundert Abessinier das erste Hurra, das auf diesem afrikanischen Boden auf unsren Kaiser ausgebracht wurde.

Nun ließ der Kaniasmatsch die Opfertiere vorführen, welche heute geschlachtet werden sollten, eine kleine Herde. Denn für die Abessinier ist ein Fest ohne unbeschränkten Fleischgenuß nicht denkbar, und da die Somal als Mohammedaner nichts essen, was Christen geschlachtet haben, so ist für sie noch eigens ein feister Hammel und ein Zicklein vorgesehen. Ein prächtiger Zebustier, dessen Filet auf unsrem eigenen Tisch prangen sollte, riß sich los und gewann die Berge. Alles eilte jubelnd hinter ihm her, aber er verstand keinen Spaß und mußte mit der Kugel erlegt werden. Mittlerweile brachten Bauernmädchen — weißgewaschene Ehrenjungfrauen konnte man sie

füglich nicht nennen — eine lange Reihe dickbäuchiger Krüge mit Honigwein, ein weiteres unentbehrliches Ingredienz einer Fantasia, und Körbe mit saurem Fladenbrot, sowie die rote Pfeffersauce in holzgeschnitzten Schüsseln. Die Delikatessen wurden verteilt, die Köche machten sich an die Arbeit.

Wir selbst begaben uns mit den vornehmsten Abessiniern auf den rasch improvisierten Scheibenstand, wo das Festschießen stattfinden sollte. Hier gab es eine unschuldige Bowle, und die Schützen erhielten hübsche Preise, die der Gesandte gestiftet hatte. Der Kaniasmatsch bat, auch seine Soldaten schießen lassen zu dürfen; sie erwiesen sich aber der ungewohnten Scheibe gegenüber als schlechte Schützen. Einige Leute, welche als Löwentöter oder Elefantenjäger hochgeehrt zu sein schienen, vermochten nicht einmal die Scheibe zu treffen. Doch die Festfreude wurde unsren Gästen dadurch nicht gestört, und der Jubel erreichte seinen Höhepunkt, als die Gardes du Corps unter Graf Eulenburgs Kommando einige Übungen im Lanzenfechten vorführten und die langen Stahlschafte mit den schwarzweißen Fähnchen mit nerviger Faust durch die Luft wirbelten.

Zum Diner waren die „Spitzen" geladen, der Kaniasmatsch mit seinem Neffen, ferner Ato Paulos, Gouverneur am Hawasch, und der Bascha (Hausmarschall). Mit sichtlichem Bedauern erklärten die Herren, eines Fasttages wegen, den Religion und Landessitte zu halten nötigten, nicht essen zu dürfen; aber das Trinken habe Gott erlaubt, und so hofften sie unsrem Festmahl doch Ehre erweisen zu können. Und das taten sie redlich. Namentlich sagte ihnen ein sehr billiger und sehr süßer Sekt zu; sie dezimierten unsren kleinen Vorrat in schreckenerregender Weise. Der Neffe schien es geradezu auf unsren Bankerott abgesehen zu haben; zum Glück verließen ihn nach einer Weile die Kräfte. Die Trinksprüche fehlten nicht; der Gesandte trank auf den mächtigen Beherrscher Äthiopiens, den Negus negesti Menilek II., der alte General auf die Freundschaft zwischen Deutschland und Abessinien; der Bascha, ein vorzüglicher Redner, feierte den Gesandten als Vertreter des deutschen Volkes. Man vergaß ganz, daß man in der Wildnis war.

Dazu trugen auch die Depeschen stark bei, die wir in Lagahardim erhielten, freilich bedeutungsvolle, ernste Nachrichten. Combes war gefallen, man wußte nicht, ob nicht in Frankreich größere Umwälzungen stattfinden würden; die Russen waren am Schaho geschlagen, in Rußland ernste Unruhen ausgebrochen. Die kurzen Nachrichten wurden lange besprochen.

Ato Paulos erwies sich inzwischen als ein guter, sorgender Vater und rühmte die Vorzüge seiner Töchter, deren mehrere noch zu haben seien. Er ließ durchblicken, daß er ein modern empfindender Mann sei, der sich sehr wohl mit dem Gedanken befreunden könne, einen Europäer, oder sagen wir einmal: einen Deutschen zum Schwiegersohn zu haben. Und dabei rückte er einem unsrer Reisegefährten immer näher, dem daheim schon eine liebende Gattin und ein hübsches Töchterchen beschieden war. Ato Paulos konnte hierin keine ernstere Schwierigkeit sehen, machte Avancen und war nur verwundert, keine Gegenliebe zu finden.

So trennten wir uns in bester Laune spät am Abend. Beim Morgengrauen saßen wir schon wieder im Sattel. Eben trafen die Kamele ein, die einen Teil unsrer Lasten weiter schaffen sollten. Unfern des Hôtel du Lion erwarteten uns die abessinischen Herren, um Abschied zu nehmen; dichter Nebel hüllte Berg und Tal ein. Der alte Kaniasmatsch mit seinem unglaublichen Hut sah, fest in seinen Mantel gewickelt, mehr denn je wie ein Räuberhauptmann aus, und doch schüttelten wir ihm herzlich die Hand, denn er hatte unsre Karawane wirklich wieder flott gemacht. Der Neffe litt sichtbar unter Haarweh. Ato Paulos war gerührt und schenkte uns zum Abschied noch eine perlsüchtige Kuh, die ohnedies bald ihren Leiden erlegen wäre. Dann ging's steil bergauf in den undurchdringlichen Nebel.

Schirmakazien bei Laga-hardim (Acacia albida?)

IX

ÜBER DEN HAWASCH

28. und 29. Januar 1905

In undurchdringlichem Nebel ging es steil bergauf. Über Blöcke und Geröll kletterten die Maultiere in langer Reihe hinan und verschwanden lautlos im Dunst. Phantastische Gestalten tauchten auf: die Wolfsmilchbäume, wie Riesen, mit tausend wuchtigen Armen dräuend, niedergedrückte Schirmakazien, die mit wagerecht ausgestreckten Ästen den Felsenpfad sperrten. Wortlos stiegen unsre Leute an; in ihre weißen Mäntel gehüllt, glichen sie im bleichgelben Nebel schweigenden Gespenstern.

Auf dem Kamm des Berges wird es heller und bald besiegt die junge Sonne die ziehenden Schwaden. Sie brodeln noch in den Schluchten, aber was sich vorwagt, die Höhe wiedererobern will, das faßt der Morgenwind und reißt es in tausend Fetzen.

Zum letztenmal umfängt uns der anmutige Wald des Tschertscher-Gebirges.

Auf dem höchsten Punkt (1851 m) sperren Haufen von kleinen Steinen den Weg. Offenbar sind sie von Menschenhand geschichtet; ja, wir bemerken, daß auch einige unsrer Leute Steine, die sie unterwegs aufgehoben haben müssen, auf die Haufen werfen. An irgendeinen praktischen Zweck ist dabei nicht zu denken; es scheint ein religiöser Brauch vorzuliegen. In Adis-Ababa, wo man rings um den hochgelegenen Marktplatz solche Steinhaufen sieht, zu denen jeder Abessinier, der vom Tal heraufkommt, sein Scherflein beiträgt, sagte man uns, die Steine seien ein Tribut der Besucher und für den Bau einer Kirche bestimmt. Doch diese Erklärung ist unzweifelhaft falsch. Aus kleinen Steinchen führt man kein Gebäude auf, und auf dem Markt von Adis-Ababa ist die Kirche längst fertig. Vielleicht bedeutet die sonderbare Sitte einen Rest halbvergessener Kultusformen. Wurde irgend-

eine Gottheit der Bergeshöhen so verehrt? — Ganz ähnliche Steinhaufen hat unser Gesandter auf den Paßhöhen der persischen Gebirge, Indiens, Palästinas und neuerdings Marokkos beobachtet.

Ein Weilchen ziehen wir über den Kamm dahin, dann öffnet sich vor uns überraschend der Blick auf eine neue Welt. Zu unsren Füßen, fast greifbar nahe, breitet sich die Wüste. Unvermittelt stürzen die letzten Höhen des Tschertscher gegen ein breites Tal ab, undeutlich sehen wir jenseits in langer Reihe die Pfeiler einer gewaltigen Gebirgsmauer, des Grenzwalles, der, 3000 m hoch, von 4000 m hohen Zinnen überragt, das Hochplateau des eigentlichen Abessinien nach Osten begrenzt. Der ungeheure Einbruch, der beide Gebirgssysteme trennt, wird vom Hawasch durchströmt, aber der Fluß vermag das versunkene Land nicht zu erfrischen; die Wüste, die sich zwischen Abessinien und das Rote Meer legt, hat auch von diesem Tal Besitz ergriffen. Freilich hat der Flugsand den Boden nicht völlig ebnen können. Hier und da erheben sich in wilden Formen erloschene Vulkane, alleinstehend, ohne Zusammenhang unter sich oder mit dem Gebirge. Aus der Tiefe vor uns türmen sich zerrissene Gipfel mit kahlen, schwarzen Felswänden über Riesenplatten, in denen das zähflüssige Innere der Erde durch die Bruchkanten der versunkenen Scholle zutage getreten ist.

Ein metallisch-grüner, giftiger Ton liegt dünn in der Dunsthülle der Ebene. Rostrotes Licht flutet darüber hin, wie ein Widerschein der Wüstenglut. In grauser Unnahbarkeit thronen die schwarzen Felsengipfel.

In diesem Kampf der Farben ist die Wüste von phantastischem Reiz. Sie bannt das Auge. Eine Sphinx, schön und unerbittlich. Ungern nehmen wir von dem Waldgebirge Abschied, das uns vertraut geworden ist. Aber wir hoffen, die glühende Niederung in zwei Tagen durchqueren zu können, und jenseits winkt uns schon das abessinische Hochland, blau und kühl.

Ein tüchtiger Abstieg. Etwa 800 m in drei, unmittelbar aufeinander folgenden Stufen, dann treten die Hänge zurück, und eine Ebene mit kaum merklicher Neigung umfängt uns. Zunächst begegnen uns die Pflanzen des Somali-Landes wieder, die kaktusähnlichen Weinreben (Cissus quadrangularis) und die faserreichen Sansevierien. Dann wird die Vegetation dürftiger. Auf sandigem Grunde stehen hin und wieder niedrige, blattlose Dornbüsche oder harte Gräser; der größte Teil des Bodens ist völlig nackt. Breite, staubige Wüstenpfade durchziehen das Land. Wir umgehen in weitem Bogen eine Gruppe schroffer Basaltberge, Gumbi oder Gombi genannt; sie scheinen

vollkommen ohne Vegetation zu sein. Aber aus einer Schlucht, die ein Zirkus riesiger Basaltsäulen umgibt, entspringt ein Bach. Er verschwindet in einer Felsenkluft, die ihn vor dem Gluthauch der Ebene schützt; dort unten beschatten ihn Bäume, deren Wipfel kaum über den Rand der Schlucht hervorragen. Wo er aus der Enge hervortritt, erreichen wir ihn, nach langem und langweiligem Ritt; Mann und Tier erfreut sich nach Hitze und Staub an dem klaren, kühlen Wasser. Wenige Schritte weiter abwärts finden wir den Lagerplatz Katschinoha (968 m), wo wir unsre Zelte aufschlagen. Knöcheltief liegt zwar der Staub und zudringliche Scharen kleiner schwarzer Ameisen be-

Die Hawasch-Wüste und die Gumbi-Berge

lästigen uns, und doch sind wir froh, Schatten und plätscherndes Wasser gefunden zu haben.

Jeder sucht, so gut er vermag, über die Gluthitze des Nachmittages hinweg zu kommen; der Abend lockt aber die meisten von uns heraus, kleine Antilopen, welche sich dicht bei unsrem Lager gezeigt haben, reizen zur Jagd. Die Beute ist freilich gering, aber die Bewegung tut uns gut, und die Heimkehrenden erfreut noch ein schönes Phänomen am Abendhimmel. Dort, wo eben die Sonne im Westen versunken ist, erhebt sich ein Riesenfächer breiter Strahlen, abwechselnd rosa und lichtblau; ohne den Zenit zu erreichen, lösen sie sich im Äther. Uns ist die Erscheinung neu, aber unsre Somal erklären uns, das bedeute Regen.

Der Abend war schwül und wir vermißten die wohltätige Abkühlung, die uns im Tschertscher-Gebirge oft veranlaßt hatte, den Khaki-Anzug mit wärmerer Kleidung zu vertauschen. Unstillbarer

Durst quälte einige von uns, aber der durstigste Tag stand uns noch bevor.

Größere Karawanen, welche nur langsam vorwärts kommen, pflegen beim Überschreiten des Hawasch allerhand Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Denn wenn auch das Flußtal hier noch eine Höhe von etwa 850 m besitzt, so herrscht doch echtes Wüstenklima. Wer aber vom Tschertscher oder vom abessinischen Hochland kommt, wo die Temperaturen nicht viel anders sind, als bei uns im Gebirge an schönen Sommertagen, der ist für die Strapazen der Wüste keineswegs trainiert, nicht mehr, als käme er direkt aus Deutschland; die Bewohner des abessinischen Plateaus leiden, trotz ihrer leichteren Tracht, kaum weniger als der Europäer unter dem Klima des Tieflandes, das sie Kolla nennen. Lufttrockenheit und Sonnenbrand erzeugen ein peinigendes Durstgefühl, das namentlich den Fußgänger quält, der sich nur mühsam auf dem lockeren Boden fortbewegt. Die Nächte sind nicht immer schwül, sondern bringen manchmal ein jähes Sinken der Temperatur, den Anlaß zu vielen Erkrankungen. Besonders unangenehm sind aber die gefürchteten Staubtromben, welche gewöhnlich nachmittags die Luft mit feinem, erstickendem Staub anfüllen.

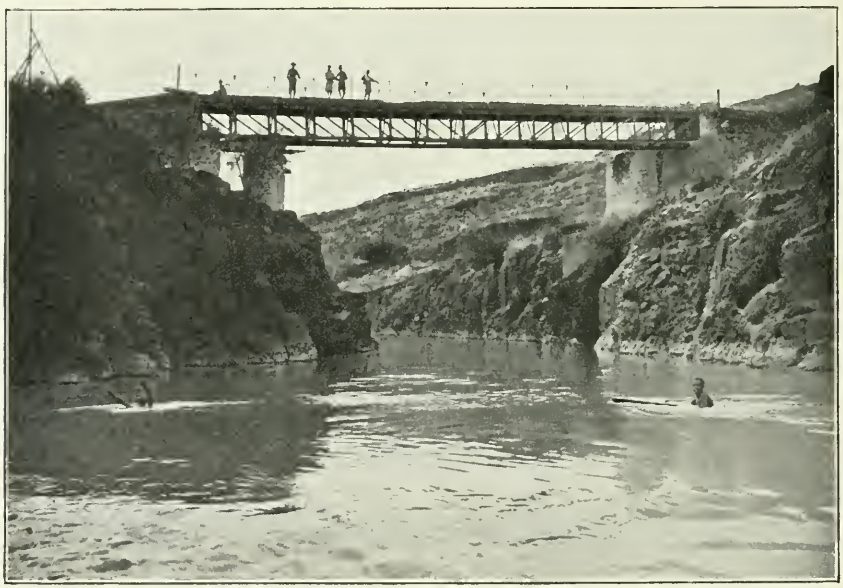
Zu alledem gibt es zwischen dem Hawasch und seinem Nebenfluß Kassam auf einer Strecke von 40 km kein trinkbares Wasser; nur ein paar Schwefelquellen findet man am Fuß der erloschenen Vulkane.

Auch wir hatten unsre Vorbereitungen getroffen. Die Wassersäcke waren an die Mannschaften ausgegeben und genau bestimmt worden, wer Anrecht an den kleinen Wasservorrat haben sollte; zugleich wurden Rationen von Lebensmitteln verteilt, denn morgen würden wir weder Verpflegung erhalten noch kochen können. Unsre Wassersäcke erwiesen sich als sehr praktisch; sie bestehen aus imprägniertem Segeltuch und fassen etwa $2^1/_2$ Liter Wasser, von welchem freilich beim Transport ein Teil ausdunstet, aber eben hierdurch wird der Rest verhältnismäßig kühl gehalten. In Flaschen oder Tönnchen würde das Wasser so warm werden, daß es, anstatt den Durst zu löschen, Erbrechen erregen müßte. Lederne Wassersäcke halten ihren Inhalt zwar gleichfalls kühl, geben ihm aber bald einen widerlichen Lohegeschmack.

Am 29. Januar brachen wir vor Tagesanbruch unser Lager am Bach Katschin-oha ab und ritten im Morgengrauen über trostlose Bänke basaltischen Gesteins zum Hawasch hinab, den wir nach anderthalbstündigem Marsch erreichten. Der Fluß wird erst sichtbar, wenn man am Rande der düstren Schlucht steht, in der er verläuft; schwarze

Felsen bilden seine senkrecht aufsteigenden Ufer. An seiner engsten Stelle überspannt ihn ohne Bogen eine schmale eiserne Brücke oder vielmehr ein Laufsteg, nur für Fußgänger oder Maultiere passierbar, aber im allgemeinen für den Verkehr gesperrt; eine Viertelstunde aufwärts führt eine Furt durch den sonst seiner Steilufer wegen unzugänglichen Fluß. Dieser Übergang mag zur Regenzeit schwierig und selbst gefährlich sein, daher ließ der Negus durch H. Alfred Ilg die eiserne Brücke bauen, ein wichtiges Glied in der strategischen Linie Adis-Ababa—Harar.

Auf Anweisung des Kaisers war uns die Brücke, welche für ge-



Die Brücke über den Hawasch

wöhnliche Reisende verschlossen gehalten wird, geöffnet worden, und ungefährdet gelangten wir auf das andre Ufer; nur die störrischen Kamele mußten durch die Furt getrieben werden. Auf einer Felsenstufe unmittelbar über dem Fluß wurde Halt gemacht und abgeladen, denn man hatte uns geraten, hier zu lagern, bis die Hitze und die Staubtromben der Wüste vorbei sein würden; dann sollten wir gegen Abend aufbrechen und in der Nacht bis zu einem Ort Fontale, am Fuß des gleichnamigen Vulkans, marschieren. Unser Führer willigte um so lieber in diese Disposition, als wir am Hawasch den Kameltransport wiedertreffen sollten, der von Diredaua mit dem größeren Teil unsres Gepäckes auf dem Assabot-Weg expediert war. In

Katschin-oha hatten wir gehört, daß eine Karawane, die sehr wohl die unsrige sein konnte, in der Nähe angelangt sei; es waren Boten ausgeschickt, um zuverlässigere Nachrichten einzuziehen.

Die ersten Stunden am Hawasch verliefen ganz angenehm. Man nahm ein Schwimmbad im Fluß; — es gibt hier zwar Krokodile, doch sind es nur zwergartig degenerierte Tiere, die dem Menschen nicht leicht gefährlich werden. Unsre passionierten Jäger machten sich mit der Büchse auf den Weg, doch entsprach die Beute nicht den Anstrengungen. Wer über eine Kamera verfügte, photographierte; leider gab es auch hier, wie sich später herausstellte, viel Mißerfolge, denn das Holz der ausgedörrten Kassetten ließ Lichtstreifen durchdringen und die Films versagen leicht bei so hoher Temperatur. Allmählich fanden wir uns alle unter dem Schutzdach des Meßzeltes ein; es wurde unerträglich draußen. Die Lufttemperatur war zwar gar nicht sonderlich hoch (31 Grad), aber die schwarzen Felsplatten glühten, und man fühlte beim Gehen durch dicke Schuhsohlen hindurch deutlich ihre Hitze. Ich legte mein Thermometer einen Augenblick auf einen Stein im Schatten, sofort stieg das Quecksilber auf 50 Grad, wo die Röhre leider endete; ich glaube, die Temperatur der Steine betrug wohl bis 75 Grad. Trotzdem fehlte nicht alle Vegetation. Hin und wieder wuchs zwischen den Blöcken etwas dürres Dorngestrüpp ohne Blatt oder Blüte, oder kaktusähnliche Stapelien, nicht grün, sondern von der Mißfarbe verwesenden Fleisches; selbst ein kleines Farnkraut[1] fand sich vor.

Die Karten wurden hervorgeholt. Wir stellten fest, daß die Aufnahme der Mission Marchand, die wir bis dahin leidlich richtig gefunden hatten, die Hawasch-Niederung sehr ungenau wiedergab. Die Höhe der Brücke ist bei Marchand mit 777 m notiert; meine eigenen Messungen ergaben im Mittel 848 m, und diese Zahl scheint besser zu den Ermittelungen anderer zu stimmen, welche die Höhe des etwas aufwärts gelegenen Flußüberganges bei Degaga betreffen. Welch ein merkwürdiger Fluß ist übrigens der Hawasch. Da er dem reichsten Teile Schoas entspringt und die abessinische Hauptstadt fast streift, so sollte man denken, der Hawasch müßte den Verlauf der Handelsstraße nach dem Meer, nach Aden, Arabien und Indien bestimmen; ist er auch nicht schiffbar, so lieferte er den Karawanen doch Trinkwasser. Aber Kaufleute und Reisende ziehen die mühseligen Gebirgs-

[1] Actiniopteris radiata, von Hinterindien bis Westafrika verbreitet, besitzt in seinen zierlichen, silbergrauen Blättern höchst merkwürdige Schutzeinrichtungen gegen das Austrocknen.

pfade des Tschertscher, ja selbst die wasserarmen Gegenden am Fuß der Berge und am Rande der Wüste der Glut des Flußtales vor, und so ist der Verlauf des Hawasch noch nicht einmal vollständig bekannt, namentlich oberhalb der Brücke, da, wo der Fluß das Gebiet der isolierten Vulkane mit ihren Schwefelquellen und Salzseen durchschneidet. Und doch besitzen wir eine sehr alte und gar nicht so üble Darstellung dieses Flußlaufes auf der Weltkarte (Mappamondo) des Kamaldulensermönches Fra Mauro (1457 bis 1459), die jetzt eines der interessantesten Schaustücke des Dogenpalastes in Venedig bildet. Man nimmt an, daß Fra Mauro seine Kenntnis des Hawasch und Abessiniens überhaupt venezianischen Kaufleuten verdankte, die mit Äthiopien Handel trieben; ist dies richtig, so muß man wohl zu der weiteren Annahme schreiten, daß die Venezianer dieses ihr Absatzgebiet sorgfältig geheim hielten, denn sonst hätte unmöglich der portugiesische Ritter Pedro de Covilham (1490) als Entdecker Abessiniens gepriesen werden können. Fra Mauro läßt den Hawasch aus einem See entspringen und in einem See enden. Während das letztere richtig ist, so erscheint die erstere Annahme irrig. Zwar kommt der Fluß in seinem Oberlauf dem Suaï-See recht nahe, doch nimmt er aus ihm, soweit man weiß, kein Wasser auf, und seine Quelle liegt am Südwestrand Schoas. Die Gegend des Suaï-Sees war wohl vor der Invasion der Galla bekannter; noch jetzt gibt es auf den Inselchen des Sees einige alte Klöster, darunter das berühmte Debra-Sina, wo, wie man glaubt, noch alte Handschriften der heiligen Bücher vorhanden sind; überall sonst, selbst in den Inselklöstern des Tana-Sees, scheinen sie längst in Krieg, Feuer und Raub verloren gegangen zu sein. Wir nahmen uns vor, von Adis-Ababa aus einen Abstecher zu dem auch landschaftlich interessanten Suaï zu machen, besonders unsres Reisegefährten Dr. Flemming wegen, dessen Aufgabe ja die Erforschung der abessinischen Literatur und das Sammeln von Handschriften war; leider verbot sich später die Ausführung dieses Planes bei unsrer knapp bemessenen Zeit von selbst.

Der Unterlauf des Hawasch ist besser erforscht. Er zerteilt sich in der Danakil-Wüste in eine Anzahl von Armen, welche im Aussa-Lande zur Feldbewässerung benutzt werden, und versickert schließlich in einer Niederung voll Salzsümpfen und Seen, etwa 85 km weit von der Küste. Die Aussa, welche den einzigen wertvollen Teil des Hawasch-Tales bewohnen, haben jetzt, seit dem Fall Harars, wieder wie in alten Zeiten die Vorherrschaft über die übrigen Stämme der Danakil, die nomadisierenden Afar (d. h. Umherschweifenden); sie selbst stehen aber in tributärer Abhängigkeit vom Äthiopischen Reich.

Die seßhaften Aussa scheinen keineswegs ein so barbarisches Volk zu sein, wie uns die Abessinier glauben machen wollen; sie besitzen jedenfalls neben fleißigen Bauern auch geschickte Handwerker, von deren Arbeiten ich einige, namentlich Waffen und Lederzeug, erstehen konnte. Was über die Räubereien und mörderischen Überfälle der Danakil erzählt wird, bezieht sich wohl nur auf die nomadisierenden Stämme, welche mit den Issa-Somal und der abessinischen Grenzbevölkerung in säkularer Fehde leben. Nationaler und religiöser Haß — die Danakil sind fanatische Mohammedaner — lassen hier niemals dauernden Frieden aufkommen.

Karawanen-Transporte durch das Danakil-Land sind jetzt nicht mehr unmöglich. In Adis-Ababa lebt ein Nagaderas (wörtlich: Haupt der Kaufleute) der Aussa, welcher die Beförderung auf eigenen Kamelen übernimmt, auch wohl für Fremde bei genügender Zahlung eine Art von Versicherung für freien Durchzug gewährt. —

Es wurde Mittag; die Untätigkeit lastete qualvoll auf uns. Um die Zeit hinzubringen, wollten wir frühstücken, doch niemand hatte Appetit. Mehrere unsrer Gefährten begannen zu klagen, und während unser Doktor, der sich selbst nicht wohl fühlte, mit den Patienten beschäftigt war, wurde einer der Herren ohnmächtig und mußte mit Wasser begossen werden. Bald hatten wir von neunzehn Europäern sieben mehr oder minder kranke.

Um 2 Uhr nachmittags entschloß sich der Gesandte zum Aufbruch. Die Patienten mußten unter der Obhut des Arztes mit einer Anzahl von Leuten dagelassen werden und sollten erst abends folgen; die Gesundheit der übrigen glaubte unser Führer nicht durch längeres Lagern in der infernalischen Glut dieses Styx gefährden zu dürfen. Und es war merkwürdig: kaum waren wir unterwegs, als wir die Hitze viel weniger lastend empfanden.

Durch ein Gewirr von Basaltblöcken windet sich ein enger Pfad empor; auf einmal befindet man sich auf einem tafelflachen Land fast ohne Vegetation, über dem sich in der Ferne der hohe Vulkan Fontale erhebt. Der Boden der Wüste besteht nicht aus Sand, sondern aus einer leichten, staubigen, feinkörnigen Masse, die man am besten mit Holzasche vergleichen kann. Mühsam wateten Mann und Tier hindurch. Man verstand: wenn der Wind diesen Staubboden emporwirbelt und die Tromben ihren erstickenden Inhalt niedergießen, dann heißt es die Zähne aufeinanderbeißen. Jetzt war die Tageszeit der Wirbelwinde; sollten wir von ihnen verschont bleiben?

Die Luft erhob sich, aber keine Tromben stiegen empor. Und allmählich wurde der Boden unter unsren Füßen etwas fester, der

aschenartige Staub wich einem leichten Flugsand und hin und wieder setzte struppiges Gras ein, das Erdreich festigend. Nach einigen Stunden Reitens sahen wir die Ausläufer des Fontaleberges nahe vor uns, und die Wüste hatte sich in eine Grassteppe verwandelt. Ein erfrischender Lufthauch belebte uns nach der brütenden Schwüle des Mittags, und gleich regte sich in uns wieder die Lebenslust. Als zur Seite des nur durch die Telegraphenstangen gekennzeichneten Pfades ein stattliches Rudel Antilopen bemerkt wurde, saßen unsre Jäger ab und pirschten sich durch das Steppengras vorsichtig an. Doch die schlanken Antilopen waren sehr wachsam und ließen die Schützen nicht auf Schußweite herankommen; wie auf Kommando erhoben sie sich und setzten mit zierlichen Sprüngen über die Ebene, um etwas weiter fort wieder scheinbar sorglos zu grasen. Das Spiel wiederholte sich mehrere Male, unsre Gefährten wurden dadurch immer weiter aus der Marschroute geleitet.

Inzwischen blieb ich bei der Kolonne, um den Lagerplatz auszusuchen. Wir überschritten einen Hügel, wohl einen alten Lavastrom, der dem Fontale entstammte. Der Abstieg von wenigen Metern war doch sehr beschwerlich, der rauhen Blöcke wegen, welche den Weg darstellten. Ich dachte der Genossen, welche diese üble Stelle im Dunklen zu überschreiten haben würden. Denn es begann bereits zu dämmern.

Wieder umfing uns eine dürre, vollkommen ebene Prärie nördlich des Vulkans. Es ging eilig weiter nach Westen, denn wenn wir auch heute kein Wasser mehr finden konnten, so mußten wir doch einen Platz mit Brennholz zu erreichen suchen. Der Schein unsrer Lagerfeuer sollte ja den uns in der Nacht folgenden Teil der Karawane leiten.

Nun wurde es vollkommen dunkel. Der Weg wurde steinig; vorsichtig, tastend schritten die Tiere weiter. Die wenigen Leute, die ich um mich hatte, schlossen sich ängstlich zusammen. Die Karawane war vollständig auseinandergerissen.

Rechts sahen wir Licht, aber der Anblick vergrößerte die Besorgnis meiner schwarzen Begleiter. Ein Somal übersetzte mir: sie wüßten nicht, wer dort lagere, ob friedliche Kaufleute oder feindselige Danakil. Man könne kaum hoffen, ungehört vorbei zu kommen und müsse daher etwaigen Räubern den Eindruck von Mut und Sicherheit zu erwecken suchen. Zugleich fing einer ein Spottlied an, in dessen Refrain andere lachend und johlend einstimmten; aber der klägliche Unterton der Angst vor den Danakil klang mit. Jedenfalls war es angenehm, daß zwei handfeste Gardes du Corps mit ihren Karabinern zu uns stießen, denn ich selbst war unbewaffnet.

Bald lag das Lager der nächtlichen Unbekannten hinter uns, und wir erreichten eine Halde mit Dornbüschen. Hier machten wir Halt, und nach wenigen Minuten prasselten lustige Feuer auf. Ein Weilchen später kam, geleitet durch den Schein, mein Bruder mit den übrigen Jägern an, und von der Möglichkeit eines Überfalles durch die Danakil — wenn es überhaupt solche waren — war keine Rede mehr.

Nun regte sich auch Hunger und Durst. Aber es war uns nur ein kärgliches, kaltes Mahl beschieden; nicht einmal soviel Wasser war in unsrem Besitz, daß Tee hätte bereitet werden können. Von dem wenigen Eßbaren, das wir hatten, wurde den Patienten noch das Beste aufbewahrt, weil sie der Stärkung mehr als wir bedürfen würden, wenn sie spät in der Nacht anlangten.

Mittlerweile wurde eine Art Signaldienst eingerichtet. Von Zeit zu Zeit stieg eine Rakete mit Leuchtkugeln auf, die in der vollkommen ebenen Umgebung weithin sichtbar sein mußten. Und sie leisteten tatsächlich gute Dienste. Als der kleine Trupp unsrer Nachzügler grade jene mühselige Stelle des Lavahügels überschritt, bemerkten sie unser Signal und waren nun sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. Um 10 Uhr hatten wir die Freude, die Genossen wohlbehalten und erfrischt im Lager ankommen zu sehen.

Nun mußten sie erzählen. Kurz nach unsrem Abzuge hatten auch sie eine gewisse Abkühlung wahrgenommen, worauf der Oberstabsarzt den Patienten Beschäftigung verordnete. Es wurde jenseits des Flusses eine improvisierte Scheibe aufgestellt und aus dem offnen Zelt darauf geschossen. Die Anregung tat den Leidenden besser als Ruhe, und als plötzlich ein böenartiger Windstoß das Zelt umwarf und die Insassen unter der Leinewand begrub, krochen sie vergnügt hervor und beschlossen, ihr Haus nicht wieder aufzubauen, sondern uns alsbald nachzufolgen. So kamen sie denn viel früher, als wir sie erwartet hatten, bei uns an. —

Für diese Nacht wurden keine Zelte aufgeschlagen; unsre Feldbetten standen hier und da zwischen den Dornsträuchern. Mancher warf sich in Kleidern aufs Lager, andere, wie ich selbst, gingen richtig zu Bette. Mit dem Gedanken, wie sonderbar es doch sei, so mitten in der Wüste in einem sauberen Bett zu liegen, ringsum nichts als Dornsträucher, über sich nur den Himmel, schlief man bald ein.

Und dann kam das Verhängnis. Es regnete, erst schwach, dann tüchtig. Man zog sich die Decke über den Kopf und ließ es regnen. Aber das durch das Gewicht des Körpers eingedrückte Lager gewann bald eine fatale Ähnlichkeit mit einer Badewanne, und die Situation wurde ungemütlich. Zu dumm! all die schönen, sternenklaren Nächte

hatten wir in wohlverwahrten Zelten geschlafen, und heute, wo unsre Betten zum erstenmal im Freien standen, regnete es. Jetzt fiel uns ein, die Wolken an den Bergen bei Malkabella, der Nebel in Laga-hardim, das Strahlenphänomen am Abendhimmel in Katschin-oha — alles das waren Vorboten des Regens gewesen. Und selbst, daß die Wirbelwinde in der Wüste ausblieben, als wir diesen Nachmittag durchritten, hätte uns einen Witterungsumschlag vermuten lassen sollen. Aber niemand hatte daran gedacht. Seit wir die Küste in Djibouti verlassen hatten, waren wir ja immer von strahlendem Wetter begleitet gewesen; man hatte ganz vergessen, daß es auch in diesem trocknen Land regnen kann. Und so mußte es kommen, daß wir in einer Nacht, wo wir nicht einmal Teewasser hatten, bis auf die Haut durchnäßt wurden.

Einem sterbenden Maultier wird der Schwanz abgeschnitten (Adis-Ababa)

Um 3 Uhr morgens war jedermann wieder auf den Beinen. Frühstück gab es nicht, denn das Wasser, das vom Himmel strömte, war nicht aufgefangen worden und die Feuer waren ausgelöscht. Irgend jemand hatte eine heimliche Kognakflasche.

Der Regen strömte unablässig weiter. Mit nassen Kleidern saßen wir auf, die Sättel waren durchgeregnet. Natürlich kamen wir nur langsam vom Fleck, denn die Nacht war sehr dunkel und der Weg oft schwierig, steinige Partien waren glatt, sandige morastig geworden. Und als endlich der Morgen graute, bot sich uns ein trostloser Blick über ein eng umgrenztes Stück der unendlichen Wüste im klatschenden Regenguß.

Auch unsre Lasttiere litten schwer. Im Regen vergrößerte sich das Gewicht vieler Traglasten; namentlich die durchnäßten Betten wogen das Doppelte. Ein Maultier stürzte im Dunkeln in eine Spalte. Da hatten wir Gelegenheit, eine schöne Sitte unsrer schwarzen Glaubensgenossen kennen zu lernen: sie schnitten dem Tier, das sie verloren gaben, den Schwanz ab. Das tun die Treiber, um sich nachher dem Besitzer des Maultiers gegenüber wegen dessen Verbleib rechtfertigen zu können; mit dem abgeschnittenen Schwanz beweist der Treiber, daß er das Tier weder verkauft hat, noch es hat entlaufen lassen. Natürlich behaupten die Leute immer, das Maultier sei tot gewesen, als sie es unter Mitnahme des Schwanzes verließen.

Aber hier gelang es dem unglücklichen Vierfüßler aus der Spalte wieder herauszukriechen und die weitermarschierende Karawane einzuholen. So kam diese Scheußlichkeit zutage, und ihr Urheber wurde mit einer leider viel zu gelinden Strafe belegt. —

Alles hat ein Ende, auch die Wüste. Auf einmal fanden wir uns am Fuß eines niedrigen Felsplateaus. Als wir die Höhe (988 m) auf schlüpfrigem Pfade mühsam erstiegen hatten, umgab uns Buschwald, und fast zu gleicher Zeit hörte der Regen auf. Schwarze Tausendfüßler, ekle, fingerdicke Gesellen, krochen über die Steine. Als aber eine stechende Sonne hervorbrach, verbargen sie sich in ihren Schlupfwinkeln.

Vor uns öffnete sich ein Tal voll lichter Akazienwälder. Ein Fluß glitzerte, aufsteigender Rauch verriet nahe Hütten. Es war Tedetschamalka, die erste Niederlassung Schoas.

X

IN OST-SCHOA

30. Januar — 6. Februar 1905

Wo der Kassám aus dem grünen Tor der letzten Felsen tritt und seine plätschernden Wellen zuerst den Sand der Wüste berühren, schlugen wir unter weitläufig stehenden Schirmakazien unser Lager auf. Von dichtem Buschwald bedeckte Hügel umrahmten den geräumigen Karawanenplatz und verdeckten den Blick auf den nahen Absturz des Hochplateaus von Schoa. Jenseits des Flusses, den wir mit breiter Furt durchschritten hatten, lag unsrem Lager gegenüber das Dorf Tedetschamalka.

Die Einwohner sind Neger, Schánkalla; sie bilden hier eine Kolonie von etwa 200 Köpfen. Jedenfalls sind sie von irgendeinem Machthaber hierher verpflanzt, denn ihre Heimat ist der Westabhang der abessinischen Platte; nur dort bewohnen sie ein geschlossenes Gebiet als letzte Vorposten der Sudan-Neger. Im übrigen Abessinien findet man sie überall zerstreut, meist als hörige Leute.

Dem Fremden, der Afrikas Boden betritt, sind zunächst alle Schwarzen Neger. Aber unser Blick hatte sich in der Berührung mit den sehr verschiedenen Völkerschaften schon geschärft, und wir unterschieden sehr wohl die schwarzen Angehörigen unsrer eigenen, der mediterranen Rasse, von diesen Negern. Trotz ihrer oft ebenholzschwarzen Hautfarbe haben die Somal am wenigsten mit den Negern gemein; ihr zierlicher Körperbau, ihre scharfgeschnittenen Gesichtszüge, namentlich die schmalen, geraden Nasen geben ihnen einen ganz abweichenden Typus. Und wo sie fremdes Blut verraten, ist es arabisches; so konnte von unsren Leuten der Habr-aual Abdi fast für einen Araber gelten.

Die Galla, wie die Somal Hamiten, zeigen schon mehr Züge der Neger. Starkknochiger, fleischiger als die Somal, haben sie oft breite Nasenflügel und sinnliche Lippen. Freilich, ihr gesetztes,

Schankalla-Dorf bei Tedetschamalka am Kassam

ruhiges Wesen unterscheidet sie deutlich von den lärmenden Negern. Immerhin, früher, als die Galla noch weiter im Süden lebten, unterlagen sie vielleicht der Mischung mit den Sudanesen. Die Völker, welche miteinander in Fehde liegen, rauben einander die Weiber und geben so ständig Anlaß zur Infiltration fremden Blutes.

Schon aus diesem Grunde sind die heutigen Abessinier keine reinen Semiten mehr. Sie, als die Herren des Landes, haben sich mit allen unterworfenen Völkern gemischt, mit den kuschitischen Agau und Falascha, die sie in Abessinien vorfanden, als sie von Südarabien einwanderten, mit den Galla, die erst in neuerer Zeit in Äthiopien eindrangen, und sicher auch mit den verachteten Schankalla, die in prähistorischer Zeit einmal das Plateau besessen haben mögen. Und die Vermengung der Stämme schreitet andauernd fort, namentlich seit die Galla nicht mehr die gefürchteten Räuber, sondern tüchtige, arbeitsame Bauern sind.

Die ältere äthiopische Geschichte ist voll von Berichten über Razzias der abessinischen Herren in die Gebiete der Schankalla. Die Männer totschlagen, Weiber, Kinder und Herden der Neger wegtreiben war guter alter Brauch. Ein Anlaß ließ sich ja leicht finden, denn die Schankalla, welche als Elefantenjäger in den Wäldern streiften, brachten natürlich jeden Abessinier um, dessen sie habhaft werden konnten.

Noch heute sieht man Schankalla, namentlich Frauen und Mädchen, überall in Abessinien, besonders häufig in Süd-Schoa, dem Zentrum der Macht im Lande. Man nennt sie nicht Sklaven, sondern Kriegsgefangene. Die Sklaverei ist hierzulande abgeschafft, und Fremden gegenüber betont man gern diesen Kulturfortschritt, den das Reich dem klugen Menelik verdankt. Aber die Kriegsgefangenen — wie gesagt vorwiegend Frauen und Mädchen, selbst sehr kleine Kinder — kann man nach Belieben für sich arbeiten lassen, kaufen und verkaufen, auch mit schweren körperlichen Strafen belegen. Im ganzen ist freilich ihr Los nicht hart; sie verrichten in den Haushaltungen der Reichen dieselben Dienste wie freie Frauen in armen Familien. Das Wasser zu schöpfen und in den schweren Steinkrügen zu tragen ist eine ihrer Hauptarbeiten, daneben das Sammeln von Mist, welcher getrocknet das übliche Brennmaterial liefert. Denn da die Abessinier den Wald barbarisch zu verwüsten pflegen, so tritt überall bei größeren Orten in kurzer Frist Mangel an Brennholz ein.

Die Schankalla-Männer, welche man in abessinischen Niederlassungen sieht, sind meist in der Gefangenschaft groß geworden. Sie

Schankalla-Frau in Tedetschamalka mit ihren Kindern

sind frech und faul und arbeiten nur unter der Zucht der Peitsche; daher sind sie nicht, wie die Galla, als Bewirtschafter des Landes zu gebrauchen. Viele von ihnen sind Musikanten.

Auf dem Weg zu unsrem Lager kamen wir durch das Schankalla-Dorf. Welch eine unsympathische Rasse; wahre Karikaturen des Negertypus. Die Figuren sind plump und vulgär, Gesicht, Hände und Füße überbreit. Die Augen klein und etwas geschlitzt, wahre Schweinsäugelchen, die wulstigen Lippen meist rissig-borkig; in den breitausladenden Nasenflügeln tragen sie kleine Ringe. Häufig besteht ein sehr auffallender Größenunterschied zwischen den vierschrötigen

Männern und den kurzen, untersetzten Weibern. Frauen zeigen an Armen und Brüsten entstellende „Schmucknarben". Besonders häßlich wirkt die eingedrückte Nasenwurzel der Kinder. Und zu dem allen ein unerfreuliches Temperament, bald eine brutale, lärmende Heiterkeit und dann wieder ein stumpfes Hinbrüten.

Und doch haben diese halb tierischen Neger [unzweifelhaft Schönheitssinn. Ihre Hütten sind schmucker als die der Abessinier. Statt des Kreuzes setzen sie wohl das Gehörn der Kuduantilope auf ihr Dach. Und während die Schoaner die Reisigwand ihrer Hütte mit frischem Kuhdünger bewerfen, der dann getrocknet einen Ersatz für Lehm gibt, hatten die Schankalla sauber aus Rohrstäben hergestellte Gitterwände, welche bei einigen Hütten eine Art Entree oder gedeckte Galerie bildeten. — Später fanden wir Gelegenheit, die Schankalla auch als Waffenschmiede kennen zu lernen. Ihre Spezialität sind Dolche mit bunten Griffen aus Kupfer, Zinn und geschwärztem Eisen.

Tedetschamalka ist, wenn auch nur ein kleiner Ort, doch als letzte Station vor der Wüste von gewisser Bedeutung. Es befindet sich hier ein Proviantmagazin, vornehmlich für militärische Zwecke. Daher auch wohl die Schankalla-Kolonie am Ort, denn die Abessinier leben sehr ungern in so tief gelegenen Gegenden,[1] und mit Recht, denn in der trocknen Jahreszeit ist es hier sehr heiß, und in der Regenzeit herrscht das Fieber. Auch soll es hier gelegentlich Löwen geben, die stets unbequeme Nachbarn sind.

Vor den Löwen hatten wir freilich keine Furcht, ja unsre Jäger wünschten nichts sehnlicher als eine Löwenjagd mitzumachen, doch schien zurzeit kein Wüstenkönig im Revier zu hausen. Die Fiebergefahr machte uns dagegen Sorge. Wenn auch der Boden unter den breitästigen Akazien unsres Lagers sandig war, so fanden wir ihn doch von den Regengüssen der letzten Nacht gründlich naß, und das undurchdringliche Buschwerk in der Schlucht am Kassam und an den nahen Hügeln schien nur zu geeignet, den fieberbringenden Mücken Unterstand zu gewähren. Und doch mußten wir halten und verweilen, um unsre durchnäßten Sachen trocknen zu lassen.

Kleider, Decken und Matratzen waren eben zum Trocknen ausgebreitet, Kisten und Säcke einzeln in die Sonne gestellt, als einer

[1] Tedetschamalka liegt in 970 m Meereshöhe (nach Marchand 867 m, nach Borelli 1000 m). Der Name ist der Galla-Sprache entnommen und bedeutet „Furt der Schirmakazien".

unsrer Gefährten meldete, er habe in seinem Zelt zwei Dutzend oder mehr Exemplare der gefürchteten Anopheles gefangen, jener Mücken, deren Stich die Malaria überträgt. Wir hatten freilich vor dem Verlassen des Tschertscher alle Chinin genommen, aber mit der Malaria ist nicht zu spaßen. Eine schwere Verantwortlichkeit ruhte auf unsrem Gesandten. Sollte er durch Dableiben die Gesundheit so vieler Menschen in Gefahr bringen, zumal die unsrer jungen Soldaten, die nicht, wie wir selbst, mit voller Kenntnis der Gefahren, sondern kommandiert die Gesandtschaftsreise mitmachten? Andrerseits war das sicher: wenn wir jetzt die schweren, durchnäßten Lasten aufladen ließen und den Aufstieg auf das Plateau machten, so hatten wir den Verlust zahlreicher Tiere zu erwarten und saßen morgen wieder fest. Der sofortige Aufbruch würde also unzweifelhaft viele Neuanschaffungen von Maultieren nötig machen und konnte einige tausend Mark kosten.

Es war ein arges Dilemma. Während die Herren sich noch über die Lage berieten, erhielt ich — als naturwissenschaftlicher Sachverständiger — den Auftrag, die bösen Anopheles zu besichtigen. Ihr Entdecker wies sie mir in einer Wasserschüssel, in deren Inhalt sie sich selbst gefangen hatten. Ein jeder hatte vier Flügel, und da man soviel von keiner Mücke, nicht einmal von dem heimtückischen Anopheles verlangen kann, so war ich in der angenehmen Lage, eine beruhigende Diagnose zu stellen. Es handelte sich um geflügelte Männchen einer kleinen, dunkelgefärbten Termitenart.

So blieben wir denn, um so mehr außer Sorge, als auch die Abessinier versicherten, das Fieber pflege erst in der großen Regenzeit (Mai bis September) einzusetzen. Der Tag blieb schwül, in der Nacht fielen wieder ausgiebige Niederschläge. So konnten wir auch am folgenden Morgen (31. Januar) nicht frühzeitig aufbrechen, denn die Zelte waren durchnäßt und entsprechend schwer. Während sie trockneten, botanisierte ich am Flußufer, wo manche sehr merkwürdige Pflanzen wuchsen. Mein besonderes Interesse erregte der Fund eines Schmarotzers, Hydnora africana, der, obgleich zu den Blütenpflanzen gehörig, fast vollständig einem Pilz gleicht. Wunderliche Kürbisarten mit kreideweißen Stämmen kletterten als Lianen bis in die Kronen der Schirmakazien. Im Flußkies wuchs die Uscher-Pflanze (arabisch: Oschur, Calotropis procera), ein kleiner Baum oder großer Strauch mit breiten, graugrünen Blättern und violetten Sternblumen; es ist ein Charaktergewächs der afrikanischen und südasiatischen Wüsten und hat sehr sonderbare Früchte. Von fern gesehen gleichen sie großen, saftig grünen Äpfeln, die jedoch schief seitlich

gestielt sind. Pflückt man eine reife Frucht, so bemerkt man mit Erstaunen, daß sie trotz ihrer Größe nur wenige Gramm wiegt. Bei leisem Druck springt sie puffend auf und entläßt aus einer börsenartigen Tasche, welche aufklappt, eine Anzahl Samen mit seidenglänzendem Pappus; das übrige des Fruchtinneren besteht nur aus feinem, lockerem Fadengeflecht. Eine so ungewöhnliche Frucht mußte die Phantasie der Völker fesseln, und da man unsren Strauch in der Wüste südlich des Toten Meeres fand, unfern der Stätte des biblischen Sodom, so nannte man sie Sodomsapfel. Zuerst hat wohl Flavius Josephus (geb. 37 n. Chr.) von jener Frucht berichtet, welche man bei Sodom findet: sie gleiche gutem Obst, öffne man sie aber, so enthalte sie nichts als Rauch und Asche.[1] Auch Tacitus spricht von dieser Frucht. Später bezog man einige Stellen der Bibel selbst auf die gleiche Pflanze.[2]

Auch die Vogelwelt am Kassam war interessant; es gab da ganze Flüge von Glanzstaren von jener Art, die die Franzosen Merles tricolores nennen (Lamprotornis superba). Wie die gewöhnlichen Glanzstare, so haben auch sie an Kehle und Rücken ein Gefieder vom herrlichsten, in metallischen Lasuren schimmernden Blau, dazu besitzen sie aber einen weißen Kragen und Bürzel und zimtroten Bauch. So tragen sie ungefähr die Farben der französischen Flagge. In ihrer Größe und der Art, wie sie nach dem Regen Boden und Gebüsch nach Kerfen absuchen, gleichen sie unsren bescheidenen Schwarzdrosseln, nur musikalisch sind diese schönen und keineswegs scheuen Vögel nicht. Viel Vergnügen bereitete uns auch die Beobachtung der in unsrem Lager zahlreichen Webervögel. Völlig unbekümmert um uns huschten sie flink und geschäftig hin und her und verschwanden alle Augenblicke in ihren birnförmigen, an den äußersten Astspitzen hängenden Nestern. Vom Bau derselben konnten wir auch einiges beobachten. Zunächst knoten die Webervögel an die Spitze eines dünnen Zweiges ein biegsames Grasblatt an und befestigen es durch mehrfaches Umschlingen mit weiteren Blättern. Dann wird daran ein hängender Ring von etwa 8 cm Durchmesser angebaut. Weiter gedieh der Nestbau nicht, soweit wir damals beobachten konnten. Wo aber ein solcher Ring hängt, sieht man

[1] Flavius Josephus, Jüdischer Krieg IV, § 484.

[2] Weisheit Salomonis 10, 6–7: (Die Weisheit) erlösete den Gerechten, da die Gottlosen umkamen, und er flohe vor dem Feuer, das über die fünf Städte fiel, welcher verwüstetes Land noch raucht, zum Zeugnis der Bosheit, samt den Bäumen, so unreife Früchte tragen usw.; ähnlich auch 5. Mose 32, 32: Denn ihr Weinstock ist vom Weinstock zu Sodom und von dem Acker Gomorra, ihre Trauben sind Galle usw.

alle Augenblicke einen Webervogel darin sitzen. Ich konnte nicht entscheiden, ob es immer die Erbauer waren, oder ob auch andere, vorüberfliegende Weber den Unterstand benutzten.

Als ich mit einem Arm voll Pflanzen von meiner Exkursion zurückkehrte, rief mich Graf Eulenburg an. Wenige Schritte von seinem und unsrem Zelt hatte er die frische Fährte eines großen Raubtiers gefunden. Wenn es auch kein Löwe war, so war es doch ein starker Panther gewesen. Die bunten Katzen hausen am liebsten in buschwalderfüllten Schluchten, deren es genug in der Nähe gab, und kommen nachts an den Fluß um zu saufen und zu jagen, denn im Schutze der Dunkelheit finden sich viele Tiere am Wasser ein. Unser nächtlicher Besucher hatte sich wohl nicht an die Maultiere gewagt, bei deren Ständen Feuer unterhalten wurden, und hatte sich statt dessen an die Europäer-Zelte herangeschlichen. Unter dem offenen Überdach jedes Zeltes schliefen die zugehörigen schwarzen Diener; zum Glück hatte der Panther keinen von ihnen „gemocht".

Gegen Mittag traf endlich Nachricht über jene Karawane ein, welche wir für die unsrige gehalten hatten: sie sei auf Ankóber marschiert, also rechts ausgebogen. Danach war es so gut wie sicher, daß es nicht unsre Karawane war, von welcher somit alle Nachricht fehlte. Wenn uns dies, namentlich in Rücksicht auf die kriegerischen Unruhen im Danakil-Lande, auch Sorge machen mußte, so hatte es doch keinen Zweck, länger an einem so heißen und sicherlich nicht gesunden Ort zu warten, und so beschlossen wir für den Nachmittag den Aufstieg auf das Plateau von Schoa. —

Um 1 Uhr mittags brachen wir auf. Die Straße folgt nicht dem Tal des Kassam, obwohl dasselbe fast in grader Linie nach Adis-Ababa führen würde, sondern steigt auf das Hochland südlich des Flusses, eine dem großen abessinischen Zentralplateau vorgelagerte Platte zwischen den Tälern des Kassam und des Hawasch. Zunächst ging es freilich eine längere Strecke fast ohne Steigung durch sandig-staubiges Land mit Akazienbuschwald, wo eine unbarmherzige Sonne auf uns niederbrannte. Ich maß hier, an dem schattigsten Ort, den ich auftreiben konnte, 46°, die höchste Temperatur, die ich überhaupt auf dieser Reise gefunden habe. Aber der Weg war ersichtlich gebaut, nicht, wie sonst, unmittelbar und lediglich durch den Verkehr entstanden, denn er lief, soweit das Gelände dies erlaubte, schnurstracks und in einer gleichen Breite von etwa 5 m, auch waren die größeren losen Blöcke zur Seite gewälzt und ab und an einmal ein Loch mit Geröll und Erde ausgefüllt. Seit Diredaua zum erstenmal befanden wir uns also auf einer Straße oder richtiger auf einem verbesserten

Saumpfad, der unsre Annäherung an die Hauptstadt verriet. Für den Weitermarsch benutzten wir jedoch dies Kulturprodukt nur auf einzelnen Strecken und ritten öfter querfeldein, zumal das Gelände auf diesem Teil der Reise nur selten Schwierigkeiten bot. So kürzten wir den Weg erheblich ab und vermieden die häufigen Begegnungen mit Kamelkarawanen, vor welchen die Maultiere scheuen.

Beim Aufstieg auf das Plateau folgten wir aber den gut angelegten Serpentinen der Straße, für uns wieder etwas ganz Neues, denn im Tschertscher laufen alle Wege schnurgerade bergauf und bergab. So kamen wir sehr bequem auf die Höhe und fanden hier ein reich bevölkertes und wohlangebautes Land mit stattlichen Dörfern und zerstreuten Herrensitzen, die sich, umgeben von grünen Baumgärten, zum Teil recht freundlich ausnahmen. Die Äcker lagen der Jahreszeit entsprechend meist brach, doch auf manchen stand die Frucht noch auf dem Halm, da man sich hier in der regenlosen Zeit nicht wie bei uns mit der Ernte zu beeilen braucht. Die hauptsächlichsten Kulturpflanzen waren hier Weizen, Gerste, Baumwolle und Safflor. Was wir von Baumwolle noch auf dem Feld sahen, war von geringster Qualität und vielleicht gar nicht das Abernten wert; alles bessere Produkt war offenbar schon eingebracht. Der Safflor (Ssûf), welcher im Süden Schoas viel und felderweise angebaut wird, liefert Öl; als Farbpflanze scheint er untauglich, da er gelbe Blüten hat, die von dem zum Färben der Seide geschätzten roten Farbstoff Carthamin fast nichts enthalten.

Links am Wege sahen wir einen großen Begräbnisplatz. Die Gräber waren nach orientalischer Sitte aufgemauert, mit Kopf- und Fußstein versehen und alle gleichsinnig orientiert. Es war, wie wir erfuhren, ein mohammedanischer Begräbnisplatz; die Abessinier pflegen die Ruhestätten der Toten nicht kenntlich zu machen. Trotz ihres religiösen Fanatismus dulden sie gern mohammedanische Kolonien, denn die Angehörigen des Islam sind nüchtern, ordnungsliebend und fleißig, und ein guter Christ kann daher von ihnen tüchtig Steuern erpressen.

Doch ist die Bevölkerung dieses gesegneten Landstriches keineswegs rein islamitisch, sonst könnte das kaiserliche T'etj-Haus, das wir nun erreichten, nicht so gut prosperieren. Es ist das einzige abessinische Gasthaus, das wir auf unsrer ganzen Reise an der Heerstraße gesehen haben, denn das „Hôtel du Lion" in Lagahardim wird von einem Griechen gehalten. Das T'etj-Haus, ein Gehöft mit mehreren Hütten, gewährt auch Unterkunft, meist in Zelten; vor allem aber wird hier ein vortrefflicher Honigwein verschänkt; wer

halb verschmachtet aus der Wüste kommt oder sich vor dem Marsch durch die Einöde noch einmal so recht nach Herzenslust stärken will, findet hier die Gelegenheit. Der T'etj wird in dickbäuchigen Steinkrügen bereitet und aufbewahrt; man trinkt ihn nicht, wie in guten Häusern, aus Bechern, sondern aus europäischen Flaschen von der Form der Glaskolben unsrer Chemiker, aber natürlich dickwandiger. Aus Neugier traten auch wir ein, prallten aber entsetzt zurück, als der gräßliche Kaschemmenduft der „Gastzimmer" an unsre Nasen drang; nur soviel sahen wir, daß am Boden in mehreren fast dunklen Räumen zahlreiche schwitzende Männer saßen, denen das Getränk von zarter Hand serviert wurde; ein handfester, grober Wirt präsidierte dem lieblichen Ganzen. Wir ließen uns das schon bestellte Getränk in den Hof hinausbringen; es schmeckte gar nicht übel.

Paprika-Stampfen im Holzmörser (Photographie Friedrich Rosen)

Inzwischen sahen wir den Mägden zu, die ganze Berge von Paprika in hölzernen Mörsern zerstampften, eine Prozedur, die uns wegen des verstäubenden, zum Niesen und Husten anreizenden Pfeffers in respektvoller Entfernung hielt. Paprika ist einer der größten Bedarfsartikel in Abessinien und wird überall angebaut; Suppe, Tunke oder Fleisch schmecken dem Landeskinde nur dann, wenn sie mit einem Übermaß von spanischem Pfeffer versetzt sind. Die sauren Fladenbrote (Indjera) ißt man gleichfalls mit roter Pfeffersauce, das Landbrot wird meist direkt mit Paprika gebacken und war dann für uns ungenießbar; ohne diesen Zusatz ist es wohlschmeckend und kräftig.

Der Gebrauch der Paprika kann übrigens in Abessinien nicht alt sein, denn wenn man hier auch eine besondere Art der Pflanze als Capsicum abyssinicum unterschieden hat, so stammt diese Solanee doch unzweifelhaft aus Amerika, und ihr amharischer Name bárbari oder bérberi weist auf die Einführung von Berbera (Somalküste) hin.[1]

Wir zahlten unsre Schuld nach Landessitte mit Patronen, denn für die kleinste hier gangbare Münze, den Maria-Theresien-Thaler, würde man gleich ein Dutzend Krüge voll T'etj bekommen; auch für eine Patrone gibt es mehrere Flaschen. Will man nicht soviel von dem Getränk, so muß man etwas andres zugleich kaufen, und dieser Artikel ist, wie es scheint, meist — die Liebe. Wenigstens liegt in den größeren Orten der T'etj-Ausschank allgemein in den Händen der hier sehr zahlreichen Prostituierten.

Eine Viertelstunde weiter als das T'etj-Haus liegt das Dorf Tschoba mit der Telephonstation (1471 m); wir lagerten in der Nähe auf den brachliegenden Äckern. Die Temperatur war sehr angenehm und von unsren Zelten aus genossen wir einen schönen Rundblick. Der isolierte Vulkankegel des Fontale lag uns im Osten gegenüber, dahinter sah man die langen Linien des Tschertscher-Gebirges. Nördlich hatten wir, schon tief unter uns, das walderfüllte Tal des Kassam, und darüber erhob sich die gewaltige Grenzmauer des Plateaus von Schoa, die hier von Südwest nach Nordost verläuft. Da wo der Gebirgsrand definitiv nach Norden umbiegt, liegt, in 2660 m Höhe, die ehemalige Hauptstadt Schoas, Ankóber. Wir konnten ihre Lage von unsrem Standpunkte deutlich erkennen; die umliegenden Berge sind 3200—3350 m hoch.

Auch Menelik hat noch in Ankóber residiert; nachdem er sich aber zum Alleinherrscher Äthiopiens aufgeschwungen hatte, wünschte er wohl eine glänzendere Hauptstadt und gründete nacheinander Antotto, Neu-Antotto und Adis-Ababa. Jetzt ist Ankóber Staatsgefängnis. Hier werden nach alter abessinischer Sitte die Prinzen des regierenden Hauses gehalten, die Anspruch auf die Thronfolge machen könnten;[2] hier bringt auch Ras Mangascha ruhmlos sein Leben hin.

Es gab eine Zeit, da auch unsre deutschen Zeitungen oft von Ras Mangascha sprachen; jetzt ist er selbst in Abessinien ein vergessener Mann. Da aber seine Lebensschicksale eng mit einer großen

[1] Die Somal selbst nennen die Paprika basbas, die Galla: mitmitta oder auch bérberi, die Wolamo: bámbare.

[2] Inzwischen hat Menelik seinen Nachfolger ernannt und nach Adis-Ababa kommen lassen.

Periode der äthiopischen Geschichte verknüpft sind, so mögen hier einige Daten eingefügt werden, die ich hauptsächlich dem kleinen Buch von B. Melli[1] entnehme.

Ras Mangascha war ein natürlicher Sohn des zweiten Usurpators auf dem äthiopischen Thron, des Negus Johannes (1872—89). Er schien zunächst nicht für eine größere Rolle bestimmt zu sein, aber der Tod seines legitimen Bruders, Ras Area Selassié, öffnete ihm die Bahn, und der Kaiser Johannes selbst erkannte ihn vor der Schlacht von Metemmeh, in der er sein Leben einbüßen sollte, als Thronfolger an und empfahl ihm dem Schutz des alten, treuen Generals Ras Alula.

Indessen, wie schon Johannes die Herrschaft über Abessinien nur durch Waffengewalt errungen hatte, so hätte auch der von ihm ernannte Thronfolger sich sein Reich erst erobern müssen. Treu zu ihm stand nur der Teil der Provinz Tigre, den Ras Alula beherrschte; andere tigrenische Häuptlinge suchten die Gelegenheit zu benutzen um sich selbständig zu machen. Amhara unterlag schwankenden Einflüssen; Godjam, das von Johannes erst Ende 1888, also nur ein halbes Jahr vor seinem Tode, zur Anerkennung seiner Kaiserwürde gezwungen worden war, stand dem Prätendenten sicher nicht freundlich gegenüber.

Aber der mächtigste Gegner des jungen Mangascha war Menelik von Schoa. Schon nach Kaiser Theodorus' romantischem Ende in Magdala (1868) hatte der König von Schoa für sich die Kaiserwürde beansprucht, zugleich mit zwei andern Fürsten, Gobase und Kassa. Der letztere besiegte den Gobase und ließ sich unter dem Namen Johannes zum Kaiser krönen, Menelik aber blieb unbezwungen, und der Negus vermochte, durch andere Kriege abgehalten, nicht gegen Schoa vorzugehen. Denn in seine Regierung fielen die Kämpfe mit Ägypten, von denen wir schon früher einmal sprachen. In den Schlachten am Mareb (18. November 1875) und bei Gura (5.—7. März 1876) waren die abessinischen Waffen glücklich, aber den Italienern gegenüber, welche seit 1885 von Massaua aus Erwerbungen in einem von Abessinien beanspruchten Gebiet machten, vermochte der Kaiser keinen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Und während er an der Nordfront seines Reiches stand, brachen die Derwische oder Mahdisten in das Zentrum, Amhara, ein und verwüsteten die alte Hauptstadt Gondar wie die ehrwürdigen Inselklöster im Tana-See (Sommer 1888). Den Schutz dieser Provinzen hatte der Kaiser dem

[1] La Colonia Eritrea. Parma 1899.

Beherrscher Godjams anvertraut, den er sich zum Bundesgenossen gewonnen zu haben glaubte; doch dieser hatte sich bei der Annäherung der Madhisten schleunigst in seine Stammlande zurückgezogen.

Johannes fand in diesem Augenblicke der höchsten Not seine ganze Energie wieder. War auch seine Armee durch den erfolglosen Vorstoß gegen die Italiener entmutigt und durch Hunger und Desertion geschwächt, so zogen doch die Mahdisten bei seiner Rückkehr sofort aus Abessinien ab und Johannes bekam so freie Hand gegen Godjam. Den abtrünnigen Statthalter dieser großen Provinz, Tacla Haimanot, den er selbst früher als König (Negus) von Kaffa anerkannt hatte, besiegte und unterwarf Johannes, und seine Energie machte solchen Eindruck auf den noch unbezwungenen König von Schoa, daß er seine drohende Haltung aufgab und Johannes als Kaiser anerkannte.

Menelik hatte, wie wir wissen, die historischen Ansprüche Abessiniens auf die dem Plateau im Süden und Osten vorgelagerten Landschaften wieder aufgenommen. Seine Armeen eroberten Kaffa, dessen Königswürde sein Kollege Tacla Haimanot von Godjam innehatte, Enarea und Gurage und endlich Harar mit dem Tschertscher, Ogaden und einem großen Teil des Danakil- und Issa-Landes, also fast das ganze alte Reich Adal, das sich vor einem halben Jahrtausend von Abessinien losgerissen hatte. Und der weitaus größte Teil dieser Erwerbungen bestand aus gut bevölkerten und gut angebauten Ländern, den Gebieten, welche die Sidama und Galla bewohnten. Auch auf dem abessinischen Hochplateau gab es einige Landschaften, in denen sich die Galla festgesetzt und ziemlich unabhängig erhalten hatten: Meta, Metscha und Kutai, die Holz, Korn und Vieh produzierten, vor allem aber kriegstüchtige Pferde, einen gesuchten Artikel in Abessinien. Menelik zwang auch diese Galla-Stämme zur Anerkennung seiner unbedingten Herrschaft [und nahm zuletzt (1888) durch Handstreich das große und reiche Gebiet der Wollo-Galla im Norden seiner Staaten, das zwischen Tigre und Schoa streitig gewesen war. So vereinigte er schon zu Johannes' Lebzeiten in seiner Hand ein Reich, so groß wie das übrige Abessinien und unvergleichlich reicher, weil es wesentlich von den arbeitsamen Galla bewohnt war; Johannes ließ ihn gewähren, sei es, weil er nicht die Macht hatte ihn zu unterdrücken, sei es, daß er in Meneliks Erfolgen patriotisch Erfolge Abessiniens sah.

Aber der König von Schoa war, viel mehr als ein Kriegsherr, noch ein Diplomat. Einst hatte er alle Verhandlungen mit den in

Harar siegreichen Ägyptern zurückgewiesen, die ihm 1875 die Kaiserkrone versprachen, wenn er mit ihnen gemeinsame Sache gegen den Negus Johannes machen wollte; seitdem aber stand er in dauernder Verbindung mit den Italienern, die ihm ein ähnliches Bündnis antrugen. Seit 1878 befand sich am Schoanischen Hof Graf Pietro Antonelli, ein Verwandter des berühmten Kardinal-Staatssekretärs, der unter dem Pontifikat Pius' IX. die Geschicke der Kirche lenkte, bis er von den Jesuiten zur Seite gedrängt wurde. Der jüngere Antonelli wußte sich bei Menelik und namentlich bei dessen Gemahlin Taïtu beliebt zu machen und erschloß sich zugleich große Einnahmen, indem er den Schoanern die Waffen lieferte, mit welchen sie später die Italiener bekämpft haben. Nach dem Tode des Marchese Antinori vertraute Italien seine diplomatische Vertretung am Hof von Schoa dem Grafen Antonelli an; von ihm stammte die Bündnis-Idee.

Von dem Inhalt der Vertragentwürfe, über welche jahrelang verhandelt wurde, interessiert uns hier nur dies: Italien versprach Menelik die äthiopische Kaiserkrone, wenn er sich zur Neutralität im Krieg zwischen Johannes und den Italienern verpflichte und ferner den letzteren das ausschließliche Recht einräumte, Abessinien nach außen diplomatisch zu vertreten. In dem Augenblick, wo Menelik, durch Johannes' Erfolge in Godjam beunruhigt, den Nebenbuhler als Kaiser anerkannte, erklärte er sich zur Annahme des italienischen Vertrages bereit und entsandte Ras Makonen zur Ratifizierung nach Rom (1888). Johannes kann wohl von diesen Vorgängen keine Kenntnis gehabt haben. Er sammelte eine Armee von 150 000 Mann, um den heiligen Krieg mit den Mahdisten zu führen.

Ob Menelik jemals die Absicht hatte, jenen moralisch und diplomatisch gleich bedenklichen Vertrag zu halten? Oder erschienen ihm die Bedingungen, in die er als Prätendent gewilligt hatte, unannehmbar, als er nach Johannes' Tode selbst Kaiser wurde? Nein, denn er unterzeichnete den Vertrag erst, als die Nachricht vom Ende des Kaisers eingetroffen war; und die Italiener glaubten, er würde, hätte Johannes gesiegt, nie unterzeichnet haben. Er spielte falsches Spiel mit den Italienern.

Die Verwickelungen der nächsten Jahre sind manchem von uns noch aus den Zeitungen bekannt. Menelik weigerte sich, sein Reich diplomatisch durch Italien vertreten zu lassen. Er verletzte diesen Paragraphen des Vertrages zuerst am 14. Dezember 1889, indem er seine Thronbesteigung direkt in Berlin und Paris notifizierte. Auf Vorhalten des italienischen Vertreters erklärte er, der Paragraph sei

aus dem amharischen Text, dem er zugestimmt habe, falsch in das italienische Vertragsinstrument übersetzt worden, ein Kniff, den die orientalische Diplomatie sehr liebt. Es war klar, daß Menelik vom Tage seiner Thronbesteigung an der Gegner Italiens war.

Dadurch wurde Ras Mangascha, den Kaiser Johannes noch vor seinem Tode zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, in das Lager der Italiener gedrängt. Nur mit ihrer Hilfe konnte er dem übermächtigen Menelik gegenüber Terrain gewinnen, und so suchte er tatsächlich bald Fühlung mit den Feinden seines Vaters. Freilich verstimmte er dadurch seinen Beschützer Ras Alula, der seine Provinz Hamasēn, jetzt einen Teil der Colonia Eritrea, nicht verschmerzen konnte.

Die italienische Diplomatie hoffte noch immer auf eine Lösung der Schwierigkeiten mit Menelik, ließ aber gleichwohl Mangascha freie Hand in Tigre; man beobachtete eine wohlwollende Neutralität, die dem Sohn Kaiser Johannes' zu einigen Erfolgen verhalf. Aber mehr konnte er bei seiner kleinen Macht nicht erreichen, als daß einige Häuptlinge in Tigre seine Herrschaft anerkannten; mit seinem Anspruch auf die Kaiserkrone vermochte er gar nicht hervorzutreten. Ja, er sah sich sogar genötigt, Menelik seine Unterwerfung anzuzeigen und einen schoanischen Statthalter in seiner Hauptstadt Adua aufzunehmen. Als aber der Konflikt zwischen dem Kaiser und Italien immer offenkundiger wurde, entschloß sich Mangascha endlich zu einem entscheidenden Schritt und ging am 6. Dezember 1891 ein Friedens- und Freundschaftsbündnis mit Italien ein, das sich offenbar gegen Menelik richtete.

So war eine ähnliche Kombination zustande gekommen wie im Jahre 1889; wie damals der Prätendent Menelik gegen den Kaiser Johannes, so war jetzt Johannes' Sohn gegen den Kaiser Menelik mit Italien im Bunde. Und wie damals der Vertrag nur auf dem Papier stand, so auch diesmal. Mangascha verletzte ihn zwar nicht, vermochte aber nicht zu verhindern, daß sein General Ras Alula einen Konflikt mit den Italienern hervorrief, und ebenso unbotmäßig verhielten sich andre tigrenische Häuptlinge. Italien aber verhandelte fruchtlos weiter mit Menelik, statt seinem Alliierten beizustehen, der ihm doch nur dann etwas bedeutete, wenn er Herr im eignen Lande war. Die italienische Politik in Eritrea wurde durch die Finanzskandale und die wiederholten Ministerwechsel im Mutterlande paralysiert; jeder neue Minister suchte sich dadurch populär zu machen, daß er eine Herabminderung der Ausgaben für Eritrea versprach. Am weitesten ging hierin Crispi, der Anfang 1894 zur Aufgabe des

größten Teiles der Kolonie bereit zu sein schien, um damit das Budget derselben auf rund drei Millionen Lire reduzieren zu können.

Kurz darauf war Mangascha zur Einsicht gelangt, daß er von den Italienern wenig zu hoffen habe; so entschloß er sich, selbst nach Adis-Ababa zu gehen, Menelik in aller Form als Kaiser anzuerkennen und für sich nur die Königskrone von Tigre zu erbitten.

Man glaubt, daß Menelik dem Sohn des Kaisers Johannes zu verzeihen geneigt war, aber der Prinz hatte eine mächtige Feindin in der Kaiserin Taïtu, welche die tigrenische Königswürde für ihren Bruder, Ras Olié, erstrebte. In den Peripetien der abessinischen Politik haben oft die Frauen den Ausschlag gegeben. Als Ras Mangascha in Adis-Ababa eintraf, wurde er nicht als huldigender Vasall, sondern als unterworfener Rebell empfangen. Daß sich seine Ansprüche auf die letzte Verfügung des Kaisers Johannes stützten, daß er freiwillig nach Adis-Ababa kam — nichts half ihm. Er mußte im Büßerkleid vor Menelik erscheinen, einen Stein am Strick um den Hals, nach abessinischem Brauch. Und der Kaiser empfing ihn kalt, machte ihm heftige Vorwürfe, daß er die nationale Sache Äthiopiens an Italien verraten habe und entließ ihn mit der Weisung: bevor er die Krone von Tigre verlange, solle er die an Italien verloren gegangenen Provinzen wieder erobern.

Ras Alula dagegen, der mit seinem Herrn gekommen war, wurde mit offnen Armen empfangen, gefeiert und ausgezeichnet, obgleich er an der Rebellion Mangaschas beteiligt gewesen war. Menelik gewährte ihm sogar das Recht dauernden Aufenthaltes im Kaiserlichen Hoflager, die höchste Ehrung in diesem Lande. Dies war ein ungemein geschickter Schachzug. Denn so wurde Mangascha gedemütigt und von seinem einzigen Freund dauernd getrennt, Menelik aber gewann einen ausgezeichneten General, den einzigen, der die Kampfart der Europäer kannte; denn um den bevorstehenden Krieg mit Italien drehte sich jetzt alles.

Mangascha kehrte nach Tigre zurück und rieb seine schwachen Kräfte in den Gefechten von Koatit (13. Januar 1894) und Senafe (15. Januar 1894) auf. Erst als er militärisch und politisch zur Null geworden war, schickte Menelik Ras Makonen und sein eigenes Heer gegen die Italiener. Und nun folgte der große und unglückliche Feldzug, in welchem die Söhne Italiens umsonst so viel Bravour und Heroismus gezeigt haben und ihr sieggewohnter Feldherr, der General Oreste Baratieri, so unbegreifliche und folgenschwere Irrtümer begangen hat.

In diesem Kriege fand der alte Haudegen Ras Alula Gelegenheit seine Dankesschuld an Menelik abzutragen: er bewahrte Abessinien vor einer unauslöschlichen Schande. Menelik hatte der kleinen italienischen Garnison von Makallé nach heldenmütiger Verteidigung ihrer verlorenen Position freien Abzug gewährt. Nun ließ er die kleine Truppe in seiner eigenen Avantgarde marschieren (24. Januar 1896) und als sie in Sicht der italienischen Stellung gekommen war, halten. In diesem Augenblicke schwenkte Menelik links ab und zog, während er diese für ihn gefährliche Flankenbewegung unter den Augen des italienischen Oberbefehlshabers ausführte, die Garnison von Makallé immer so zwischen sich und dem Feinde durch, daß Baratieri trotz seiner vorzüglichen Stellung das Feuer nicht eröffnen konnte, wollte er nicht auf seine eigenen Landsleute schießen. Als Menelik die Umgehung vollendet hatte, die ihm den Weg nach Adua eröffnete und Baratieri zur Aufgabe seiner befestigten Stellung zwang, wollte er die Garnison von Makallé entlassen. Aber ein Teil seiner Generale verlangte ihre Niedermetzelung. Es scheint, daß der Kaiser diesem Greuel nicht hätte wehren können, wenn nicht der alte Alula, Italiens erbittertster Feind, den niemand verräterischer Freundschaft bezichtigen konnte, mit feurigen Worten dem Verrat widersprochen hätte.

Mangascha hat einige Zeit später noch einen Aufstand versucht. Diesmal schickte Menelik Ras Makonen gegen ihn, der mühelos Tigre pazifizierte und den Sohn des Kaisers Johannes in Ketten nach Ankóber sandte. Dort weilt er noch, ein toter Mann, dessen Schicksal längst niemand mehr interessiert. —

1. Februar 1905

Unsre Karawane machte sich frühmorgens auf den Weg; wir selbst blieben zurück um telephonisch Erkundigungen über den Verbleib unsres Kameltransportes einzuziehen. Aber weder in Harar noch in Adis-Ababa hatte man irgendwelche Nachrichten; unsre Leute konnten somit noch keine Telephonstation erreicht haben und mußten noch weit hinter uns sein.

Um 9 Uhr folgten wir unsrem Gros. Unterwegs fanden wir nacheinander drei unsrer armen Maultiere tot oder sterbend. Es waren Tiere, die noch im Tschertscher schwer beschädigt waren und seitdem ohne Last mitgingen; wir hofften sie so durchzubringen. Aber wir verloren viele von ihnen. Später hielten wir es mit den gedrückten Tieren anders: suchten jedes so früh wie möglich zu verkaufen. Die Abessinier und Galla sind in der Behandlung von Druckwunden recht geschickt; sie beschränken die Eiterherde durch

Brennen. Ein so behandeltes Maultier ist, sobald die Wunden verheilt sind, gut verkäuflich, ja, in gewisser Hinsicht zieht man Tiere mit Bränden andren vor. Daher war es unsrem Dolmetscher Wolda Mariam möglich für unsre kranken Maultiere ganz hübsche Summen zu erzielen, die auf die Anschaffung des Ersatzes verrechnet werden konnten, und zugleich waren wir sicher, daß nun alles geschah, um die armen Vierfüßler am Leben zu erhalten.

Der Weg führte in geringer Steigung über wohlangebaute Plateaus. Wir lagerten bei einem weitläufigen Dorf, Menabello (1670 m [1]). Merkwürdigerweise ist hier der Boden torfig, als ob das Plateau mit tiefgründigen Sümpfen bedeckt gewesen wäre. Hier sahen wir zum letztenmal für lange Zeit die großdornige Akazie (Acacia fistula), die am Wüstenrand so gemein ist. Ein Teil ihrer paarig-stehenden Dornen ist an der Basis blasig aufgetrieben und sieht um so sonderbarer aus, als die haselnußgroße Anschwellung kreideweiß gefärbt ist. Eine amerikanische Verwandte, Acacia cornigera, hat etwas ähnliche Dornen, in welchen Schutz-Ameisen aus der Gattung Azteka wohnen, welche den Baum, der ihren Unterstand und, in gewissen Drüsen, auch Nahrung gewährt, gegen die Blattschneide-Ameisen (Atta) verteidigt. Diese letzteren bauen aus den abgeschnittenen Blättern die berühmten Pilzgärten, von deren Ertrag sie sich nähren. Es ist das eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Biologie. Die afrikanischen Akazien, die ich kennen lernte, werden auch von Ameisen besucht, ohne daß sich ein solches festes Verhältnis auf Gegenseitigkeit herausgebildet hätte. Die Anschwellungen an den Dornen der Acacia fistula sollen Insektengallen darstellen.

Unser Lager stand am Rande des Plateaus, das hier ganz unvermittelt einige hundert Meter tief abstürzte. Unten fließt ein Bach, das heißt, er fließt nur zur Regenzeit; jetzt stand sein Felsenbett voll einzelner Lachen, aus welchen unser Wasserbedarf geschöpft werden mußte, denn das Wasserloch auf dem Plateau enthielt nur ekle Jauche, weil man das Vieh hineintreten läßt, statt es aus Trögen zu tränken. Die barfüßigen Abessinier kletterten mit den schweren Wassereimern mit bewunderungswürdiger Sicherheit an der ungemein steilen, stellenweise fast senkrechten Plateauwand herauf.

Dieser Bach ergießt sich in den Kassam, dessen Tal nicht weit entfernt ist. Wir hatten wieder den imposanten Anblick des Grenzgebirges von Schoa mit seinen von zahlreichen Erosionsfurchen zernagten Wänden.

[1] Nach Marchand 1435 m, ob ein Druckfehler?

2. Februar 1905

Unser heutiger Ritt führte uns durch eine der bevölkertsten Gegenden Abessiniens. Endlose Dörfer, umgeben von Wällen und Hecken einer schlankästigen Wolfsmilchart (Euphorbia Schimperi), wechselten mit breiten Feldern. Daß wir uns in einem Dorado der Landwirtschaft befanden, merkten wir schon an den zahllosen Fliegen, gegen deren hartnäckige Zudringlichkeit wir uns manchmal nur durch einen schlanken Galopp retten konnten. Die Wege waren sandig und fast eben. In einem Akazienbusch, nahe einem Bach, bemerkten wir Perlhühner, und da es uns nach einem guten Braten gelüstete, so saßen unser Gesandter und Vizekonsul Schüler ab und brachten in einer halben Stunde acht Perlhühner, ein Rebhuhn und ein Digdig (Gazella Sömmeringii) zur Strecke. Das hiesige Perlhuhn (Numida ptilorhyncha) ist größer als die bei uns bekannte Art (Numida Meleagris), die gleichfalls in Afrika zu Hause ist; das Fleisch ist derber und weniger wohlschmeckend.

Wieder ging es durch große Dörfer, aber der Boden wurde steinig; wir näherten uns einem jäh aufsteigenden Plateau, der Platte von Baltschi. Am Fuß einer stundenweit sich hinstreckenden Felswand, an der ein klarer Bach entspringt, lagerten wir; der Platz heißt Godaburka. Nur bis hierher pflegen die Kamelkarawanen zu gehen; zum Aufstieg auf das Plateau und zur Weiterbeförderung der Lasten nimmt man gewöhnlich Maultiere. Der Zweck dieser Einrichtung scheint zu sein, daß man dadurch dem Reisenden mehr Geld entlockt, auch wir mußten unsren Treibern, da wir auf die Kamele nicht verzichten konnten, eine Zulage gewähren.

Der Schum des Distriktes, eine Art Landrat, hatte uns das Geleit gegeben. Wir machten mit ihm aus, daß er uns zwei Tage in Godaburka verpflegen sollte, denn der Ort ist gesund und hat Wasser wie Nahrungsmittel im Überfluß. Der Schum hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Menelik, die er dadurch mehr zur Geltung zu bringen sucht, daß er die gleiche Coiffure trägt, ein weißes, dem Kopf anliegendes Tuch und darüber einen breitrandigen Hut.

3. Februar 1905

Der Ruhetag in Godaburka verfloß still. Zum Bach, der in romantischer Schlucht dem Kassam zueilt, werden große Zebuherden zugetrieben; es ist ein herrlicher Schlag Vieh. Schwarze und eisengraue Tiere haben, obwohl jede Pflege fehlt, Felle wie Plüsch; den Ochsen hängt die lappige, faltige Wamme wohl einen halben Meter weit herunter. Gallamädchen schöpften Wasser am Bach und sangen,

während sie die Felsenpfade hinanstiegen, fugenartig-zweistimmig ein wohllautendes Lied. Leider waren sie nicht zu bewegen in den Phonographen zu singen.

Von unsrer verlorenen Karawane keine Nachricht.

4. Februar 1905

Unmittelbar vom Lagerplatz in Godaburka (1693 m) beginnt der Aufstieg auf die Platte von Baltschi. Der sehr steile und beschwerliche Felsenpfad benutzt einen Einschnitt der Plateauwand, aus welchem der Bach Godaburka die Hauptmenge seines Wassers erhält. Obgleich der Aufstieg nur 270 m beträgt, macht die Szenerie doch durchaus alpinen Eindruck; düster und großartig starren rings die senkrechten Felswände. In Ritzen und Spalten wurzelt dickblättrige Aloë, teils mit korallenroten, teils mit indisch-gelben Blüten.

An der schlechtesten Stelle des Weges, da, wo unmittelbar am Abhang lose, rollende Blöcke überschritten werden müssen, begegnen wir alten Bekannten, den Eseln mit den Wellblechplatten, die wir vom Tschertscher her in übler Erinnerung haben. Sie sitzen fest; unsre Leute müssen helfen sie flott zu machen, damit wir durchkönnen.

Auf einmal haben wir die Schlucht unter uns und stehen auf einem freundlichen, rasenbedeckten Plateau, das den Ort Baltschi trägt. Hier ist eine Zollstation (1964 m), in welcher auf durchgehende Waren eine Abgabe erhoben wird, ähnlich den Li-kin-Zöllen Chinas. Der Berechnung liegt nicht Art und Gewicht der Ware, sondern die Anzahl der Lasttiere zugrunde. Da wir als Gäste Kaiser Meneliks reisten, so hatten wir freie Passage. Ich sah mir aber, während das Telephon benutzt wurde, das Zolllager an; unter den zur Abfertigung gestapelten Waren sah man von Einfuhrartikeln hauptsächlich Wellblech, während unter der Ausfuhr Elfenbein, Kaffee und Zebrafelle überwogen. Man hört oft Klagen über diese Durchgangszölle, die sehr willkürlich erhoben werden sollen. Wer die Beamten nicht schmiert, kann Wochen und Monate auf Abfertigung warten. Dementsprechend sind die meisten Hütten in Baltschi zur Beherbergung von Fremden eingerichtet. Baltschi ist befestigt oder wenigstens auf der dem Plateau zugewandten Seite von einer hohen Mauer umzogen.

Unfern liegt am Rande der Platte eine Kirche, die sich besonderen Rufes erfreut. Dr. Flemming, der in Godaburka die ersten Manuskripte hatte kaufen können, begab sich zu dieser Kirche, wo er weitere Erwerbungen zu machen hoffte. Ich begleitete ihn dahin.

Die Kirche liegt inmitten eines mit Bäumen bepflanzten Platzes. Sie hat den kreisförmigen Grundriß und flachkonisches Dach wie

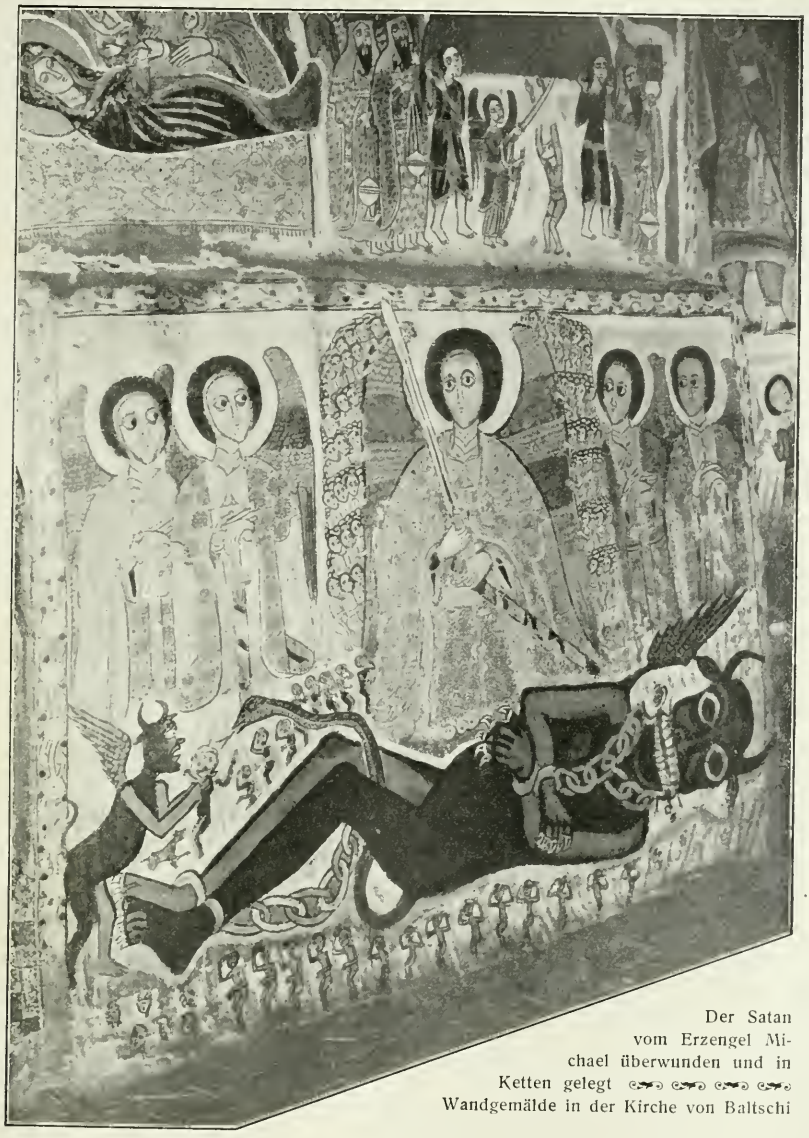
die Hütten, nur daß sie viel größer ist. Dachstuhl und Außenwände bestehen aus zusammengebundenen Scheiten von gespaltenem Wachholderholz. Das Innere zerfällt in einen Umgang und das Heiligste, in dessen Mitte sich eine „cella", das Allerheiligste befindet. Dieser Teil der abessinischen Kirchen ist nur Geistlichen zugänglich, und man erzählt, daß selbst Fürsten manchmal vergeblich Eintritt in das Allerheiligste verlangt haben.

Die innere Wand des Umganges ist nach Landessitte mit Malereien bedeckt, die teils heilige Personen und Ereignisse aus der Bibel teils Szenen aus dem Leben des Stifters darstellen. Man sagte uns, der Vater des jetzigen Vizekönigs von Kaffa, Ras Wolda Giorgis, habe Kirche und Gemäldeschmuck gestiftet; seine Taten im Krieg und auf der Jagd gelangten auch zur Darstellung. Man sieht ihn auf einem Bilde, wie er, begleitet von seinem Schildträger, fliehende, von Lanzen durchbohrte Gegner verfolgt; Löwe und Elefant fehlen nicht. Die abessinische Malerei stammt von der byzantinischen, von welcher sie manche Eigentümlichkeit bewahrt hat; ihren Ursprung verrät sie schon darin, daß die Maler ihre schwarzen Landsleute im Bilde stets mit weißer Haut darstellen, offenbar in kritikloser Nachahmung ihrer europäischen Vorbilder.

Besonders beliebt sind unter den Heiligen die ritterlichen Figuren des Drachentöters St. Georg und des Erzengels Michael; beide geben sehr häufige Vornamen ab (Giorgis und Mikaïl). Gleich beim Eintritt in die Kirche von Baltschi sieht man den Erzengel, wie er mit gezogenem Schwert den überwundenen und gefesselten Oberteufel bewacht. Der liegt zähnefletschend am Boden und vermag von seinen furchtbaren Krallen keinen Gebrauch zu machen; nur sein Schwanz ist frei, er endigt in einem Schlangenkopf, dem ein amüsantes kleines Teufelchen eben eine gefangene Seele zum Verschlingen darbietet. — In ganz ähnlichen Darstellungen hat sich auch unser Mittelalter gefallen; manches erinnert gradezu an den Campo santo zu Pisa.

Noch ein Wort über die Technik. Die Bilder werden manchmal auf Holz, gewöhnlich auf Baumwollstoff gemalt; letzterer wird der Wand so angeleimt, daß der Eindruck eines Fresko entsteht. Als Bindemittel für die Farben dient Eiweiß. Der Maler zeichnet stets zuerst die Konturen und tuscht dann die Flächen mit lebhaften Mineralfarben an. Wie die Malerei trotz ihrer zum Teil profanen Sujets ausschließlich im Dienst der Kirche steht, so sind die Maler gemeinhin Mönche oder doch Priesterschüler.

Im heiligen Hain von Baltschi befindet sich außer der Kirche



Der Satan
vom Erzengel Michael überwunden und in
Ketten gelegt
Wandgemälde in der Kirche von Baltschi

noch ein zweites ähnliches Gebäude, von geringeren Dimensionen, die Sakristei. Sie dient zur Aufbewahrung der Kirchenbücher und der Sakramentsgeräte, auch wohl der Meßgewänder, der rituellen Krücken und Musikinstrumente. Wir sahen die Austeilung der Sakramente, die im Freien vor der Sakristei erfolgte. Man gestattete mir ohne weiteres einige Photographien zu machen, meinem

Diener jedoch, der mir zur Hand gehen sollte, verweigerte man als einem Mohammedaner schroff den Eintritt. —

Unser Lager fanden wir nicht weit hinter Baltschi bei einem Ort Schankora[1] (2004 m). Ein starker Bach[2] läuft hier zwischen niedrigen, mauerförmigen Felsen dahin; daneben ist ein Marktplatz für die umliegenden Dörfer. Schankora selbst ist unbewohnt, auf dem Platz steht nur eine Hütte, in welcher an Markttagen Gericht gehalten wird. Die Gegend ist reich angebaut, aber vollkommen waldlos, die Bevölkerung überwiegend amharisch.

Abends kam die Post. Die ersten Briefe aus der Heimat, seit vierzig Tagen die ersten Zeitungen!

Fast zur gleichen Zeit kam Mister Griebeschock. Mister Griebeschock ist ein Vollblutamerikaner — aus Warschau. Er reist für ein Konsortium, das in Adis-Ababa eine Bank gründen will. Er weiß, daß noch niemand in Abessinien Geschäfte gemacht hat, aber es hat auch noch nie ein smarter Yankee (aus Warschau) die Sache in die Hand genommen. Er wird vor uns in der Hauptstadt ankommen, denn er reist mit Schnellzugsgeschwindigkeit, durchschnittlich achtzehn Stunden täglich, in scharfer Gangart.

Wir laden Herrn Griebeschock mit seinem Reisebegleiter M. Bertois, einem tüchtigen Kaufmann aus Diredaua, zu unsrem Abendbrot und erfreuen uns an seinen Offenherzigkeiten. Dann erklärt er, für die versäumten zwei Stunden einen Nachtritt einlegen zu müssen, denn in Amerika ist man knausrig mit der Zeit. Wir hören von seinem nahen Halteplatz schmetternde Drommetensignale und sagen uns: Mister Griebeschock bricht auf.

5. Februar 1905

Wir machten uns zur üblichen Zeit auf den Weg und fanden unfern unsres Lagers ein Zelt, aus dem soeben, ein wenig verschlafen — Mister Griebeschock trat. Er war etwas weniger siegesbewußt als gestern und murmelte etwas von einem unerhörten Streik; wir konnten nur noch einmal herzlich von ihm Abschied nehmen.

Heute sahen wir fast ausschließlich Äcker. Weizen und Gerste standen, obgleich längst reif, an vielen Orten noch auf dem Halm; die Frucht war reich und schwer. Manche Schläge taxierten wir auf 30—50 Morgen. Aber von der Waldbedeckung, die unzweifel-

[1] Der Name bedeutet Zuckerrohr und läßt auf eine frühere Anpflanzung dieses Nutzgewächses schließen.

[2] Er fällt unzweifelhaft in den Kassam und nicht, wie Borelli angab, direkt in den Hawasch.

haft auch hier einmal bestanden hat, war nicht die kleinste Spur mehr zu entdecken. Getrockneter Kuhdünger dient bei dem herrschenden Holzmangel als Heizmaterial, zugleich auch als Mörtel; die Hütten haben hier Mauern aus Feldsteinen.

Eine kleine Kamelkarawane begegnete uns, voraus ritt ein Europäer mit einer Dame. Es war unser Landsmann H. Willy Hentze, dessen kleines Buch „Am Hofe des Kaiser Menelik von Abessinien" wir mehrfach zitieren; es enthält viele für den Reisenden und besonders für den Kaufmann in Abessinien wertvolle Notizen. Herr Hentze hatte in Adis-Ababa als Angestellter der österreichischen Firma Artur Krupp für den Negus die Münze gebaut und die zur Gewinnung des Münzmetalls und zur Prägung erforderlichen Schmelzöfen und Maschinen installiert. Nun kehrte er, um manche Erfahrung reicher, nach Europa zurück.

Wir luden das Ehepaar ein, an unsrem Reisefrühstück teilzunehmen, und da es nicht mehr weit zu unsrem Lagerplatz war, kehrten Hentzes mit uns um, während ihre Karawane nach Schankora weitermarschierte. Auf einer Wiese an einem klaren, wasserreichen Bach mit Fischen und Krebsen, der aus einem hübschen Felsental hervorbrach, lagerten wir, unfern einer Gruppe schöner alter Sykomoren; der Platz heißt Tschaffedonza (2267 m). Die Bäche dieser Gegend fließen meist nach Süden, dem Hawasch zu.

Unser schielender Oberkoch, der Kopte Armanios, hatte an diesem Tage einen abessinischen Küchenjungen mit einem armdicken Knüppel braun und blau geschlagen. Gewalttätigkeiten duldete der Gesandte nicht; Armanios wurde also zitiert, abgerüffelt und ihm mitgeteilt, daß ihm von seinem Lohn ein Thaler Schmerzensgeld für den Geschlagenen abgezogen werde. — „Meinetwegen zwei Thaler," sagte der Koch. — „Ich kann Dir Deinen Wunsch nicht abschlagen," erwiderte der Gesandte und händigte dem Küchenjungen zwei Thaler ein. Der war nun nach hiesigen Verhältnissen ein gemachter Mann und hoffte nur recht bald einmal wieder mißhandelt zu werden. Armanios machte ein verdutztes Gesicht. „Asslah Allahu schanak" — „Gott bessere Deinen Zustand, gehe in Frieden," sagte ihm der Gesandte freundlich.

Solche Störungen der Ordnung kamen übrigens äußerst selten vor, obwohl schon in der Zusammensetzung unsrer Karawane aus Christen, Mohammedanern und Heiden, aus Europäern, Ägyptern, Abessiniern, Somal und Galla Zündstoff genug lag. Daß wir — seit dem verunglückten Streik in Tschalanko — stets gut mit allen unsren Leuten auskamen, lag unzweifelhaft daran, daß wir sie richtig

behandelten. In diesem wichtigen Punkte kamen meinem Bruder die Erfahrungen langjährigen Aufenthaltes in orientalischen Ländern zugute. Im Gegensatz zu manchem Afrikareisenden hatte er jede körperliche Züchtigung ein für allemal untersagt. Sonst wäre ja zweifellos allmählich ein allgemeines „Dreschen“ auf die Eingeborenen eingerissen, dessen Dimensionen sich bei einer Expedition von neunzehn Europäern und durchschnittlich 300 Schwarzen gar nicht hätten übersehen lassen. Meist genügte übrigens schon eine einfache Zurechtweisung, und wo unser Gesandter eine solche nicht für ausreichend ansah, erkannte er auf kleine Geldstrafen, die den Leuten viel empfindlicher waren, als es ein paar Hiebe gewesen wären. Außerdem wurden die Lohnzahlungen so eingerichtet, daß wir den Leuten immer etwas schuldig blieben; es ist gar nicht zu sagen, wie sehr dies die „Treue“ der sogenannten Soldaten (Askaris) erhöhte. Als später einmal von diesem bewährten Grundsatze abgewichen wurde, waren recht üble Erfahrungen die Folge.

Zelt und Strohhütte der abessinischen Karawanenleute
(Photographie C. Bosch)

Vor allem aber wurde die Disziplin durch eine allmählich von uns eingeführte gründliche Marsch- und Lagerorganisation aufrecht erhalten und durch das gute Beispiel, welches den Einheimischen die Arbeitsamkeit und Manneszucht unsrer deutschen Soldaten gab. Zu dieser Organisation gehörte unter andrem die genaue und geregelte Verteilung der uns allabendlich gelieferten Lebensmittel durch

Mitglieder der Expedition, eine sehr mühsame, aber unbedingt notwendige Arbeit, der sich am häufigsten Vizekonsul Schüler unterzog. Das Vertrauen zu unsrer Gerechtigkeit und Fürsorge machte bald die anfangs schwierige Aufgabe leicht, Disziplin in unsrer bunt zusammengesetzten Expedition zu schaffen und zu erhalten. Und zur Ehre der Eingeborenen sei es gesagt, daß sie uns, nachdem sie uns kennen gelernt hatten, ehrlich und aufmerksam dienten, Fremden gegenüber unsre Interessen wahrnahmen, kurz unser Vertrauen mit Anhänglichkeit und Treue vergalten. Ich selbst, der ich mit dieser Organisation nichts zu tun hatte, sondern auf der Reise ganz meinen Studien leben konnte, darf es wohl aussprechen: die Behandlung, welche wir den Eingebornen angedeihen ließen, war richtig und der Nachahmung wert, denn sie ermöglichte uns im fremden Land, wo wir oft gezwungen waren das Gastrecht in Anspruch zu nehmen, auf einem so langen und mühseligen Marsch auch die geringsten der Landesbewohner immer als Freunde zu behandeln.

Der „Tribut", Einlieferung des täglichen Proviants für unsre Karawane

6. Februar 1905

Bei Sonnenaufgang hatten wir 1° Wärme; man merkte, daß man wieder im Hochland war. Unser Marsch führte uns in weiterer Steigung über kahle Plateaus (2382 m, 2409 m und 2427 m) und durch flache Mulden mit wasserreichen Bächen. Der Boden war hier weniger fruchtbar. Vor uns tauchten zwei bedeutende Berge auf, geradeaus der Herrer, weiter links (südlich) der Suquala, erloschene Vulkane an der Bruchkante des Hawasch. Der Suquala erscheint, da er freisteht, als der höhere, wird aber nur mit 2920 m angegeben; er hat die Gestalt einer regelmäßigen Pyramide mit

quergestutztem Scheitel; sein alter Krater bildet jetzt einen See. Er ist der besuchteste Wallfahrtsort des heutigen Abessinien, und ich werde von ihm noch zu sprechen haben. Zwischen dem Suquala und dem Herrer liegt eine ganze Reihe kleinerer Krater, jetzt von Asphalt und Bitumen erfüllt. Der Herrer selbst ist unregelmäßig kegelförmig, vollkommen baumlos, aber von Grassteppe bis zu dem rund 3000 m hohen Gipfel bedeckt. Er soll sich nach Süden mit einer imposanten Schlucht öffnen, jedenfalls einem geborstenen Krater.

Wir kamen unmittelbar an den nördlichen Hängen des Herrer vorbei. Der Boden ist hier torfig; unzweifelhaft bestand hier noch vor nicht langer Zeit ein ausgedehntes Hochmoor. Zur Seite sahen wir eine Ruinenstätte mit vielen Mauerresten, die Überbleibsel der Stadt Roggié (2416 m), ehemals das Zentrum des Sklavenhandels in diesen Gegenden. Abessinien lieferte für die mohammedanischen Länder schöne Frauen und Verschnittene, die von Roggié aus zum Export an die Somali-Küste kamen. Erst Menelik legte den Sklavenhändlern ihr scheußliches Gewerbe und zerstörte, als seine Verbote nicht genügend beachtet wurden, die ganze Stadt. Dabei sollen in verborgenen, unterirdischen Gewölben noch zahlreiche Sklaven gefunden worden sein. Wenn auch die Sklaverei, wie wir wissen, in Abessinien nur formell abgeschafft ist, so gibt es wenigstens keinen Sklavenexport mehr.

Auf der Höhe von Roggié angelangt, erhoben unsre schwarzen Begleiter ein lautes Freudengeschrei, in das wir am liebsten mit eingestimmt hätten, denn jenseits einer Talmulde, am Fuß einer waldbedeckten Bergkette sahen wir Adis-Ababa, die Hauptstadt Äthiopiens, unser Reiseziel. Deutlich konnte man in der klaren Höhenluft Häuser und Gärten erkennen; die mit Wellblech gedeckten Hallen im Palast Kaiser Meneliks blinkten im Sonnenschein.

Drei Stunden Marsches trennten uns nur noch von unsrem Ziel. Aber sechs Tage sollten noch vergehen, bevor wir in die Hauptstadt einziehen konnten. Sechs Tage voll ungeduldigen Wartens, voll Arbeit und Sorge.

Wir stiegen in das tief eingeschnittene Tal des Flüßchens Akaki hinab, das wir mühsam mittels einer Furt (2227 m) überschreiten mußten, da die eiserne Brücke gesperrt war. Auf dem westlichen Ufer dehnt sich eine weite Halde mit Buschwerk, von steil abfallenden Felsen begrenzt. Hier stand ein Zelt von derselben Art, wie die unsrigen, und über seinem grünen Dach wehte die deutsche Fahne. Davor empfing uns Herr Arnold Holtz aus Adis-Ababa.

XI

DER EINZUG DER KAISERLICHEN GESANDTSCHAFT IN ADIS-ABABA

So waren wir endlich vor den Toren der äthiopischen Hauptstadt angelangt. Aber der feierliche Einzug, den wir halten sollten, erforderte mancherlei Vorbereitungen und machte daher einen mehrtägigen Aufenthalt in unsrem Lager am Akaki-Fluß notwendig. Vor allem fehlten uns immer noch Nachrichten über unsre Lastkarawane, die den Assabot-Weg eingeschlagen hatte; da sie unentbehrliche Ausrüstungsstücke enthielt, wurden sofort geeignete Maßnahmen getroffen, um diesen Teil unsres Transportes mit Beschleunigung heranzuziehen. Am 10. Februar mittags sahen wir endlich die Silhouetten unsrer schwerbepackten Lasttiere auf der Höhe jenseits des Flusses auftauchen, und eine halbe Stunde später nahmen wir jubelnd von unsrem lang entbehrten Eigentum wieder Besitz.

Indessen wurde der fünftägige Aufenthalt keineswegs ungenützt gelassen. Der bisherige Weg hatte uns eine Fülle von Beobachtungen ermöglicht, zu deren Sichtung uns ein paar Tage ruhiger Arbeit nur erwünscht sein konnten. Die Ermittelungen über den Handel Djiboutis und Harars sollten zu Papier gebracht werden, bevor neue Eindrücke sie verwischen und die Arbeitsmasse sich noch weiter anhäufen würde. Die Zelte des Gesandten und der beiden Handelssachverständigen glichen Schreibstuben, und wer dort nicht beschäftigt war, hatte anderwärts zu tun. Zugleich bot uns der Aufenthalt in Akaki die willkommene Gelegenheit, einige wertvolle Bekanntschaften zu machen und uns über die eigenartigen Verhältnisse der Hauptstadt und des Hofes das unentbehrliche Maß vorheriger Orientierung zu verschaffen.

Die wichtigste dieser Bekanntschaften war die des Staatsrates Alfred Ilg. Herr Ilg erschien am Tage unsres Eintreffens in unsrem Lager um die Deutsche Gesandtschaft im Auftrage des Negus will-

kommen zu heißen und die Einzelheiten des Einzuges und Empfanges mit uns zu besprechen. Schon gleich der erste Eindruck, den wir von diesem in der neuesten Geschichte Abessiniens vielgenannten Manne erhielten, war ein äußerst günstiger, und es mutete uns natürlich sehr angenehm an in dem Minister des Negus einen Mann mit deutscher Sprache und von ganz deutschem Wesen zu finden. Die geschäftlichen ebenso wie die gesellschaftlichen Beziehungen, die uns in den folgenden Wochen in tägliche Berührung mit Herrn Ilg brachten, haben den ersten Eindruck nur bestätigt und verstärkt. Er blieb stets bemüht uns jeden Wunsch zu erfüllen und vermochte uns bei dem maßgebenden Einflusse, den er am Hofe ausübt, in mancher Weise die Wege zu ebnen. Jedenfalls sind die erfreulichen Erfolge der Mission nächst dem Kaiser Menelik in erster Linie ihm zu verdanken. Wie man diesen Mann der Französelei und Deutschenfeindlichkeit bezichtigen konnte, ist uns bis heute ganz unerfindlich geblieben, um so mehr, als ja zwischen Deutschen und Franzosen in Abessinien gar kein Interessengegensatz besteht noch auch zu bestehen braucht! —

Während Herr Alfred Ilg in unsrem Lager in Akaki weilte, hatte er an der vorbeilaufenden Telephonlinie einen Apparat einschalten lassen, der direktes Sprechen nach Adis-Ababa ermöglichte. Unser Gefährte Herr Becker sollte ihn dorthin begleiten, und da die Maultiere eben auf der Weide waren, benutzte er ein noch unerprobtes, als durchaus fromm bezeichnetes Pferd. Das Tier ging aber plötzlich durch und raste mit seinem Reiter, der durch Verlust seiner Augengläser ziemlich hilflos geworden war, in das Lager zurück, über Felsblöcke und durch das Gebüsch. Kurz bevor es den Absturz der Halde nach dem Flusse erreichte, hatte Herr Becker die Geistesgegenwart sich heruntergleiten zu lassen, doch stürzte er unglücklich, mit dem Kreuz auf einen Feldstein. Im selben Augenblick fiel ein halbes Dutzend Schüsse: unsre Abessinier, die den bösen Sturz sahen und Lebensgefahr für den allgemein beliebten Herrn befürchteten, schossen in die Luft um die bösen Geister zu vertreiben, welche ihrer Meinung nach einen Verunglückten umschweben um seine Seele zu nehmen.

Oberstabsarzt Vollbrecht war sofort an der Unfallstelle und ließ Herrn Becker in sein Zelt tragen, aber die ärztliche Kunst vermochte im Augenblick nicht viel zu tun. Alle erboten sich zur Pflege und zum Wachen, aber niemand hielt treuer bei dem Kranken aus, als sein Diener Omar Warsam, derselbe, von dessen Dichtkunst oben eine Probe gegeben ist. Die andren Somal meldeten unsrem Ge-

sandten tags darauf, Omar weigere sich zu essen oder zu schlafen, aus Trauer um seinen guten Herrn. Tatsächlich mußte der treue Somali ernst ermahnt werden sich nicht selbst krank zu machen.

Bei alledem war noch Glück im Unglück. Wenn der Unfall sich unterwegs, etwa im Tschertscher-Gebirge zugetragen hätte, so wäre es jedenfalls ungleich schlimmer gewesen. Jetzt gelang es uns, ein zur Überführung des Kranken leidlich geeignetes Tragebett aus der Hauptstadt zu beschaffen, auf welchem Dr. Vollbrecht den Verunglückten nach Adis-Ababa brachte, sobald er transportfähig war.

Während unsre Maultiere sich auf der guten Weide im Akaki-Tal von den überstandenen Strapazen zu erholen begannen, wurden für unsren Einzug Pferde beschafft. Wir sollten ja von den Truppen des Negus eingeholt werden; da schien es nötig, daß wir Europäer zu Pferde einrückten. Die stattlichen Figuren unsrer Gardes du Corps und einiger unsrer Herren wären auf den kleinen abessinischen Maultieren gar zu wenig zur Geltung gekommen. Obwohl wir demnach etwa zwanzig Pferde brauchten, so war doch die Ausgabe nicht sonderlich groß, denn in Adis-Ababa kostet in Friedenszeiten ein ansehnliches Reitpferd nur 12—15 Maria-Theresien-Thaler (24 bis 30 Mark), und für den Preis eines sehr billigen deutschen Hauptmannspferdes konnten wir hier alle erforderlichen zwanzig Tiere bekommen. Für die Weiterreise würden sie uns zwar nicht viel nützen, aber wir konnten sie ja in Adis-Ababa wieder verkaufen. Beiläufig will ich bemerken, daß in Süd-Abessinien der Preis eines Maultieres etwa doppelt so hoch ist wie der eines Pferdes; besonders gute Maultiere, die auch Paß gehen, kosten sogar 80 bis 100 Maria-Theresien-Thaler.

Die Pferde kamen an: eine ruppige, struppige Gesellschaft. Sie stellten sich im Haufen auf, Köpfe nach innen, ihre Waffe, die Hinterhufen, nach außen, wie es die halbwilden Pferde der russischen Steppen tun, wenn sie von Wölfen angegriffen werden. Es kostete viel Geduld, Anstrengung und Sachkenntnis, sie kirre zu machen. War es gelungen, die vor Aufregung bebenden Tiere, deren einzelne sich verzweifelt wehrten und keinen Europäer herankommen ließen, ein wenig zu beruhigen, so wurden sie im Fluß gewaschen, geschoren und geputzt; lauter neue Sensationen für abessinische Pferde. Bald sahen sie ganz sauber und manierlich aus, und unsre Sachverständigen freuten sich ihrer guten Bauart. Aber das Verpassen der Sattelgurten und des Zaumzeuges machte neue Schwierigkeiten, immerhin gewöhnten sich die Tiere bald an die europäische Kandare,

die weit weniger scharf ist, als die landesübliche, und an unsre gut gepolsterten Sättel.

Ein ganzer Tag war über diesen Arbeiten vergangen. Abends ritt Graf Eulenburg, der als Kavallerieoffizier hier ganz in seinem Element war, mit den Gardes du Corps zum Exerzieren auf das nahe Plateau, wo es geeignete Brachäcker und Hutungen gab. Ebenso eifrig wurde das Zureiten der Pferde, an dem sich auch mehrere Herren beteiligten, an den folgenden Tagen betrieben, und es war fast ein Wunder zu sehen, wie schnell sich die vorher so scheuen Tiere in die neue Zucht gewöhnten.

Akaki ist übrigens ein ganz angenehmer Ort. Bei seiner Höhe, 2256 m, hat man nach dem warmen Sonnenschein der Tage erquickend kühle Nächte. Die Umgebung ist freundlich, wenn auch, wie fast überall auf dem ost-schoanischen Plateau, Wälder vollständig fehlen. Die dicht mit grünem Gebüsch bekleideten Abstürze der Plateaustufe gaben dafür einigen Ersatz; hier sieht man auch die ungemein dekorativen Kugeldisteln (Echinops), die bis zu 6 m hohe Stämme bilden.

Abessinisches Maultiergebiß

Ein Spaziergang im Flußtal ist recht lohnend. Das einzige Objekt der Fernsicht ist freilich der Herrer (ca. 3000 m), der aber durch seine schöne Form und seine lichten Farben angenehm auffällt. Dagegen gibt es mehrere Orte von intimem Reiz. Eine Quelle entspringt aus einer Kluft und bildet einen kleinen Teich, der von überhängenden Felswänden und breitkronigen Bäumen fast vollständig überwölbt wird; die üppigste Farnvegetation bekleidet die hohen, feuchten Wände der Grotte. In den sumpfigen Wiesen unterhalb der Quelle findet man neben der afrikanischen Flora manche Art, die auch in Europa vorkommt. Mögen doch auch die Lebensbedingungen der Pflanzen hier fast die gleichen sein wie bei uns. Am Fluß sieht man im Ufergebüsch nicht nur die rutenästigen wilden Feigen (Ficus Pseudocarica), sondern auch Weiden (Salix Safzaf), die blühend unsren Bachweiden gleichen. Von größeren Bäumen gibt es nur die prächtigen vollkronigen Sykomoren, in deren Schutz sich einige Palmen angesiedelt haben; es waren die ersten, die wir sahen. Abessinien ist als Hochland außerordentlich arm an Palmen. Die nubische Dumpalme (Hyphaene thebaica) fanden wir nur in

Eritrea unweit Massaua, also nicht mehr auf abessinischem Boden. Sonst sahen wir nur eine einzige Spezies, Phoenix reclinata, der in Ägypten allgemein angepflanzten Dattelpalme verwandt und ähnlich, aber kleiner und durch ungenießbare Früchte unterschieden; sie lebt in den Flußtälern Südabessiniens und auf den Inseln des Tanasees.

Unser besonderes Interesse erregten die Uferhöhlen bei Akaki, die man in langen Reihen zu beiden Seiten des Flusses fast in

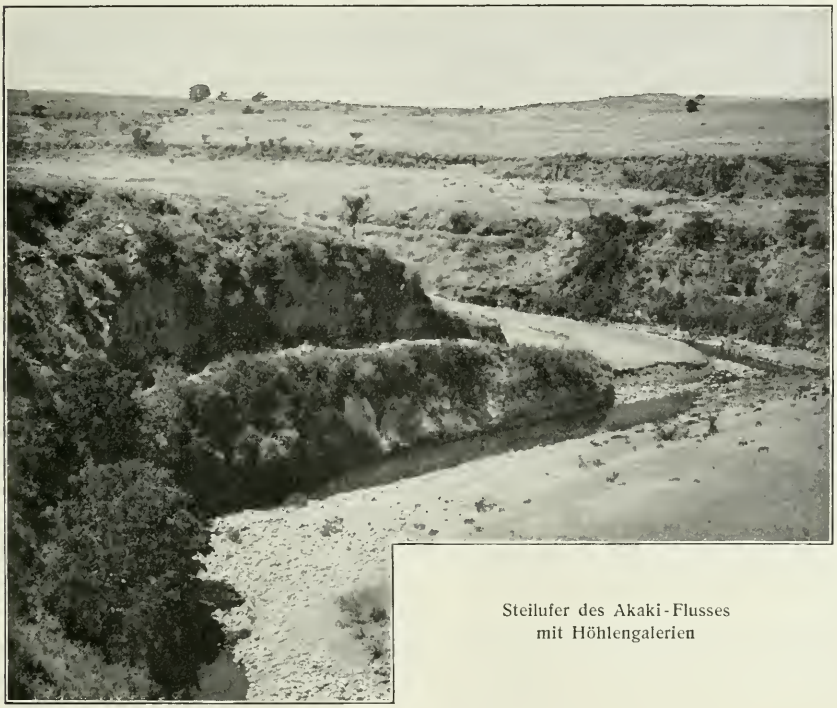
Ausritt der Gardes du Corps aus dem Lager von Akaki
Im Hintergrund der erloschene Vulkan Herrer (ca. 3000 m)

gleicher Höhe in den senkrecht abfallenden Felswänden bemerkt. Leider waren nur wenige von ihnen zugänglich, und wir vermochten uns nicht einmal darüber schlüssig zu werden, ob sie von Menschenhand angelegt oder vielleicht vorzeiten von dem Fluß aus einer horizontal gelegenen weicheren Gesteinsschicht ausgewaschen sind. Nach außen öffnen sie sich fensterartig, seitlich scheinen sie meist miteinander in Verbindung zu stehen. Während eine dieser rätselhaften Höhlen, die ich mühsam erkletterte, nur zahlreichen Tauben zur Brutstätte diente, fanden wir an einer andren Stelle ein Stück der Felsengalerie für eine Wasserleitung benutzt, von der aus ein Baumgarten berieselt wurde. Dies führte uns auf die Vermutung,

Szenerie am Akaki-Fluß

Rechts eine vermutlich künstliche Uferhöhle, im Hintergrund Sykomoren und eine Palme

daß die Höhlen alle von früheren Wasserleitungsanlagen herrührten, also künstlich seien. Doch wer könnte in diesem Land, dessen Bewohner zu faul oder zu gleichgültig sind, die Quellen für ihren täglichen Trinkwasserbedarf einigermaßen rein zu halten, eine so große und mühselige Arbeit ausgeführt haben? Man möchte an die mohammedanische Bevölkerung der zerstörten Stadt Roggié denken; doch das viel reichere und gleichfalls von Mohamme-



Steilufer des Akaki-Flusses
mit Höhlengalerien

danern bewohnte Harar hat, wie wir wissen, keine Wasserleitung.

Eines Tages erschien eine kleine Karawane in unsrem Lager, Männer, Frauen und Lasttiere. Ein Mann in sauberer Schama mit breitem Purpurstreif kam mit vielen Verbeugungen zum Zelt des Gesandten und meldete, sein Herr, der Dedǰasmatsch (General) Abbata in Adis-Ababa, bitte um den Vorzug, uns ein abessinisches Diner servieren zu lassen. Das freundliche Anerbieten wurde mit entsprechendem Dank angenommen. Blitzschnell luden die Leute ihre Maultiere ab und schlugen ein großes schwarzes Zelt auf, wie es in reichen abessinischen Haushaltungen allgemein als Küche dient. Hier sammelten sich die Frauen, während die Männer Holz brachten;

bald quirlte Rauch aus dem dunklen Zeltdach. Die Speisen waren wohl schon in halbfertigem Zustand gebracht worden, denn bereits nach einer kleinen halben Stunde rief man uns zu Tisch; die Diener des Dedjasmatsch, durchweg hübsche, sauber gekleidete Leute, servierten uns eine Menge Gerichte. Aber Suppe, Fleisch, Zukost, alles war leider so stark mit Paprika versetzt, daß wir nur wenige Bissen zu genießen vermochten, obgleich die Speisen sonst wohlschmeckend waren. Man mußte, wollte man die kulinarischen Genüsse nicht ganz ungenützt vorbeigehen lassen, nach Landessitte auf jeden Löffel Suppe oder Bissen Fleisch ein Stück des gallertartigen sauren Brotes, Indjera, essen und den Pfeffergeschmack mit einem tüchtigen Schluck Honigwein, T'etj, hinabspülen. Ich war übrigens, glaube ich, der einzige von uns, der es hierin allmählich zu einer gewissen Virtuosität brachte. In Schoa habe ich überhaupt regelmäßig T'etj getrunken; allerdings stets halb und halb mit Wasser gemischt; ich fand dies Getränk leichter, durststillender und bekömmlicher, als unsren Tischwein. Später, in Amhara, gewöhnte ich mir den T'etj vollständig ab. Ich hatte nämlich bemerken müssen, daß die dickbäuchigen Krüge, in denen uns der Honigwein geliefert wurde, nicht, wie in Schoa mit einem Pfropf grünen Laubes verschlossen wurden, sondern mit — frischem Kuhdünger, von welchem alles, was nicht in den Krug fiel, an der Sonne zu einem Deckel erhärtete.

An unser Diner schloß sich eine Bewirtung unsrer Karawanenleute mit Fleisch, Brot und T'etj. Die Abessinier wissen leider im Trinken selten Maß zu halten, und so endigte die Sache mit einer blutigen Schlägerei und entsprechenden Bestrafungen.

Am 11. Februar rückten wir 6 Kilometer weiter bis zu einem Bach, an welchem eine Sykomore steht; nach dem schoanischen Namen des Baumes hieß der Ort Schola. Hier wurden die Uniformkisten ausgepackt. Die Gardes du Corps sollten in Gala reiten, wir selbst, soweit wir Reserveoffiziere waren, in militärischer Uniform, die andren Herren im Frack. Für hundert unsrer Diener und Troßleute hatten wir Khaki-Anzüge mit Livreeknöpfen und schwarz-weißroten Achselschnüren; dazu wurden Kopftücher in den deutschen Farben ausgegeben. Denn die Landessitte erfordert, daß man vor einem feierlichen Einzug seine Leute neu einkleidet, und in unsrem Fall war es auch nötig, denn sie sahen nach dem dreißigtägigen Marsch sehr abgerissen aus.

Alle Formalitäten waren geregelt; mit Spannung erwarteten wir den Tag des Einzuges.

Szene vom Einzug der deutschen Gesandtschaft in Adis-Ababa
(Photographie Tiessler, Adis-Ababa)

12. Februar 1906

Der heutige Tag hat unsre Erwartungen weit übertroffen. Unser Empfang in der äthiopischen Hauptstadt gestaltete sich zu einem Ereignis, zu einer Folge glänzender, unvergeßlicher Bilder.

Morgens um 10 Uhr erschien Herr Staatsraat Ilg auf einem prächtig gesattelten Maultier in unsrem Lager in Schola, um uns abzuholen. Wir standen bereit; sofort bildete sich unser Zug. Die Spitze nahmen die Gardes du Corps, die heute den unscheinbaren Khaki mit der Parade-Uniform vertauscht hatten und mit ihren blitzenden Adlerhelmen, in ihren schwarzen Kürassen und dem mattweißen Koller darunter, mit dem schwarz-weißen Wimpel auf dem langen Stahlschaft der Lanze ungemein stattlich aussahen. Sie ritten in Linie, vor der Front der Wachtmeister Moldenhauer. Vor dem Gesandten schritten nun nach abessinischer Sitte die als Ehrengaben gespendeten Maultiere, ein zierlicher Fuchs, den der stattliche Abessinier Tacla Haimanot führte, Ras Makonens Ehrenschild am Arm, und T'ennai (d. h. meine Gesundheit), ein edles großes Maultier von fast schwarzer Farbe, das Kaiser Menelik eben gesandt hatte; beide Tiere trugen das bunte Geschirr aus vielfarbigem seidenbestickten Saffianleder und die unter den Sammetschabracken fast verborgenen Sättel. Unser Gesandter selbst ritt in Infanterie-Uniform mit Herrn Ilg, der den Dreimaster und goldgestickten Frack der Diplomaten trug. Dann folgten die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, Graf Eulenburg als

Bonner Königshusar, Herr Schüler in Vizekonsuls-Gala, Oberstabsarzt Vollbrecht und ich in militärischer Uniform, die übrigen Herren im Frack. Uns schloß sich die Mehrzahl der in Adis-Ababa anwesenden Deutschen an. Den Schluß des ganzen Zuges machte unsre Dienerschaft in saubren Khakilivreen, heute auf den Maultieren ihrer Herren beritten, und die nötige Anzahl von Pferdehaltern. Die Karawane mit den Zelten und dem übrigen Gepäck brach zu gleicher Zeit auf, wählte aber, um die Feierlichkeit des Einzuges nicht zu stören, einen andren Weg in die Stadt.

Nach wenigen Minuten erreichten wir eine Quelle unter Bäumen;

Abessinische Reiter beim Einzug der deutschen Gesandtschaft
(Photographie Tiessler, Adis-Ababa)

hier trat der Weg in eine langgestreckte Wiese ein, wo uns die abessinischen Truppen erwarteten. In zwei unabsehbar langen Reihen, vier bis sechs Glieder tief, standen die malerisch gekleideten Soldaten da, die Führer in besonders reicher Tracht in kleinen Abständen vor der Front, alle höheren Offiziere auf Maultieren beritten. Hinter der Infanterie hielten zu Pferde kleine Reiterabteilungen mit Lanzen oder geschultertem Gewehr. Vor den Truppen erwartete uns mit glänzendem Gefolge Ras Tassáma, ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Negus; er trug den schwarzen goldgestickten Seidenmantel und ein goldenes mit Löwenmähne besetztes Diadem. Zur Begrüßung sitzt alles ab; nach orientalischer Art werden der Willkommen gesprochen und die Höflichkeitsphrasen ausgetauscht, nach europäischer die Vorstellungen erledigt. Dann steigen wir wieder zu Pferde und

weiter geht's. Der Ras reitet mit dem Gesandten, seine Suite mischt sich in unsren Zug.

Wir waren kaum einige hundert Meter weitergekommen, als sich unsren Augen ein ungemein fesselnder Anblick bot. Die Truppen, deren Front wir bereits abgeritten hatten, schwenkten herum und suchten im Lauf die Spitze unsres Zuges zu erreichen. Immer neue Massen schlossen sich an, die lebhafte Bewegung schien die Zahl zu verdoppeln. Bald wälzte sich eine ungeheure Menschenmenge rechts und links der Straße vorwärts, laufend, springend, kletternd. Das ganze Tal schien sich zu bewegen, zu marschieren, wie einst

Der Gesandte und Staatsrat Ilg im Zuge
(Photographie Tiessler, Adis-Ababa)

der Wald von Dunsinane; eine einzige Staubwolke umhüllte Tausende von Menschen, Pferden, Maultieren. Nur die uns zunächst waren, vermochten wir noch deutlich zu erkennen, schlanke, nervige Gestalten, die mit erstaunlicher Leichtigkeit vorwärts eilten, das Geröll des rauhen Bodens mit den unbekleideten Füßen kaum zu berühren schienen, hier im felsigen Bette eines ausgetrockneten Wildbaches verschwanden, dort steile Böschungen, hohe Erdwälle spielend nahmen. Und welch ein Farbenspiel! Die weißen, togaartigen Schamas mit dem breiten Purpurstreif, geschlitzte Umhangmäntel von grünem, rotem, violettem Sammet, mit goldenen und silbernen Plaketten benäht, oder Leopardenfelle mit schöner Zeichnung, boa-artige Lammvließe bald schneeweiß, bald rosa oder himmelblau gefärbt, Löwenfelle mit buschiger Mähne, phantastische Kopfputze aus bunter Seide,

silberbeschlagene Schilde, blinkende Speere, und dazwischen die Reittiere mit buntem Saffiangeschirr und reichbestickten Schabracken. Wären die Gewehre nicht gewesen, so hätte man glauben können, die Armee Hannibals vor sich zu sehen oder Jugurthas pantherfellbekleidete Numidier.

Und alle Lebensalter waren unter diesen Soldaten vertreten: halbwüchsige Knaben mit hellen Stimmen, geschmeidige Jünglinge, zähe Männer, Greise mit ergrauendem Bart. Die Krausköpfe, ob schwarz ob grau, waren vom wirbelnden Staub eingepudert, die bunten Farben der Mäntel und Umhänge verloren unter der Staubhülle den grellen Schein der Neuheit, die schreiende Pracht einer kriegerischen Maskerade, und gewannen jene zarten Nuancen des alten, verbleichenden Sammet, den unser Böcklin so meisterlich malte.

Erstaunt erkundigten wir uns nach der Zahl der Soldaten; die Antwort lautete: 20000 Mann, davon die Hälfte der Armee des Kaisers, der Rest dem Dedjasmatsch Abbata angehöre. Den Zahlenangaben des Orientalen gegenüber empfiehlt sich freilich große Skepsis; nicht nur, daß sie zu Übertreibungen neigen, mehr noch fehlt ihnen der exakte Zahlensinn. Ich erinnere mich eines Gespräches mit dem Vorsteher der Kaufmannschaft in Harar. Er erkundigte sich nach der Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches, und auf meine Auskunft: etwa 59 Millionen, sagte er gelassen: „So viele Einwohner hat auch Harar“ — ein Irrtum um wenigstens das Tausendfache. Wenn ich aber nach eigener Schätzung ein Urteil abgeben soll, so möchte ich doch glauben, daß uns über 12000 Mann das Geleite gaben.

Bei einer schmalen Brücke wurde das Gedränge erstickend. Längst hatten sich Neugierige in den Zug gemischt, Männer, einige Frauen und wimmelnde Kinder, und alles wälzte sich mit uns der Stadt zu. So erreichten wir, zuletzt ansteigend, das Tor eines umfangreichen Gebäudekomplexes, des Gebi oder Hoflagers des Negus. Eine Wache von handfesten Soldaten trieb hier die drängenden Menschenmassen mit Kolbenstößen zurück und ermöglichte uns einzureiten. Wir sahen uns in einem engen und gleichfalls von Soldaten überfüllten Vorhof, wo wir absaßen. Unsre Diener säuberten uns, so gut es in der Eile ging, von der Staubhülle, die unsre Uniformen, Helme und Stiefel bedeckte; dann traten wir in feierlichem Aufzug in die große Audienzhalle ein.

Noch geblendet vom Sonnenlicht draußen vermochten wir im ersten Augenblick kaum etwas zu erkennen. Der große Raum, der an eine dreischiffige Basilika erinnert, wurde nur von kleinen, hoch-

stehenden Fensteröffnungen erhellt. Gierig verschlang die Dämmerung die herabflutenden Lichtsäulen und in den Winkeln webte die Nacht. Die Halle schien leer zu sein, nur im kühlen Halbdunkel der Apsis jenseits erkannten wir auf einer Estrade einen Baldachin aus rotem Sammet, auf welchem goldene Sterne funkelten, und darunter lautlos, unbeweglich eine Gruppe von Menschen, den Negus Negesti, umgeben von seinem Hofstaat.

Wir schritten geradeaus der Estrade zu, voran unsre deutschen Soldaten. Als wir dem Thron nahe gekommen waren, schwenkten sie auf leises Kommando des Wachtmeisters rechts und links ein, während wir unter dreimaliger Verbeugung die Stufen des Thrones erreichten. Menelik winkte uns freundlich heran und reichte jedem von uns die Hand, während Herr Staatsrat Ilg unsre Namen nannte. Dann nahmen wir rechts vor dem Thron Aufstellung, während die abessinischen Großwürdenträger uns gegenüber links vortraten.

Wir hatten uns von dem Beherrscher Äthiopiens nach allem, was wir von ihm gelesen und gehört hatten, das Bild eines bedeutenden Fürsten gemacht, und doch waren wir alle frappiert von der Größe und Vornehmheit, ja Majestät seiner Erscheinung. Wie er uns empfing, voll Ruhe und Würde, und zugleich mit einer gewissen Liebenswürdigkeit, die nichts von verletzender Herablassung in sich barg, hatten wir den Eindruck, vor einem wirklichen König zu stehen. Königlich war auch seine Kleidung: ein Diadem in Haubenform, ganz von Brillanten inkrustiert und mit einer Franse von auserlesenen Solitären umsäumt, ein schwarzer Seidenmantel mit schmalen Agraffen in diskret gehaltener Goldstickerei, weiße Untergewänder aus kostbarem Seidendamast; die Füße sah man nicht — die Etikette verbietet das —, doch saß der Negus auf dem diwanartigen Thron unzweifelhaft mit gekreuzten Beinen, ohne daß die freie und stolze Haltung des Oberkörpers darunter gelitten hätte.

Menelik II.[1] zählt 63 Jahre. In einem Lande, wo verhältnismäßig wenigen Männern ein so langes Leben beschieden ist, hat der Negus sich nicht nur volle Gesundheit, sondern selbst große Jugendfrische bewahrt. Körperlich und geistig gleich beweglich, liebt er lange Ritte, frühes Aufstehen und ist unermüdlich tätig. Damit hat er sich jung erhalten, und man möchte kaum glauben, daß er mit jenem

[1] Der erste Fürst dieses Namens war der Sohn Salomos und der Königin von Saba, der Begründer des äthiopischen Kaiserhauses. Der Name lautet orthographisch und etymologisch korrekt „Menilek“; ich verwende ihn aber in der Form, wie er heute ausgesprochen wird, zumal er sich in dieser längst in der europäischen Literatur eingebürgert hat.

Menelik von Schoa identisch ist, der bereits vor 37 Jahren, nach dem Tode des Negus Theodorus, mit der Verwirklichung seines großen Programmes, Abessinien im alten Umfang wiederherzustellen, so kräftig hervortrat. Noch bemerkt man kaum ein graues Haar in seinem kurzgehaltenen Vollbart; wundervolle Zähne verleihen dem Mund beim Sprechen und Lächeln einen beneidenswerten Schmuck, vor allem aber sind es die blitzenden Augen, die dem klugen Gesicht den Ausdruck von Jugendfrische wie von Größe und Distinktion geben, den noch jeder empfunden hat. Es sind wahre Herrscheraugen, im Zorn gewiß von unerbittlicher Grausamkeit, im Gespräch bald gewinnend freundlich, bald von sinnendem, prüfendem Ernst.

Unser Gesandter trat vor den Negus und dankte mit kurzen Worten für den guten Empfang, den die erste Gesandtschaft des Deutschen Reiches in Abessinien gefunden habe. „Wir kommen," sagte er, „um dem geeinten und mächtigen Äthiopischen Reich die Freundschaft des großen deutschen Volkes anzutragen, das mit Abessinien in friedlichen Verkehr zu treten wünscht. Das ist der Wille unsres Kaiserlichen Herrn, der uns entsandt hat. Und diesem Wunsch hat seine Majestät der Kaiser Wilhelm II. in einem Allerhöchsten Handschreiben Ausdruck gegeben, das ich überreichen zu dürfen bitte."

Mit diesen Worten nahm der Gesandte das in einem kostbaren Futteral enthaltene Handschreiben von einem Kissen in den deutschen Farben und übergab es dem Negus, der sich zur Empfangnahme erhoben hatte. Dann ließen wir uns auf Stühlen rechts vom Thron nieder. Alsbald begann eine Konversation in der zeremoniell höflichen Art des Orients. Der Negus erkundigte sich eingehend nach dem Befinden unsres Kaisers und der Kaiserlichen Familie, als ob wir nicht vor sieben Wochen, sondern gestern Berlin verlassen hätten. Er fragte weiter, „ob Deutschland groß und im Zustande der Blüte befindlich wäre"? Unser Gesandter antwortete ebenso zeremoniell, daß Deutschland etwa die gleiche Größe habe wie Äthiopien und sich dank der weisen und kräftigen Regierung unsres Kaisers langer Jahre des Friedens erfreue, in welchem der Wohlstand der Bürger sich ständig vermehre. Endlich erkundigte sich der Negus nach unsren Eindrücken von Abessinien, die wir wohl nicht anders als glänzend darstellen konnten, und wünschte zu wissen, ob unsre Reise ohne alle Schwierigkeit verlaufen wäre, — als ob er sich nicht erinnerte, uns durch zweckmäßige Anordnungen selbst die hauptsächlichsten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt zu haben. Aber wirkliches Interesse flößten ihm unsre Soldaten ein. Sie standen

noch mit präsentiertem Pallasch in Front vor dem Thron; ihre eherne Bewegungslosigkeit erstaunte den Negus ebenso, wie der gut klappende Griff, den der Wachtmeister kommandierte. Der abessinische Soldat mit seiner oft tumultuarischen Lebendigkeit kennt natürlich nichts, was an den preußischen Drill erinnern könnte.

Wie gut übrigens der Negus über uns und unsre Schicksale informiert war, verriet seine Frage nach unsrem im Lager von Akaki gestürzten Reisegefährten. Herr Becker hatte, um bei dem feierlichen Empfang nicht zu fehlen, sein Krankenbett verlassen und war, wenn

Ras Makonens Wohnhaus in Adis-Ababa

auch unter den größten Schmerzen, zum Palast geritten. Natürlich hatte er den Arzt nicht gefragt, denn der hätte sicher seine Zustimmung versagt. Wir freuten uns aber doch sehr, unsren Genossen wenigstens soweit wieder hergestellt zu sehen.

Unsre erste Audienz war zu Ende. Inmitten der sich allmählich verlaufenden Menschenmassen ritten wir den für uns bereiteten Quartieren zu. Musiker eröffneten im Tanzschritt unsren Zug und spielten auf ihren dreisaitigen Geigen aus Ziegenfell eintönige Melodien, summende, brummende Töne, zu welchen sie hin und wieder eine Strophe näselnden Gesanges hören ließen. Vom Burghof des Kaisers donnerten die Salutschüsse, die Menge akklamierte.

Eines der letzten Gehöfte im Nordwesten der Stadt gehört Ras Makonen und war uns für die Dauer unsres Aufenthaltes zum Hauptquartier bestimmt. In dem elliptischen Mittelgebäude wurde eine vordere Halle unsren deutschen Soldaten zugewiesen, die hintere diente für uns als Empfangsraum und Speisesaal. In dem hübschen Gartenhaus, das der Ras selbst zu bewohnen pflegt, fand sich ein Salon für intimere Besuche und ein großes Schlafzimmer für meinen Bruder und mich; als Wohnraum konnte die ringsumlaufende Galerie dienen. Die übrigen Herren wohnten in einem ähnlichen Gehöft, das etwa zehn Minuten weiter jenseits einer großen Wiese lag und Ras Mikael, dem Vizekönig des Wollo-Galla-Landes gehörte. Dieser Fürst, dem Negus nahe verschwägert, ist der einzige im heutigen Abessinien, in dessen Familie die Ras-Würde noch erblich ist; er gilt für einen ausgezeichneten Regenten, und seine Untertanen, die Wollo-Galla auf dem Plateauland im Nordosten Schoas, für die wohlhabendsten in Äthiopien. Leider haben wir seine Bekanntschaft nicht gemacht; er war, ebenso wie unser Wirt, Ras Makonen, in seiner Provinz. Da es in Adis-Ababa nur ein Hotel mit sehr beschränkten Unterkunftsräumen gibt, so hätten wir im Zeltlager wohnen müssen, wenn der Negus uns nicht bei Ras Makonen und Ras Mikael einquartiert hätte. Für diese beiden Herren war es natürlich bequemer inzwischen in ihren Provinzen zu verweilen. Als gegen Ende unsres Aufenthaltes die österreichische Sondergesandtschaft eintraf, wurde ihr das Haus Ras Wolda Giorgis' zugewiesen, dessen Besitzer wegen der Krankheit seiner Gemahlin nicht verreisen konnte und daher gezwungen war, im eignen Anwesen ein Zeltlager zu beziehen.

In unsrem Speisesaal, einem hohen, kühlen Raum, fanden wir ein vorzügliches Büfett gerichtet, das der Wirt des Hotels besorgt hatte. Bei einem Glase Wein oder Bier — ja, Bier gab es! — konnten wir den abessinischen Herren, die uns bis in unser Quartier das Geleit gegeben hatten, herzlich danken und mit ihnen auf gute Freundschaft anstoßen. Unter den Gästen begrüßten wir auch den älteren Sohn Ras Makonens und seinen Vetter, beides sympathische Menschen mit feinen Manieren. Zwei unsrer Landsleute, Herr Janasch und Herr Götze, waren im Begriff ins Innere aufzubrechen, wo sie eine Straußenzüchterei einzurichten beabsichtigten; sie hatten ihre Abreise nur verschoben, um sich noch an der Einholung der Gesandtschaft beteiligen zu können. Einen fremdartigen Typus hatte unser dritter Landsmann, Herr Adolf Maier; er stammt aus der Ehe eines deutschen Missionars mit einer Galla und erinnert mit seinem reichen krausen Haar, den dunklen Augen und dem beinahe braunen

Teint stark an das Volk seiner Mutter; doch hat er seine Erziehung ausschließlich in Deutschland erhalten und ist erst seit so kurzer Zeit in Abessinien, daß er die Landessprache noch nicht beherrscht. Wir besuchten ihn bald darauf in seinem ganz europäisch gebauten Haus, wo wir auch die Bekanntschaft seiner älteren Schwester machten, die ihre Erziehung in der deutschen Kolonie in Alexandrien genossen hat, und die abessinische und deutsche Sprache gleicherweise beherrscht. Im Gespräch mit der liebenswürdig bescheidenen Dame wurde manche Erinnerung an ihre Kindheit berührt und an die romantischen Ereignisse, welche sich damals unter des Kaisers Theodorus' Regierung in Abessinien abspielten. Denn ihre Eltern gehörten zu den Gefangenen des Negus, zu deren Befreiung England ein Heer gegen Äthiopien entsenden mußte.

Theodorus war der erste Usurpator auf dem abessinischen Thron. Seit etwa hundert Jahren waren die Kaiser zu Puppen herabgesunken und die Gewalt lag in den Händen der Reichsverweser, deren ersten, den furchtbaren Ras Mikael von Tigre, uns Bruce so packend geschildert hat, jenen Greis, der mit siebzig Jahren, halbgelähmt, noch einen bestialischen Hunger nach Blut und Weibern entwickelte.[1] Den letzten Majordomus, Ras Ali, stürzte ein Häuptling aus Amhara, der bald auch die übrigen Machthaber im Lande unter seine Botmäßigkeit brachte und den letzten Kaiser aus der Salomonischen Dynastie depossedierte. Am 7. Februar 1855 ließ er sich zum Kaiser oder Negus negesti (König der Könige) von Äthiopien krönen und nahm den Namen Theodorus II. an; den Widerstand des Abuna, des Oberhauptes der Landeskirche, hatte er in origineller Art zu brechen verstanden. Er hielt dem Prälaten nämlich eine Pistole mit gespanntem Hahn an die Schläfe und sagte dazu: „Vater, ich bitte Dich um Deinen Segen!"

Mit Theodor begann für Abessinien die neue Ära. Er führte ein straffes, aber verständiges Regiment und zentralisierte die Macht des Landes statt, wie die besten seiner Vorgänger, nur die Anarchie in den Provinzen zu bekämpfen. Bemüht für sein ungeheures Heer

[1] Seinen eignen Schwiegersohn ließ er auf dem Markte in Gondar hinrichten, trotz des Flehens seiner Enkeltochter, die er dem Schattenkaiser zur Gemahlin bestimmte und gleichwohl mit unsittlichen Nachstellungen verfolgte; um diesen zu entgehen, nahm die unglückliche Prinzessin Gift. Bruce, der als Arzt an ihr Krankenlager gerufen wurde, als keine Hilfe mehr möglich war, läßt verstehen, daß dieser Ras Mikael „nicht eifersüchtig" war, wenn seine viel jüngere Gemahlin dem Kaiser intime Besuche ohne Zeugen abstattete. (James Bruce von Kinnaird, Reisen zur Entdeckung des Nils, übersetzt von Volkmann. Leipzig 1790—91.)

bessere Waffen zu beschaffen, zog er europäische Händler, Unternehmer und Techniker ins Land, ja er begünstigte selbst fremde Missionare und schützte sie gegen den traditionellen Haß der Abessinier. So lenkte er bald die Aufmerksamkeit der englischen und französischen Regierung auf sich, welche Gesandtschaften nach Abessinien entsandten.

Theodorus' großer Gedanke war die Bekämpfung des mohammedanischen Ägypten, dessen expansive Politik damals alle Länder am Roten Meer beunruhigte. Geblendet von den Schmeicheleien und Freundschaftsbeteuerungen der Engländer glaubte er, es bedürfte nur eines Bündnisantrages, um diese Macht zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen Ägypten zu gewinnen. Aber England zeigte sich den abessinischen Eroberungsplänen wenig geneigt und Verhandlungen mit Frankreich blieben auch ohne Resultat. Nun scheint Theodor die abenteuerliche Idee gefaßt zu haben, um die Hand der Königin Viktoria, die im Jahre 1861 Witwe geworden war, anzuhalten. Offenbar dachte er sie sich als absolute Herrscherin und glaubte, durch eine solche Heirat bestimmenden Einfluß auf die englische Politik gewinnen zu können. Doch auch mit diesem Projekt machte er die Erfahrung, daß Englands vielbeteuerte Liebe platonisch bleiben wolle. Nun faßte Theodor einen bitteren Haß gegen alle Europäer und ließ im Jahre 1864 den englischen und französischen Gesandten sowie die meist deutschen Missionare in Ketten legen. Vier Jahre dauerte — mit kurzer Unterbrechung — diese Gefangenschaft, die in Europa um so größere Teilnahme erweckte, als der Negus wiederholt mit der Niedermetzelung der Unglücklichen drohte. Endlich, nach langen, vergeblichen Unterhandlungen sandte England ein Expeditionskorps von 16000 Mann unter Lord Napier mit starker Artillerie und vielen indischen Kriegselefanten nach Abessinien. Die glänzenden Erfolge dieses Unternehmens, das auch in Afrika den größten Eindruck gemacht hat, kommen nicht allein auf das Konto der unbestreitbaren Bravour der Truppen und Energie der Führer. Denn während der jahrelang währenden Verhandlungen war Theodorus gezwungen gewesen, für die Eventualität des Krieges eine gewaltige Armee bereit zu halten, und da die abessinische Kriegskunst keine andre Truppenverpflegung kennt als die rücksichtsloseste Plünderung — im fremden oder auch im eignen Land —, so befand sich ganz Abessinien im Aufruhr gegen den eignen Kaiser, als Napier an der Spitze seiner kleinen Armee erschien.[1] Theodor warf sich mit den

[1] Es ist neuerdings bekannt geworden, daß auch Menelik vor der Schlacht

wenigen, die ihm treu geblieben waren, in seine Bergfeste Magdala, wo er vordem zumeist, umgeben von seinen berühmten Löwen, seinen romantischen Hof gehalten hatte. Am 9. April 1868 standen 3500 Engländer vor Magdala. Theodor versuchte ohne Erfolg einen Ausfall und schickte unmittelbar darauf, um Verhandlungen anzuknüpfen, die Gefangenen in das englische Lager. Aber die Bedingungen schienen dem stolzen Mann zu demütigend. Am 13. April nahm Napier die Festung im Sturm; Theodorus wurde in seinem Palast tot aufgefunden, er hatte sich selbst durch einen Pistolenschuß entleibt. —

Das Haus Ras Makonens, das nun für einige Wochen das Hauptquartier der Deutschen Gesandtschaft sein sollte, liegt im Nordwesten der Stadt auf einem Hügel[1] mit freier Aussicht nach allen Seiten. Ein Erdwall mit einem hohen Palisadenzaun darauf umgibt in einer Länge von etwa 700 m das Anwesen; zwei feste Tore mit Bohlentüren führen ins Freie; das Innere ist durch ähnliche Wälle und Palisaden in eine Anzahl von Höfen gegliedert, die gleichfalls nur durch feste Tore miteinander in Verbindung stehen. Tritt man von der Stadtseite ein, wo die Wächter des Ras liegen, so befindet man sich zunächst in einem Vorhof, welcher bei Anwesenheit des Vizekönigs das Zeltlager seiner Soldaten aufzunehmen bestimmt ist. Eine enge Pforte führt in einen kleineren Hof und zu dem elliptischen Hauptgebäude, doch ist von hier aus nur die vordere Halle des Hauses zugänglich, das Quartier der Leibwache des Ras und augenblicklich das unsrer Gardes du Corps. Will man zu der im gleichen Gebäude befindlichen Empfangshalle (jetzt unsrem Speisesaal), so muß man den Umweg durch einen dritten Hof machen. Diese Halle hat noch

von Adua derart unter Verpflegungsschwierigkeiten litt, daß er sich unbedingt zum Rückzug hätte entschließen müssen, wenn General Baratieri, statt anzugreifen, noch einige Tage, oder vielleicht nur einen einzigen, gewartet hätte. Menelik bot in seiner schwierigen Lage hohe Belohnungen dem, der die Italiener zum Angriff veranlassen würde. Baratieri erfuhr von eingebornen Kundschaftern, Menelik und Taitu seien auf Aksum zurückgegangen, König Takla Haimanot von Godjam und Ras Olié hätten gemeutert, und griff daraufhin an; aber diese Nachrichten, die vielleicht einen Tag später wahr gewesen wären, entsprachen damals nur den geheimen Instruktionen des schlauen Kaisers. — Auch der Vorstoß des Negus Johannes, der Ende März 1888 mit 100000 Mann die italienische Stellung in Saati angriff, endete, fast ohne Schwertstreich, mit dem Rückzug der ungeheuren abessinischen Übermacht, die sich in dem dünnbevölkerten Lande auch nicht ein paar Tage lang zu verpflegen vermochte. Vgl. Melli, La Colonia Eritrea, Parma 1899.

[1] 2465 m, als Mittel von zehn Bestimmungen innerhalb fünf Wochen, bei verschiedenem Wetter und verschiedenen Tageszeiten. Die größte Differenz der gemessenen Barometerstände betrug nur 4,22 mm.

zwei weitere Türen, deren eine in den Küchenhof führt — die Köche walten unter einem schwarzen Zelt im Freien —, während die andre Zutritt zu einem Garten gibt. In diesem liegt das zweistöckige Wohnhaus des Ras, gleichfalls von elliptischem Grundriß, im Obergeschoß mit ringsum laufender Galerie. Hier sind zwei große, luftige Zimmer, denen der offene, schöngearbeitete Dachstuhl ihren Hauptschmuck verleiht. Durch das ziemlich dunkle Erdgeschoß, das Quartier der Dienerschaft, führt ein Zugang zu einem sehr großen Hof für die Maultiere mit einem Stall für etwa 20 Pferde. Ein schmaler Gang verbindet diesen Teil des Anwesens mit den Hütten der Wirtschaftsleute, von denen aus man auf der einen Seite den Küchengarten mit allerhand Gemüse und Fruchtbäumen erreicht, während auf der andren Seite ein weiterer großer Hof mit Vorratshäusern und Kuhställen den Kreis schließt. Von hier führt ein wiederum bewachtes Tor ins Freie zum Bach hinab, wohin die Pferde, Maultiere und Rinder zur Tränke getrieben werden. Das in der regenlosen Zeit sehr dürftige Wässerchen dient zugleich als Waschanstalt; wer das Bedürfnis fühlt sich oder seine Kleider zu säubern, steigt dort hinab und verweilt so lange unbekleidet dort unten, bis Haut oder Hemd wieder trocken sind. Natürlich wird auch das Wasser zum Trinken und Kochen aus diesem interessanten Bächlein entnommen; Brunnenanlagen fehlen dem Haus Ras Makonens, wie fast allen andern Anwesen in Adis-Ababa, vollständig, und Zisternen gibt es in diesem Lande schon aus dem Grunde nicht, weil die Konstruktion des abessinischen Daches das Auffangen von Regenwasser nicht ermöglicht.

Unübersichtlich, wie meine Beschreibung, ist die Anlage eines solchen abessinischen Edelsitzes selbst, man muß sich in einem Labyrinth von Grashöfen, Wällen und Palisaden zurechtzufinden lernen. Für die Bequemlichkeit der Kommunikation ist in keiner Weise gesorgt, wohl aber ist darauf Bedacht genommen, den Zugang zum Wohnhaus des Besitzers nach Möglichkeit zu erschweren; ja die ganze Anlage ist offenbar zur Verteidigung eingerichtet. Die auf Erdwällen erhöhten Zäune bieten der Besatzung Deckung gegen Sicht und freies Schußfeld; der Angreifer müßte Hof für Hof einzeln nehmen und könnte überall mit Kreuzfeuer empfangen werden. Aber da die kleine Festung keinerlei Wasserversorgung hat, so brauchte der Belagerer nicht viel mehr zu tun, als die bald notwendig werdenden Ausfälle zurückzuweisen, und die Besatzung müßte sich ergeben.

XII

BESUCHE

Die ersten Tage unsres Aufenthaltes in Adis-Ababa vergingen hauptsächlich mit Besuchen, die uns in alle Teile der sehr ausgedehnten Stadt führten. Die Entfernungen, die wir hierbei zurückzulegen hatten, kamen manchmal der Länge einer Tagereise auf dem Karawanenmarsche gleich, denn Adis-Ababa hat nicht die geschlossene Bauart einer Stadt, sondern besteht aus Komplexen weit zerstreuter Hütten und größerer Anwesen, zwischen welchen sich kilometerbreite Wiesen erstrecken.

Ziemlich im Zentrum der Stadt hat sich Herr Ilg sein Haus gebaut. Es steht an der Abdachung des Hügels, welcher den Markt, das Kaufmannsviertel und die Hauptkirche trägt, und ist eins der freundlichsten Anwesen der Stadt. Man tritt durch einen Garten ein, dem hoch aufgeschossene Eukalypten einen angenehmen Halbschatten verleihen. Diese australischen Bäume hat der Herr des Hauses erst vor fünf Jahren gepflanzt; sie erweisen sich im abessinischen Klima als ungemein raschwüchsig. Schon jetzt verleihen sie der Hauptstadt, in deren Gehöften sie allgemein angepflanzt sind, ihren Charakter, während von dem Wacholderwald, der vor der Gründung der Stadt durch Menelik diese Plateaus bedeckte, nur noch hin und wieder ein paar alte, knorrige Stämme übrig geblieben sind.

Das Wohnhaus ist eingeschossig und hat eine fast ringsum laufende verandaartige Galerie; das Dach ist nach Landessitte aus rotem Spaltholz gefügt und mit Stroh gedeckt. So primitiv diese abessinischen Dächer sind, — einem stärkeren Regen gegenüber erweisen sie sich selten als wasserdicht, — so hübsch und eigenartig wirkt in den Zimmern der offene Dachstuhl mit seinen bunten Binden, meist in schwarz, weiß und rot.

Herr und Frau Ilg empfingen uns in der schlichten, treuherzigen Art, die den Schweizern eigen ist. Der Hausherr ist groß von Figur und mag nahe an fünfzig Jahre zählen. In seiner Kleidung bevorzugt er das Einfache, Solide, den schwarzen Gehrock; seine Sprache ist nicht ganz frei von dialektischen Anklängen, mit seiner Frau spricht er das heimatliche Zürcher-Deutsch. Frau Ilg ist eine blonde Dame von stillem, freundlichem Wesen; ihr ganzer Stolz sind ihre Kinder, die trotz Afrika prächtig gedeihen. Die beiden älteren Buben, Alfred

Wohnhaus und Garten des Staatsrates Ilg in Adis-Ababa

und Menilek, sind nette, gescheite und wohlerzogene Kinder, deren Geplauder uns gleich vergessen machte, daß wir eigentlich gekommen waren, um eine offizielle Visite abzustatten.

Welcher Zauber doch durch solch ein deutsches Haus weht! Man sagt sich keine Komplimente, man spinnt keine Salonkonversation, aber man fühlt sich wohl oder, wie der Schweizer sagt, „heimelig". Um die offnen Fenster summten die Bienen. Über den Garten hin sahen wir den Gebi, die Burg des Negus, mit ihren niedrigen Dächern und ihren langen Mauern, und rings am Abhange des Hügels zahllose runde, strohgedeckte Hütten, eine echt afrikanische Szenerie; der Kontrast ließ uns doppelt die heimatliche Art empfinden.

Herr Ilg hat kein bequemes Leben. Ist er auch nicht verantwortlicher Minister — denn Menelik entscheidet als absoluter Monarch in allen Fragen selbst —, so wird er von seinem kaiserlichen Herrn doch in allen Dingen, für die er kompetent ist, um seine Meinung befragt und gewöhnlich auch mit der Ausführung der höchsten Entschlüsse beauftragt. Und Meneliks beweglicher Geist hält seine ganze Umgebung in Bewegung. War Herr Ilg ursprünglich als Ingenieur nach Abessinien gekommen, so ist er jetzt sozusagen Minister der öffentlichen Arbeiten. Doch weit unentbehrlicher ist er dem Negus noch in den Fragen der äußeren Politik, in denen Herr Ilg sich seit dem Kriege mit Italien zum maßgebenden Berater Meneliks aufgeschwungen hat. Unzweifelhaft verfügt Herr Ilg über manche Ingredienzien diplomatischer Begabung, ein klares Urteil, Geschäftskenntnis und Arbeitskraft. Schon daß er, als einziger Mann in Abessinien, die zum diplomatischen Verkehr nötigen Sprachen und zugleich das Amharische in Wort und Schrift vollständig beherrscht, sichert ihm andren Fremden gegenüber die erste Stelle.

Staatsrat Ilg mit Gemahlin und seinen Söhnen Alfred und Menilek auf dem Rennplatz in Adis-Ababa

Herr Ilg ist zu klug um sich in die innere Politik Abessiniens zu mischen. Was er nicht ändern kann, läßt er seinen Weg gehen. Er ist zwar Inhaber eines Lehens, das ihm der Negus — vermutlich statt eines Gehaltes — zugewiesen hat, hütet sich aber sichtbar, sich

mit den abessinischen Lehensträgern in eine Reihe zu stellen. Und er tut daran unzweifelhaft recht. Denn der Abessinier vermag den Ausländer, zumal wenn er nützliche Arbeit leistet, in seiner Sonderstellung als Fremden sehr wohl anzuerkennen, aber als gleichberechtigt wird er ihn nie gelten lassen, schon deshalb, weil er arbeitet. Wer selbst nicht arbeiten gelernt hat, kann die Arbeit andrer auch nicht richtig einschätzen.

Es ist für einen Fernerstehenden nicht leicht einen Überblick über die Verdienste zu gewinnen, die sich Herr Ilg als Ingenieur und Organisator um Abessinien erworben hat, denn der größte Teil seiner Tätigkeit war wohl immer das Beraten des Negus, und, an den Hof gebunden, vermochte er selten größere Arbeiten allein auszuführen. Er baute in Adis-Ababa die Wasserleitung für die Burg und mehrere Straßen und Brücken. Er verband die Hauptstadt mit Harar, Diredaua und der Küste durch die Telephonlinie und begründete die äthiopische Post auf der gleichen Strecke. Mit Herrn Chefneux war es Herr Ilg, der die Eisenbahnverbindung nach Djibouti schuf, die, wenn auch zurzeit noch ein Torso, den weitaus bequemsten Zugang nach Äthiopien bildet und, einmal fertig gestellt, den entscheidenden Schritt für die wirtschaftliche Erschließung eines großen, reichen und gesunden Landes bedeuten wird. An dem Bahnbau, wie an einer Goldminengesellschaft ist — oder war — Herr Ilg pekuniär beteiligt und mußte, wie es bei Unternehmungen in einem neuen Lande oft geht, auch große Opfer mit in den Kauf nehmen. Auch in Abessinien liegt das Gold nicht am Wege. —

Die Gesandtschaften der europäischen Mächte haben sich meist am Nordrand der Stadt angesiedelt, nur der Vertreter Italiens bewohnt ein Quartier in der Nähe des Marktes. Man betritt durch das weite Außentor zunächst einen Vorhof, den zwei originelle Wachttürmchen mit Bambusgalerien beherrschen. Die Wohnung des Gesandten ist ein niedriges, abessinisches Haus, dessen Inneres nicht sehr geschickt austapeziert ist, aber die Räume sind doch angenehm und kühl, und durch die Fenster blickt man auf einen wohlgepflegten Garten. Der Gesandte, Herr Cico di Cola, war auf Urlaub; wir bedauerten, den verdienstvollen Diplomaten nicht kennen zu lernen, dessen Geschicklichkeit und Loyalität wesentlich dazu beigetragen haben, nach der Schlacht von Adua wieder gute Beziehungen zwischen Italien und Abessinien herzustellen. Als Vertreter des Gesandten fanden wir den feinen, liebenswürdigen Grafen Colli, der bald darauf als Rittmeister zu seinem Regiment in die Heimat zurückkehrte. Ihm konnte unser Gesandter sogleich dafür danken, daß er sich unsres

Landsmannes Hentze, der in der letzten Zeit vor seiner Abreise in allerhand Ärgernisse verwickelt worden war, tatkräftig angenommen hatte.

Die französische Gesandtschaft liegt nicht weit von unsrem Standquartier. Man reitet quer über eine große, fast völlig ebene Wiese und überschreitet die noch unfertige Straße nach Antotto; dann gelangt man durch eine Allee von Eukalyptus-Bäumen zu den schmucklosen Gebäuden, die der französische Gesandte, M. Lagarde, bewohnt. Wir finden einen anscheinend etwas leidenden Herrn in mittleren Jahren, dessen Ernst und Zurückhaltung im Laufe der Konversation bald schwinden; seine beiden Attachés, ein Kapitän und ein von Lebenslust sprudelnder Leutnant, tragen viel zur Belebung der Unterhaltung bei. M. Lagarde scheint früher bei der wirtschaftlichen Erschließung Abessiniens und bei dem Bau der Eisenbahn von Djibouti eine sehr wesentliche Rolle gespielt zu haben und ist wohl deshalb von Menelik mit dem Titel eines Herzogs von Antotto (der früheren Landeshauptstadt) ausgezeichnet worden. Frankreichs Stellung in Abessinien ist aber durch die gezwungene Aufgabe von Faschoda sehr beeinträchtigt worden. Wäre es den Franzosen gelungen, sich im Nilbecken festzusetzen, so hätte die Eisenbahn Djibouti-Diredaua-Adis-Ababa das Schlußglied einer ganz in französischer Machtsphäre gelegenen Straße quer durch Afrika, von Senegambien bis zum Golf von Tadjura, bedeutet. Seit sich aber England, wie es scheint, definitiv zwischen die französischen Besitzungen im Westen und im Osten Afrikas eingekeilt hat, ist die Bahn für Frankreich eine Sackgasse und kann sich nur dann einmal rentieren, wenn die Franzosen die Strecke dem internationalen Handel offen lassen, also auch der Konkurrenz.

Etwas unterhalb der Gesandtschaft sammelt sich aus mehreren Quellen ein Bach, welcher die Wasserleitung zum Gebi, der Burg des Kaisers, speist. Diese sehr primitive Röhrenleitung ist doch eines der Wunderwerke der äthiopischen Hauptstadt. Herr Ilg, der sie erbaute, erzählte uns, wie die Anlage bei den Abessiniern das bedenklichste Kopfschütteln hervorrief. Ja, sagte man ihm, Du wirst das Wasser aus der französischen Gesandtschaft bis an den Fuß des Burghügels hinableiten können, aber niemals aufwärts bis in den Gebi selbst. Vergebens bemühte sich der Ingenieur den Leuten das Prinzip der kommunizierenden Röhren zu erklären; sie warnten Menelik Geld in eine Anlage zu stecken, die das Widersinnige bezwecke, Wasser bergauf laufen zu lassen. Um so größer war das Staunen, als die Leitung nach ihrer Fertigstellung doch funktionierte

und nun die Burg reichlich mit gutem Trinkwasser versieht. Nur seine Temperatur dürfte unsren Anforderungen nicht entsprechen, da die Röhrenleitung meist freiliegt, statt in die Erde versenkt zu sein.

Neben der Kopfstation dieses Aquäduktes hat M. Lagarde einen Küchengarten angelegt, in welchem alle europäischen Gemüse üppig gedeihen. Es ist hier allerdings der Überfluß an Wasser zu einer einfachen, aber praktischen Berieselung oder vielmehr Überstauung ausgenützt. Die kleine Anlage zeigt aber, was man mit etwas Fleiß und Geschicklichkeit auf dem fruchtbaren vulkanischen Boden von Adis-Ababa erzielen kann. Wo man bewässert, findet die Entwicklung der Pflanzen das ganze Jahr hindurch keine Unterbrechung; man kann jeden Tag säen oder ernten. Manche Pflanzen haben in Abessinien ganz die „Saison verloren". So tragen die aus Europa eingeführten Erdbeeren jahraus, jahrein ihre zarten, aromatischen Früchte. Auch der Weinstock, welcher wohl schon im Altertum in Abessinien Eingang gefunden hat, jetzt aber nur noch in Gärten gepflanzt wird, reift seine Beeren zu jeder Jahreszeit. —

Östlich der französischen Gesandtschaft dehnen sich weite Wiesen. Der ebenste Teil ist neuerdings als Rennplatz eingerichtet; davon wird weiter die Rede sein. Man gelangt dann an einen größeren Gebäude-Komplex in europäischem Stil, das russische Hospital. Abessinien hat keine einheimischen Ärzte, und was von Griechen, Armeniern und Arabern hier das ärztliche Gewerbe ausübt, scheint durchweg auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen. So war es unzweifelhaft ein fruchtbarer Gedanke der russischen Regierung, in Adis-Ababa ein Hospital mit Poliklinik einzurichten. Drei oder vier Militärärzte, zum Teil deutschsprechende Balten, ein Apotheker und ein stattliches Wärterpersonal leisten hier Vorzügliches. Die Poliklinik hat kolossalen Zulauf, denn wenn auch Abessinien als ein besonders gesundes Land bezeichnet werden muß, so fehlt es doch in einer großen Stadt nicht an Patienten, ganz abgesehen von den nach vielen Tausenden zählenden Besuchern von außerhalb, den Soldaten und Gefolgen der Machthaber, den Karawanenleuten und Bauern. Ein auffallend hoher Prozentsatz der Krankheiten hat den Schmutz und die Dürftigkeit der abessinischen Lebensführung zur Ursache, so sind Augenentzündungen infolge von Staub und mangelhaftem Waschen ungemein häufig. Auch venerische Leiden sind sehr verbreitet; sie verlaufen hier meist milde.

Es scheint, daß Rußland für die Opfer, die es in Adis-Ababa bringt, nicht recht den verdienten Dank findet. Die Abessinier nehmen die umsonst gespendete Hilfe fleißig in Anspruch, geben

aber ein gewisses Mißtrauen gegen die Absichten Rußlands nicht auf. Denn da die Russen in Äthiopien keine in die Augen springenden Interessen auf politischem oder kommerziellem Gebiet zu vertreten haben, so wittert man hinter ihren Wohltaten Gelüste auf die abessinische Landeskirche. In den Kreisen der europäischen Geistlichkeit ist man nun seit mehr als 400 Jahren bemüht, die äthiopischen Christen zu gewinnen, und immer begannen die Fremden mit Werken der Liebe und Fürsorge, um dann erst mit ihrer eigentlichen Absicht, der Unterwerfung der abessinischen Kirche, hervorzutreten. So hatte die große Missionstätigkeit der Jesuiten das Land endlich in böse Wirrungen gestürzt, die den Kaiser Fasiladas zur gewaltsamen Unterdrückung der Fremden veranlaßten. Noch heute, nach 250 Jahren, gedenken die Abessinier mit Erbitterung der Versuche, sie unter die geistliche Herrschaft Roms zu beugen. Und so haben auch die protestantischen Missionen, die, unter vortrefflichen Männern, wie Gobat, in Abessinien viel Gutes getan haben, keine größere Bedeutung zu gewinnen vermocht. Die orthodoxe Kirche mag ja in manchen Dingen der äthiopischen viel näher stehen: auch ihr wird — davon bin ich fest überzeugt — die Angliederung des abessinischen Christentums nicht gelingen. Denn der Abessinier hängt zähe an seiner Religion, so wenig religiös er auch sein mag, und es verletzt zugleich seinen sehr entwickelten Nationalstolz zu sehen, daß die europäischen Christen seine Lehre, die er für die reinste hält, nicht einmal als gleichberechtigt anerkennen wollen.

In kirchlichen Dingen haben die Abessinier noch einen Klagepunkt: sie versuchen seit Jahren vergeblich in der Kirche vom Heiligen Grabe in Jerusalem eine eigne Kapelle zu erhalten, auf welche sie Ansprüche zu haben glauben. Für diese Angelegenheit interessiert sich vornehmlich die Kaiserin Taitu, die sehr fromm — geworden ist. Die Mission des Abuna Mathäos, des Oberhauptes der abessinischen Kirche, scheiterte an dem Widerstand der andren in Jerusalem vertretenen christlichen Bekenntnisse. Rußland könnte sich in Äthiopien eine viel bessere Stellung schaffen, wenn es den Abessiniern zu dieser Kapelle verhülfe, und daß es dies bisher nicht getan, wird ihm zum Vorwurf gemacht.

Zwischen dem Hospital und der russischen Gesandtschaft fließt in einer engen, felsigen Schlucht ein kleiner Bach, den wir mittels einer leidlich bequemen Furt durchritten. Aber zur Regenzeit schwillt das Wässerchen derart an, daß der Übergang schwierig und gefährlich wird. Ein russischer Offizier kam vor einigen Jahren eben an dieser Stelle bei dem Versuch, den Wildbach zu durchreiten, ums

Leben; ein einfaches Denkmal auf einer Felsenklippe am linken Ufer erinnert an den Unfall. Seitdem haben die Russen, um nicht während der Regenzeit von der Stadt abgeschnitten zu sein, weiter abwärts eine feste Brücke gebaut.

Die russische Gesandtschaft besteht aus mehreren abessinischen Häusern mit Strohdach und Veranda, wie wir sie nun schon wiederholt gesehen hatten. Die Gebäude krönen einen Hügel, welcher zu einem entzückenden Blumengarten umgestaltet ist; die herrlichsten Rosen, Nelken, Clarkien und Fuchsien blühen hier in erstaunlicher Üppigkeit das ganze Jahr hindurch. Die weitere Umgebung des Gesandtschaftshotels und die neutrale Zone werden mit Benutzung der natürlichen Terrainwellen zu einem freundlichen Park umgestaltet. Der Schöpfer dieser Anlagen ist der Gesandte selbst, General Lischin († 1906), ein liebenswürdiger, alter Herr, der uns mit der größten Herzlichkeit empfing. Auch wir fühlten uns bald zu seiner jovialen, expansiven Natur lebhaft hingezogen und haben bei ihm manche frohe Stunde verlebt. Wie gern führte er uns zu seinen Baumpflanzungen oder durch seine wuchernden Blumenbeete, und wie freigebig spendete er — ein echter Russe — duftige Blumensträuße, eine kostbare Gabe in diesem Lande und in dieser blumenarmen Zeit.

Mit größtem Bedauern hörten wir einige Zeit nach unsrem ersten Besuch, daß der alte Herr sich bei einem Fall eine schmerzhafte Verstauchung zugezogen hatte, die ihn für eine Woche ans Bett fesseln sollte. Er nahm den Unfall mit Geduld und Humor hin, aber desto schwerer lasteten bald die Nachrichten aus Rußland auf ihm, die Ermordung des Großfürsten Sergius, die blutigen und erfolglosen Kämpfe bei Mukden. In dieser Zeit mag ihm sein Garten, den er so sehr liebte, noch am ersten eine wohltätige Ablenkung gewährt haben.

Die englische Gesandtschaft besteht, wie die übrigen, aus abessinischen Bauten und zeichnet sich durch die besonders geschmackvolle Ausführung der offnen Dachstühle aus, die mit ihrer Bindung aus buntem Flechtwerk zu der eleganten europäischen Ausstattung der Innenräume sehr pikant wirken.

Der Gesandte, Sir John Harrington, ist aus dem militärischen Beruf hervorgegangen, wohl eine Seltenheit unter den englischen Diplomaten. Er gilt für einen tüchtigen Politiker, der seine Karriere ausschließlich dem eignen Verdienst dankt. Als Vertreter der bedeutendsten Macht in Afrika spielt er natürlich keine geringe Rolle, zurzeit war aber besonders deshalb viel von ihm die Rede, weil er,

unterstützt von seinem Ersten Gesandtschaftssekretär M. Clarke, in der äthiopischen Hauptstadt europäische Wettrennen eingeführt hatte, die den lebhaftesten Anklang finden. Besonders interessiert sich der Negus für das Unternehmen, und er sieht es gern, daß der neue Sport das Interesse für Pferde, ja auch schon das Angebot hebt; denn da der Abessinier sich in Friedenszeiten fast ausschließlich des Maultieres bedient, das im Krieg ziemlich wertlos ist, so fällt es bei Mobilmachungen stets schwer, die erforderliche Anzahl von Pferden zu beschaffen. Da der Kaiser die Rennen regelmäßig besucht, ja selbst Pferde laufen läßt, so gehört es in Adis-Ababa bereits zum guten Ton, Mitglied des Rennvereins zu sein, und unter dem großen Zelt, das die Stelle der Tribüne vertritt, pflegt sich alles zu versammeln, was die Hauptstadt an guter Gesellschaft besitzt. Abessinische Damen freilich besuchen die Rennen noch nicht.

Während unsres Aufenthaltes in Adis-Ababa fanden zwei Rennen statt. Der Rennplatz ist eine sehr ebene Wiese mit ganz kurzem Gras. Vorläufig gab es nur Flachrennen, doch ist inzwischen vielleicht auch schon eine Hindernisbahn geschaffen. Den besten Rennstall hat Ras Makonen, dessen älterer Sohn als Herrenreiter teilnimmt. Damit keine unliebsamen Reibungen vorkommen, reiten die Europäer gesondert von den Abessiniern, welche einstweilen noch eine große Neigung zeigen, sich den Sieg durch allerhand Listen und Tücken zu sichern. Bis ihnen die geheiligten Sportregeln in Fleisch und Blut übergegangen sein werden, wird M. Clarke als Starter noch oft seine liebe Not haben.

Der zweite Renntag war eine von Sir John Harrington uns zu Ehren veranstaltete Djymkhana, d. h. ein indisches Reit- und Sportfest. Daher war auch eine besondere Nummer für die Gardes du Corps eingelegt, bei welcher, gegen alle Erwartung, der unentbehrliche Korioth gewann, unser Sattler und Zeltmacher, der zugleich das Schuhmachergewerbe und die Feldbäckerei mit nicht zu leugnendem Erfolg betrieb. Er ritt mein Pferd und war ganz bleich vor Aufregung und Ehrgeiz. Besonderes Interesse erregte auch das Tentpegging, welches mein Bruder und Graf Eulenburg mitritten. Es handelt sich hierbei darum, einen in die Erde gerammten Zeltpflock in Karriere mit der Lanze zu spießen und herauszureißen.

An diesem Tage gab es außer dem Pferderennen eine Hindernisbahn für Läufer, und es war ein brillanter Anblick die schlanken, sehnigen Abessinier laufen und springen zu sehen. Aber die graziöse Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der fast unbekleideten Burschen erzielte bei den abessinischen Gästen doch lange nicht den Erfolg

wie die letzte Nummer des umfangreichen Programms, ein Sackrennen. So etwas hatte man in Abessinien noch nie gesehen, und mit hellem Jubel wurde es jedesmal begrüßt, wenn ein allzu ehrgeiziger Sackläufer stolperte und umpurzelte.

Einer unsrer ersten Besuche galt dem Dedjasmatsch Abbata, der uns als eine sehr wichtige Person und als besonderer Freund der deutschen Sache geschildert worden war. Wenn man nun auch nicht recht ersehen konnte, inwiefern er der deutschen Gesandtschaft bei ihrer Aufgabe, dem Abschluß des Freundschafts- und Handelsvertrages, nützlich zu sein vermochte, so waren wir ihm doch schon wegen seiner Aufmerksamkeiten vor und während unsres Einzuges besondere Beachtung schuldig. In der Tat scheint der Dedjas einen über seinen Generalsrang hinausgehenden Einfluß zu besitzen, da er bei der Kaiserin in besonderer Gunst steht. Wer in Abessinien ein Amt oder eine Pfründe erreichen will, pflegt dem Dedjas einen Beitrag für die Kirchenbauten der Kaiserin zuzuweisen.

Dedjasmatsch Abbata bewohnt eine von hohen Mauern und Türmen umwehrte Burg im Nordosten der Stadt. Das mehrstöckige Wohnhaus in indischer Bauart war noch unfertig, und so empfing uns der Hausherr in einem geräumigen und schmucken Zelt. Er ist ein junger Mann von etwa 30 Jahren, mit intelligenten Zügen, aristokratischer Haltung und kleidet sich mit der ausgesuchtesten Eleganz. Er liebt indische Seiden mit ihren reichen und doch stets duftigen Farben; seine Unterkleider bestehen aus dem kostbarsten Seidendamast. Er scheint der arbiter elegantiarum am Hofe von Adis-Ababa zu sein und weiß offenbar nur zu gut, wie schön er ist. Oft ist uns in Abessinien aufgefallen, wie frei und stolz vornehme Leute den Kopf zu tragen verstehen, bei niemand aber so sehr wie bei unsrem Dedjas. Er erinnerte mich im Profil stark an Pisanellos berühmte Medaille des Lionello von Este.

Bei diesem General waren wir zu einem kleinen Frühstück geladen; ahnungslos gingen wir hin. Es gab ein Diner, bei welchem wir allein vierzehn Fleischgänge zählten, und, was das Schlimmste war, das Interesse und der Wohlgeschmack der nicht sonderlich stark gepfefferten Speisen verführte uns von allem zu kosten. Unser Wirt hatte, wie er uns sagte, den Wunsch, uns Gelegenheit zum Studium der abessinischen Küche zu geben, da wir nun doch einmal alles studieren wollten. So ließ er uns die berühmtesten Nationalgerichte vorsetzen und nötigte wie eine schlesische Hausfrau. Dazu wurde das beste von einheimischen Getränken serviert und schließlich sehr süßer Sekt. Aber wir Unglücklichen hatten am Abend noch ein

Diner mitzumachen, bei welchem es, wenn ich nicht irre, zwölf Fleischspeisen gab!

Das Nationalgetränk T'etj ließ uns der Dedjas nach alter abessinischer Sitte in Trinkhörnern reichen, die er uns dann als Andenken anbot. Schon den ersten Reisenden in Abessinien sind diese Hornbecher aufgefallen, ja es scheint, daß sie im Altertum auch in Rom bekannt waren; sie stammen nicht, wie die Trinkhörner unsrer Studenten, vom Büffel, sondern von einer großhörnigen Rinderart, welche jetzt in Abessinien sehr selten geworden ist. Wir haben leider kein Tier dieser Rasse zu sehen bekommen, sie sollen nur in den südlichsten Provinzen leben. Plinius und andre ältere Autoren nahmen an, die ungewöhnlich großen Hörner stammten von einem riesenhaften Rind, das dem Elefanten an Größe wenig nachstehen sollte und daher Taurelephas genannt wurde; ein gewisser Philostorgus will diese Tiere lebend in Rom gesehen haben,[1] aber Bruce macht ganz anders lautende Angaben. Freilich kannte auch er das großhörnige Rind nicht aus eigener Anschauung. Nach seinen sorgfältigen Erkundigungen sollen die großen Hörner nicht das Merkzeichen einer besonderen Rasse, als vielmehr Wirkungen einer Krankheit sein. Die von ihr befallenen Tiere erleiden eine monströse Vergrößerung ihrer Hörner, an der sie schließlich unter den Erscheinungen der Abzehrung zugrunde gehen. Bei besonderer Pflege und Fütterung leben die erkrankten Rinder länger, und ihre Hörner nehmen entsprechend an Größe und an Wert zu. Nach Bruce betrug der Preis für ein Paar auserlesener Hörner, die mehrere Liter faßten, auf dem Markt in Gondar nicht weniger als vier Unzen Goldes oder zehn Pfund Sterling.[2]

Die Rolle des englischen „butler" spielte im Haushalt des Dedjasmatsch Abbata ein Eunuch, ein junger Mensch von widerlich gedunsenem, weibischem Aussehen. Ich erkundigte mich bei meinem Tischnachbarn, dem deutschsprechenden Kantiba Gebru, ob solche Verstümmelungen in Abessinien oft vorkämen? Er stellte die Tatsache zunächst vollkommen in Abrede und gab, als ich mich damit nicht begnügen konnte, widerwillig zu, daß in früheren Kriegen gelegentlich Leichen verstümmelt worden seien, doch niemals Lebende. Obwohl wir diese Unterhaltung leise geführt hatten, griff doch der Hausherr gleich ein. Nur böswillige Verleumder hingen den christlichen Abessiniern den Makel solcher Barbarei an. Ginge man aber

[1] Ludolf, Historia Æthiopica I, 10.

[2] Bruce, Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nil, Buch VII, Kap. 4.

der Sache auf den Grund, so zeige sich, daß der Brauch, die Feinde zu verstümmeln um eine Trophäe — wie den Skalp der Indianer — davonzutragen, zuerst unter Kaiser Johannes aufgekommen sei, der seinen Soldaten die Erlaubnis dazu auch nur als Repressalie gegen die Galla und Somal gegeben habe, die bekanntlich solche Scheußlichkeiten allgemein ausübten. Aber bereits Menelik habe die Maßregel seines Vorgängers wieder rückgängig gemacht und zum Beispiel vor der Schlacht von Adua die Verstümmelung von Leichen mit schwerer Strafe — Abhauen der Hand — belegt. Damals, sagte der Dedjas, schickten die Krieger Abordnungen zum Negus und fragten: Wie sollen wir Dir nach der Schlacht unsre Tapferkeit beweisen, wenn wir Dir nicht die Trophäe der erschlagenen Feinde bringen dürfen? Aber Menelik habe sie ausgelacht und erwidert: Wer bürgt mir in einer Schlacht, in welcher gedrängte Massen miteinander fechten, dafür, daß derjenige, welcher die Trophäe bringt, auch den Feind getötet hat? Schlagt Euch lieber brav und versäumt die Zeit nicht mit dem Suchen nach Trophäen.

Übrigens leugnete auch der Dedjas, daß jemals die Verstümmelung an Lebenden, namentlich bloß Verwundeten, vorgenommen worden sei.

Die Auskunft war vielleicht nach bestem Wissen erteilt, aber sie ist in wesentlichen Punkten unrichtig. Ich lernte bald darauf durch Vermittelung des oben genannten Kantiba Gebru den Alaka Elias kennen, einen studierten Geistlichen, welcher Hofmaler Kaiser Meneliks ist. Der Negus feiert alljährlich den Schlachttag von Adua mit einem großen Dankgottesdienst, für welchen er eine besondere Kirche unfern des Gebi errichten läßt. Das Gebäude war damals äußerlich fertig, das Innere wurde zurzeit mit seinem Gemäldeschmuck versehen. Alaka Elias ließ sich bereit finden, einige Stücke, die er noch nicht für die Kirche abgeliefert hatte, an mich zu verkaufen. Sie stellen Episoden aus der Schlacht bei Adua vor, und auf einem Bilde sieht man einen Abessinier, der einen verwundeten, nicht toten Italiener kastriert.[1]

Nach der Schlacht bei Adua brachten die Zeitungen die Nachricht, daß zahlreiche Verwundete oder Gefangene verstümmelt worden und doch mit dem Leben davongekommen seien. Ja, die Abessinier hätten die Verstümmelten nicht mehr als Feinde behandelt, sondern sie zum Teil sogar verpflegt und unbehelligt ziehen lassen, als ob

[1] Diese Malereien befinden sich jetzt im Museum des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie in Stuttgart.

es ihnen nur um die Erlangung der scheußlichen Trophäe zu tun gewesen wäre. Melli, dessen Darstellung sich auf die offiziellen Dokumente stützt, gibt die Zahl der verstümmelten Italiener — ohne die Hilfstruppen — auf 30 an, unzweifelhaft sind nur die mit dem Leben davongekommenen gemeint. Denn was mit den 6600 Mann, die tot oder schwer verwundet auf dem Schlachtfelde blieben, geschehen sein mag, weiß man nicht. Die Raben und Geier mögen gute Tage gehabt haben, und die Hyänen von den Bergen Abba Garimas satte Nächte. Erst zwei Monate später wurden die Gebeine der Toten durch den Oberstleutnant Arimondi, dessen Bruder, der bekannte General, auch unter den Gefallenen war, zur Erde bestattet.[1]

Auch darin war die Auskunft des Dedjas falsch, daß diese Barbarei erst unter der Regierung des Negus Johannes bei den christlichen Abessiniern Eingang gefunden habe und vordem nur von ihren heidnischen Feinden geübt worden sei. Denn schon zu Zeiten des Bruce war die scheußliche Sitte bei den Abessiniern selbst eingebürgert, dagegen, wie es scheint, nicht bei den Galla. Bruce beschreibt[2] ausführlich die Zeremonie der Ablieferung der blutigen Trophäen an die Hauptleute und von diesen an den Kriegsherrn. Nach der Schlacht von Serbraxos am 20. Mai 1772, welche Bruce selbst mitmachte, präsidierte Ozoro Esther, die junge Gemahlin des Reichsverwesers Ras Mikael, jener Zeremonie, und die schöne Prinzessin Tacla Mariam war erstaunt, daß Bruce, den sie sich zum Ritter erkoren hatte, ihr „kein Kompliment von dieser Art abstattete".

Nach einem Rencontre zweier Reiterabteilungen, erzählt Bruce ferner, stürzte alles nach dem Kampffeld, um Trophäen zu holen, und wahllos wurden dabei auch die eigenen gefallenen Kameraden verstümmelt. Wir sehen auch hieraus wieder, daß dem Abessinier mehr an der Trophäe als an dem Tod des Feindes gelegen ist.

Auch die widerlichsten Bräuche gestatten uns manchmal in die Menschenseele psychologische Einblicke von Interesse zu tun. Wir wissen, daß der Kannibalismus manchmal ein religiöser Akt ist, eine Art Opfer für die Gottheit, oder daß ihm doch der Glaube zugrunde liegt, als könne sich ein Mensch auf diesem Wege die Seele oder die Kraft eines andren aneignen. Sollte sich in dem bestialischen Brauch der Abessinier eine ähnliche Grundvorstellung aus alter Zeit

[1] Vgl. Melli a. a. O. S. 259. Die einheimischen Hilfstruppen der Italiener wurden von den Abessiniern als Rebellen angesehen. So erklärt sich, daß 406 Gefangenen die rechte Hand und der linke Fuß abgehauen wurden.

[2] a. a. O. VII, 7.

her erhalten haben? Es scheint doch nicht. Was uns Bruce über die Zeremonie der Trophäen-Ablieferung und die dabei stets wiederholten Worte überliefert hat,[1] weist vielmehr mit Sicherheit darauf hin, daß die Sitte mit dem abessinischen Feudalsystem, der Belohnung tapferer Krieger nach der Schlacht, zusammenhängt. Danach möchte ich glauben, daß der Brauch in Abessinien nicht seit den ältesten Zeiten bestanden hat, sondern wirklich erst von den benachbarten Völkern der Wüste übernommen worden ist. Die Issa und andre Somal, vielleicht auch manche Galla, töten in der Absicht in dem dürftigen, an Wasser und Weide armen Land Raum zu schaffen. Wenn hier der Bursch, der um ein Mädchen anhält, die Trophäe vorweisen muß, so bedeutet das den handgreiflichen Beweis, daß der Bewerber für die zu erwartende eigne Nachkommenschaft Platz gemacht hat, indem er eines andren Mannes Zeugungskraft vernichtete. Der Brauch, den bei diesen Wüstenvölkern die Armut eines unerbittlichen Landes erklärt, dient dem christlichen Abessinier dazu, sich in seiner reichen Heimat ein Leben des Nichtstuns zu sichern, als für seine Tapferkeit belohnter Soldat.[2] —

Der liebenswürdigste der abessinischen Herren, die wir kennen lernten, war Ras Wolda Giorgis, der Vizekönig von Kaffa. Ein kleiner, etwas zum Embonpoint neigender Mann von feinem Takt und stets heiterem Temperament. Er bewohnte, als wir ihn besuchten, noch sein abessinisches Haus, dessen große Empfangshalle sich durch hübsche Dekorationen in durchbrochenem Holzwerk auszeichnete. An der einen Seite des Raumes stand nach der alten Sitte des Landes die „alga“ des Fürsten, ein Mittelding zwischen Thron, Diwan und Ruhebett, ungefähr so lang wie breit, mit einem Himmel von geblümtem indischen Kattun, einer Spreite aus himbeerrotem Atlas und weichen Pfühlen mit buntseidenen Bezügen. Am Fußende des Bettes befindet sich eine niedrige Bank, auf welcher der Fürst sitzt, wenn er Besuche empfängt. — Wir sahen ähnliche Paradebetten in den Privatgemächern Meneliks und der Kaiserin Taitu.

[1] „Ich bin Johann, der Sohn Georgs, ich bin der Reiter des braunen Pferdes; ich rettete Eures Vaters Leben in dieser oder jener Schlacht; was würde aus Euch geworden sein, wenn ich heute nicht für Euch gefochten hätte? Ihr gebt mir keine Aufmunterung, weder Kleider noch Geld; Ihr verdient keinen solchen Diener wie ich bin.“ Mit diesen Worten wirft er das blutige Siegeszeichen seinem Herrn vor die Füße. Alsdann kommt ein andrer und macht es ebenso. Bruce a. a. O.

[2] Einem deutschen Reisenden gegenüber rechtfertigte ein abessinischer Held seine Taten auf diesem Gebiet mit dem Hinweis auf die Bibel! (I. Samuelis: Kap. 18. 25—27.)

Ras Wolda Giorgis, ein naher Verwandter und besonderer Freund des Negus, hat das Reich Kaffa, das er jetzt beherrscht, größtenteils als Feldherr Meneliks erst selbst erobert. Es ist ein dicht bevölkertes und sehr fruchtbares Land, dessen Plateaus weniger ausgedehnt und dessen Täler weiter und zugänglicher sind, als die des eigentlichen Abessinien. Die Bewohner sind seßhafte, landwirtschafttreibende Galla. Der Ras besitzt hier einen ungeheuren Viehstand, aber das interessanteste Produkt Kaffas ist der Kaffee, der in den Wäldern dieses Landes wild wächst, ja seine eigentliche Heimat oder doch das Zentrum seiner natürlichen Verbreitung besitzt. Manche glauben, daß der Name des Kaffee von Kaffa kommt. Allerdings heißt der Kaffee amharisch „bun", und nur das aus den Samen bereitete Getränk wird — im Arabischen — als „kahwe" bezeichnet. Der verdienstvolle Botaniker Clusius (Charles de l'Ecluse, 1525—1609), dem wir auch die Einführung der Gartentulpen, der Kartoffel und der Roßkastanie verdanken, hat wohl die erste Kenntnis des Kaffee nach Europa gebracht; er erhielt 1596 von einem Reisenden Samen, aus welchen man in Ägypten ein Getränk „cave" bereite. Genaueres ermittelte Prosper Alpinus (1553—1617), Flottenarzt des Andrea Doria und später Professor der Botanik in Padua, in Ägypten über den Kaffeebaum; er nennt ihn „arbor Bon cum fructu suo Buna".[1] Von diesem Worte Bun stammt vielleicht unsre Bezeichnung Kaffee-„Bohne". — Daß der Kaffee, dem Linné den Namen Coffea arabica gab, in Arabien ursprünglich nur als Importartikel aus Abessinien bekannt war, wird jetzt allgemein anerkannt.

Von allem Guten, das uns Ras Wolda Giorgis bei einem Diner bot, war das beste ein wahrhaft köstlicher Kaffee. Obwohl man in Abessinien die Kaffeebohnen auf offnen Pfannen oder gar auf einem Stück Blech röstet, wobei sie viel von ihrem flüchtigen Aroma einbüßen, so ist das daraus bereitete Getränk immer noch sehr kräftig und gehaltvoll; ja, der abessinische Kaffee besitzt ein ganz besonderes Aroma, an das wir uns bald so gewöhnten, daß wir ihn allen andren Sorten vorzogen. Die Frage, ob und wieweit der Kaffee von hier direkt nach Deutschland importiert werden könne, wurde von den mit der wirtschaftlichen Erforschung betrauten Herren zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht.

Ras Tassáma, den man gewöhnlich mit Ras Wolda Georgis in der Umgebung des Negus sieht, bewohnt eine Burg ganz im Süden der Stadt. Um von unsrem Quartier dorthin zu gelangen, hatte man

[1] de Candolle, Der Ursprung der Kulturpflanzen. Leipzig 1884.

fast eine Stunde Reitens, und unterwegs waren mehrere schwierige Bachschluchten zu überschreiten. Der Ras ist eine hohe, stattliche Erscheinung, besonders in seiner Festkleidung mit der goldenen Löwenmähnenkrone. Auch er erwies uns und unsrem ganzen Troß die liebenswürdigste Gastfreundschaft.

Adis-Ababa ist gegenwärtig auch die Residenz des Oberhauptes der abessinischen Landeskirche. Dieser Prälat, dessen Titel Abba Salama (Vater des Friedens) oder gewöhnlich Abuna (Unser Vater) lautet, ist niemals ein Abessinier, sondern ein Kopte oder ägyptischer Christ. Der Patriarch von Alexandrien, der seit Jahrhunderten in Kairo residiert, ernennt jeweils den Oberhirten für Abessinien, der jedoch noch einer Bestätigung durch den Landesherrn bedarf. Dieser sonderbare Brauch wird mit der Entstehungsgeschichte des abessinischen Christentums in Verbindung gebracht. Ein gewisser Frumentius, ein Ägypter oder Phönizier, soll im Anfang des vierten Jahrhunderts als Kaufmann nach Abessinien gezogen sein, wo er mit seinem Gefährten Ädesius gefangen und als Sklave an den königlichen Hof in Aksum gesandt wurde. Durch ihre Frömmigkeit und Weisheit gewannen die beiden Christen dort bald großen Einfluß, Frumentius wurde der Erzieher des Thronfolgers und unternahm dann Missionsreisen durch das Land. Im Jahre 326 wurde er von dem Patriarchen Athanasius von Alexandrien zum ersten Bischof von Aksum geweiht; nach seinem Tode schickten die Abessinier eine Gesandtschaft nach Ägypten und erbaten sich einen neuen Abuna, und so erhielt sich der Brauch bis zum heutigen Tage, gewiß nicht zum Vorteil der abessinischen Kirche. Denn nun ist das Oberhaupt stets ein Fremder, der, bei Antritt seines Amtes bereits ein Mann in reiferen Jahren, oft stirbt, bevor er mit den eigenartigen Verhältnissen seines Wirkungsgebietes recht vertraut geworden ist. Daher haben auch ernste und wirklich religiöse Bischöfe auf die sittliche Vertiefung des abessinischen Christentums wenig Einwirkung gehabt. Die meisten betrachteten ihre Stellung jedoch vorwiegend als eine Sinekure und als gute Gelegenheit sich und ihren ägyptischen Anhang zu bereichern.

Man sagt, daß dies auch die Art des jetzigen Abuna Mathäos sei. Aber er ist gleichwohl nicht auf Rosen gebettet. Menelik freilich mag es gern sehen, wenn der Abuna weltliche Neigungen zeigt und nicht ein Eiferer ist, der religiöse oder dynastische Konflikte schafft; eine Auseinandersetzung nach dem Rezept des Kaisers Theodorus wäre gewiß nicht nach dem Geschmack des gegenwärtigen Negus. Aber die Kaiserin, die Führerin der Partei der Frommen, ist wenig zufrieden mit dem Abuna. Hat dieser es doch nicht verstanden, den

Abessiniern ihre Kapelle in der Grabeskirche zu Jerusalem wieder zu verschaffen, obwohl man ihn zu diesem Zweck mit Aufwendung großer Mittel nach der heiligen Stadt und sogar nach St. Petersburg gesandt hatte. Auch scheint Taitu bemerkt zu haben, daß die von ihr für das abessinische Kloster in Jerusalem veranstalteten Kollekten zum großen Teil ihren Weg in die Taschen der koptischen Kuratoren des Klosters finden, die gar nicht einmal in Palästina wohnen.[1] Die Kaiserin vermag aber viel bei Menelik, und so schwebt über dem armen Abuna das Damoklesschwert der Ungnade, vielleicht sogar der Absetzung.

Wir fanden den Bischof, einen schönen Mann von weißer Gesichtsfarbe und wohlgepflegtem Bart, in entschieden trüber Stimmung. Aber wie es einem gottergebenen Christen geziemt, beugt er sich ohne Murren — vielleicht hat er sein Schäfchen bereits im Trocknen. — In der Unterhaltung mit unsrem Gesandten lebte er sichtlich auf und bezeugte namentlich darüber Freude, sich einmal wieder in gebildetem Arabisch unterhalten zu können, die Modulationen der an feinen Nuancierungen unerreichbaren Sprache zu genießen. Inzwischen wurden wir mit dem unvermeidlichen Sekt bewirtet, der uns in Wassergläsern serviert wurde; der Abuna selbst tat uns aus einem silbernen Kelch Bescheid, der mir eher für Meßwein als für Champagner bestimmt zu sein schien.

[1] Vgl. W. Hentze, Am Hofe des Kaisers Menelik, Seite 31.

XIII

DIE ÄTHIOPISCHE HAUPTSTADT

Im Laufe der Jahrhunderte haben die abessinischen Herrscher oft ihre Residenz gewechselt. Die älteste Hauptstadt, von welcher wir Kenntnis haben, war Jeha, ein Ort, nicht weit von Adua im Norden des Landes, dessen Ruinen Theodore Bent[1] besucht und abgebildet hat. Dort haben sich mehrere Inschriften gefunden, welche beweisen, daß in Jeha südarabische (sabäische) Kultur herrschte; wahrscheinlich konzentrierte sich hier zuerst die semitische Invasion des abessinischen Hochlandes. Wie weit sich das Reich von Jeha erstreckt haben mag, darüber können wir nur Vermutungen aufstellen; die nahe Hafenstadt Adulis, eine Gründung der Ptolemäer, die unter dem römischen Kaiserreich große Bedeutung gewann, war wohl ziemlich unabhängig.

Jeha wurde von Aksum abgelöst, das gegen tausend Jahre die Hauptstadt Abessiniens war und heute noch das religiöse Zentrum des Landes bildet. Von Aksum aus verbreitete sich das Christentum in Äthiopien unter kräftigen Herrschern, die zeitweilig sogar das Protektorat über die Christen Südarabiens ausübten und das Stammland der semitischen Abessinier, das Reich von Saba, eroberten. Doch der Machtentfaltung nach außen scheint die Entwicklung im Inneren nicht entsprochen zu haben. Die Monumente in Aksum sind — im Auftrage der Könige — von fremden Werkmeistern geschaffen, Ägyptern und Griechen; die Abessinier lernten nicht bauen. Ebensowenig gewöhnten sie sich an die Landwirtschaft, die nach wie vor in den Händen der kuschitischen Ureinwohner blieb. Der Bericht über die Kriegszüge des Aizanes auf dem zweisprachlichen Stein in Aksum lehrt uns, daß schon damals der Hof des Königs, welcher gewiß große Scharen von Soldaten um sich sammelte, durch Raubzüge

[1] The sacred city of the Ethiopians. London 1893.

mit Nahrungsmitteln und Sklaven versorgt wurde. Die semitischen Einwanderer, die den Kern des heutigen abessinischen Volkes bilden sollten, stellten nur eine Krieger- und Herrenkaste dar, die das produktive Element der eingesessenen Bevölkerung aussog, statt es zu entwickeln. Ihre höhere Intelligenz und Kultur kam dem Lande nicht zugute. Nur die Sage berichtete im Mittelalter noch von dem Reichtum des weiten Hochplateaus, auf welchem, umgeben von Mohammedanern und Heiden, ein christliches Volk wohnte.

Durch dieses Gerücht angelockt, suchten die Portugiesen das sagenumsponnene Reich, aber sie fanden statt Glanz und Macht ein bettelarmes Volk. Auch den Königen fehlte es an allem und jedem, was wir Komfort nennen würden; sie lebten in wechselnden Kriegslagern, umgeben von Scharen zügelloser Krieger; Raub und Erpressung regierten das Land. Längst gab es keine Hauptstadt mehr. Wo die Bauern den Acker bestellt hatten, da fielen die Soldaten des Königs ein, wie gefräßige Heuschreckenschwärme. Den Wehrlosen gegenüber waren sie mutig, aber als sie einen Feind abweisen sollten, Mohammed Granǰ, den Sultan von Adal, da versagten sie vollständig.

Die furchtbare Züchtigung, die der Attila Ostafrikas den verkommenen Abessiniern zuteil werden ließ, rüttelte sie für eine Weile aus ihrer Trägheit auf. Die Portugiesen, ihre Verbündeten, verstanden befestigte Lager anzulegen; bald bedurfte man wieder solcher Zufluchtsstätten, als die Galla aus dem unbekannten Süden in Abessinien eingebrochen waren und die Könige aus dem noch nicht erschöpften Schoa vertrieben. Eins dieser festen Lager in der Landschaft Dembea, Guender oder Gondar, entwickelte sich allmählich zu einer größeren Niederlassung, in welche Kaiser Fasiladas (1632—67) die Residenz verlegte. Der Jesuit Pedro Paës entwarf die Pläne für eine königliche Burg, indische Architekten führten die imposanten Gebäude auf, deren Ruinen die heute wieder verlassene Hauptstadt schmücken.[1]

Nach der Austreibung der Jesuiten, welche bald darauf erfolgte, scheint kein Mensch mehr im Lande sich an größere Bauten herangewagt zu haben. Offenbar hatten die Abessinier von den Portugiesen und den von diesen besorgten indischen Bauleuten nichts gelernt; sie hatten die Fremden nur für sich arbeiten lassen. Die Könige bewohnten die Burg in Gondar, den Gemp, bis die Schlösser so baufällig wurden, daß ein weiteres Verweilen gefährlich erschien.

[1] Vgl. Ludolf, Historia æthiopica Liber II, Cap. 13 und Liber IV, Cap. 5, 12–14.

Reparaturen vorzunehmen verstand man anscheinend nicht. Im neunzehnten Jahrhundert verließ der Negus Theodorus Gondar und verlegte seine Residenz in die Bergfeste Magdala, wo ihm eine Hütte den Palast ersetzen mußte. Sein Nachfolger Johannes lebte in wechselnden Kriegslagern, wie es die Könige vor der Gründung Gondars getan hatten. Meneliks erste Hauptstadt, Ankober, besaß zwar eine fast uneinnehmbare Burg auf einem unzugänglichen Felsenkegel, aber das Wohnhaus des mächtigen Königs von Schoa, der „Elfin", war eine Hütte wie jede andre.[1] Freilich hatte sich Menelik von einem Franzosen ein schmuckes Haus in europäischem Geschmack bauen lassen, aber die allem Fremden abholde Geistlichkeit prophezeite, daß der Blitz des erzürnten Gottes unfehlbar das Dach zerschmettern würde, wenn der König darunter Schutz und Unterkunft suche. Und Menelik ließ sich einschüchtern oder — hielt es für gut, sich den Wünschen der chauvinistischen Geistlichkeit zu fügen.

Denn die Linie des königlichen Hauses von Schoa, welcher Menelik angehörte, war durch die Hilfe der geistlichen Partei zur Regierung gekommen. Salé-Selassé, Meneliks Großvater, hatte seinen älteren Sohn, den tatkräftigen Mangascha, zugunsten eines jüngeren, Aïli-Melekott, enterbt. Natürlich kam es zum Bürgerkrieg. Die Geistlichkeit unterstützte den gefügigen Melekott gegen seinen stärkeren Bruder und fand um so mehr Gelegenheit sich unentbehrlich zu machen, als der Kampf um die Krone von Schoa sich durch lange Jahre hinzog. Melekott erlebte nicht das Ende des Streites, und erst Menelik schloß, auf Intervention des Kaisers Johannes, einen Vergleich, in welchem seine Rechte auf die Krone anerkannt, sein Oheim aber durch Ländereien abgefunden wurde.

Durch Meneliks jüngere Jahre zieht sich, wie ein roter Faden, das Streben nach Legitimierung seiner Ansprüche auf Schoa und später auf ganz Äthiopien hin. Schon sein Name involvierte Aspirationen. Der erste Menelik war der Sage nach der Sohn der Königin von Saba und des roi soleil der Juden, des großen Salomo. Er begründete das äthiopische Reich und seine altberühmte Salomonische Dynastie. In drei Jahrtausenden hatte kein Menelik wieder über das abessinische Volk geherrscht; jetzt war der König erstanden, der das alte zersplitterte Reich wieder einen und kräftigen sollte.[2]

[1] Vgl. Borelli, Ethiopie méridionale, Paris 1890, S. 93 und Abbildungen.

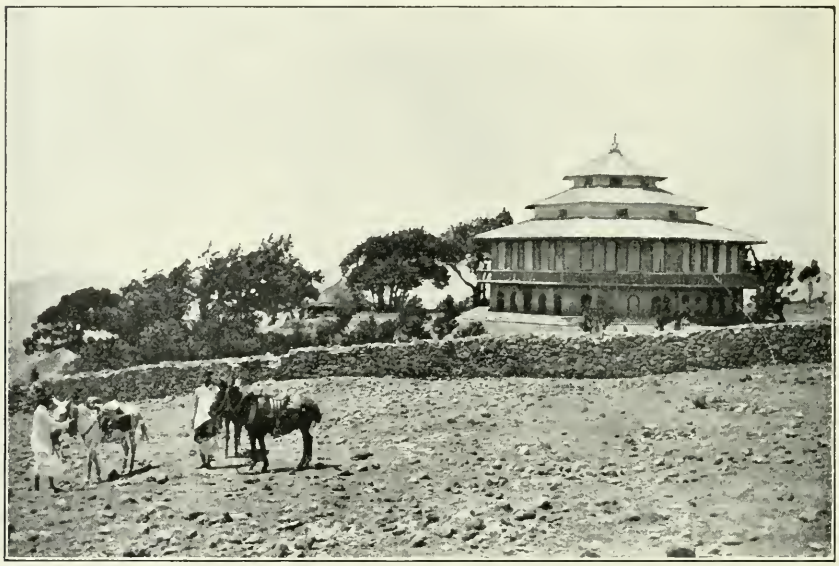
[2] Theodorus, der den letzten Kaiser aus der Salomonischen Dynastie vom Thron stieß, behauptete, ebenso wie sein Nachfolger Johannes, ein Abkömmling dieser Familie zu sein. Auch Menelik hält sich für einen Nachkommen Salomos, und zwar, wie man versichert, mit besserem Recht.

Nicht die Erfolge seiner Waffen allein machten Menelik zum populärsten Fürsten, auf den selbst die stolz sind, die er erst zur Unterwerfung zwang. Zum nicht geringen Teil verdankt er seine Stellung dem Volke gegenüber seinem steten Bemühen die halbverlorenen Fäden der Tradition wieder aufzunehmen, die zerrissenen neu zu knüpfen. Er beschloß Ankober zu verlassen, wo er den Äthiopiern stets nur der König von Schoa geblieben wäre. In seinem Empfinden echter Abessinier und zugleich ein feiner, kritischer Beobachter der Volksseele wußte er sehr gut, weshalb er als Ort für seine neue Residenz grade Antotto wählte. Denn hier, auf schoanischem Grund, hatten einmal die Könige des alten äthiopischen Reiches gesessen, bevor die Galla das Land verwüsteten. Eine Trümmerstätte im Walde unfern des Galladorfes Dildila trug noch den Namen Antotto, andere ausgedehnte Ruinen fanden sich gegenüber auf dem flachen Scheitel des Mangascha-Berges; zwischen beiden, tiefer im Tal, stand eine alte Kirche, deren massive Bauart auf portugiesisch-indische Baumeister hinwies. Diese Zeugen früherer Macht sollten wieder aufleben.

Doch bei dem Versuch die alte Hauptstadt aus ihren Trümmern wieder entstehen zu lassen, fand Menelik allerhand Schwierigkeiten. Der waldige Bergvorsprung, der einst die feste Burg getragen hatte, bot für das stattliche Heerlager des Negus nicht Raum genug; man mußte sich schon entschließen höher oben, auf dem Kamm des Berges selbst, zu bauen. So entstand das neue Antotto an der Stelle von Dildila, in wahrhaft königlicher Lage. Fast 3000 m hoch ist hier der Kamm, der letzte Pfeiler des ungeheuren abessinischen Hochlandes nach Südosten hin. Die Quellen, welche am waldigen Steilhang des Plateaus entspringen, führen ihr Wasser dem Hawasch zu, aber jenseits senkt sich der schmale Kamm gegen das wellige Hochland, das bereits vom Nil entwässert wird. Von der Wasserscheide schweift der Blick ungehindert über das hohe Schoa, Meneliks Stammland, und die Gebirge von Gurage und Enarea, von Kaffa im Südwesten bis zum Tschertscher im Osten, das riesige, reiche Gebiet, das der Negus erobern wollte.

Unmittelbar am Rande des Plateaus baute sich Menelik seine Burg. Tiefe Gräben und Palisaden umgaben in weitem Umkreis die noch durch eine breite Steinmauer umwehrten Gehöfte, die stattlichen Hallen, in denen der König königlich Hof hielt. Wie stets, wenn ein äthiopischer Fürst gebaut hat, so strömten auch jetzt fremde Architekten und Bauleute herzu; unter ihnen war Alfred Ilg, und der kluge Negus erkannte bald, daß er in diesem Manne einen

Mitarbeiter gefunden hatte, den ihm all die Griechen und Armenier nicht ersetzen konnten, so sehr sie sich selbst rühmten und Ilgs Arbeit durch niedrige Intrigen zu lähmen suchten. — Und ringsum bedeckten sich die Höhen mit zahllosen runden Hütten, den Quartieren der Soldaten, der Beamten, selbst etlicher Kaufleute; mächtigere und reichere Persönlichkeiten wie der junge Makonen, damals Balambaras,[1] bauten sich in größerer Entfernung an, wo sie mehr Platz fanden, ihren eignen Hofstaat um sich zu sammeln. Ein Markt wurde begründet; trotz der schwierigen Bergpfade brachten die



Die Raguel-Kirche in der verlassenen Residenz Antotto (2942 m über dem Meer)

Bauern von weither ihre Erzeugnisse zum Verkauf; die Nachfrage belebte das Angebot.

Von der ganzen Stadt Antotto, die Menelik in den achtziger Jahren geschaffen hat, fanden wir nur noch zwei große Kirchen und etwa ein Dutzend Hütten, in welchen die Geistlichkeit und ihr Anhang hausen. Sonst sind die aus Spaltholz gefügten Bauten vollständig verschwunden, fortgeschafft und an andrem Ort wieder aufgerichtet, oder auch verbrannt. Vom königlichen Palast sieht man nur noch einige Reste der Fundamentmauern, halbverborgen unter einem wilden Gedränge von Dornbüschen und Kugeldisteln. Still

[1] Marschall oder Hofstallmeister.

und verlassen liegt die Höhe wieder da, wenn nicht Menelik oder die Kaiserin Taitu oben weilen, um in den einsamen Kirchen zu adorieren. Nur hier und an den steilen Abhängen hat sich Baumwuchs erhalten; bei der achteckigen Raguelkirche (2942 m) nur dürftige Stämme, während die schöne runde Marienkirche von mächtigen Wacholderbäumen umschattet wird, den stärksten, die wir überhaupt gesehen haben. Endlich sind noch zwei oder drei magere Kosso-Bäumchen übriggeblieben, die der Abessinier verschont, da sie ihm eine unentbehrliche Medizin[1] liefern. Sie gehören der oberen Waldzone Abessiniens an und finden sich selten viel unter 3000 m Seehöhe.

Der Strom der Menschen, die das friedliche Dildila überschwemmten, hat sich verlaufen. Sie haben geschaffen und zerstört. Was sie gebaut haben, ist größtenteils schon heute wieder vollständig verschwunden; aber wann wird der Wald, den sie weithin, wo er immer nur zugänglich war, verwüstet haben, die luftigen Höhen wieder zieren?

Man hört gewöhnlich, Menelik habe Antotto verlassen, weil er das Leben dort oben zu kalt gefunden habe: in der Tat, in solcher Höhe sind selbst im südlichen Abessinien die Nächte frostig. Aber es dürften wohl noch andere Ursachen den Kaiser bestimmt haben die eben geschaffene Hauptstadt wieder aufzugeben, vor allem die wachsenden Schwierigkeiten, die volkreiche Niederlassung mit Wasser und Lebensmitteln zu versorgen. Hatte man in früheren unruhigen Zeiten solche Unbequemlichkeiten gern in Kauf genommen, sobald die Unzugänglichkeit der Umgebung eine gewisse Sicherheit gewährte, so mochte es den Herrscher, dessen Heere an fernen Grenzen kämpften, jetzt wohl reizen eine ganz offene Hauptstadt zu begründen.

Steht man auf dem Platz des verfallenen Gebi von Antotto, so sieht man unter sich, etwa 500 m tiefer, eine 3—5 km breite Vorstufe des Plateaus, die von drei wasserreichen Bächen durchfurcht wird. Sie lehnt sich unmittelbar an den Steilhang des großen Randgebirges an und senkt sich stufenartig gegen ein von Prärien erfülltes Tal, jenseits dessen ein Kranz hoher, freistehender Vulkankegel den Horizont schließt. Der fruchtbare Boden ist überall von Rasen bedeckt, und schon von der Höhe erkennt man mehrere Quellen an dem üppig-saftigen Grün, das sie umgibt. Von drei Seiten ist der Zugang bequem; im weiteren Umkreis reiht sich Acker an Acker.

[1] Flores Koso, von Hagenia abyssinica, auch in den deutschen Apotheken als Bandwurmmittel geführt.

Das ist der Ort, den Menelik für seine neue Residenz gewählt hat. Mehrere kleine Dörfer der Galla, die hier den fetten Boden bestellten, verschwanden und ihre Namen gerieten in Vergessenheit, denn der Negus hatte der Neugründung einen neuen Namen gegeben, Adis-Ababa.[1]

Ras Makonens Haus (2465 m), unser Standquartier, gewährt von seiner ringsumlaufenden Holzgalerie einen vortrefflichen Überblick über die ausgedehnte Stadt. Was uns vor allem auffällt, ist die lockere Bauart, das fast völlige Fehlen von Straßen in unsrem Sinne. Durch breite Wiesen getrennt, gruppieren sich die runden Hütten mit ihren stumpf-konischen Dächern regellos hier und dort, innerhalb eines niedrigen Lehmwalles, auf der Höhe eines Hügels oder am Abhange einer Bachschlucht. Jedes solche Quartier macht den Eindruck eines selbständigen Dorfes, um so mehr, als ringsum Maultiere und Rinder, Schafe und Ziegen weiden. Die Anwesen der Ärmeren sind von allen Seiten zugänglich; als einziger Schmuck dient ihnen manchmal eine Hecke von Vernonien- oder Rizinusbäumchen, in deren Schatten die nur mit einem Hemdchen bekleideten Kinder spielen, während nebenan schmutzige, gelbe Hunde im Sonnenschein faulenzen. Sie sind in diesen offnen Quartieren unentbehrlich, denn allnächtlich kommen die Hyänen von den Bergen herab, um die Abfälle der Haushaltungen zu verschlingen.

Die Gehöfte der abessinischen Fürsten und Großwürdenträger zeichnen sich durch ringsumlaufende Palisaden oder steinerne Mauern aus. Die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude sind oft stattlich und mit ihren Strohdächern meist recht malerisch; leider lassen sich die Reichsten bereits steinerne, mehrstöckige Häuser in indisch-europäischem Stil aufführen, deren triviale Wellblechdächer das Auge verletzen. Die einzelnen Gebäude dieser Edelsitze sind von Höfen umgeben und tragen daher nicht dazu bei, der Stadt ein städtisches Aussehen zu verschaffen.

Endlich sind die zum Teil recht freundlich im Gartengrün versteckten Häuser der fremden Kaufleute zu erwähnen, welche stellenweise zu kurzen Villenstraßen zusammenschließen. Schlanke, raschwüchsige Eukalyptusbäume, die Menelik als Ersatz für den zerstörten Bestand einheimischer Bäume eingeführt hat, werfen angenehmen Schatten auf die Gartenwege und füllen im Sonnenschein die Luft mit harzigem Wohlgeruch. Die Bewohner dieser Quartiere, meist

[1] Wörtlich: neue Blume, oder sagen wir Neu-Florenz. Ababa ist auch ein nicht seltener Personenname. Man schreibt auch Abeba; der Laut klingt wie ein Mittelding von kurzem a und ö, die Betonung ist schwebend.

Griechen, Armenier und Inder, nähern sich in ihrem Geschmack offenbar ungleich mehr dem unsren, als die reichsten und kultiviertesten Abessinier.

Von der Burg des Kaisers, welche mit ihren zahlreichen Häusern, Hallen, Höfen und Gärten einen Hügel, wohl eine halbe Stunde im Umfang, bedeckt, strahlen mehrere Kunststraßen aus, die wir durchweg noch unfertig sahen. Mit grobem Schotter beschickt, den man bisher nicht festzuwalzen verstand, waren sie zurzeit noch nicht benutzbar und nur mühsam zu überschreiten, unzweifelhaft werden sie aber, einmal fertig gestellt, der Stadt sehr zur Zierde gereichen. Ob sie freilich jemals städtisch bebaut und für den Verkehr der Residenzbewohner Bedeutung gewinnen werden, erscheint zweifelhaft. Denn schon die Tracierung verrät, daß der Bauherr, der Kaiser selbst, für den eignen Bedarf schöne und bequeme Straßen herstellen will, nach den beiden Hauptkirchen der Stadt, die er oft in festlicher Prozession besucht, oder nach Antotto hinauf, oder nach seinen Landschlössern in Gennet und Adis-Alem. Wie wenig es ihm dagegen darum zu tun war, die einzelnen durch tiefeingeschnittene Schluchten getrennten Quartiere der Stadt zu verbinden, erkennt man schon daraus, daß die in den Straßenzügen liegenden Brücken, obgleich längst vollendet, für das Publikum gesperrt sind. In der Regenzeit, wenn die Bäche anschwellen und die Furten lebensgefährlich werden, sollen die festen Brücken vielleicht dem Verkehr freigegeben werden — vielleicht auch nicht. Wir dürfen nicht vergessen, daß Abessinien ein Feudalstaat ist, in welchem die Person des Herrschers allein gilt und niemand die Forderung aufstellt, daß ein Teil der Staatseinkünfte für öffentliche Bauten und ähnliche Arbeiten Verwendung finden müsse. Auch in Europa war es in der Feudalzeit so, und noch in der Periode des Absolutismus konnte einer der größten Fürsten sagen: L'état c'est moi!

Der höchstgelegene Stadtteil von Adis-Ababa ist das Quartier um den Markt. Hier steht die stattliche Georgskirche, ein Rundbau mit ringsumlaufender Galerie, welcher die Stelle jenes alten, angeblich von den Portugiesen erbauten Gotteshauses einnimmt, von welchem oben die Rede war. Der prächtige Hain, der die Kirche umgibt, ist ein Rest jener früheren Anlage, deren Alter, nach den gewaltigen Stämmen der langsam wachsenden Koniferen zu urteilen, mehrere Jahrhunderte beträgt.[1]

[1] Man sieht hier außer den in Schoa allgemein verbreiteten Wacholderbäumen auch einige alte Exemplare jenes Podocarpus, der uns im Tschertscher-Gebirge so oft auffiel. Er scheint sonst dieser Gegend ganz zu fehlen. Vielleicht waren die Samen

Die Georgskirche ist geräumig, wenn auch weniger als die beiden Kirchen in Antotto. In dem Umgang um das hier sehr große Allerheiligste sind in roher, drastischer Darstellung die Großtaten der Stifter verewigt; von Interesse sind nur einige Portraitköpfe, von welchen der Ras Makonens durch eine gewisse Ähnlichkeit auffällt. Menelik, der mehrmals abgebildet ist, schien mir weniger getroffen. All diese Bilder sind natürlich ganz neu, doch erinnern sie auffallend an die ältesten Fresken der europäischen Kirchen. Dies liegt gewiß an dem byzantinischen Stil, den die Abessinier ja auch von den Griechen übernommen haben; die naiv-ungeschickte und dabei doch ausdrucksvolle Zeichnung gemahnt gleichfalls an die Primitiven. Sehr merkwürdige Malereien sahen wir in der Raguelkirche in Antotto: sie erinnerten ganz unverkennbar an Werke Giottos, etwa die Fresken in Padua. Und doch soll der Künstler, wie man uns versicherte, ein Abessinier gewesen sein und seine Studien nur in der Heimat gemacht haben. Sollte es wirklich solche Parallelentwicklungen in der Kunst geben?

Gottesdienst vor der Georgskirche in Adis-Ababa

von weither importiert, vielleicht — und das scheint mir wahrscheinlicher — war der Podocarpus ehedem auch in Schoa einheimisch, ging aber, als langsam wachsender Baum im Walde zugrunde und hielt sich nur in den heiligen Hainen. Wir fanden später in Westschoa einen Ort mit dem Namen des Baumes, birbirssa (galla), in einer Gegend, wo wir den Podocarpus selbst ebensowenig antrafen. Auch daß unser Baum einen eigenen Namen im Amharischen hat, sigwa oder sigba, deutet vielleicht auf frühere Häufigkeit im amharischen Sprachgebiet.

Während der Dauer unsres Aufenthaltes in Adis-Ababa fand das Gedenkfest der Schlacht von Adua statt, das in der Georgskirche gefeiert wurde. Um sechs Uhr morgens begab sich der Kaiser mit großem Gefolge zum Festgottesdienst, während die Kanonen in der Burg abgefeuert wurden. Psalmodierende und tanzende Priester begrüßten unterwegs den Herrscher, die riesigen silbernen Pauken übertönten die feierlichen Gesänge, von unsrer Galerie sahen wir sie aus dem Gewühl hin und wieder in der Sonne aufblitzen. Dann hallte wieder das brausende Jubeln des Volkes herüber und das „illillillill" der Weiber, das die Männer fanatisiert. So bahnte sich die Prozession mühsam einen Weg zu der von Menschen umlagerten Georgskirche. Wie gern hätten wir der gewiß sehr interessanten und glänzenden Feier angewohnt; aber die natürliche Rücksicht auf unsre italienischen Freunde verbot uns die Teilnahme. Erst gegen Mittag, als der Festakt längst vorbei war, ritt ich hinüber. Die Menge hatte sich verlaufen, aber unter den alten Bäumen vor der Kirche fand noch eine Predigt statt; die Gemeinde hockte am Boden, und wer den in der Mitte stehenden Priester besser sehen wollte, kletterte in das Geäst der Bäume und hörte von dort aus zu. Ich glaubte aus bescheidener Entfernung unbemerkt ein paar Photographien aufnehmen zu können, als sich mir plötzlich alle Köpfe lachend zuwandten. Der Priester redete mich an mitten aus seiner Predigt heraus: Du kommst aus Jerusalem,[1] sagte er, und wir beten einmal dorthin zu kommen. Ihr seid weiß, wie die Engel, die unsre Maler malen, und Du machst ein Bild von uns schwarzen Teufeln. Ist das nicht wunderbar und eine verkehrte Welt? — Ich fürchtete, der geistliche Herr könnte über seiner Verwunderung ganz aus dem Konzept seiner Predigt kommen und zog mich daher zurück.

Zur Seite der Kirche und fast an allen Zugängen des Marktplatzes liegen ganze Wälle von kleinen, losen Steinen, die man mühselig überklettern muß. Wer vom Tal heraufkommt, pflegt einen Stein oder ein Steinchen auf dem Kopfe mitzubringen, um sein Scherflein zu den Wällen beizutragen. Was die Sitte bedeutet, konnten wir damals nicht erfahren. Später fand ich in der Literatur folgende, offenbar richtige Erklärung: Die Abessinier pflegen beim Vorübergehen an einer Kirche die Pforte derselben zu küssen (was wir oft sahen); wem der Umweg zu weit ist, deponiert statt dessen einen Stein. Tatsächlich fanden wir die Haufen zwar zum Teil sehr weit von der Kirche, aber alle an Orten, von welchen aus man das Gotteshaus sieht.[2]

[1] Wo ich meine Kindheit verbracht habe.

[2] Vgl. Rüppell, Reise in Abessinien. 1839–40.

Der Marktplatz ist ungemein ausgedehnt. Er wird nicht nur von der Landbevölkerung beschickt, auch die ansässigen Handwerker und Kaufleute haben hier ihre Buden; sonst gibt es nirgends Läden oder Verkaufsstände in der Stadt. Ringsum findet man neben den großen Warenhäusern der indischen Kaufleute zahlreiche Spelunken, Schnapsbutiken und Animierkneipen, deren Habitués wohl vorwiegend die herumlungernden Leute der in der Hauptstadt weilenden Würdenträger sind. An den Tagen des Wochenmarktes freilich, den, wie man behauptet, 30—50 000 Menschen besuchen, werden diese Lokale als Herbergen und Speisewirtschaften stark in Anspruch genommen.

Inmitten des Marktplatzes bildet das Zollhaus mit seinen Speichern einen großen, von hohen Mauern umgebenen Gebäudekomplex. Es gibt in Abessinien außer den auch bei uns üblichen Einfuhr- und Ausfuhr-Warenzöllen noch Wegeabgaben oder Verkehrszölle und Marktgebühren. Das System, nach welchem all diese Auflagen erhoben werden, ist ungemein kompliziert und schließt Willkürlichkeiten übereifriger oder auch unredlicher Beamten nicht aus. Der Kaufmann, der in Abessinien Handel treiben will, wird sich nur durch ein eingehendes Studium der Zollverhältnisse[1] vor Schaden bewahren können; der im Orient überall wirksame Backschisch wird gleichfalls oft von Nutzen sein. Eine zweite Zollstelle befindet sich in der kaiserlichen Burg in Adis-Ababa; hier soll die Abfertigung noch schwieriger und kostspieliger sein, wenigstens hat Hentze eine für unsre Exporteure gewiß wenig ermutigende Schilderung von dem Betrieb daselbst gegeben.[2] Offenbar ist manches im abessinischen Warenverkehr recht übel bestellt, und wenn es der auswärtigen Diplomatie gelingen sollte, eine Besserung und Vereinfachung der Zollverhältnisse durchzusetzen, so wird Abessinien selbst großen Nutzen davon haben; sogar für das Ansehen des Kaisers, dessen Name jetzt in allerlei unerfreuliche Geschäfte hineingezogen wird, müßte die Reform günstig wirken.

Die große Zollniederlage auf dem Markte, deren Tore sich sonst nur dem öffnen, der hier zu tun und zu zahlen hat, konnten wir in Muße besichtigen. Wir sahen dort sehr bedeutende Quantitäten von Elfenbein gestapelt, die einzelnen Zähne meist in Zebrafelle einge-

[1] Die Ermittelungen unsrer Gesandtschaft über das abessinische Zollwesen sind in den „Berichten über Handel und Industrie", herausgegeben vom Reichsamt des Innern, Bd. IX, veröffentlicht worden. Berlin, C. Heymann, 1905.

[2] Hentze, Am Hofe des Kaisers Menelik, S. 78 ff.

näht; sie kommen aus dem Südwesten des Reiches, wo die Negerstämme des Tieflandes vorwiegend die Elefantenjäger stellen. Andrerseits machen unternehmungslustige Leute im abessinischen Hochlande oft weite Reisen, um einen Elefanten zu erlegen, was ihnen allgemeine Bewunderung bei ihren Landsleuten und allerhand Ehren einträgt: vier Wochen lang wird dann im Dorfe die Pauke (Nagarît) geschlagen, gesungen und getanzt, geschmaust und gezecht.

Bis vor kurzem wurde die Jagd auf die großen Dickhäuter schonungslos betrieben, namentlich natürlich da, wo die ungefügen Tiere mit der Landwirtschaft in Kollision kamen. In manchen Bezirken scheinen die Elefanten bereits ausgerottet zu sein, so bei Harar, wo Paulitschke vor zwanzig Jahren noch große Herden angab. Um der völligen Ausrottung vorzubeugen, hat Menelik vor etwa drei Jahren ein Schutzgesetz erlassen, das mit großer Strenge gehandhabt zu werden scheint. Danach darf in Abessinien ein Elefant nur nach Einholung der kaiserlichen Erlaubnis getötet werden, und von der Beute fallen 50 Prozent als Abgabe an den Kaiser, in dessen Händen somit der Hauptanteil am Elfenbeinhandel liegt. Fast die gesamte Menge gelangt zum Export; in Adis-Ababa sieht man außer wenigen Luxusartikeln aus Elfenbein, wie Griffen für Fliegenwedel, fast nur Armringe, die bei vielen benachbarten Stämmen das Abzeichen der Männer bilden, die Feinde oder große Tiere getötet haben. Diese Armringe werden durch Zersägen der hohlen, minderwertigen Zähne jüngerer Tiere hergestellt; die Stoßzähne alter Elefanten sind nur am Grunde mit einer kurzen, konischen Höhle versehen und stehen ungleich höher im Preise.

Die Elefantenjagd wird jetzt wohl ausschließlich mit Feuerwaffen betrieben. Früher war eine viel aufregendere Methode im Gebrauch, die uns Bruce aus eigner Anschauung sehr interessant geschildert hat. Man jagte damals den Elefanten zu Pferde und suchte ihn durch leichte Verwundungen mit dem Jagdspeer in blinde Wut zu versetzen, in welcher er sich, seiner sonstigen Klugheit und Vorsicht zuwider, in Hohlwege oder Klüfte locken ließ, wo ihm ein Umdrehen unmöglich war. Hier schnitt ihm dann der Jäger mit einem breiten Schwert blitzschnell die großen Flechsen der Hinterbeine durch, und das nun gelähmte Tier wurde endlich durch zahlreiche Lanzen allmählich zu Tode gemartert. Diese Jagdweise erforderte natürlich viel Mut und Gewandtheit, sowie namentlich eine erstaunliche Herrschaft des Reiters über sein Pferd. Bruce, der sich seinen Lesern oft als erfolgreichen Rossebändiger vorstellt — übergroße Bescheidenheit liebte er nicht — vermochte

sein Pferd trotz aller Anfeuerungen nicht an den Elefanten heranzubringen.[1]

Wie die homerischen Helden in der Ilias, so pflegten auch die abessinischen Elefantenjäger sich vor der Tat durch prahlerische Reden zu exaltieren, während unsre Nimrode, wie man sagt, die großen Worte erst hinterher finden. Bruce erzählt: Sobald der Jäger den Elefanten erblickt, reitet er so nahe wie möglich heran und ruft ihm zu: „Ich heiße so und so; dies ist mein Pferd, welches so heißt; ich tötete Euren Vater dort und Euren Großvater an jenem Ort und bin jetzt gekommen Euch zu töten; im Vergleich zu jenen seid Ihr nur ein Esel!“ Ein ehrliebender Elefant nimmt solche Reden natürlich übel und verfolgt den frechen, kleinen Menschen, der ihn derart beschimpft. Die Jäger ritten oft zu zweien auf einem Pferd, der eine führte sorgsam die Zügel, der andre das Schwert; sie waren nackt, denn bei der tollen Jagd durch Büsche und Wald bildeten die Kleider, mit welchen man zu leicht hängen bleiben konnte, eine große Gefahr, und wenn der erboste Elefant einen Jäger erwischte, so war es natürlich mit ihm zu Ende. —

Ein andrer nicht minder wertvoller Artikel ist das Zibet. Wie der bekanntere Moschus ist auch das Zibet ein tierisches Sekret, eine salbenartige Substanz, die sich in besonderen Drüsen der Zibetkatzen bildet. Etwa sechs Siebentel der gesamten Produktion an echtem Zibet (von Viverra Civetta) entfällt auf Abessinien, geringe Mengen kommen aus Nubien. Die Zibetkatzen werden, vorwiegend von den Galla in den südlichen Provinzen, in Käfigen gehalten und mit Mehl, Butter und Milch gemästet. Alle neun Tage entnimmt man mit einem Hornlöffel das Zibet aus den Drüsen, jedes Tier liefert dabei etwa für einen Maria-Theresien-Thaler Sekret (15 g). Daher ist die Zucht dieser Viverren, trotz der hohen Fütterungskosten, sehr lukrativ, und der Besitz von 200 und mehr Zibetkatzen, wie man ihn manchmal in einer Hand vereinigt findet, bedeutet großen Reichtum.

In Adis-Ababa werden nur einige wenige Zibethkatzen gehalten, aber die Produktion der Provinzen sammelt sich in der Hauptstadt. Das Zibet wird in Kuhhörnern transportiert und ist bei seinem hohen Preise vielen und raffinierten Fälschungen ausgesetzt; ja, man behauptet, daß reines Zibet gar nicht in den europäischen Handel kommt. Der wichtigste Exporthafen ist Djibouti, wo sich der Preis für ein Kilogramm auf etwa 240 Franken stellt; in Europa steigt er bis auf 500 Mark. Frankreich kauft neben Indien am meisten Zibet,

[1] J. Bruce, Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, VIII, 2.

aber auch Deutschland zeigt neuerdings steigenden Bedarf. Die wenig appetitliche Substanz dient bekanntlich zur Herstellung feiner Parfümerien und gilt zurzeit als ganz unersetzlich.

Adis-Ababa ist weiter ein bedeutender Markt für Kaffee, obgleich die Gegend der Hauptstadt dies edle Gewächs weder produziert, noch in sonderlich großen Mengen konsumiert. Man sieht daher vorwiegend Transitware, die zum allergrößten Teil aus dem Reich des Ras Wolda Giorgis, Kaffa, stammt. Hier wächst der Kaffee wild in den Urwäldern, die als Regierungseigentum erklärt worden sind; das Recht der Ausbeute wird als Lehen oder Sold an die Fürsten und Beamten verliehen. Dadurch wird die einheimische Galla-Bevölkerung, welche früher ihren Bedarf aus dem Wald holte, zum Anbau des Kaffee gezwungen, doch soll dies vorwiegend nur für den Hausgebrauch geschehen und eigentlicher Plantagenbau nicht existieren. Es scheint, daß der wildgewachsene Kaffee durchaus nicht an Wohlgeschmack hinter den besten kultivierten Sorten zurücksteht, wenn nur die Beeren sauber und zur rechten Zeit gepflückt werden, was sich im Walde, wo die Bäumchen höher aufschießen, nicht immer leicht machen läßt. Alles, was durch Schütteln gewonnen, oder gar von selbst abgefallen, von der Erde aufgelesen wird, stellt geringere, aromaärmere Ware dar, ebenso wie die unreif geernteten Beeren.

Tierhäute bilden einen sehr aussichtsreichen Artikel Abessiniens. Trotz aller Seuchen ist der Viehbestand des riesigen Weidelandes noch ein sehr großer, und wo Fleisch in solcher Menge konsumiert wird, fehlt es natürlich nicht an Häuten. Die Felle werden meist nicht gegerbt, sondern nur eingesalzen und getrocknet; sie sind dann bretthart, solange es trocken ist, bei feuchtem Wetter werden sie zwar geschmeidig, aber auch übelriechend und Beschädigungen durch Fäulnis, Schimmel und Maden ausgesetzt. Trotzdem bilden Häute, namentlich der Ziege, einen sehr in Aufnahme begriffenen Exportartikel Abessiniens.[1] Pelzwerk gibt es dagegen wenig, nur Pantherfelle sieht man in größerer Menge, darunter auch die ihrer Schönheit wegen sehr geschätzten schwarzen. Diese Felle sind meist leidlich gegerbt und frei von Kugellöchern, da man den Leopard vorwiegend in Fallen fängt und mit Keulen erschlägt. Der Balg wird stets schief abgezogen, damit er sich ohne weiteres als Mantel tragen läßt. Löwenfelle kommen selten in den Handel, da sie nur von Fürsten und ausgezeichneten Kriegern getragen werden; häufiger sind die

[1] Djibouti exportierte 1901 für 126000 Frcs., 1902 für 402000 Frcs., 1903 für 1351000 Frcs.; Massaua 1902 für 589000 Lire, 1903 für 1003000 Lire; vgl. Berichte über Handel und Industrie Bd. IX.

großen, schön gezeichneten Zebrafelle, die aus dem Südwesten des Gebietes importiert werden. — Wolle gibt es so gut wie gar nicht. Das abessinische Schaf liefert in seinen verschiedenen Rassen gutes Fleisch und vortreffliches Leder, während die minderwertige Wolle fast nur zur Herstellung der groben „Burnus", einer Art von Regenmänteln der Landesbevölkerung, Verwendung findet.

Endlich sei Wachs erwähnt. Namentlich die Gallaländer produzieren bedeutende Mengen Honig, der zum Süßen der Speisen und zur Herstellung des Honigweins gebraucht wird. Das nur notdürftig gereinigte Wachs riecht nach Honig und wird zu Wachsstöcken verarbeitet oder exportiert. Die Qualität soll gut sein. —

Die Abfertigung der Zollgüter erfolgt in derselben umständlichen und zeitraubenden Art wie in Europa. Ohne längeres Besehen, Befühlen und Wägen kommt auch der abessinische Zollbeamte nicht aus; ebenso bedächtig macht der über seine Brille schielende Schreiber seine Eintragungen. Endlich händigt er dem Abholer die Zollquittung aus, allerdings erst, wenn die Zahlung erfolgt ist — eine neue Schwierigkeit. Denn das Geld wechselt stark im Kurs und kleinere Beträge werden selten in Münze, viel häufiger in Patronen und Steinsalzbarren eingefordert. Da gibt es neuen Aufenthalt, denn die Patronen müssen doch sorgfältig geprüft werden, ob jede einzelne die Merkzeichen aufweist, die als unerläßlich gelten, soll die Patrone den Wert von Geld haben. Steinsalzbarren in solcher Menge, wie sie selbst für eine kleine Zahlung nötig sind, kann natürlich niemand bei sich führen, wiegt doch das Stück im Werte von 20—35 Pfennig ungefähr ein Kilo. Da muß man also sein gutes Geld erst in Salz umwechseln, womit man gewöhnlich keinen Gewinn erzielt. Daher zieht es wohl die Mehrzahl der Kleinhändler vor, die Abgaben in Ware, statt in Geld oder Geldeswert, zu erlegen, wenn auch natürlich die Abschätzung der Ware durch die Beamten oft mit mehr Willkür als Sachkenntnis erfolgt. — Glücklich, wer wie wir den Betrieb nur als unbeteiligter Zuschauer kennen lernt!

Unter den Läden am Markt von Adis-Ababa sind namentlich die großen Magazine von Mohammed Ali und Djivadji bemerkenswert. Man kauft nicht billig, aber man hat eine ganz respektable Auswahl. Die großen arabischen und indischen Kaufleute verstehen selbst unter so schwierigen Verhältnissen wohlassortierte Warenlager zu halten. In der Bedienung der Käufer stets kulant, zu Auskünften aller Art gern bereit, übernehmen sie auch die Anfertigung von Kleidern und ähnliches, das man gewöhnlich bei einer Tasse Kaffee bespricht. Unsre beiden Sachverständigen für den Handel, Kommer-

zienrat Bosch und Vizekonsul Schüler, verdankten diesen und andren Großhändlern viele wertvolle Informationen.

Für mich war der offne Markt ungleich interessanter, obwohl hier nur unbedeutende Umsätze erzielt werden. Dafür herrscht hier namentlich am Sonnabend, dem hauptsächlichen Markttag, ein ungemein buntes und anziehendes Leben. Der große Platz wimmelt dann von Käufern und Verkäufern, die den verschiedensten Nationalitäten angehören; an vielen Orten ist es schwer sich durch die Menschenmassen eine Gasse zu bahnen. Es fehlt nicht an herumlungernden Nichtstuern und allerlei Gesindel, aber die große Mehrzahl der Menschen erweist sich als friedliebend und gesittet, so daß der Europäer anstandslos den Markt besuchen kann.

Galla-Bauern aus der Landschaft Kutai

Das Gros der Verkäufer stellen die Galla, die rings um die in ihrem Gebiet begründete Hauptstadt die Landbevölkerung bilden. Es sind allgemein gutgewachsene, gedrungene Gestalten von mittlerer Größe mit dunkelbrauner bis braunschwarzer Haut. Ihr Haar ist derb, wellig und stets schwarz; die Frauen tragen es in lockeren Strähnen und Tressen, wie eine mächtige Pudelmütze, während die Männer kurzgeschoren gehen. Auffallend oft findet man eine hohe, fast kugelförmige Wölbung des Schädeldaches. Die Gesichtszüge sind breit und

im einzelnen nicht schön zu nennen, doch wirken sie in Ruhe und Belebung stets angenehm, denn der Ausdruck, welcher ehrlich den Charakter wiederspiegelt, verrät vor allem Einfachheit und Tüchtigkeit, bei den Männern oft eine gewisse Bauernschlauheit, während die Frauen, gewöhnlich zurückhaltend, auch recht harmlos fröhlich sein können. Uns zog immer eine lebhafte Sympathie zu den Galla, deren wir eine ganze Anzahl unter unsren Troßleuten hatten: die zuverlässigsten, ruhigsten und anhänglichsten von allen. Ein Galla spricht nicht viel, aber er arbeitet; er hängt nicht, wie der Abessinier, Idealen und Träumen nach, sondern hält sich an die reale Welt, verdient sich fleißig Geld und spart für Zeiten des Bedarfes. Im Verkehr mit Fremden zeigt er sich nicht mißtrauisch, verdoppelt aber seine Zurückhaltung, denn er gibt sich nicht gern eine Blöße. Er maßt sich nichts an, hält aber auf sich.

Es ist sehr zu hoffen, daß die Berührung mit der Kultur den Volkscharakter der Galla nicht ungünstig beeinflußt. Seit der Unterwerfung durch Menelik leben die Stämme nicht mehr in den patriarchalischen Zuständen von ehedem. Manchem Galla mag das Herz bluten, wenn er der verlorenen Selbständigkeit gedenkt und gewisse Auswüchse der abessinischen Feudalherrschaft vor sich sieht. Aber alles in allem ist das Schicksal der Galla durchaus kein trauriges. Das unproduktive Herrenvolk der Abessinier wird die fleißigen und geschickten Arbeiter, die ihm Brot, Fleisch und Honig liefern, nicht entbehren können, und bleiben die Galla nur ihrem Charakter treu, so müssen sie gerade unter der abessinischen Herrschaft je länger je mehr zu Ansehen und Wohlstand gelangen, wie sie zugleich eine Milderung ihrer barbarischen Sitten erfahren.

Die Galla, welche den Markt von Adis-Ababa besuchen, werden meist als Guragé bezeichnet, denn sie kommen von dem Bergland südlich von Schoa, das einst unbestrittener Besitz der semitischen Guragé war. Dieses Volk gehörte zu den Sidama, dem südlichsten Zweig der Abessinier, den die Überflutung durch die Galla wohl zuerst und am wirksamsten betroffen hat. Überall haben sich die miteinander um den Boden ringenden Stämme gemischt, schon der Frauenraub und die Sklaverei bedingten solches Konnubium auch unter erbitterten Feinden. Und wie im Inneren Abessiniens die ältere Bevölkerung, die kuschitischen Bega und Agau, fast ganz in den semitischen Einwanderern aufgegangen sind, so konnte sich umgekehrt an der Südgrenze das abessinische Volk der Sidama nicht gegen die Fluten der Galla halten. So verschieden die Semiten und Kuschiten (Hamiten) Äthiopiens körperlich und in der Charakter-

anlage sind, so sieht man doch, gewiß infolge früherer Vermischungen, viele Personen, deren Stammeszugehörigkeit sich nicht leicht bestimmen läßt. Vielfach glaubt man auch deutlich Negerblut zu erkennen, freilich viel häufiger bei den Galla als bei den Abessiniern.

Die Kleidung der Gallabauern besteht gewöhnlich nur aus einem langen, um die Hüften geschürzten Hemd aus sehr grobfädiger Baumwolle, die mit Butter getränkt und dadurch grau gefärbt ist. Die Männer gehen oft mit entblößtem Oberkörper; die Frauen tragen um den Hals eine kupferne Spange oder ein Lederband, auf welchem

Zinnerne Armbänder der Galla-Weiber (Tschertscher und Schoa)

dicke Perlen oder Kugeln aus Glas, Onyx oder mattem Bernstein und silberne Brelocken abessinischer Arbeit aufgereiht sind. Bemerkenswert schön gebaut sind bei den Gallafrauen Schultern und Arme; die Hände sind nicht häßlich. Fingerringe sind nicht gebräuchlich, aber an den Oberarmen trägt jedes Mädchen vier zinnerne Spangen mit einfachen Linienmustern; verheiratete Frauen legen nur einen Armring jederseits an. Ebenso werden die Kinder mit Schmuck behangen, Knaben und Mädchen gleicherweise; die Säuglinge erhalten gar keine eigenen Kleider, sondern hausen mit im Hemd der Mutter, aber stets tragen sie ein Halsband mit allerlei Anhängseln. Diese bedeuten, soweit ich konstatieren konnte, nicht Amulette und werden gewöhnlich gern verkauft.

Während die Galla stets barfüßig und barhäuptig gehen, gehört

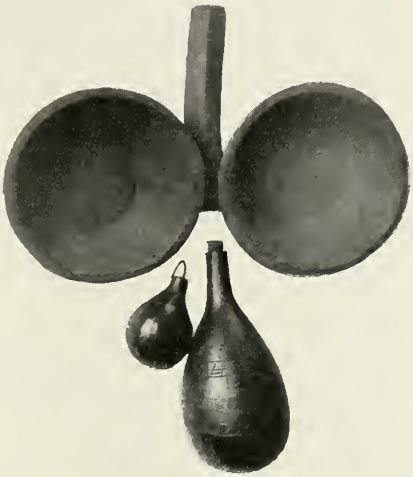
zur Ausrüstung einer Frau, namentlich einer Marktfrau, noch ein Sonnenschirm, der jedoch aus Flechtwerk hergestellt sein muß, denn Schirme aus Stoff, welche in Abessinien im christlichen Kultus eine große Rolle spielen, dürfen zum Schutz gegen die Sonne nur von den höchstgestellten Personen benutzt werden.[1]

Galla-Frau auf dem Markt in Adis-Ababa
(Photographie Friedrich Rosen)

Die Unsitte, sich Haar, Haut und Kleider mit Butter einzufetten, gibt den Galla einen sehr wenig angenehmen Duft. Im Verkehr mit reinlicheren Menschen legen sie jedoch sehr schnell die unsaubren Gewohnheiten ihres Volkes ab, wie denn der Galla, als ein Mann, der etwas auf sich hält, um seiner Eigenarten willen nicht verlacht oder geringgeschätzt werden will. Die Anerkennung der abessinischen Herrschaft gibt den Galla bereits Anlaß zu manchen freiwilligen Reformen. So scheint es, daß sie die von früheren Reisenden wiederholt geschilderte Sitte, die Eingeweide der Opfertiere sich um Hals und Schultern zu schlingen und tagelang mit sich herumzutragen, nicht mehr üben; ebenso treten sie jetzt, offenbar lediglich aus sozialen Gründen, massenhaft zum Christentum über, und reiche Galla unterscheiden sich auch in der Kleidung nicht von den Abessiniern, deren Sprache sie manchmal besser beherrschen, als die eigene. Der Galla ist eben vorwiegend praktisch veranlagt, und gerade darum dürfte er in dem Abessinien der Zukunft eine große Rolle zu spielen berufen sein.

[1] Diese Vorschrift wird neuerdings nicht mehr streng beobachtet.

Die Bauern aus Guragé bringen vorwiegend Lebensmittel zum Verkauf: Milch, Butter oder Honig in Flaschenkürbissen, die sie mit eingebrannter Zeichnung versehen und, zum Schutze gegen die Fliegen, mit Ledertroddeln, Glasperlen und kleinen Muscheln behängen. Andre, gedrechselte Gefäße[1] aus weißem Wontsa-Holz (Cordia abyssinica) enthalten Fett, das als Haarpomade dient; diese mit roten und schwarzen Linien verzierten Salbenbüchsen werden oft als Geschenk an Damen gegeben. In flachen Körben oder in Ledersäcken stehen Leguminosen zum Verkauf, Erbsen, Bohnen, Linsen und die auch als Maultierfutter dienenden Kichererbsen (Cicer arietinum, Schimbéra),[2] die einzige Leguminose, die wir in großem Feldbetrieb angebaut sahen. Auch Leinsamen wird viel feilgehalten, er dient zur Bereitung eines süßen Gerichtes, während die Leinenfaser in Abessinien nicht verwendet wird. Paprika in verschiedenen Sorten (Berberi, Mitmitta), eine Art Cardamomen (Kurrarima, Amomum Korarima), einheimischer Ingwer (Sinǰebbel, Amomum Zingiber) und Senf (Senafitǰa, Brassica nigra) sind beliebte Gewürze; Zwiebeln und Knoblauch finden namentlich in der Fastenzeit starken Absatz. Kaffee kommt im offnen Markthandel kaum vor, desto mehr aber Gescho (Rhamnus prinoides), das unentbehrliche Ingrediens des Bieres (Talla) und des Honigweines (T'etǰ). Hier sieht man auch viel H'ndót, das Kraut der Phytolacca abyssinica, welches allgemein an Stelle der Seife gebraucht wird, ferner Weihrauch (Boswellia, ob papyrifera?), Rizinus, dessen Öl nur zum Brennen und zum Einfetten des Leders dient, und Kosso (Hagenia abyssinica), das gebrauchteste Medikament des Landes.



Hölzerne geschnitzte Doppelschüssel für Brühe und Pfeffertunke; Trinkflasche und Schupftabakbehälter aus Flaschenkürbis; „Guragé"-Galla Adis-Ababa

Grüne Gemüse fehlen fast vollständig. Zwar sieht man fast in jedem Garten eine Kohlart (Gormân, Brassica carinata), doch dienen

[1] Abbildung einer Salbenbüchse auf Seite 49.

[2] Nach Schweinfurth, Abessinische Pflanzennamen, bedeutet dieser Name im Norden Abessiniens die Platterbse, Lathyrus sativus.

die Blätter, die, richtig zubereitet, ein ganz leidliches Gericht geben, vorwiegend zu medizinischen Zwecken, denn man pflegt sie auf Wunden und Quetschungen aufzulegen und glaubt an ihre Heilkraft. Hin und wieder gibt es eßbare Kürbisse, Tomaten und Kartoffeln. Die letzteren sind in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von unsrem Landsmann Schimper eingeführt worden; der Anbau ist jetzt über ganz Abessinien verbreitet, wird aber nur in kleinem Umfang — in Gärten — betrieben. Während die Kartoffel in heißen Ländern bekanntlich leicht degeneriert, hat sie in Abessinien, wo sie ein ähnliches Höhenklima fand wie in ihrer Heimat Peru, eine vortreffliche Varietät gebildet, zwar kleine, aber sehr wohlschmeckende Knollen, die in unser, sonst vom Reis beherrschtes Menu oft eine willkommene Abwechslung brachten.[1]

Einen großen Raum beansprucht der Markt für Getreide, Stroh und Holz. Außer Weizen, Mais und Durrah sieht man namentlich ein sehr feinkörniges Getreide, Teff (Eragrostis abyssinica), aus dem das Brot der Reichen gebacken wird. Ähnlich, doch etwas großkörniger, ist die Dagussa (Eleusine coracana), die statt Malz zur Bereitung des Bieres dient. Gerste kommt in außerordentlicher Menge zu Markte, denn sie bildet das Maultierfutter an Stelle unsres Hafers, der zwar vorkommt, aber kaum angebaut wird. Heu gibt es nicht, nur das feine weiße Stroh des Teff sieht man, das als Futter nur den geringen Wert unsres Häcksels besitzt; in der Stadt dient es auch überwiegend zu einem ganz andren Zweck, nämlich der Bereitung von Mörtel. Spaltholz sieht man wenig; dem geringen Feuerungsbedarf genügt das Knüppelholz, das die Weiber im Buschwald brechen. Denn das Fällen von Bäumen ist in der Umgebung der Hauptstadt streng untersagt, bei Strafe des Handabschneidens.

Wir haben bereits mehrfach auf die Waldverwüstungen hingewiesen, welche die abessinische Wirtschaftsweise mit sich bringt; für ein Land mit ohnedies sehr ungleicher Verteilung der Niederschläge — langer Trockenheit und heftigen Sturzregen — ist die Entwaldung eine sehr bedenkliche Sache. Unser Gesandter konnte

[1] Obst findet man so gut wie gar nicht auf dem Markt; es wird nur in den Gärten der Reichen gezogen. Man hat in warmen, wasserreichen Gegenden gute Bananen; auf den Plateaus Agrumen (Zitronat), vortreffliche dünnschalige Zitronen, gelegentlich auch Pomeranzen, noch häufiger kleine, geschmacklose Pfirsiche und leidliche Trauben. In Adis-Ababa gibt es neuerdings zu jeder Jahreszeit delikate Erdbeeren. Die einheimischen Khaki-Äpfel sahen wir nur im Wald, nicht auf dem Markt. Vermutlich würden alle europäischen Obstsorten in Abessinien mit Erfolg kultiviert werden können.

es nicht umgehen, diesen Punkt mit den abessinischen Machthabern zu besprechen, wenn wir uns sonst auch hüteten, die inneren Angelegenheiten des Landes zu berühren; denn ein weiteres Umsichgreifen der Waldverwüstung müßte den Boden, der heute noch der Landwirtschaft und Viehzucht Chancen bietet, unbedingt entwerten und die Zunahme des Volkswohlstandes — eine Grundbedingung auch unsres Handels mit Abessinien — unterbinden. Der Gesandte sagte wohl: „Ihr brennt die Wälder ab, wo Ihr hinkommt; darum reißt der Regen Eure fette Erde von den Plateaus und der Nil führt sie hinab nach Ägypten. Dort werden die Bauern reich, weil Ihr Euren Reichtum nicht zu wahren wißt. Dort wächst die Bevölkerung, und Ihr müßt, wollt Ihr nicht verhungern, alle zehn Jahre Eure Niederlassungen aufgeben und weiter ziehen. Die Ägypter gedeihen auf Eure Kosten!“

Solche Worte machten stets großen Eindruck. Ob sie aber dazu beitragen werden Besserung zu schaffen?

Nun wurde uns mehrfach entgegengehalten, daß wenigstens für die Gegend der Hauptstadt ein Forstschutzgesetz bestehe und streng gehandhabt werde. Betrachtet man aber Meneliks Verbot, Bäume zu fällen, kritisch, so erweist es sich weniger als der Anfang eines Forstschutzes, sondern als eine praktische Art, den Handel mit Bauholz zu monopolisieren. Tatsächlich gibt es in Adis-Ababa, der sich rasch entwickelnden Stadt von nahezu 100000 Einwohnern, nur einen Holzhändler, bei dem man Balken und Bretter kaufen kann, den Kaiser selbst. Der Ausschluß jeglicher Konkurrenz bedingt mehr noch die horrend hohen Preise als die Holzarmut des Landes oder Transportschwierigkeiten. In etwa 30 km Entfernung von der Hauptstadt gibt es ja schon sehr ergiebige Wälder, die durch eine Chaussee, die einzige in Abessinien, auch für Lastwagen zugänglich gemacht sind. Diese Wälder sind zu Kroneigentum erklärt. —

Während der Marktverkauf von Lebensmitteln, Stroh und Holz vorwiegend von den Frauen besorgt wird, liegt der Handel mit Reittieren allein den Männern ob. Hierfür ist gut der dritte Teil des ganzen Marktes reserviert, denn die Verkäufer pflegen ihre Tiere in Bewegung zu zeigen, und auch der Käufer macht einen Proberitt, bevor er sich zur Zahlung entschließt. Durch Zuruf, Schläge und wildes Klopfen mit den Hacken — Sporen kennt man nicht — bringt der Reiter das Pferd in Karriere und ist zufrieden, wenn es leicht anspringt und auf einen kurzen Ruck sofort wieder steht; es ist grade keine große Reitkunst, die sich in dieser Probe dokumentiert. Aber Pferde sind auch so billig: 30 Mark ist hier schon ein

hoher Preis, für den man ein statiöses Reitpferd verlangen kann; beim Kauf eines Maultieres, das 200 Mark und mehr kosten kann, prüft und feilscht man länger. Die Abessinier reiten sehr selten Pferde, die, wenn sie etwas leisten sollen, einiger Pflege bedürfen, während das Maultier sich selbst hilft. Die Galla wiederum bevorzugen das Pferd und sind daher in Kriegszeiten seit Jahrhunderten gesuchte Bundesgenossen: sie allein vermögen Kavallerie zu stellen.

Der Pferdemarkt in Adis-Ababa hat, wie schon erwähnt, neuerdings durch die Einrichtung von Wettrennen sehr an Bedeutung gewonnen. Das abessinische Pferd ist klein, aber gut gebaut und verrät in seiner Figur deutlich seine Abstammung von den Arabern, mit welchen es freilich die Konkurrenz nicht aufnehmen kann. Hufbeschlag ist unbekannt und auch kaum wünschenswert, da die Hufe zähe sind wie gut rindslederne Stiefelsohlen, sich auch auf steinigem Boden sehr wenig abnützen und unbeschlagen auf Felsgrund viel sichereren Halt finden, als dies mit Eisen möglich wäre.

Die Abessinier bringen nicht soviel Ware zu Markt wie die Galla, und es ist bezeichnend, daß sie meist mit andern Dingen handeln als jene. Den Verkauf besorgen vorwiegend die Männer, während zahlreiche Frauen, auch aus besseren Ständen, auf dem Markt einkaufen, oft begleitet von Dienerinnen oder Sklavinnen. Die Abessinier unterscheiden sich von den Galla körperlich durch höhere, schlankere Statur, schmalere Gesichter, hellere, oft fast gelbliche Hautfarbe; sie kleiden sich in weiße, sehr sauber gewaschene Baumwolle und zeigen in ihrem Benehmen — im Gegensatz zu den einfachen Galla — das Streben nach Distinktion und guten Manieren. Fehlt ihnen die Naivität eines Naturvolkes, so haben sie dafür, wenigstens äußerlich, viel Erziehung; die Männer treten frei und sicher auf, die Frauen sind graziös und anmutig, wenn auch oft sehr kokett. —

An bevorzugter Stelle haben die abessinischen Waffenschmiede ihren Platz. Sie handeln vorwiegend mit langen, krummen Säbeln, die teils ganz eigenes Fabrikat sind, teils — und das sind die geschätzteren — Klingen europäischer Arbeit enthalten. Diese Klingen werden in Menge für Abessinien hergestellt und tragen auf einer Seite das Bild Meneliks, auf der andren das äthiopische Wappen, den Löwen Juda mit der Siegesfahne. Der Griff eines guten Schwertes muß aus Rhinozeros-Horn[1] hergestellt sein; besonderen

[1] Diese unangenehmen Dickhäuter kommen nur in den Niederungen vor und werden, wo nur irgend möglich, erlegt. Sie sind sehr aggressiv und wegen ihrer Kraft und Geschwindigkeit gefürchtet. Zwar kann ein einzelner Mann, wie man

Wert legt der Käufer auf den Säbelknauf, der aus Messing oder Silber gefertigt ist und feine Ziselierung aufweist. Man nennt ihn seiner Form nach „Lome", d. h. Limone, Zitrone;[1] ebenso lautet ein beliebter Frauenname. Der Gurt ist fest am Schwert und zum Tragen auf der rechten Seite eingerichtet; denn da der Abessinier von rechts aufsitzt, so kann er den Säbel nicht wohl links tragen. Die Scheide ist stets mit Saffianleder bezogen, bei geringeren Schwertern in Rot, bei besseren in Grün oder Violett. Dazu tritt dann ein Beschlag von silbernen oder vergoldeten Ringen, die wiederum sehr zierlich ziseliert sind. Solche Arbeit wird jedoch nur auf Bestellung gefertigt. Man sieht am Hofe des Kaisers häufig Paradesäbel mit entzückenden Beschlägen in immer wechselnden, immer originellen Mustern; solche Stücke würden in jeder europäischen Kunstgewerbe-Ausstellung durch ihren guten Geschmack auffallen. Denn bei allem Reichtum sind die Verzierungen doch diskret verwendet, und ein wahres Raffinement verrät sich in der Auswahl und der Variation der dekorativen Elemente. Die Künstler, welche solche Prachtstücke zu liefern vermögen, stehen allgemein ganz im Solde eines Fürsten und arbeiten nicht für den Verkauf.

Auch Schilde werden auf dem Markt gehandelt. Es ist stets der runde Buckelschild aus ungegerbtem, über der Form gepreßtem Büffel- oder Flußpferdleder. Nur auf Bestellung werden sie dekoriert, d. h. mit buntem Sammet bezogen und mit silbernen Beschlägen besetzt. Auch hier zeigt sich wieder der feine Geschmack der abessinischen Silberschmiede in zarten Ziselierungen oder flachgetriebenen Arabesken. — Lanzen werden in Adis-Ababa zwar in Menge verkauft, doch eigentlich selten als Waffen; vornehme Abessinier tragen oft beim Reiten eine Lanze, wie wir eine Reitgerte. Viele Lanzen werden als Kuriositäten gekauft, namentlich von den Europäern, die sich gern ein paar hübsche Speere als Andenken an die äthiopische Hauptstadt mitnehmen.

Neben den Waffenhändlern hausen die Sattelmacher. Der abessinische Sattel besteht aus zwei Gabeln von Akazienholz, die durch vier Wangen miteinander verbunden sind; vorn und hinten hat er eine hohe Lehne, die das Aufsitzen zwar etwas erschweren, aber einen sehr sicheren Sitz geben. Das Holzwerk ist bei geringen

uns versicherte, dem plumpen Angreifer durch einen Seitensprung im letzten Augenblick leicht entgehen, in einer Karawane müßte jedoch das wie ein 80-HP-Auto anrasende Nashorn üble Verwüstungen anrichten.

[1] Die abessinische Zitrone ist eirund und ohne die vorgezogenen Spitzen der italienischen.

Sätteln mit ungegerbter Ziegenhaut, bei besseren mit Saffianleder überzogen; als Unterlegedecke dient ein Ziegen- oder Schafvlies. Man sitzt auf einer Satteldecke aus Kattun oder Seide, die mit Baumwolle gepolstert ist; zu sehr reichen Sätteln gehört noch eine Schabracke aus Seide oder Sammet mit schöner bunter Stickerei. Nicht geringerere Pracht entfalten Reiche mit dem Geschirr, das ganz mit Saffian bezogen, mit Seide bestickt und oft noch mit Plaketten aus Silber oder Spiegelglas benäht ist. Besonders geschätzten Pferden gibt man als Amulette eine eiserne Halskette, die sie gegen jeden Schaden schützen soll. Die Maultiere der Machthaber tragen dagegen breite Halsbänder aus Leder mit silbernen oder vergoldeten Beschlägen und trichterförmigen Anhängseln, die gegen den bösen Blick wirksam sind. Solche Halsbänder sind das Abzeichen fürstlichen Ranges; man kann sie nicht kaufen. Unsrem Gesandten, als dem Vertreter des deutschen Kaisers, wurden mehrere Maultierhalsbänder verliehen; sie sicherten uns, als wir später wenig begangene Wege durch das Innere zu benutzen hatten, allein schon überall ehrerbietige Aufnahme. Eines dieser Halsbänder lieh mir mein Bruder für meinen Schimmel, und es war mir unzweifelhaft von Nutzen, wenn ich mich, wie es später oft geschah, meiner Studien halber weit von der Kolonne entfernte.

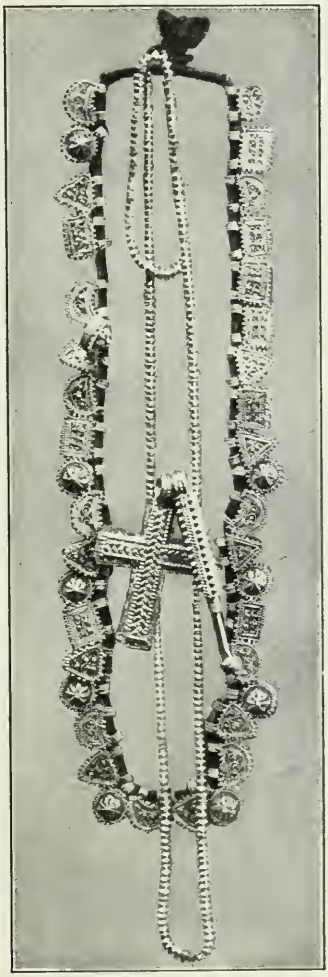
Satteldecke und Schabracke eines vom Negus dem deutschen Gesandten geschenkten Pferdes

In der äthiopischen Hauptstadt sieht man selten eine Frau ganz ohne Silberschmuck, den durchweg Abessinier herstellen. Allgemein tragen die Frauen (wie die Kinder und viele Männer) eine Schnur aus dunkelblauen Baumwollfäden um den Hals; sie heißt Maáteb und ist das Abzeichen der Christen, während die heidnischen Stämme statt dessen einen schmalen Lederriemen tragen. An dieser blauen Schnur ist aufgereiht, was die Trägerin eben von Schmuck besitzt: Kreuzchen aus Messing oder Silber, ein dicker silberner Ring, Kartuschen aus Saffianleder oder Silber, abwechselnd mit Kugeln aus Glas oder Bernstein, Brelocken in Silberfiligran und endlich ein

zierliches Löffelchen, das zur Reinigung der Ohren dient! Die Kartuschen und ähnliche Büchschen sind als Amulettbehälter aufzufassen; manchmal enthalten sie wirklich ein Röllchen Papier mit Segenssprüchen oder Zauberworten; häufig tragen sie Trichterglöckchen ohne Klöppel gegen den bösen Blick. In andern Fällen sind die Kartuschen lediglich Schmuckelemente und lassen sich nicht öffnen.

Die Brelocken sind — wie oft auch die Kreuze, Ringe und Löffelchen — in zierlicher Filigranarbeit hergestellt. Die Silberschmiede fertigen solche auch vor den Augen der Besteller, wobei sie den elastischen Silberdraht mit den Fingern und den Zähnen biegen; die Kneifzange spielt keine große Rolle dabei.

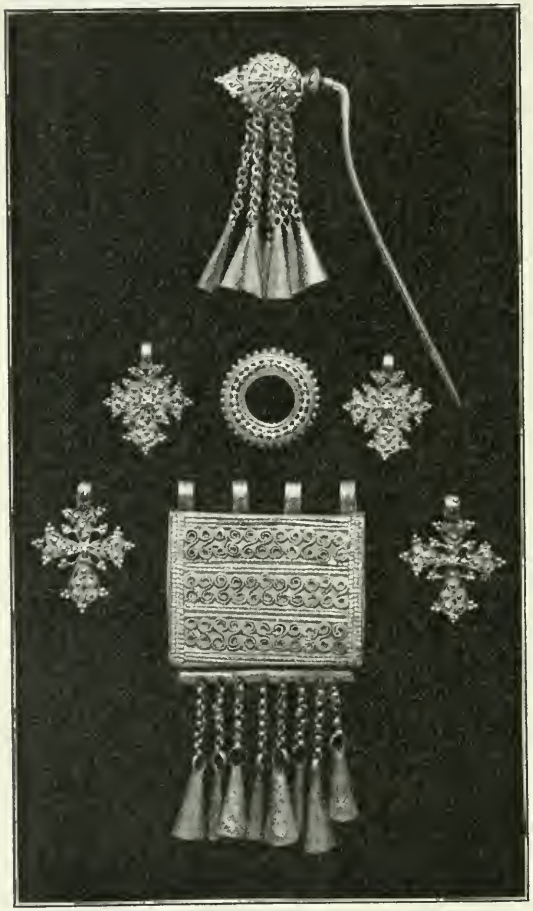
Die Verbreitung der Filigran-Kunst über ganz Abessinien ist eine bemerkenswerte Tatsache. Man glaubt, daß sie den Äthiopiern erst neuerdings durch Vermittelung der Griechen bekannt geworden sei;[1] die abessinischen Filigranarbeiten sollen den griechischen ganz ähnlich sein. Ja, man sagt, daß ein Silberschmied aus Griechenland, Apostoli mit Namen, die Filigran-Kunst in Abessinien eingeführt habe; er hinterließ angeblich hundert Kinder, die das Gewerbe des Vaters über das ganze Land verbreiteten. Diese Erklärung erscheint mir zu passend, um richtig zu sein. Die Filigran-Kunst war schon in der antiken Welt hochgeschätzt — ihre Erfinder waren wohl die kunstfertigen Etrusker; später fand sie in Byzanz eine Heimstätte, wurde aber auch in der Levante und in Indien allgemein geübt. Es ist also wohl denkbar, daß ihre Einführung in Abessinien früher oder von andrer Seite her erfolgt ist.



Abessinischer Silberschmuck
Blaue Schnur mit Filigran-Brelocken, Fußkette, Kreuz und Ohrlöffel
(Adis-Ababa)

[1] Theodore Bent, The sacred city of the Ethiopians, pag. 21.

Manche Frauen tragen vergoldete Haarnadeln aus Filigran, die jedoch nur zum Schmuck, nicht zum Festigen der Frisur dienen. Die Abessinierin flicht ihr Haar in vielen Strähnen dicht an den Kopf an. Eine solche Coiffure erfordert stundenlange Arbeit und bringt der Besitzerin durch Zerrung der Kopfhaut viel Pein. Als Linderungsmittel gegen die unvermeidlichen Kopfschmerzen gebrauchen arme Frauen Butter, welche bald ranzig wird und endlich grünliche Farbe annimmt. Ich kann meinen Lesern versichern, daß die Frisur einer Abessinierin, die sich vernachlässigt, Auge und Nase gleicherweise verletzt; dazu gesellt sich noch ein gewisses Mißtrauen, denn das umständliche Geschäft des Haarordnens wird natürlich möglichst selten vorgenommen: benutzen doch diese Frauen, um ihre Frisur im Schlafe nicht zu zerdrücken, kleine hölzerne Kopfstützen statt der Kissen, ähnlich den Japanerinnen.



Abessinischer Filigranschmuck
Haarnadel aus Adis-Ababa, Ring und Kreuze aus Asmara, Amulettbüchse aus Debra Markos

Andrerseits wirkt die abessinische Frauenfrisur, wo sie reinlich gehalten wird, ebenso schön wie eigenartig. Vornehme Damen, welche Zeit und Bedienung genug haben, um ihr Haar zu pflegen, erhalten gerade durch die kunstvolle und zum Schnitt der Gesichter passende Frisur ihren schönsten Schmuck. Nicht selten glaubten wir in diesen Haartrachten eine Einwirkung des alten Ägypten zu erkennen, die allerdings bei dem ungeheuren Zeitunterschied schwer zu erklären wäre.

Das Haupthaar der Abessinier ist schwarz und stets wellig, doch meist nicht in dem Maße kraus, wie bei vielen Negern und selbst manchen semitischen Stämmen. Auf die Frisur pflegt man um so mehr Wert zu legen, als sie Alter, Stand und noch manches andere kennzeichnet. Den Säuglingen und kleinen Kindern hält man das Haar ganz kurz; nur über dem Scheitel läßt man es wachsen; so entsteht ein Haarwulst, der an die „Raupe“ des früheren bayrischen Helms erinnert, oder wenigstens ein Büschel auf der Höhe der Schädelwölbung. Man könnte sich vorstellen, daß diese Haartracht den Kleinen aus praktischen Gründen gegeben würde, denn das Abscheren des Haares fördert die Reinlichkeit, und das kompakte Haarpolster auf dem Scheitel schützt die verletzlichste Stelle des kindlichen Schädels, die sog. große Fontanelle; doch vermochten wir nichts Sicheres hierüber zu ermitteln, selten wissen ja die Menschen Gründe für die Moden anzugeben, welchen sie sich unterwerfen.

Diese Frisur tragen Knaben und Mädchen gleichmäßig bis zum Beginn der Pubertät oder etwa dem zwölften Lebensjahr. Dann wird das Haar auf dem Hinterhaupt geschoren und hinfort kurz gehalten, während es ringsum länger heranwächst. Der Haarkranz der Knaben bleibt gewöhnlich ohne Frisur, bei den Mädchen dagegen wird ein Mittelscheitel eingekämmt und das Stirnhaar, durch einen Querscheitel abgegrenzt, rechts und links fest an den Kopf angeflochten; nach und nach werden noch weitere Flechten angelegt, auch wohl eine Anzahl kurzer Zöpfe im Nacken. So entsteht eine sehr zierliche Frisur, die Jünglingen und Backfischen hübsch steht, und da der gute Ton von Kindern in diesem Alter ein bescheidenes und geschämiges Auftreten verlangt, so kann man sie nicht leicht ohne Wohlgefallen betrachten. Man tut aber gut seine Bewunderung nicht allzusehr merken zu lassen, denn das könnte, je nachdem, die ewige Furcht vor dem bösen Blick erregen oder — bei Mädchen — den Eltern die Vorstellung erwecken, als ob man „ernste Absichten“ hätte.

Die Knaben pflegen die zweite Frisur abzulegen, wenn sie die Liebe kennen gelernt haben, die Mädchen, wenn sie sich verheiraten. Nun lassen sie das Haar über den ganzen Kopf gleichmäßig wachsen; die Männer tragen es ohne Scheitel, die Frauen in zahlreichen Wülsten an den Kopf fest angeflochten und nur im Nacken mit kurzen, freien Tressenzöpfen.

Zum Zeichen der Trauer, bei Verlust der nächsten Anverwandten, läßt man sich das Haar kurz abscheren, doch üben vornehme Leute diese Sitte, die sie entstellt, nicht oft, während arme Frauen um-

gekehrt gern die Gelegenheit benutzen, sich der lästigen Frisur für immer zu entledigen; sie verzichten dann auf jede weibliche Eitelkeit und tragen das Haar kurzgeschoren wie die Männer.

Die Abessinierin kann sich ihre sehr komplizierte Frisur natürlich nicht selbst anlegen; eine Freundin oder Nachbarin besorgt ihr den Dienst, auch gibt es professionelle Friseusen, namentlich in den Quartieren der Prostituierten. Die langwierige Prozedur wird zwar im Freien vorgenommen, — in den Hütten mag es zu dunkel sein, — doch ist es den Frauen sehr peinlich, wenn ein Mann zusieht. Meine Versuche, eine solche Szene zu photographieren, führten keinmal zu einem andren Ziel, als daß die Frauen eiligst fortliefen.

Geflochtener Reisehut und ledernes Flaschenfutteral (Adis-Ababa)

Eine Kopfbedeckung gehört eigentlich nicht zum abessinischen Kostüm. Nur Reisende tragen manchmal einen geflochtenen Hut von solider und luftiger Machart; ungleich häufiger schlägt man einen Zipfel des Mantels als Kapuze über den Kopf. Vornehme Männer tragen jetzt allgemein breite graue Filzhüte europäischer Herkunft. Den Sonnenstich, den die Europäer in Abessinien so sehr fürchten müssen, scheinen die Landeseinwohner nicht zu kennen.

Das Straßenkostüm einer vornehmen Dame wäre nicht vollständig, wenn die silbernen Kettchen an den Fußfesseln fehlten, denn die, soweit man sieht, reich bestickten Hosen enden unter den Waden. Vornehme Damen reiten stets, und zwar nach Männerart; den Steigbügel halten sie, wie die Männer, mit der großen Zehe des unbekleideten Fußes. Die Cocotten kennen, wie in Europa, kein höheres Ideal, als in Eleganz mit den Damen der ersten Kreise zu wetteifern und deren Moden zu kopieren; doch begnügen sie sich nicht mit den zierlichen Fußkettchen, sondern tragen oft auch schwere, silberne Spangen und Ringe am Fußgelenk.

In den Häusern der Reichen, wo Sklavinnen oder freie Dienerinnen die Arbeit besorgen, die bei den Armen der Hausfrau selbst obliegen, werden — wiederum ganz wie bei uns — weibliche Handarbeiten

angefertigt. Stickerei mit bunter Seide wird viel geübt; die zur Tracht der Vornehmen gehörigen bestickten Mäntel und Hosen werden zu Hause hergestellt — übrigens jetzt meist mit der Nähmaschine. Noch beliebter sind Korbarbeiten, und selbst die Prinzessinnen des Landes setzen ihren Stolz darein, elegant geformte und mit geschmackvollen Mustern gezierte Körbe aus buntgefärbtem Bast zu flechten. Sie dienen meist als Brotkörbe, das heißt gleichzeitig als Speisetischchen, denn man pflegt das Fleisch auf dem sauren Fladenbrot anzurichten. Auch hübsche Futterale für Flaschen werden als nützliche Reiseutensilien oft gefertigt.

Galla, vor seiner Hütte webend (Adis-Ababa)

Was den Reichen eine Liebhaberei ist, wird im Volk zur Hausindustrie. Auf dem Markt in Adis-Ababa werden in großen Mengen gut geflochtene Körbe aller Art angeboten, welche durchweg abessinische Arbeit sind. Für wenige Pfennige kann man schon ein solides Mehlsieb kaufen — hierzulande ein unentbehrlicher Artikel; auch praktische Matten und geflochtene Quersäcke, die sich am Sattel befestigen lassen, sind billig zu haben. Diese Arbeiten werden aus der feinen Bananenfaser[1] oder aus der gröberen Faser der Sansevieria-Arten hergestellt; woraus die zierlichen bunten Körbe geflochten werden, konnte ich leider nicht ermitteln.

Auch die Weberei wird nur als Hausindustrie betrieben, doch

[1] Von N'sat, Musa Ensete, die in einer Varietät Fasern gibt, welche dem Manilahanf von Musa textilis ähnlich sind.

haben sich dieses Gewerbes in Adis-Ababa neuerdings die Galla bemächtigt. Die Webstühle sind ganz aus Holz und Bambusstäbchen (Kamm oder Riedblatt) hergestellt und werden im Freien an einem Reck über einem runden Loch aufgehängt, in welchem der Weber mit den Füßen den sogenannten Tritt bedient. Man verarbeitet, wie schon erwähnt, keine Leinenfaser, auch Wolle nur in geringem Umfang, sondern fast ausschließlich Baumwolle,[1] die in Abessinien wild vorkommen soll und vielfach angebaut wird. Rohe und gezupfte Baumwolle kann man auf allen Märkten des Landes kaufen; es ist fast die einzige Ware, die auch im Kleinhandel dem Käufer zugewogen wird. Die Wagen sind aber erstaunlich primitiv. Eine zweischalige, die unser Bild zeigt, hatte weder Griff noch Zunge, als Gewicht diente hier eine Salzstange; eine einschalige Schnellwage, die ich einer Frau abkaufte, war fast ebenso unvollkommen. Diese Frau benutzte einen Stein als Gewicht, der sich in nichts von andren unterschied, nur daß er wohl zufällig das Normalgewicht[2] hatte. Als ich die Wage kaufte, machte sich die

Markthändler in Gondar Baumwolle gegen eine Salzstange abwägend (Photographie C. Bosch)

[1] Duht, Tit, Gossypium arboreum.

[2] Die Gewichtseinheit ist das Okiet,[1] das Gewicht eines Maria-Theresien-Thalers (27,77 g); 12 Okiet bilden ein Nattir, 50 Nattir eine Frasila (16,66 kg).

Frau aus, daß sie nach ihrem Muster sich zuvor eine neue Wage anfertigen dürfe; in knapp zehn Minuten war der Präzisionsapparat fertig. — Das Spinnen ist die übliche Nachmittagsbeschäftigung der Frauen und Mädchen auf dem Lande; Spinnrad oder Rocken kennt man nicht und arbeitet mit der Spindel allein, so wie bei uns im Mittelalter und noch heute in Südeuropa.

Die Weber fertigen vorwiegend die togaartigen Umschlagetücher, welche Männer wie Frauen tragen. Solch eine „Schama“ für geringe Leute zeigt nach jeder Kurzseite einen fingerbreiten, roten oder manchmal grünen Streif, bessere Leute tragen die Schama mit fußbreitem Purpurstreif. Man findet die Toga in dickem, warmem Stoff oder in dünner, manchmal musselinartiger Ausführung; die letzteren sind teuer, da man sie vier- bis sechsfach zusammengelegt tragen muß, aber mit ihren tausend Fältchen sehr hübsch. Baumwollenstücke ohne Streifen dienen zur Anfertigung von Hemden und Hosen; manchmal sieht man auch in Fasson gewebte Hemden mit einer einzigen Naht.

Steinsalzstange mit Baststreif (abessinisches Kleingeld)

Die Schama-Händler auf dem Markt in Adis-Ababa haben einen eigenen Platz, der ringsum in origineller Weise durch halb in den Boden vergrabene Ochsenschädel abgegrenzt wird. Eine gute Schama kostet etwa 8 Maria-Theresien-Thaler, getragene Stücke, die viel in den Handel kommen, sind entsprechend billiger.

Ein andrer Massenartikel ist weißer amerikanischer Baumwollstoff, den man allgemein als Abu-Djedid bezeichnet — der sonderbare Name bedeutet wörtlich: Vater des neuen (Zeltes?). Die Stücke sind mit Warenzeichen in blauer Farbe bedruckt und heißen danach Djemal (Kamel), Faras (Pferd) usw. In der Schneiderei dienen sie höchstens als Futterstoffe, aber als Zeltzeug und zum Bespannen der nicht verputzten Wände in reichen Häusern wird sehr viel Abu-Djedid gebraucht. Man schätzt den Umsatz in Abessinien auf 5 Millionen Franken; der Vertrieb liegt in den Händen arabischer und indischer Händler, die in Adis-Ababa Marktbuden besitzen.

Besonders originell sind die Stände der Salzverkäufer. Diese Leute lagern nämlich auf dem Markt in ihren kleinen weißen Reisezelten, die so niedrig sind, daß der Händler in seiner Hundehütte manchmal kaum aufrecht sitzen kann. Auf einer Matte vor sich legt er die mit einem Baststreifen umwickelten Salzbarren aus, immer so viele in einem Häufchen zusammen, wie gerade nach dem Markt-

kurs für einen Thaler gegeben werden. Denn das Salz ist in Abessinien nicht nur Gebrauchsartikel, sondern gleichzeitig Scheidemünze; eine Salzstange gilt, je nach der Länge des Transportes, etwa 20 bis 40 Pfennige. Das Innere Abessiniens produziert kein Salz, nur in der Landschaft Taltal im nördlichen Danakil-Land, am Fuße der Berge von Tigre, findet man Steinsalz, das namentlich an dem abflußlosen Salzsee Alalle-Bad gebrochen wird. Die Salzhändler sind denn auch meist Danakil, schöne, kaffeebraune Männer mit entschlossenen Zügen und schlanken, sehnigen Gliedern.

Wahrscheinlich ist die Verwendung von Steinsalz an Stelle von Geld in Abessinien uralt, es ist nur erstaunlich, daß sie sich bei einem so intelligenten und kultivierten Volk bis auf den heutigen Tag halten konnte. Der Abessinier hängt eben mit Zähigkeit an alten Bräuchen und empfindet selten das Bedürfnis, Veraltetes durch Modernes zu ersetzen. Natürlich ist das Steinsalzgeld ungemein unpraktisch; schon eine kleine Summe, sagen wir, der Preis einer Schama (15 Mark), erfordert zum Transport[1] ein Maultier! Andrerseits ist aber die Einheit für eine Scheidemünze noch viel zu groß, denn eine Salzstange repräsentiert immer noch einen Betrag, von welchem ein kleiner Haushalt für einen oder zwei Tage bestritten wird. Wollte also jemand in dieser Münze die täglichen Lebensbedürfnisse bezahlen, so müßte er seine Salzstange in lauter kleine Stücke zerlegen. Das geschieht denn auch manchmal, aber nicht oft, denn das Steinsalz ist bröckelig und verliert viel beim Bruch.

Es resultiert hieraus eine außerordentliche Erschwerung des Kleinhandels. Da man schlechterdings keine Möglichkeit findet, kleine Beträge in Geld oder Geldeswert zu bezahlen, so sind die Ärmeren auf eine Art Tauschhandel angewiesen, der natürlich umständlich und unsicher ist. Eine bestimmte Preisbildung ist bei Detailware fast unmöglich, und die Gewohnheit der Orientalen, bei jedem Einkauf zu feilschen, wird hier geradezu zur Notwendigkeit. Das äthiopische Volk wäre wohlhabend, wenn es nur die Zeit, die zum Einhandeln der Lebensbedürfnisse erforderlich ist, auf irgendeine produktive Arbeit verwenden würde. Die Schwierigkeit, einen kleinen Haushalt zu führen, treibt Tausende arbeitsfähiger Männer in den Bann der Großen und zu einem unwürdigen Schmarotzerdasein. Auf Reisen bedingt die Umständlichkeit des Einkaufs der täglichen Lebensmittel jenes Kontributionswesen, die Requisitionen, unter denen die Landbevölkerung leidet.[2]

[1] Das Gewicht der Stange beträgt etwa 950 g.

[2] Ehedem hatte jeder das Recht auf Reisen zu requirieren, dem der König ein seidenes Hemd verliehen hatte; vielleicht auch heute noch.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diese Zustände zu verbessern; einem Mann von der Klugheit Meneliks konnten die Übelstände der abessinischen Geldverhältnisse nicht entgehen. So versuchte er denn eine Münzreform durchzuführen, indem er Münzen von $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_{10}$ und $^1/_{100}$ Thaler prägen ließ, letztere aus Kupfer. Aber bisher ist hierdurch nur eine minimale Besserung erzielt, denn die neuen Münzen bürgern sich nicht ein. Die kleinste Silbermünze, der Mehallek (Piaster) wird nur in Harar und Umgegend angenommen,[1] nicht aber in der Hauptstadt. Die halben und Viertel-Thaler (Rub) kursieren in Adis-Ababa, aber sonst nirgends im Reich. Ja, selbst die Menelik-Thaler, die Kopf und Wappen des Herrschers tragen, statt des Gepräges der Maria-Theresien-Thaler, werden im Norden des Landes nicht als Geld angenommen. Die Kupfermünzen endlich, für welche der Bedarf am größten sein müßte, sind fast unbekannt geblieben; wir sahen sie nur in Diredaua.

Nun kann man hoffen, daß das Volk allmählich die Abneigung gegen die neuen Münzen überwinden wird, aber eine wesentliche Verkehrserleichterung kann nur zustande kommen, wenn ihr absoluter und relativer Wert festgelegt wird. Gegenwärtig unterliegen beide großen Schwankungen. Der Thaler, der den Ausgangspunkt für die Wertbemessung bildet, ist von fünf auf weniger als zwei Mark gefallen. Sein Wert ist, da es keine Goldwährung gibt, denselben Schwankungen unterworfen, wie der Marktpreis des Silbers; hierauf kann Abessinien zurzeit keinen Einfluß üben. Aber nicht einmal der relative Wert der kleinen Münzen ist feststehend; bei der geringen Menge des kursierenden Kleingeldes kann jeden Augenblick Geldknappheit eintreten. Fordern die kaiserlichen Beamten etwa — wie das schon vorgekommen ist — Zoll und Abgaben in Münze statt in Naturalien, so steigt sofort der Kurs, denn die Kaufleute sind bald gezwungen, die verlangte Münze zu kaufen, und zwar — bei der Regierung selbst.

Eine gewisse Erleichterung für den Kleinhandel bedeutet nur die Zulassung von Patronen als Scheidemünze. In ganz Äthiopien ist das französische Gras-Gewehr „M. 74“ verbreitet; die zugehörige Patrone bildet das übliche Zahlungsmittel. Ohne sonderliche Belästigung kann auch ein Fußgänger zwei bis drei Thaler in Patronen bei sich tragen.

Alles in allem gestalten sich Einkäufe in Abessinien, selbst in der verkehrsreichen Hauptstadt, nicht ganz einfach. So mußten wir

[1] Hier gab es nämlich schon vor der Eroberung durch die Abessinier Mehalleks.

unsre mitgebrachten Thaler zuerst umwechseln; dabei bekommt man für den Thaler entweder 10—14 Mehalleks (in Harar), oder 3 Rub (Viertel-Thaler) und 1—2 Patronen, oder 9—12 neue Patronen, oder 20 einmal gebrauchte und wiedergefüllte Hülsen oder 35 leere Hülsen, oder 5—10 Salzstangen. Da es obendrein viele falsche Münzen gibt, da auch echte nicht angenommen werden, wenn sie abgebraucht oder allzu neu(!) sind, da die Patronen nur mit gewissen Merkzeichen Geldwert besitzen und die Salzstangen oft Untergewicht haben, so kann der Fremde bei seinen Einkäufen, mehr noch als in Italien, darauf rechnen, betrogen zu werden, wenn er sich nicht eines kundigen Vermittlers bedient.

Von unsrer Reisegesellschaft war ich es wohl, der unter dieser Misere am meisten zu leiden hatte. Denn ich hatte es übernommen, für das Berliner Museum für Völkerkunde und für den Württembergischen Verein für Handelsgeographie ethnographisch interessante Objekte zu sammeln; zu diesem Zwecke waren mir aus der Rudolf-Virchow-Stiftung und von H. Grafen von Linden in Stuttgart größere Summen zur Verfügung gestellt. Meiner Aufgabe stellten sich einige Schwierigkeiten entgegen: hübsche Stücke, wie sie für unsre Museen besonders erwünscht waren, sah man nur bei vornehmen Leuten, wo an käuflichen Erwerb nicht zu denken war; bei den Armen dagegen gab es überhaupt so gut wie nichts. Ich mußte daher grundsätzlich jedes zur Erwerbung geeignete Stück, das mir begegnete, einzuhandeln suchen, dem Kaufmann seine Wage, dem Weber den Webstuhl, dem Reisenden Hut und Reiseflasche abkaufen —; dazu bediente ich mich meines jungen Somali, des schon anfangs erwähnten Jussuf Jama aus Bulhar als Dolmetschers und Vermittlers.

Ich glaube meinen Lesern versichern zu können: wenn bei einem solchen Handelsgeschäft jemand übers Ohr gehauen wurde, — ich war's nicht. Auf Preise, die ich für angemessen hielt, handelte Jussuf, dem ich das Geld zur Auszahlung übergab, die Hälfte oder zwei Drittel ab und veranlaßte dann den Verkäufer noch obendrein ihm eine Vermittelungsgebühr — meist eine Patrone — zu zahlen. Schmunzelnd steckte er seinen Profit ein, und lieferte mir stolz das ersparte Geld wieder ab. Auch war er unermüdlich darauf bedacht, ethnographisch interessante Objekte ausfindig zu machen, und hielt sich zu diesem Zwecke in steter Verbindung mit den fremden Karawanenleuten, die mit Elfenbein, Zibet oder Salz zu Markt gekommen waren, namentlich mit seinen Glaubensgenossen, den Danakil, und den Negern aus dem fernen Südwesten. Nicht mindere Geschicklichkeit bewies er, wenn es sich darum handelte, einer Frau den Silber-

schmuck abzukaufen, auf den sie stolz war; ob Abessinierin, ob Galla, er wußte sie so zu umschmeicheln, daß er jedes Geschäft zustande brachte. Ob sich der Schwerenöter auch hier Vermittelungsgebühren — freilich nicht in Geld — ausbedang, soll nicht weiter untersucht werden.

Wenn wir so, mit fremden Schätzen reich beladen, unser Quartier im Hause Ras Makonens wieder erreicht hatten, galt meine erste Sorge der Etikettierung der erworbenen Gegenstände. Dabei war mir der geweckte Somali-Boy nicht minder wertvoll, denn er wußte von jedem Stück Namen und Herkunft, Zweck und Verbreitung. Manchmal nannte er mir Namen von Völkern und Ländern, die ich nie gehört hatte; mir stieg der Verdacht auf, daß der junge Mann geschickt improvisierte. Bemerkte er mein Mißtrauen? „Sieh her," sagte er und führte mich auf die Galerie, die rings um unser hochgelegenes Häuschen führte und einen umfassenden Rundblick bot, „bemerkst Du den runden Berg dort in der Ferne? An seiner rechten Flanke führt der Weg vorbei, wenn Du zu den Dörfern der Leute reiten willst, die diesen Dolch gemacht haben. Du reisest immer in gerader Linie drei Tagereisen, dann kommst Du an einen reißenden Fluß" — er nannte einen Namen — „Du findest einen halben Tagemarsch weiter oberhalb eine Furt und gelangst nun in das Land des Stammes so und so. Ihre Berge überschreitest Du in zwei Tagen, dann triffst Du große Wälder, wo die Elefanten hausen. Nun mußt Du immer gegen Sonnenuntergang reiten, so findest Du nach fünf Tagen die Dörfer jener Leute."

Dolchmesser
links: Aussa (Danakil), mitten: Habab,
rechts: Schankalla

Ich breitete die Karte aus und verfolgte den beschriebenen Weg: zu meinem größten Erstaunen fand ich alles richtig! Seitdem ließ ich Jussuf jedesmal, wenn der Name eines mir unbekannten Stammes genannt war, wenigstens die Himmelsrichtung und die An-

zahl der Tagemärsche angeben und erleichterte mir so das zeitraubende Suchen auf der Karte.

Jussuf schien im ganzen Süden Abessiniens, den Ländern der Galla und der Negerstämme im Westen, genau Bescheid zu wissen, aus eigener Anschauung kannte er aber nur einen kleinen Teil dieses ausgedehnten Gebietes; alles übrige mußte er also aus Erzählungen wissen. Wo sich in Afrika zwei Karawanen begegnen, hört man die beiderseitigen Leute kurze Fragen und Antworten austauschen: das war wohl der Geographie-Unterricht, den Jussuf genossen hatte.

Wenn ich den jungen Somali seiner wertvollen Kenntnisse wegen

Gerichtsstätte auf dem Markt in Adis-Ababa
(Photographie Friedrich Rosen)

belobte, so sagte er wohl ablehnend: „Ihr Deutschen seid doch viel klüger. Ihr nehmt Geschriebenes“ — er meinte eine Karte — „und beseht es. Und dann wißt Ihr, wie der Fluß genannt wird, über den Ihr morgen reiten werdet. Und niemand braucht Ihr zu fragen, der dort gewesen ist!“ —

Kehren wir noch einmal zum Marktplatz der Hauptstadt zurück. Dicht neben den Verkaufsständen der Schamaweber steht eine aus Spaltholz errichtete windschiefe Hütte, welche, ganz gegen die Regel, viereckigen Grundriß hat und ein Satteldach trägt. Dieses Gebäude, das lebhaft an einen verfallenen Hühnerstall erinnert, ist zugleich Polizeigefängnis und Gerichtsstätte. Die Verhandlungen finden freilich nicht im Inneren statt: der Richter sitzt unter den vorspringenden Sparren des Daches auf einer kleinen Estrade.

Man glaubt, daß die Grundlagen des abessinischen Rechtes dem

römischen entnommen seien und weist auf die historischen Beziehungen des Negus Kaleb zu Justinian hin. In der Tat scheinen sich wenigstens in dem verhältnismäßig hoch entwickelten Zivilrecht solche Anlehnungen nachweisen zu lassen. Das Strafrecht und die äußeren Formen der Rechtspflege zeigen manche Sonderzüge.

Eigenartig ist besonders die freie Richterwahl. Die Parteien einigen sich, meist unter lebhafter Anteilnahme des Publikums, irgendeine als klug bekannte Persönlichkeit als Richter anzuerkennen; man begibt sich zu ihm und trägt ihm den Fall vor. Er vernimmt die Zeugen, hört nochmals Kläger und Beklagten oder deren Sachwalter und spricht endlich das Urteil, dem sich die Parteien ganz allgemein ohne weiteres fügen: denn auch den ungerechten Richterspruch pflegt der Abessinier als Erledigung des Rechtsstreites gelten zu lassen.[1] Diese Gelegenheitsrichter sprechen im eignen Haus oder irgendwo sonst Recht, auf Reisen unter einem Feldbaum oder an einer Quelle; als Richter besonders beliebte Personen treiben die Rechtspflege auch wohl berufsmäßig und scheinen sich manchmal dabei recht gut zu stehen, wenn sie nämlich gegenüber der Versuchung, Geschenke von den Parteien anzunehmen, eine — schließlich ja menschliche — Schwäche zeigen.

Diese freiwillige Gerichtsbarkeit heißt „Dania". Ihr unterliegen Bagatellsachen, auch Körperverletzung, Diebstahl und Betrug, wenn durch die Delikte kein öffentliches Interesse berührt ist. Wenn die Streitenden Karawanenleute (Nagadis) sind, so fungiert als Richter der Nagaderas (Haupt der Kaufleute). Man schwört nicht bei Gott, sondern bei Menelik oder genauer beim Leben Meneliks; Falscheid ist daher gleichzeitig Verletzung der Majestät und wird sehr streng bestraft. Bei eingeklagten Forderungen, Kontraktbruch und Untreue wird, wenn der Schuldige abwesend oder insolvent ist, gegen den Bürgen verhandelt, und dieser wird genau so verurteilt, als ob er selbst der Missetäter wäre; es bleibt ihm überlassen, sich an dem Schuldigen schadlos zu halten. Trotz dieses Risikos schlägt selten jemand aus, die bei Kontrakten übliche Bürgschaft auch für kaum bekannte Personen zu übernehmen. Der Richter bringt oft einen Vergleich zustande, oder er erkennt auf Herausgabe des Streitobjektes, Zahlung oder Geldstrafe und, wo diese nicht beglichen wird, auf Schuldhaft, die oft sehr lange dauert. Personen, welche sich in Schuldhaft befinden, und sogar solche, die zu Zwangsarbeit verurteilt

[1] Schon Ludolf, Historia aethiopica Liber II, Cap. XIX, sagt, daß Appellation an den König möglich sei, aber fast nie geübt werde.

sind, entziehen sich sehr selten durch Flucht der Strafe, selbst einer ungerechten, büßen anscheinend auch nichts von ihrer sozialen Stellung ein. Bei einer Gerichtsverhandlung auf dem Markt in Adis-Ababa sahen wir, wie die in dem windschiefen Amtsgerichtsgebäude Inhaftierten mit sichtlichem Interesse dem Prozeß folgten, der sich grade abspielte; wiederholt streckten sie die Köpfe aus dem Käfig und beteiligten sich an der Debatte, bemüht, dem Richter bei der Urteilsfindung behilflich zu sein; freilich waren diese Häftlinge wohl alte Kriminalstudenten mit nicht zu unterschätzender Erfahrung.

Die hohe Jurisdiktion, „Schillot", ist in Äthiopien Sache des

Gerichtssitzung auf dem Markt in Adis-Ababa
(Phot. Friedrich Rosen)

Landesherrn und wird von Menelik persönlich in Adis-Ababa sowie auf Reisen geübt; in den Provinzen sprechen sonst die Statthalter im Namen des Kaisers Recht.[1] Aber die Häufigkeit von Prozessen in der Hauptstadt machte hier die Bestellung eines besonderen Oberrichters nötig; sein Titel lautet Afa-negus, d. h. Mund des Königs.

Gegen das Schillot gibt es keinen Rekurs. Das mündlich gesprochene Urteil ist sofort rechtskräftig und wird auch gewöhnlich gleich vollzogen; nur die Todesurteile unterliegen in ganz Äthiopien dem Bestätigungsrecht des Kaisers. Und Menelik, der persönlich stets zur Milde geneigt ist, wandelt, wo es irgend angängig ist, das Todes-

[1] Die Anrede des Kaisers „Janhoi" bedeutet wahrscheinlich „mein Richter".

urteil in hohe Geldstrafe um, obgleich nach abessinischem Recht Blut nur durch Blut gesühnt werden kann. In letzter Zeit schien in Adis-Ababa nur ein Todesurteil vollzogen worden zu sein.

Die Leibesstrafen erscheinen uns Europäern natürlich hart und barbarisch, namentlich das Abschneiden von Hand und Fuß, das selbst bei verhältnismäßig kleinen Delikten verhängt werden kann. Nach Hentze[1] wird die Exekution in der Art ausgeführt, daß man dem Delinquenten die Adern kurz über dem Gelenk mit einem Riemen zuschnürt und dann das Glied mit einem kleinen Messer abtrennt und wegwirft. Der Verstümmelte löst den Riemen erst ab, wenn die Wunde eingetrocknet ist; der Heilungsprozeß soll fast stets rasch und ohne Komplikationen verlaufen — ein Effekt des trocknen Klimas. Die Betroffenen haben kein allzuhartes Schicksal, denn ihre Verstümmelung macht sie zu professionellen Bettlern, gegen die sich jedermann wohltätig erzeigt.

Fast noch schlimmer scheint das Auspeitschen mit der Nilpferdpeitsche zu sein. „Schon nach zehn Hieben ist der Rücken zerfleischt, und monatelang leiden die so Gestraften wahnsinnige Schmerzen, denn da die Unsauberkeit eine der Haupteigenschaften der Abessinier ist, kommt bald Schmutz in die Wunden, und diese fangen dann an zu eitern. Das abessinische Universalmittel, die Butter, verunreinigt das offne Fleisch nur noch mehr, und wie häufig kann man so gestrafte Bettler mit gekrümmtem Rücken sitzen sehen, die, wenn auch geheilt, doch furchtbar entstellt sind.“ [2]

„Für Mörder,“ sagt Hentze, „gibt es zweierlei Todesstrafen. Die entehrendste ist das Aufhängen, welche allerdings nur bei Vater- oder Muttermördern oder Mördern von Europäern in Anwendung gebracht wird. Gewöhnlich Freitags nach dem Schillot wird dann der Häftling nach dem Markte geführt und auf eine mitten darauf stehende Sykomore gezogen. Während des darauffolgenden Sonnabends, an dem großer Markt ist und die Leute von weither kommen, bleibt der Leichnam hängen, als Warnung für das Volk. Männer und Frauen bewerfen den Leichnam mit Staub und Erde und hoffen, so etwas zur Vergebung seiner Sünden beizutragen. Freunde und Bekannte stehlen aber gewöhnlich schon über Nacht den Gerichteten und begraben ihn heimlich.

Die gewöhnliche Hinrichtung wird unmittelbar nach der Verurteilung vollzogen. An einem kleinen Bach, der das Schloß von

[1] Am Hofe des Kaisers Menelik von Abessinien, S. 102.
[2] Hentze, ebenda S. 101.

der Stadt trennt, auf einem kleinen Platz vor aller Augen werden dem Verurteilten mit einem Strick die Hände gefesselt. Hierauf wirft man dem Aufrechtstehenden eine Lanze in den Leib, worauf man ihn dann mit Säbeln bearbeitet. Ist er zusammengefallen, so schießt man ihm noch 10 bis 15 Kugeln aus Revolvern und Gewehren in den Körper und läßt ihn liegen. Freunde tragen nun den Leichnam unter weinendem und klagendem Geheul in die Nähe einer Kirche, wo ihn ein etwa metertiefes Grab aufnimmt. Besitzt der Gerichtete keine Freunde, so begraben ihn kaiserliche Wächter auf der Stelle, wo er sein Leben aushauchte."

Von all diesen Dingen haben wir während unsres fünfwöchentlichen Aufenthaltes in Adis-Ababa wohl sprechen gehört, selbst aber nichts gesehen. Die Gelegenheit dazu haben wir zwar nicht gesucht, wären ihr aber, beauftragt Land und Leute zu studieren, auch nicht aus dem Wege gegangen. Ich möchte daher glauben, daß Leibesstrafen nicht häufig vorkommen, wenigstens in friedlichen Zeiten. Aber eine andre, mit der Rechtspflege zusammenhängende Erscheinung konnten wir selbst beobachten, das Ermittelungsverfahren in einer Diebstahlsache, wobei der Leva-schah oder Liébascha,[1] der mit Zauberkräften ausgerüstete Diebssucher, in Aktion trat.

Leider waren wir selbst die Bestohlenen. Bei den mannigfaltigen Anforderungen, die in Adis-Ababa an uns herantraten, war es uns nicht immer möglich, unsren großen und doppelten Haushalt und den Verkehr auf unsren Höfen so unter Aufsicht zu halten, wie es wünschenwert gewesen wäre. Zudem hatten wir auf der vorhergegangenen Reise unsre Leute so absolut ehrlich gefunden, daß wir jede, in Deutschland z. B. unerläßliche Vorsicht überflüssig fanden; wie den Somal und Galla, so mußten wir auch den Abessiniern in bezug auf Ehrlichkeit das beste Zeugnis ausstellen.

Aus dem angenehmen Zustand dieses vollkommenen Vertrauens wurden wir durch eine Anzeige gerissen: einer unsrer eigenen Diener hatte sich ein paar Tischservietten angeeignet. Er kam mit einer ernsthaften Vermahnung davon; wenige Tage darauf fehlte ein Maultier, und zwar ein wertvolles Tier, das der Negus unsrem Reisegenossen Flemming geschenkt hatte. Entlaufen konnte es nicht gut sein, offenbar war es vom Hofe gestohlen worden. Der Gesandte ließ den abessinischen Troßknecht binden, der das Tier zu besorgen hatte, nicht, als ob er selbst im Verdacht gestanden hätte, nur seiner Unachtsamkeit wegen. Der junge Bursche hatte aber Ehrgefühl und nahm

[1] Nach Borelli von liéba Dieb und bascha Befehlshaber.

die Strafe nicht so gleichgültig hin, wie mancher andre. Als er nach zwei Stunden losgelassen wurde, machte er sich sofort auf die Suche und kam erst am dritten Morgen, aber mit dem Maultier wieder; er hatte es in einem Stall verborgen gefunden. Da der Besitzer des Stalles behauptete, das Tier sei ihm zugelaufen und er habe nur noch nicht Zeit gehabt, es zurückzubringen, so betrachteten wir die Angelegenheit als erledigt. Unmittelbar darauf kam ein neuer Diebstahl vor; diesmal verschwand ein Gewehr. Da eine greifbare Spur nicht vorhanden war, so schickte der Gesandte den Dolmetscher Wolda Mariam mit der Anzeige zu der zuständigen Behörde und ließ um Einleitung einer Untersuchung bitten.

Am andren Morgen erschien ein kaiserlicher Beamter mit drei jungen Burschen, deren einer, ein etwa 18jähriger Sklave aus dem Stamme der Wolamo, der Diebssucher war. Ein solcher ist nach der Meinung der Abessinier mit der wunderbaren Gabe ausgestattet, sich willkürlich in einen gewissen Traumzustand versetzen lassen zu können, in welchem er alle Handlungen des unbekannten Diebes nachahmt, die Wege geht, die jener gegangen ist, und so den gestohlenen Gegenstand wieder auffindet und oft auch den Dieb entlarvt. In Adis-Ababa halten neben dem Kaiser auch einige Privatpersonen Sklaven als Diebssucher, die man gegen Entgelt in Anspruch nehmen kann.

Der Leva-schah setzte sich mit seinem Führer da nieder, wo das gestohlene Gewehr gestanden hatte; alle unsre Leute mußten zugegen sein. Der Beamte bereitete unter großem Hokuspokus aus Milch, einem weißen und einem roten Pulver den Zaubertrank, den der Sklave, trotz heftigen Sträubens, schlucken mußte; er atmete dabei schwer, als ob er Erstickungsanfälle hätte. Darauf wurde ihm eine Wasserpfeife gereicht, aber schon nach wenigen Zügen stieß er sie von sich und streckte sich wie zum Schlafen aus. Die Begleiter knüpften ihm baumwollene Tücher um die Oberarme und hielten ihn hinfort an diesen Binden fest.

Nach einem Weilchen erhob sich der Leva-scha mit offnen Augen, aber stierem Blick, und nun, hieß es, werde er im Traumzustand die Handlungen des Diebes wiederholen. Wirklich schien er einen unsichtbaren Gegenstand zu nehmen, mit dem er sich aus der Tür hinausschlich. Im Hofe sah er sich um und ging dann in das Zelt, das unsren Meßboys als Quartier diente.

Bis hierher war nichts Wunderbares an der Sache, denn es war uns und jedenfalls auch dem Diebssucher bekannt, daß einer unsrer Meßboys des Diebstahls verdächtigt worden war, weil er sich in

einer früheren Stellung eine Unehrlichkeit hatte zuschulden kommen lassen.

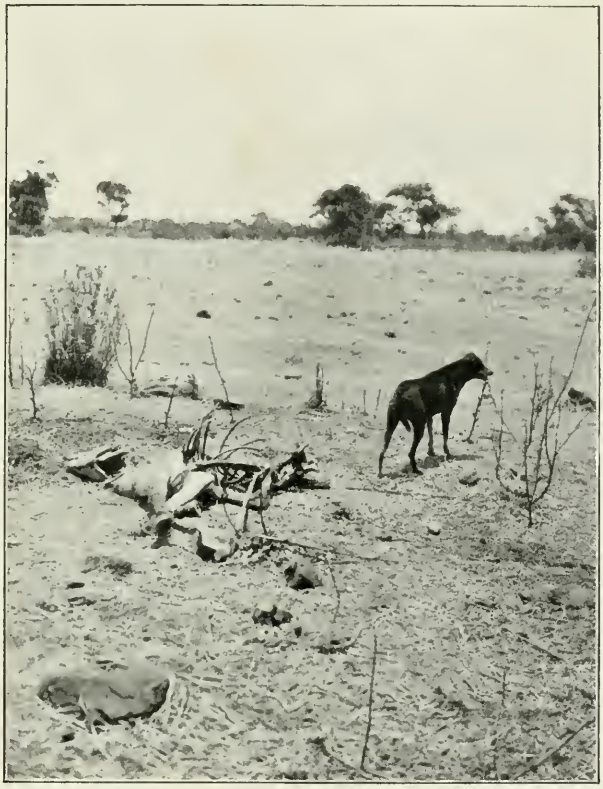
Nach einer Weile kam der Leva-schah aus dem Zelt zurück, immer gefolgt von den beiden Dienern, die ihn an den Armbinden hielten; er hatte nichts gefunden. Er setzte sich wieder an der ursprünglichen Stelle nieder, er suchte noch an verschiedenen Orten, ohne besseren Erfolg. Dabei benahm er sich recht ungebärdig, stürzte über jeden her, der aufstand, und lief schließlich bis zum Bach hinunter. Da er, wenn der Zauber nicht gebrochen werden soll, mit seinen Füßen kein Wasser berühren darf, so mußten ihn die beiden Diener über den Bach tragen; diese Prozedur wurde mehrere Male wiederholt. Dann verlangte er zu schlafen; eine Riemenbettstelle (Angareb) wurde irgendwoher besorgt und quer über dem kleinen Bach aufgestellt; doch auch hier kam dem Leva-schah kein erleuchtender Traum. Nach mehreren Stunden gab er die Arbeit auf; wir hatten ein sonderbares Schauspiel gesehen, und waren definitiv um ein Gewehr ärmer.

Gewöhnlich soll der Leva-schah besseren Erfolg haben. Aus den Mitteilungen, die ihm vor Beginn seiner Tätigkeit gemacht werden müssen, wird es ihm wohl leicht sein, den Verdacht der Bestohlenen herauszulesen; die gruslige Zeremonie ist aber offenbar auf eine Einschüchterung des Diebes berechnet, der dann dafür sorgt, daß der gestohlene Gegenstand an einem möglichst ihn nicht kompromittierenden Orte wieder aufgefunden wird.

In Adis-Ababa gibt es keine organisierte Polizei, im Bedarfsfalle halten die Soldaten der Machthaber, vor allem die des Kaisers, die Ordnung aufrecht. In der Hauptstadt strömen die verschiedensten, oft einander feindlichen Nationalitäten zusammen; daher kommen oft Schlägereien und blutige Exzesse vor. Trotz Gesetz und Gerichtsbarkeit wird die Blutrache geübt, ja, sie gilt für erlaubt und selbst geboten, weil Moses vorschrieb: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß (2. Mosis 21, 23). Feuersbrünste sind häufig; die aus Holz gebauten, mit Stroh gedeckten Hütten brennen wie Fackeln. Irgendeine Feuerwehr gibt es nicht, und da man zum Löschen auch nur in den seltensten Fällen Wasser beschaffen kann, so sieht man einen Brand als den Willen Gottes an und legt die Hände in den Schoß. Da die Hütten allgemein ringsum frei stehen, gewinnen Feuersbrünste nur bei stürmischem Wetter größere Ausdehnung.

Für die Hygiene ist nicht besser gesorgt. Es gibt keine Badeanstalt auch nur einfachster Art; wer das Bedürfnis fühlt sich zu

waschen, steigt zu einem der Bäche hinab. Dort wird auch die Wäsche gewaschen, ohne Zuber oder Mulde; irgendwo, wo das Wasser zwischen den Steinen steht, seift und knetet man die Wäsche, tritt sie mit den Füßen und schweift sie an einer andren Stelle mit stärkerem Strom aus. In diese Bäche treibt man das Vieh zum Saufen; ganze Stadtteile haben auch kein andres Trinkwasser! Unterhalb der Burg des Kaisers ist eine heiße Mineralquelle, der man große Heilkraft, namentlich bei Hautkrankheiten, zuschreibt: dasselbe Wasserloch wird zum Baden und zu Trinkkuren gebraucht.



Hund und Maultierkadaver
(Photographie C. Bosch)

Es gibt keine Friedhöfe. Die Toten verscharrt man gern in der Nähe von Kirchen, sonst aber irgendwo anders. Die Gräber werden nicht kenntlich gemacht.

Die Wege in der Stadt sind zwar jetzt durchweg etwas planiert, aber vielfach noch so beschwerlich, wie Saumpfade im Gebirge. Im Sommer gibt es viel Staub, in der Regenzeit unergründlichen Schmutz. Besonders widerwärtig sind die Schlachtabfälle und Kadaver auf den Straßen. Keinem Menschen fällt es ein, das tote Maultier vor seiner Hütte oder am Bach zu verscharren. Man hält sich die Nase zu oder macht einen kleinen Umweg.

Nur der Mist der Maultiere, Pferde und Rinder wird eifrig gesammelt. Frauen mit Kiepen besorgen dies Geschäft auf den Straßen

und besonders in den Höfen der reicheren Leute; der Dünger wird getrocknet und als Brennmaterial verkauft. Die Verwendung des Düngers in der Landwirtschaft ist nicht unbekannt, gilt aber als unsauber und wird selten geübt.

Die Aufgabe, allen andren Unrat, Schlachtabfälle und Kadaver zu beseitigen, fällt allein den Tieren zu. Die widerwärtigen gelben Hunde, die in keinem Gehöft fehlen, leben allein von Aas; gewisse andre Unreinlichkeiten beseitigt mit großer Gewissenhaftigkeit der Esel. Geier sieht man viel, wie sie hoch am blauen Himmel ohne Flügelschlag ihre ruhigen Kreise ziehen. Dann sind sie schöne Vögel, milchweiß von unten gesehen, mit breitem schwarzen Federsaum um Fittiche und Schwanz; wenn sie aber voller Gier einen Kadaver zerfetzen, den langen Schnabel, den kahlen Kopf in die Eingeweide versenken, dann ist ihr Anblick höchst widerlich. Ihre steten Konkurrenten sind die Raben, deren einer, der geierköpfige Rabe (Corvus oder Corvultur crassirostris), dem Geier nur wenig an Größe nachsteht. Es ist ein häßlicher Vogel von unsaubrer Lebensweise und abscheulicher Krächzstimme. Der weißbrüstige oder Schildrabe (Corvus scapulatus) ist wenigstens ein schmuckes Tier, und der kurzschwänzige Rabe (Corvus affinis) hat die Kraft und den leichten raschen Flug der Raubvögel, mit denen das Rabengeschlecht in steter Fehde lebt. Zeigten sich in unsrem Gehöft die zudringlichen Schmarotzer-Milane, so pflegte ein kurzschwänziger Rabe, der auf einem nahen Wacholderbaum seinen Beobachtungsposten hatte, sie sofort zu attackieren, und die viel größeren Raubvögel räumten trotz ihrer Überzahl stets schleunigst das Feld. Der Grund der Feindschaft ist aber nur Konkurrenzneid, denn auch diese zierlichen Raben leben von ekelhaften Abfällen.

Aber am wirksamsten sorgen wohl die Hyänen für Ordnung und Sauberkeit auf den Straßen. Allnächtlich kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln in den Bergen und durchstreifen die ganze Stadt. Sie laufen sehr schnell, und wo sie nichts zu vertilgen finden, halten sie sich nicht auf. Abends, wenn ich in improvisierter Dunkelkammer meine photographischen Platten entwickelte, während die Gefährten noch plaudernd bei der Zigarre am abgedeckten Tisch saßen, hörte ich regelmäßig unter meinen Fenstern das schrille Gewinsel der Hyänen, auf das die zottigen Hunde in den Höfen mit heulendem Gebell antworteten.

XIV

DER NEGUS NEGESTI MENELIK II

Als Karl der Große inmitten des eben bezwungenen Sachsenlandes zu Paderborn Reichstag hielt, erschienen Abgesandte aus Benevent, Konstantinopel und Arabien und überbrachten dem siegreichen Frankenkönig Freundschaftsversicherungen ihrer Souveräne und Geschenke, wie man noch keine gesehen hatte. Die fränkischen Krieger freuten sich ihres Herrn, dessen Ruhm in so weite Fernen gedrungen war, die Sachsen aber beugten williger den Nacken vor dem Eroberer, als sie seine Macht überall anerkannt sahen.

Die äthiopischen Geschichtschreiber werden gewiß nicht unterlassen, voll patriotischen Stolzes die zahlreichen Gesandtschaften zu erwähnen, die dem Negus Menelik Freundschaftsanträge und Geschenke überbrachten. Man kann im Zweifel sein, ob es wohl der Würde der europäischen Staaten entsprach zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen diesen Weg zu wählen, den der Äthiopier als eine Art Huldigung vor seinem Herrn deuten kann. Aber die Sitte tyrannisiert; auch das Deutsche Reich fügte sich dem längst eingewurzelten Brauch und sandte dem Negus wertvolle Geschenke, die in feierlicher Audienz überreicht werden sollten.

Die Verhältnisse in Äthiopien kann man ja nicht mit dem Maßstab der Heimat messen. Freilich leitet sich die Kultur Abessiniens von denselben Quellen her, wie die unsrige: von den Errungenschaften der Völker am Ostrande des Mittelmeerbeckens, der Phönizier und Juden, der Ägypter, Griechen und Araber. Aber während seit der Römerzeit alle europäischen Staatengebilde in ständigem Austausch standen, so daß sie allesamt nur ein einziges großes Kulturgebiet bildeten, so wurden die Äthiopier frühzeitig durch den Islam von aller Verbindung mit den geistig verwandten Völkern abgeschnitten. Was die geographische Isolierung nicht vermochte, das schuf religiöser Fanatismus: eine Barre rings um das Land, die

Der König der Könige von Äthiopien Menelik II
(nach einem käuflichen Bilde)

wirksamer als der Gürtel schrecklicher Wüsten das fernere Zuströmen fremder Kulturelemente verhinderte.

So blieb Abessinien auf dem Boden des frühen Mittelalters stehen. Auch heute noch, wo der äthiopische Krieger Speer und Schild mit dem Hinterlader vertauscht hat, wo die Eisenbahn in das Innere vordringt und der Telegraph die Befehle des Kaisers in die Provinzen schickt, auch heute noch herrscht das Mittelalter, und schärfer zeichnen sich darin die Schatten des Altertums als die Lichtstrahlen der Neuzeit.

Wir kamen in das Land um ein Urteil zu gewinnen. Aber es ist, auch bei gutem Willen, nicht immer leicht gerecht zu sein. Denn unwillkürlich beurteilt man die fremden Verhältnisse nach den eignen. Wenn wir aber schon vergleichen wollen, und alles Messen, die Grundlage des Urteilens, ist ja ein Vergleichen, so müssen wir das Äthiopische Reich den Feudalstaaten

Taïtu, Gemahlin des Königs der Könige von Äthiopien Menelik II
(nach einem käuflichen Bilde)

gegenüberstellen, die nach der Völkerwanderung in Europa entstanden.

Wie in Gallien die Franken, so bemächtigte sich in Äthiopien das Herrenvolk der Abessinier der Herrschaft. Ihren Leuten gaben die Eroberer das Land zu Lehen. Die Geschichte beider Reiche bestand aus Kämpfen: die Fürsten stritten um die Krone, die Vasallen um ihre Unabhängigkeit. Hier wie dort sank die Macht des Königtums. Der letzte Majordomus, der Komödie satt den Diener zu spielen, wo er der Herr war, stieß die alterschwache Dynastie vom Thron: Pipin im achten, Theodorus im neunzehnten Jahrhundert. Doch in der großen Umwälzung blieb das Feudalwesen erhalten, mit der zunehmenden Macht der Fürsten blühte das Land auf. Karl der Große und Menelik II. kämpften schon um ferne Grenzmarken und gaben ihrem Stammvolk die Segnungen des Friedens. Beide wollten ihm Lehrer und Erzieher sein.

Man darf sich aber nicht vorstellen, daß ein Feudalherr seinen Untertanen mit selbstloser Fürsorge gegenüberstehen könnte. Viel zu fest wurzelt in ihm die Vorstellung, die seinen Rechtstitel ausmacht, selbst die Verkörperung des Staatswesens zu sein. Er sorgt für sich, denn sein Interesse ist ja das Staatsinteresse. Sein Volk soll gedeihen, denn woher nähme er sonst Soldaten und Steuern, wie gründete er anders seine Macht und seinen Ruhm? Daß einmal ein König der erste Diener seines Staates sein wollte, hat noch kein Feudalherr verstanden, Karl nicht mehr als Menelik.

Jede Regierung ist gut, die stark genug ist sich zu halten, und konsequent genug, um nicht selbst Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit aufkommen zu lassen. Wer die Macht halten will, darf die Schwäche nicht kennen. Im Feudalstaat ist der Egoismus des Herrschers Staatsklugheit und bedeutet das Wohl des Volkes. —

Acht Tage nach unsrer Ankunft in Adis-Ababa ritten wir in großer Gala zu der Burg des Negus hinüber, wohin schon in den frühen Morgenstunden die Geschenke überbracht worden waren. Das Außentor des „Gebi", vor welchem die Besucher sonst absitzen müssen, war für uns geöffnet, und in geschlossenem Zuge gelangten wir durch die langgestreckten Höfe, an niedrigen Wirtschaftsgebäuden vorbei, zu einer zweiten und dritten Pforte, an welcher uns im Namen des Negus Herr Staatsrat Ilg empfing. Zu Fuß betraten wir den letzten Hof, wo im Schatten schlanker Eukalyptus-Bäume, gegenüber der runden Hofkirche, die kleine Audienzhalle steht, ein Holzbau in luftiger, durchbrochener Arbeit, halb im ägyptischen Muscharabieh-Stil, halb an die Schweizerhäuschen in Herrn Ilgs Heimat erinnernd.

Vor der Halle traten die Gardes du Corps an. Wir stiegen die Stufen empor und verneigten uns vor dem Negus, der, nur von seinen Vertrauten und einigen Hofchargen umgeben, auf einem niedrigen Diwan saß und uns lebhaft bewillkommnete.

Wieder standen rechts vom Thron vergoldete Sessel, auf welchen wir Platz nahmen. Gegenüber ließen sich die höchsten Würdenträger nieder, Ras Wolda Giorgis und Ras Tassama, Kaniasmatsch[1] Ipsa, Meneliks Hofrendant und Palastverwalter, Staatsrat Ilg und ein paar graubärtige Generale.

Nach Erledigung der Begrüßung und der üblichen Fragen nach Befinden und Wohlergehen bat unser Gesandter um die Erlaubnis, dem König der Könige von Äthiopien die Gaben zu überreichen, welche Se. Majestät unser Kaiser uns zu überbringen befohlen hatte.

[1] K'anj-asmatsch heißt wörtlich Krieger zur Rechten, Gra-asmatsch Krieger zur Linken (sc. Seite des Kaisers im Kriegslager).

Torweg in Gebi, der Burg Meneliks in Adis-Ababa

Im Hintergrund das Marktquartier der Stadt und die Berge von Antotto

Der Negus drückte durch eine leichte Verbeugung seine Zustimmung aus. Erwartungsvolle Stille herrschte.

So trat unser Gesandter, gefolgt von Graf Eulenburg, vor den Throndiwan hin, um dem Beherrscher Äthiopiens als Erstes das Großkreuz des Roten Adlerordens zu überreichen, das ihm Seine Majestät unser Kaiser verliehen hatte. Kurze, der Bedeutung des Augenblickes entsprechende Worte begleiteten den feierlichen Akt. Die Gardes du Corps präsentierten, auf der nahen Terrasse wurde Salut gefeuert. Menelik, der sich von seinem Sitz erhoben hatte, verbarg die lebhafte Genugtuung nicht, die er empfand. Auf seinen Wunsch wurden ihm die Abzeichen des hohen Ordens, den Graf Eulenburg auf einem seidenen Kissen in den deutschen Farben gehalten hatte, sofort angelegt, Stern, Kreuz und das breite von Schulter zu Hüfte reichende Ordensband. Zum Herrscher geboren, machte Menelik bei dieser Szene vorzügliche Figur, und voller Bewunderung lagen auf ihm die Blicke seiner Großen und Vertrauten. Herr Ilg hatte die begleitenden Worte unsres Gesandten mit lauter Stimme ins Amharische übersetzt; jedermann würdigte die in der Verleihung eines so hohen Ordens gelegene Wertschätzung.

„Seine Majestät der Deutsche Kaiser," fuhr der Gesandte fort, „hat mich beauftragt, Ew. Majestät sein Bildnis zu überreichen." Ein Vorhang, der eine Ecke des Audienzsaales verhüllt hatte, fiel, und das Kaiserbild — lebensgroße ganze Figur in der Uniform der Garde du Corps — präsentierte sich in bester Beleuchtung. Es fand ungeteilte Bewunderung. Der Transport hatte Schwierigkeiten gemacht, die Leinwand mußte gerollt, der Rahmen in Stücken verpackt werden. Aber Vizekonsul Schüler, der es übernommen hatte, für das Zusammensetzen des schweren Stuckrahmens zu sorgen, hatte an dem Bild mit kunstgeübter Hand auch die leisesten Spuren des Transportes beseitigt.

Die übrigen Geschenke waren vorläufig in einem Zelt hinter der Audienzhalle aufgebaut. Mein Bruder hatte angeordnet, daß jeder von uns und den in Adis-Ababa anwesenden Deutschen ein Stück überreichen sollte, und so traten wir nacheinander heran und übergaben die Geschenke: Silbernes Tafelgerät, wertvolle Seidenstoffe, Sammlungen von Photographien aus den königlichen Schlössern in Berlin und Potsdam, und so manches andere. Oberbibliothekar Flemming überreichte einen Stoß schön gebundener Bücher: alle die Werke, die in äthiopischer Sprache und Schrift in Deutschland gedruckt worden sind, obenauf seine eigenen Arbeiten. Diese Gabe bereitete dem Negus besondere Freude, und er durchblätterte sofort Buch für Buch, lobte die Klarheit und Gleichmäßigkeit der Typen

und schlug hin und wieder eine Lieblingsstelle nach. Sichtlich machte es großen Eindruck auf ihn, zu sehen, daß die deutsche Wissenschaft sich längst mit der Sprache und Literatur seines Landes beschäftigt hatte, bevor noch an offizielle Beziehungen zwischen beiden Staaten gedacht worden war. Der Negus gab auch sogleich Befehl, unsrem Reisegenossen seine Studien über amharische Manuskripte in jeder Weise zu erleichtern und ihm vor allen Dingen die kaiserliche Bibliothek im Gebi und die Büchersammlungen in den Kirchen der Stadt und Antottos zugänglich zu machen.

Zwei Hauptstücke unter den Geschenken konnten hier nicht überreicht werden: das Last-Automobil, das für den Verkehr auf der Chaussee nach Adis-Alem bestimmt war und einstweilen noch in Diredaua stand,[1] und die Maschinen zur Erzeugung elektrischen Lichtes, die zuvor zu montieren waren. Da wir also für heute unsre Aufgabe beim Negus erledigt hatten, erbat unser Gesandter nunmehr eine Audienz bei der Kaiserin Taïtu, um auch ihr die mitgebrachten Geschenke überreichen zu können.

Wenn auch die abessinische Frau sich nicht, wie die Mohammedanerin, vor den Blicken der Männer verborgen halten muß, so findet man doch nur sehr schwer Zutritt zu einer vornehmen Dame. Sie waltet, umgeben von ihren Dienerinnen, in einem den Besuchern unzugänglichen Teil des Hauses, das sie so selten wie möglich und dann tief verschleiert verläßt; bei unvorhergesehenen Begegnungen breiten Diener oder Mägde ihre weißen Mäntel aus, um ihre Herrin vor den Blicken Neugieriger zu schützen. Selbst in der Kirche halten sich die Frauen scheu abseits von dem Gedränge der Gläubigen, und sich dieser Sitte nicht beugen, hieße auf das Ansehen, das der vornehmen Dame zukommt, Verzicht leisten.

Es wäre ein Verstoß gegen die Etikette gewesen, wenn unser Gesandter bei der Kaiserin selbst um eine Audienz nachgesucht hätte. Menelik aber nahm die ungewöhnliche Bitte gut auf und begab sich selbst in die Gemächer der Kaiserin, um diese von dem bevorstehenden Besuch zu unterrichten. Nach einer kleinen Weile kam der Kaniasmatsch Ipsa, um uns hinüber zu geleiten; Herr Ilg blieb bei uns und übernahm wieder freundlichst das Dolmetscheramt.

Eine enge Pforte tat sich vor uns auf, die vierte, welche wir zu durchschreiten hatten. So gelangten wir in einen freundlichen Garten mit Bäumen, Rasenplätzen und Blumenbeeten, in dessen Mitte, auf dem höchsten Punkt des Burgberges, sich der „Elfin“ erhebt, ein

[1] Der von H. Holtz engagierte Mechaniker hatte die Maschine nicht in Gang setzen können.

stattliches, zweistöckiges Gebäude, das Menelik als Wohnhaus dient. Von der Galerie des Obergeschosses, die einen grandiosen Rundblick gewährt, führt eine Brücke in Form einer Pergola zu einem nahen Turm in armenisch-byzantinischem Stil, der, zurzeit noch unvollendet, einmal den ganzen Burgkomplex überragen wird.

Wir traten in ein hohes, kühles Gemach ein, wo uns die Kaiserin empfing; sie saß auf dem niedrigen Diwan am Fußende eines breiten Himmelbettes, zwei sehr statiöse Hofdamen standen neben ihr. Ihre Figur verschwand fast unter einem faltenreichen Umwurf von zartem Musselin, der auch ihr Haar und selbst das Kinn verhüllte, doch zeigte sie eine Hand von aristokratischer Schönheit. Mit vornehmer Freundlichkeit begrüßte uns die Kaiserin und lud uns, nachdem die Vorstellungen erledigt waren, ein, rechts von ihrem Throne Platz zu nehmen.

Die üblichen Fragen und Antworten. Ob wir eine gute Reise gehabt, und ob es uns auch an nichts fehle? Wie es uns in Abessinien gefalle? Ob wir gute Nachrichten über das Befinden Ihrer Majestät der Kaiserin hätten? — Im Sprechen lüftete die hohe Dame ein wenig ihre Schleier und ließ uns ein feines, intelligentes Gesicht sehen.

Ein halbes Jahr früher hatte die „Woche“ ein Porträt der Kaiserin Taïtu gebracht, das uns allen wohl im Gedächtnis geblieben war. Man sah da mit unverhülltem Antlitz eine Matrone von erstaunlichem Körperumfang und breiten, gedunsenen Zügen. Anscheinend die gleiche Person ist bei Hentze als „Hofdame der Kaiserin Taïtu“ abgebildet. In Wirklichkeit ist die Kaiserin eine eher zarte Erscheinung, der man ihre angeblich 65 Jahre nicht ansieht: sie könnte für 40 gelten. Ihre Hautfarbe ist hell — das Zeichen rein-semitischen Blutes und edler Abstammung; ihre Haltung ist durchaus die einer großen Dame, die zugleich den Reiz der Liebenswürdigkeit besitzt.

Taïtu — der Name bedeutet die Sonne — ist nicht Meneliks erste Frau und soll auch vorher schon verheiratet gewesen sein. Ihr Einfluß auf den Kaiser, der sie ebenso schätzt, wie er sie liebt, ist groß; sie scheint seine Vertraute in allen politischen Fragen zu sein. Sie hat auch wohl, wie manche frühere Fürstin in Äthiopien, selbst Politik getrieben, früher vorwiegend zugunsten ihres Bruders Ras Olié, während sich ihr Interesse jetzt auf die abessinische Kirche und ihre Rechte an den heiligen Stätten in Jerusalem konzentriert. Die Kaiserin ist sehr reich, sie lebt im Gebi mit eigenem Haushalt und hat einen großen Grundbesitz. Im Kriegsfalle sendet Taïtu eigene Truppen ins Feld; in den Kämpfen gegen Italien wurde namentlich ihre Artillerie gelobt.

Unser Gesandter übergab die Geschenke. Als erstes die Photographie unsrer Kaiserin inmitten ihrer Kinder, in schwerem Silber-

rahmen. Taïtu nahm das Bild, vielleicht ein wenig gegen die steifen Sitten des Landes, selbst in die Hand, um es genauer betrachten zu können. „Ihre Majestät die Kaiserin hat mir mit dieser Gabe die größte Freude bereitet. Wir kennen all die Prinzen und die Prinzessin und wissen ihre Namen. Eine deutsche Missionarin hat uns einmal ein Bild der ganzen kaiserlichen Familie gebracht, aber damals waren die Kinder noch jünger."

Eine andre Aufmerksamkeit wurde ebensogut verstanden und dankbar gewürdigt. Unser Kaiserpaar hatte für Taïtu, deren kirchliche Neigungen bekannt waren, ein kostbares Altargerät gesandt, Weinkanne, Kelch und Oblatenteller, die für die unter der steten Fürsorge der Kaiserin erbaute neue Kirche in Adis-Ababa bestimmt waren. Andre Geschenke folgten: himbeerrote Seide, ein Köfferchen mit silbernem Reiselavoir, schön geschliffenem Spiegel, feinen Parfums und so fort. Wir hatten den Eindruck, daß die hohe Dame, die in Äthiopien ein so gewichtiges Wort spricht, von den durchweg schönen Gaben auf das angenehmste überrascht war.

Eins freilich befremdete uns. Tags zuvor war die Nachricht eingelaufen, daß die Mutter Taïtus, die fern auf ihren Besitzungen, ich glaube in Gondar wohnte, nach längerem Leiden verstorben sei. Es hieß aber, daß die Trauerkunde der Kaiserin verheimlicht werde, vielleicht, weil eine Bestätigung abgewartet werden sollte, vielleicht aus Gründen des Hofzeremoniells. Erst eine Woche später meldete man die Todesnachricht der Fürstin, die nun um die Mutter, an der sie sehr gehangen hatte, tief trauerte. —

Inzwischen war die Mittagsstunde herangekommen. Nach einer kurzen Promenade im kaiserlichen Garten, wo wir namentlich zwei Löwen bewunderten, wie keiner von uns sie noch so mächtig gesehen hatte, wurden wir in jene große Halle geführt, in welcher wir am Tage unsrer Ankunft die erste Audienz bei Menelik hatten. Es war Sonntag, der Tag des „Gebr", das heißt, daß der Kaiser offne Tafel hielt. Bei dieser Gelegenheit bewirtet der Negus bis zu 8000 Menschen, und wenn der Herrscher selbst gespeist hat, darf jeder, der ein Anliegen hat, herantreten und es vorbringen. Diese patriarchalische Einrichtung trägt, wie man uns sagte, besonders dazu bei, mächtige und gerechte Fürsten auch populär zu machen.

Dieses Mal betraten wir die große Halle nicht vom Haupteingang her, sondern durch eine kleine Tür, die uns unmittelbar auf die Estrade führte, deren Mitte der Throndiwan einnimmt. Rings um das Podium, zu welchem nur besonders geladene Gäste Zutritt haben, war weißer Zeltstoff (Abu-Djedid) gespannt; der Diwan des Negus

war wieder durch Herablassen der Vorhänge gegen die Estrade abgeschlossen. Das Kommen und Gehen von Dienern mit Schüsseln und Kannen verriet,[1] daß der Negus, vor allen neugierigen Blicken geschützt, bereits speiste. Man wies uns auf der Estrade einen europäisch gedeckten Tisch an und trug uns ein Diner von zahlreichen Gängen auf, deren einige allerdings für unsren Gaumen zu stark papriziert waren. An Getränken gab es Bordeaux und starken abessinischen Rotwein, vorzüglichen Met und zuletzt den unvermeidlichen Champagner. An einem Tische neben uns hatten die vier in Adis-Ababa ansässigen Deutschen Platz gefunden; unsre Soldaten saßen wie die vornehmsten Abessinier um niedrige Tischchen aus Korbgeflecht; ihnen wurde nach Landessitte auf Fladenbrot statt auf Tellern serviert.

Als wir etwa beim dritten Gang angelangt waren, öffneten sich die Vorhänge des Throndiwan, und nun sahen wir den Negus, der freundlich zu uns herüberwinkte und dem Gesandten zutrank. Im übrigen durfte sich niemand im Essen stören lassen, ja der Kaiser nötigte selbst die Nächstsitzenden zuzulangen. Und als eben ein Diener eine Schüssel vorbeitrug, die wohl für die abessinischen Gäste bestimmt war, hielt der Kaiser ihn an und schickte ihn mit der Bestellung an unsren Tisch, dies sei sein Leibgericht, das wir kosten müßten. Die Speise, Dorodabo genannt, bestand aus Eiern und Hühnerfleisch, die in Brotteig gebacken und sehr stark gepfeffert waren. Amüsiert beobachtete der Negus, wie unsre Gardes du Corps, grade vor seinem Thron, zuerst ratlos vor ihren Brottischen saßen und nicht wußten, wie man bei Hofe standesgemäß speist, wenn einem weder Löffel noch Messer oder Gabel gegeben wird. Die langen blonden Jungen wußten sich aber bald zu helfen: sie ahmten einfach die Abessinier nach, die um andre Tischchen saßen, tunkten die Suppe mit improvisierten Brotlöffeln aus und schnitten das schmackhafte, am Spieß gebratene Fleisch mit dem Taschenmesser.

Nun wurde es auch hinter dem Vorhang in der großen Halle laut. Die Gäste strömten herein, man hörte, wie ihnen von den Ordnern die Plätze angewiesen wurden. Auf einen Wink des Kaisers fiel die Scheidewand, wir sahen im Helldunkel des riesigen Raumes (60 m lang, 40 m breit) eine wimmelnde Menge schwarzer Menschen, die in Erwartung des Schmauses immer zu fünf bis acht um ein niedriges Korbtischchen hockten, darunter auch unsre eigenen Leute.

[1] Die Speisen und Getränke werden unter roten Baumwolltüchern verdeckt gebracht, damit der böse Blick nicht auf sie fallen kann. Koch und Mundschenk müssen vor dem Servieren von allem kosten.

Niemand schien den Negus zu bemerken, der von seinem erhöhten Sitz das Getümmel der Gäste überschaute. Auch wir konnten von unsrem Platz auf der Estrade das Riesengastmahl, das sich nun entwickelte, genau beobachten.

Jedes Korbtischchen war mit einem baumwollenen Tuch gedeckt, dessen Zipfel nach oben über einer Schicht von vielleicht zwölf flachen, pfannkuchenartigen Broten (Indjera) zusammengeschlagen waren. Diener, die sich mühsam einen Weg durch die überall am Boden hockenden Gäste bahnten, deckten die Brote ab und übergossen sie mit der roten, aus Butter, Paprika, Zwiebeln und Bohnen hergestellten Tunke „Woat", die das an sich säuerlich-fade Brot erst genießbar macht. Andre verteilten auf die Tischchen faustgroße Würfel von am Spieß gebratenem Rindfleisch oder Hammel-Rippenstücke und -Keulen. Sofort langte jedermann zu, und wer Manieren hatte, nahm immer nur mit den drei ersten Fingern der rechten Hand — die linke gilt für unrein — einen Fetzen des gallertigen Brotes, abwechselnd mit einem guten Bissen gebratenen Fleisches.

Daß die durch den roten Pfeffer verbrannten Kehlen Kühlung fanden, war die Sorge der Schenken. In der Nähe unsrer Estrade standen zwei große Zuber, die bequem als Badewannen hätten dienen können. In sie ergoß sich aus einer Röhrenleitung, die durch ein Fenster geführt war, ein Strom von Bier (Talla). Eifrig schöpften die Diener die großen Emaillebecher voll, die jetzt leider die alten Trinkhörner ganz verdrängt haben; jeder Gast erhielt ein solches, gut ein Liter fassendes Gemäß, dessen Inhalt im Nu verschwunden war. Eine Kolonne von Negersklavinnen erschien an der Pforte, jede mit einem Gombo, einem bauchigen Krug mit drei Tragösen, auf dem Rücken; sie verteilten sich unter den Gästen und füllten die geleerten Becher mit honigduftendem T'etj wieder an.

Nun kam das Hauptgericht, rohes Rindfleisch. Sklaven schleppten, unter der Last gebeugt, riesige Fleischstücke herein, ganze Keulen, Rücken, Schultern von Rindern, eben geschlachtet und noch blutig. Mit breiten Messern schnitten Diener fußlange Fetzen herunter und verteilten sie an die Gäste. Und wie nun alles zugriff! Mit den Zähnen faßten sie eine Ecke des Fleischstückes, das die rechte Hand hoch empor hielt, während die Linke mit dem Dolchmesser den natürlich noch wie Gummi zähen Bissen kurz vor den Lippen abtrennte. Kaum ließen sie sich die Zeit, die blutige Speise mit Paprika und Salz zu würzen. Wo blieben nur diese erstaunlichen Mengen Fleisches, die von neuen Bierfluten hinabgespült wurden?

Solch einen Schmaus sieht man nicht, ohne an die Fütterung der wilden Tiere im zoologischen Garten zu denken. Wirklich haben die Abessinier im Essen etwas vom Raubtier: schlank, sehnig, zähe wie diese, vermögen sie lange zu hungern und zu andrer Zeit Nahrungsmengen aufzunehmen, die für uns nicht so gewöhnten Menschen eine physische Unmöglichkeit bedeuten würden. Aber auch nach einer solchen überreichen Mahlzeit bleibt der Abessinier beweglich und selbst fähig lange Märsche auszuhalten, wo andre eine unüberwindliche Verdauungsschläfrigkeit befallen würde. So kann man nicht sagen, daß der Abessinier im Essen unmäßig wäre; im Trinken freilich — —. In der Burg des Negus wagt, der strengen Zucht wegen, niemand Unfug zu treiben oder Streit anzufangen, aber in der Stadt nachher sieht der Sonntagnachmittag noch mancherlei.

Wenn die erste Serie der Gäste bewirtet ist, pflegt eine zweite, dritte und selbst vierte daranzukommen, die große Halle faßt nämlich nur 2000 Menschen. Solch ein „Gebr", die große Abfütterung, die jeden Sonntag und, bei geeigneten Gelegenheiten, auch an Wochentagen abgehalten wird, bedeutet trotz der Einfachheit der Bewirtung für den Negus große Ausgaben. Nach Hentze werden manchmal für ein Gebr 120 Ochsen geschlachtet, der Hammel nicht zu gedenken; ich halte die Angabe nicht für übertrieben, zumal der Abessinier nur das undurchwachsene Fleisch ißt und alles andre, auch nach unsrer Ansicht gut brauchbare Stücke, den Hunden und Hyänen überläßt.[1]

Die abessinische Sitte rohes Fleisch zu verschlingen, — denn kauen kann man es im frischgeschlachteten Zustand doch nicht, — die von so manchen Reisenden als Greuel beschrieben worden ist, muß mindestens als unhygienisch gelten. Denn sie bedingt die außerordentliche Verbreitung der Bandwürmer (Taenia saginata?), an denen in Abessinien alle Welt leidet. Da kann es noch als eine Gunst des Schicksals bezeichnet werden, daß Äthiopien auch die Heimat des gebräuchlichsten Bandwurm-Mittels ist, der Kossoblüten. Hierzulande nimmt jedermann ein- bis zweimal im Jahre diese Medizin, macht ein paar trübe Tage durch und — infiziert sich dann aufs neue. „Ich habe Medizin genommen" heißt: „Ich mache die Band-

[1] Bruce berichtet (Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, V 5) von einem kaum glaublichen Brauch der Abessinier, auf Märschen lebenden Rindern die zu einer Mahlzeit nötigen Fleischstücke auszuschneiden. Er will selbst gesehen haben, wie ein paar Männer diese Tierquälerei an einer Kuh ausführten, die sie mit sich trieben; die Wunde sei sofort kunstgerecht geschlossen worden. Wir haben dergleichen nicht gesehen, auch nichts derart erzählen hören.

wurmkur," und das entschuldigt vollkommen. Will man einer Einladung aus dem Wege gehen, oder hat man ein Rendez-vous verpaßt, so heißt es: „Ich habe Medizin genommen." Der Schuldner, der den Zahlungstermin nicht innehält, der Angeklagte, der nicht vor Gericht erscheinen will, selbst der Beamte, den der Kaiser zur Rechenschaftsablage vor sich fordert, sie alle haben zufällig grade Medizin genommen. —

Nach dieser zweiten Begegnung, die sehr zu allseitiger Befriedigung verlaufen war, hatten wir das deutliche Gefühl, daß Menelik und Taïtu uns freundlich gesinnt waren. Die Kaiserin freilich sahen wir nicht wieder, vielleicht ihrer Trauer wegen; mit dem Negus dagegen kamen wir um so öfter in Berührung und lernten ihn, der uns zunächst vornehmlich als Monarch durch seine Würde imponiert hatte, nun auch im täglichen Leben als einen ebenso klugen wie liebenswürdigen Herrn kennen.

So ließ es sich der Negus, seinem Versprechen gemäß, angelegen sein, die Studien unsres Oberbibliothekars Flemming über amharische Manuskripte zu fördern. In Abessinien finden sich Bücher fast nur in den Händen der Geistlichkeit und sind, soweit sie Kircheneigentum darstellen, unverkäuflich. Die Priester und Mönche sind freilich manchmal, trotz aller drohenden Strafen, geneigt, die heiligen Bücher heimlich zu verkaufen, viel häufiger aber sind sie dem Fremden, in welchem sie stets einen Missionar wittern, feindlich gesinnt und weigern sich, ihre Bücher auch nur zu zeigen. Jedenfalls wurde unsrem Reisegefährten seine Arbeit wesentlich dadurch erleichtert, daß sie die Billigung und Unterstützung des Negus hatte.

Die Buchdruckerkunst ist in Abessinien ebenso unbekannt wie die Papierfabrikation. Briefe schreibt man freilich mit Feder und Tinte auf importiertem Papier; Bücher dagegen werden auf Pergamentblättern mit der Rohrfeder geschrieben; die Bereitung des Papyrus ist unbekannt, obwohl die Papyruspflanze massenhaft am Tanasee gedeiht. Neben der gewöhnlichen Schrift, deren Kenntnis zur allgemeinen Bildung gehört, gibt es eine Kalligraphie, die fast nur von den Priestern und Priesterschülern (Dephteras) geübt wird, weniger unter den Mönchen, deren Bildungsgrad allgemein geringer ist.

Wie in Europa seit Beginn des Mittelalters, so pflegt man auch in Abessinien die Anfangsbuchstaben der Kapitel rot zu malen (mit Mennig oder Minium, daher Miniaturen), bei reicheren Handschriften verziert man sie mit Arabesken oder figürlichen Szenen. Daneben findet man oft Schaltbilder, die teils in Umrißmanier mit Tinte, teils als echte Aquarelle ausgeführt sind. Die Motive für die Buch-

illustration entnimmt der Maler vorwiegend der Passionsgeschichte; Maria, St. Georg und Fürstengestalten in Anbetung vor den Heiligen fehlen selten. Wie unsre Vorfahren im Mittetalter, so ergötzen sich heute noch die Abessinier an Teufelsfratzen phantastischer Art. Die Pergamentblätter werden manchmal wie im alten Rom gerollt, häufiger geheftet und in lederüberzogene Holzdeckel gebunden. Ein bunter Lappen arabischer Seide oder Brokat bildet das Lesezeichen; zu den meisten Büchern gehört endlich ein ledernes Tragefutteral.

Die abessinische Literatur besteht vorwiegend aus religiösen

Zwei Bilderseiten aus einem amharischen Buch „Die Wunder Mariä"
(Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Dembetscha)

Werken, deren Inhalt auch in weltlichen Kreisen Hauptgegenstand des Jugendunterrichts ist. Daneben gibt es historische Bücher (Tarike negest z Etiopia, d. h. Königschroniken) und selten philologische Schriften (Vokabularien, Grammatiken), während medizinische und juristische, selbst Aufzeichnungen der gültigen Gesetze, vollständig zu fehlen scheinen.[1]

Der Abschreiber des Buches nennt sich nicht selten, dagegen ist

[1] So sagte man uns wenigstens in Schoa. Unser Landsmann Rüppell fand allerdings vor 70 Jahren in Gondar Gesetzbücher, die man Pheta Negust, d. h. Richtschnur des Regenten, nannte. Doch scheint es nach seinen Bemerkungen, als ob weder der Wortlaut feststand, noch die Gesetzessammlung bindende Kraft für die Richter hatte. Danach waren sie wohl nur juristische Schriften privaten Charakters.

es nicht üblich die Jahreszahl — man rechnet seit der Erschaffung der Welt — hinzuzufügen. Der Kenner vermag aber das Alter eines Manuskriptes mit leidlicher Genauigkeit aus dem Charakter der Schrift zu erkennen. Dr. Flemming fand,[1] daß im heutigen Abessinien Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert schon sehr selten sind; Codices aus der ersten Zeit der christlichen Ära, wie sie im Sinai-Kloster und in der Natronwüste gefunden worden sind, scheinen in dem jederzeit durch Kriege und Feuer verwüsteten Land nicht mehr zu existieren. Immerhin war es unsrem Reisegefährten möglich, im ganzen 80 Manuskripte zu sammeln, mit welchen nun die Berliner Bibliothek in amharischer Literatur unmittelbar hinter London und Paris rangiert.

Auch unser Doktor, Oberstabsarzt Vollbrecht, kam durch seinen Beruf vielfach mit den Abessiniern in Berührung. Da es in Äthiopien keine einheimischen Ärzte gibt, und die russischen, aus Gründen, die wir oben andeuteten, nicht so en vogue sind, wie sie es verdienten, so wurde Dr. Vollbrechts ärztliche Kunst stark in Anspruch genommen, namentlich von den Damen des kaiserlichen Hauses und einiger Fürsten. Wenn auch die abessinische Frau ihre gute Konstitution dadurch dokumentiert, daß es im Lande weder Hebammen noch sonst eine berufsmäßig ausgeübte Geburtshilfe gibt, so sind doch Frauenleiden außerordentlich häufig. Bei den Armen, wo die Frau für den Haushalt des faulenzenden Mannes die schweren Wasserkrüge schleppen und täglich stundenlang in unhygienischer Stellung vor dem Reibstein hocken muß, auf dem sie das Mehl zu bereiten hat, sind Unterleibsleiden offenbar meist die Folgen harter Arbeit und ungenügender Wochenpflege. Den vornehmen Damen dagegen verbietet die Etikette jede Bewegung; zu Hause lassen sie sich bedienen, und wenn sie einmal das Haus verlassen, so reiten sie stets. Im Verein mit der stimulierenden Nahrung, dem Mißbrauch des Pfeffers und andrer starken Gewürze macht sich der Mangel an Leibesübungen in allerlei chronischen Leiden bemerklich. Als unser Arzt aber einer Prinzessin körperliche Bewegung, etwa einstündiges Spazierengehen täglich, verordnete, erklärte sie betrübt, grade dies sei, als mit ihren hohen Stellung unvereinbar, vollkommen ausgeschlossen.

Diese verbreiteten Leiden der Frauen mögen wohl auch etwas zu der Häufigkeit der Ehetrennungen in Abessinien beitragen. Ich deute mir wenigstens dahin eine Bemerkung des Kaniasmatsch Ipsa, der mich einmal fragte: „Du siehst Deinem Bruder so ähnlich, daß

[1] Zentralblatt für Bibliothekswesen 1906, S. 7.

es uns allen aufgefallen ist. Sage mir doch, wäre es möglich, daß Ihr beide Söhne eines Vaters und einer Mutter wäret?" Als ich ihm sagte, daß wir sogar sechs Geschwister gewesen seien, meinte er kopfschüttelnd: „In unsrem Land kommt das nicht vor. Wenn wir von einer Frau einen Sohn haben, so nehmen wir uns eine frische."

Polygamie ist bei den Abessiniern natürlich nicht gestattet, doch kann man sich mit etwas Geld leicht kirchliche Indulgenzen verschaffen. Auch Nebenfrauen sind in fürstlichen Häusern häufig, und mancher abessinische Große scheint die Erzväter Abraham und Jakob und den hochseligen König Salomo wenigstens in dieser Beziehung als Vorbilder zu nehmen. Die Ehescheidung ist leicht und für die Frau nicht so unangenehm wie bei uns, da ihr merkwürdige Gesetze bedeutende vermögensrechtliche Ansprüche sichern und eine neue Ehe im allgemeinen leichter zustande kommt, als die erste. Die größere soziale Freiheit, deren sich die geschiedene Frau erfreut, bestimmt wohl auch manche Gattin in die Ehetrennung zu willigen.

Nur die Ehe der Geistlichen ist unlöslich, nicht einmal der Witwer darf sich wieder verheiraten, doch findet er leicht eine „Köchin". Die Unsittlichkeit der Geistlichen und namentlich der Mönche ist im heutigen Abessinien ebenso sprichwörtlich, wie in Europa zur Zeit Boccaccios. Selbst den Einsiedlern werden dieselben Schwächen nachgesagt. —

Während unsre beiden Handelssachverständigen täglich den Markt und die Magazine besuchten, um ihre Studien über die wirtschaftlichen Verhältnisse Abessiniens zu komplettieren, verweilte unser Gesandter manche Stunde beim Negus. Die Veranlassung dazu boten die Verhandlungen über den Handelsvertrag, der den deutschen Unternehmungen in Äthiopien die gleichen Vorteile sichert, die dem Handel andrer Länder in Abessinien eingeräumt sind oder in Zukunft eingeräumt werden können. Weiter gewährte der Negus dem Deutschen Reich das Recht der Beteiligung an einer neu zu gründenden äthiopischen Bank, einem Institut, dem die ausgedehntesten Vorrechte und Monopole eingeräumt sind, und an welchem sich Kaiser Menelik mit seinen eigenen bedeutenden Mitteln zu beteiligen beabsichtigte, und endlich das Recht der Beteiligung an allen Eisenbahnbauten in Äthiopien, soweit dieselben auf internationaler Basis ausgeführt werden sollen.

Zur Zeit unsres Besuches waren von deutschen Handelsinteressen in Abessinien nur Ansätze vorhanden, die noch nicht zu nennenswerten Ergebnissen geführt hatten. Es befanden sich auch nur wenige deutsche Landsleute in der äthiopischen Hauptstadt, unter ihnen

H. Arnold Holtz, der, wie erzählt, mit einem Teil der Vorbereitungen für unsre Expedition betraut worden war, aber nicht durchweg das leistete, was er unsrer Regierung in Aussicht gestellt hatte. Über die geschäftlichen Unternehmungen des H. Holtz, der für seine weitgehenden Pläne deutsches Kapital zu gewinnen verstanden hat, kann an dieser Stelle nicht gesprochen werden. Außerdem haben sich, teilweise im Anschluß an die Kaiserliche Mission, mehrere größere deutsche Firmen für Abessinien interessiert, so namentlich das Hamburger Exporthaus H. C. Bock und ein bedeutendes Kaufhaus in Kairo. Ersteres hat inzwischen mit gutem Erfolg eine Niederlassung in Harar mit Filiale in Djibouti begründet, letzteres ihren bereits bestehenden Handel über Massaua nunmehr auch auf das südliche Gebiet ausgedehnt.

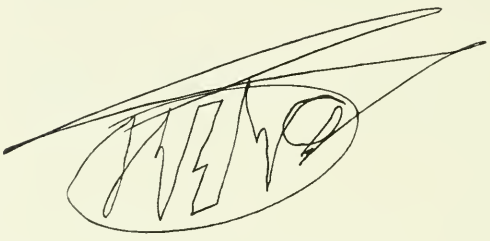
Die Anwerbung eines abessinischen Gelehrten als Lehrer der amharischen Sprache für das orientalische Seminar in Berlin bedeutete einen weiteren Schritt zur Anbahnung eines lebhafteren Handelsverkehrs mit Äthiopien. In Adis-Ababa fand sich im Augenblick keine geeignete Kraft für diesen Posten, aber der Negus sandte uns einen kenntnisreichen Mann, der, in der Person des Alaka Taje aus Ifag, bei Gondar zu uns stieß und uns nach Berlin begleitete.

Bei all diesen Verhandlungen und Besprechungen war, wie sich denken läßt, H. Staatsrat Ilg die unerläßliche Mittelperson. Ilgs Stellung in Abessinien beruht doch vor allem darauf, daß der Negus sich in allen Fragen der äußeren Politik auf ihn stützt. Aber die Gerechtigkeit erfordert anzuerkennen, daß H. Ilg auch den deutschen Wünschen in jeder Weise entgegenkam und so mit der Tat diejenigen Lügen strafte, die ihn der Deutschenfeindlichkeit bezichtigten. Deutschland suchte in Abessinien keine Sondervorteile, sondern nur für seinen Handel dieselben Vergünstigungen wie andre. Einem Kulturwerk sollten die Wege geebnet werden, der wirtschaftlichen Erschließung eines reichen Landes; dazu hat H. Ilg loyal geholfen und sich den Dank beider Seiten erworben.

Im Verlaufe der Verhandlungen wurden zwischen dem Negus und dem deutschen Gesandten auch manche wirtschaftliche Fragen berührt, die mit dem Handelsvertrag nur in loserer Beziehung standen, so die Transportmittel, Verbesserung der Packsättel, Einführung von Wollschafen und namentlich der Forstschutz. Mein Bruder gewann immer mehr die Überzeugung, einem ungemein intelligenten Fürsten gegenüber zu stehen, der auch solche wirtschaftliche Ideen leicht aufnahm, die ihm zunächst ganz fern liegen mußten. Unzweifelhaft ist Menelik auch zu Reformen geneigt; freilich legt ihm grade die

Rücksicht auf seine streng und chauvinistisch konservative Umgebung die Notwendigkeit auf, bei allen Neuerungen ein langsames Tempo zu beobachten.

Pausen in den Verhandlungen wurden oft dadurch ausgefüllt, daß unser Gesandter von seinen Reisen in Asien erzählte. Ein ganz besonderes Interesse verriet der Negus, als von Babylonien und den deutschen Ausgrabungen daselbst die Rede war, die so manches neue Licht auf die in der Bibel behandelten Ereignisse geworfen haben. Und so machte es sich scheinbar ganz von selbst, daß Menelik uns Deutschen das Recht zugestand, in der alten äthiopischen Hauptstadt Aksum Ausgrabungen zu machen, — hier vor allem konnte man ja hoffen, Spuren aus altchristlicher Zeit und vielleicht selbst einer noch älteren Kultur zu finden. In einer geheimen Akte bat Menelik selbst den deutschen Kaiser, Fachleute zur Untersuchung der Ruinen von Aksum zu entsenden, und erbot sich, seinerseits den zu erwartenden fanatischen Widerstand der abessinischen Geistlichkeit niederzuhalten. Geheim mußte die Angelegenheit nicht nur deshalb gehalten werden, weil die Kunde eines so unerhörten Zugeständnisses, wie es Ausgrabungen in dem allen Abessiniern heiligen Aksum bedeuteten, uns unzweifelhaft im Lande Feindschaften und Schwierigkeiten aller Art bereitet hätte; ebenso war es wünschenswert, daß andre in Abessinien interessierte Mächte von den projektierten Ausgrabungen nicht vorzeitig Kenntnis erhielten, denn der Konkurrenzneid konnte neue Hindernisse schaffen.[1]



ለ ፩ ር መ፣ : መ፣ ፣ሥ ት : መ ለ ከ ተ ኛ :

ዱ ክ ሻ ር : ሮ ዝ ፣ : ዩ እ ፩ : ማ ፣ ተ ሚ ።

Scherz-Autogramm des Negus Menelik II
Oben: Nachahmung der lateinischen Buchstaben R S N (Rosen) und darunter: „So schreibt der Gesandte Dr. Rosen."

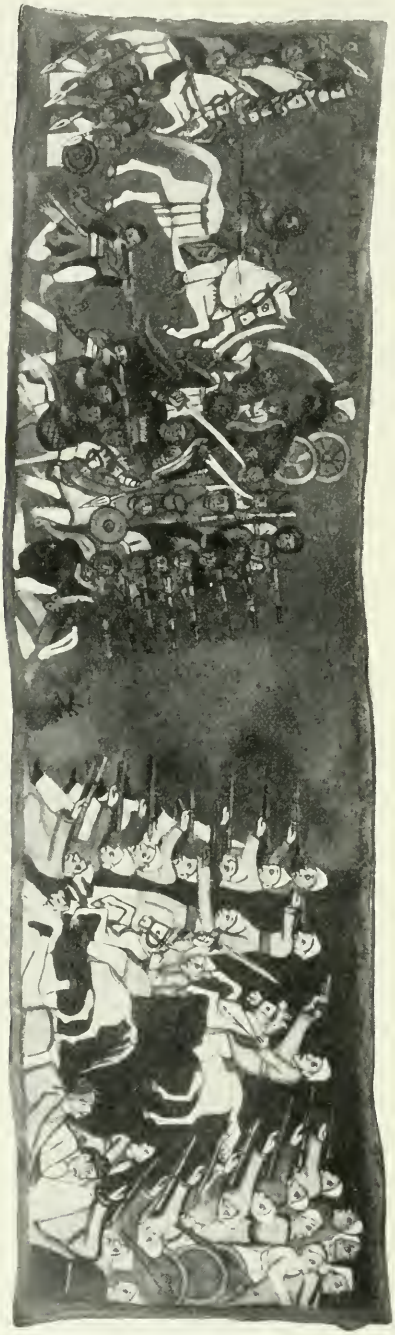
Das große Verständnis, daß der Negus hier einer rein wissen-

[1] Inzwischen ist die aus den HH. Professor Littmann, den Regierungsbaumeistern Krencker und von Lüpke und einem Arzt bestehende Kommission mit einer Fülle interessanter und wichtiger Entdeckungen aus Aksum wieder zurückgekehrt und hat der Akademie der Wissenschaften in Berlin ihren Vorbericht eingereicht.

schaftlichen Frage entgegenbrachte, ließ uns schon vermuten, daß der kluge Fürst, nach den Verhältnissen seines Landes, ein Förderer von Kunst und Wissenschaft sein würde. Freilich kann er auf diesem Gebiete nicht in Parallele zu Karl dem Großen gestellt werden, dem ersten Vorläufer der Renaissance nördlich der Alpen. Karl, der selbst kaum lesen und schreiben gelernt katte, berief Gelehrte an seinen Hof und verband sich mit ihnen in Freundschaft und vielleicht selbst Verwandtschaft; er gründete Schulen, in denen die vergessene Bildung der Römer wieder aufleben sollte. In Äthiopien ist zwar die Kunst des Schreibens unter besseren Leuten allgemein verbreitet, aber öffentliche Schulen oder einen Lehrerstand gibt es nicht; wer lernen will, muß zu den Geistlichen gehen. Die Hochschule von Gondar, die sich bei der Zerstörung der Stadt durch die Mahdisten aufgelöst hat, harrt noch ihrer Neubegründung.

In Adis-Ababa gibt es nur ein Pagenkorps, — mehr eine Erziehungsanstalt als eine Schule, — das Menelik unter seinen eigenen Augen im Gebi selbst hält; es ist dem vortrefflichen Kaniasmatsch Ipsa unterstellt, jenem Galla, den Menelik auch zu seinem Hofrendanten gemacht hat; Finanzminister ist sich der Negus selbst.

Der Unterricht der Pagen dürfte dieselben Fächer umfassen, die allgemein als zur Bildung der Vornehmen gehörig betrachtet werden: Schreiben und Kalligraphie, Religion, äthiopische Geschichte und Landesrecht. Die Kenntnis der veralteten Geezsprache, in der die kirchlichen Bücher geschrieben sind, gilt als unerläßlich, dagegen werden fremde Sprachen nicht gelehrt, nicht einmal das verwandte Arabisch. Ob im Pagenkorps, wie ehemals auf der Hochschule in Gondar, die Künste Gegenstand des Unterrichts sind, möchte ich bezweifeln. Das Epos ist in Abessinien vorwiegend Volksgut, aber die Vornehmen lieben gereimte Epigramme und Scharaden. Bei seinen Kirchenbauten beschäftigt Menelik ständig auch Maler, wie den bereits erwähnten Alaka Elias, der Heilige und Schlachtenbilder malt. Von ihm erwarb ich außer andren Stücken eine Szene aus der Schlacht von Adua, die trotz ihrer rohen Ausführung ein gewisses kulturhistorisches Interesse bietet. Es ist eine figurenreiche Darstellung: links Menelik auf seinem berühmten Schimmel, wie er seine Galla-Reiterei durch die Infanterie-Linie zum entscheidenden Angriff vorführt; rechts Baratieri mit dem Revolver in der Hand inmitten der in ihrer Bedrängnis ein Karré bildenden Italiener. Trotz Gewehren und Kanonen ist die Darstellung durchaus nicht realistisch. Ganz in der Art der alten byzantinischen Maler verzichtet auch unser Künstler auf jeden Versuch perspektivisch zu zeichnen und stellt die hintereinander be-



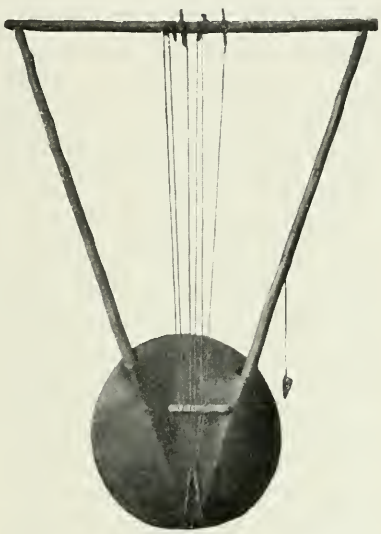
Alaka Elias, Schlacht von Adua. Auf Baumwollenstoff, ca. 1 m lang

findlichen Figuren einfach übereinander. Ebenso gibt er nach alter Tradition alle Landsleute en face, alle Feinde im Profil. Aus der Kopfstellung erkennt eben der Abessinier auch in den unvollkommensten malerischen Darstellungen, was Freund und was Feind bedeuten soll.

Und doch hat Alaka Elias, vielleicht als Erster, einen realistischen Zug eingeführt. Während die äthiopischen Maler sonst, in strenger Nachahmung ihrer byzantinischen Vorbilder, allen Personen weiße Gesichtsfarbe geben, nicht bloß den Heiligen und Engeln, die man sich weiß denkt, sondern auch ihren schwarzen Landsleuten, brachte es die besondere Aufgabe hier mit sich, daß unser Künstler die Abessinier und Italiener auch durch die Hautfarbe unterschied. Zum erstenmal hatte ja bei Adua ein äthiopischer Fürst den Sieg über weiße Feinde davongetragen.

In Abessinien sind Musikanten, Sänger und Tänzer im allgemeinen die gleichen Personen, gewöhnlich sind sie zugleich die Dichter ihrer Texte. Soweit Musik und Tanz im Dienste der Kirche stehen, will ich an andrer Stelle über sie berichten; die profane Orchestrik lernt man am leichtesten an den Fürstenhöfen kennen. Beim „Gebr" treten Sänger auf, die zu den Klängen einer kleinen aus Holz und Ziegenleder gefertigten Lyra Lobgesänge auf den Gastgeber oder Heldengedichte vor-

tragen. Häufig sieht man bei Hof auch Leute mit einer Art Geige aus gleichem Material, doch von viereckiger Gestalt; ihre summenden Töne begleiten einen näselnden Gesang. Die Geiger gehen bei feierlichen Aufzügen vor den Fürsten her, ihre Produktionen wechseln mit denjenigen der Imbilta-Bläser ab. Dies sind, soweit ich gesehen habe, stets Negersklaven (Schankalla), deren jeder ein manchmal mannslanges Bambusrohr bläst. Sie spielen eine einfache Melodie, ähnlich unsrem Kuhreigen, in der Art, daß jeder, wenn die Reihe an ihn kommt, den einzigen auf seiner Pfeife möglichen Ton produziert. Zum Anblasen der armdicken Rohre gehört, wie bei den Orgelpfeifen, ein sehr kräftiger Luftstrom. So sieht man die Backenpaare der Imbilta-Bläser sich bald wie Halbkugeln vorwölben, bald plötzlich zusammenfallen, ein lächerlicher Anblick, der an gefühlvoll quakende Wasserfrösche erinnert. Die Abessinier schätzen die Imbilta-Klänge über alles; auch für unser Ohr ist die einfache Musik nicht unangenehm, da die Tonintervalle die uns vertrauten sind, während die Sänger noch andre Intervalle kennen, die unser Gehör nicht weniger beleidigen als das Detonieren schlechter Musikanten bei uns.



Schoanische Lyra aus Holz und Ziegenfell, das Pletrum aus Leder

Neuerdings gibt es in Adis-Ababa auch eine Militärmusikbande nach europäischem Muster. Sie besteht gleichfalls aus Negern, denen ein abenteuerlustiger französischer Edelmann ein paar Märsche, Volkslieder und Gassenhauer beigebracht hat, die sie mit viel Gefühl und entsetzlicher Instrumentation zum besten geben.

Auch von profanen Tänzen sahen wir einiges von Interesse. Eines Abends schickte uns der Negus acht Tänzerinnen zu, die sich während unsrer Mahlzeit produzierten. Ihre Tänze bestehen vorwiegend in rhythmischen Beugungen des Körpers, die, im Gegensatz zu manchen andren orientalischen, streng dezent sind und sogar wohl eine Nachahmung der Priestertänze darstellen. Ein andres Mal kam eine Bande wandernder Issa und führte das wilde „Boróromssi“ auf, den Nationaltanz, mit welchem die Rückkehr eines Mannes gefeiert

wird, der auszog, um irgend jemand zu töten und nun dem Mädchen seiner Wahl die Trophäe zu Füßen legen kann. Der Tanz, der mit Singen, Stampfen und Händeklatschen nach einem sehr eigentümlichen Synkopen-Rhythmus verbunden ist, enthält auch eine Kampfszene, bei welcher der Angreifer seinen Gegner anspringt und sich mit den Schenkeln an seinen Hüften hält, während er sein Dolchmesser dem Überraschten in die Kehle zu stoßen scheint. Auf das Boróromssi, für das die Issa weit und breit berühmt sind, folgte eine humoristische Vorführung: der Vortänzer schien bei der Ausübung seines Berufes von gewissen kleinen Insekten geplagt zu werden und kratzte sich mit lächerlichen Grimassen überall, „weil es hier und da und dorten immer Kribbel-Krabbel macht". Ist es nicht merkwürdig, daß der Floh, der, allein von allem Ungeziefer, in der europäischen Literatur seine Rolle spielt, — bei Wilhelm Busch so gut wie bei Goethe, — diese Sonderstellung auch bei den Issa hat? Ich will nicht unterlassen zu erwähnen, daß der Pulex irritans in Adis-Ababa in großer Individuenzahl gefunden wird. —

Die Reisenden erzählen, daß das Interesse für religiöse Fragen früher in Abessinien so groß war, daß Dispute über Dogmatik selbst unter Laien häufig vorkamen. Jetzt scheint man, wenigstens in Adis-Ababa, andre Gesprächsthemata zu haben; in allem gibt der Negus den Ton an. Über Meneliks Verhältnis zur Religion hört man sehr verschieden urteilen; die einen meinen, daß er ängstlich die Satzungen der Kirche befolge und sich in seinen Entschließungen durch die orakelartigen Aussprüche von Priestern, ja selbst durch Träume beeinflussen lasse. Andre wieder — so W. Hentze — halten ihn für einen Freigeist, der das hohle Wesen der abessinischen Kirche kenne und verachte. Vielleicht liegt in beiden Meinungen ein Körnchen Wahrheit. Mir wenigstens scheint, daß Menelik wirklich eine religiöse Natur ist, wenn man unter Religion das versteht, was das Wort ursprünglich bedeutet: die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Gottheit. Ein andres, innigeres Verhältnis zu dem höchsten Wesen, Liebe und Treue, lehrt die abessinische Kirche ihre Angehörigen nicht. Wer kann denn einen Gott lieben, der durch seine Priester immerfort mit Strafen droht, wenn man ihm nicht steten Buchstabengehorsam entgegenbringt? Der Dienst dieses Gottes besteht für den Laien vorwiegend in der Beachtung von Speiseverboten. Das abessinische Kirchenjahr enthält gegen 200 Fasttage, an denen man nicht etwa hungert, sondern andre Dinge ißt, als an den 165 fastenfreien Tagen. Für den Gläubigen ergeben sich hieraus ständige Unbequemlichkeiten. Was der liebe Gott davon haben kann, ist nicht recht klar,

aber deutlich sieht man den Nutzen, den die Geistlichkeit aus den oft schlechterdings nicht durchführbaren Fastengeboten zieht: denn wo eine Übertretung ruchbar wird, zeigen sie ihre Macht und reklamieren Kirchenbußen in Gebeten oder Geld.

Und nicht anders steht es mit der Treue. Warum sollte man auch seinem Herrn aus Überzeugung gehorchen, wenn Übertretungen so leicht und sicher schon hier auf Erden ungeschehen gemacht werden können? Wahrhaft religiöse Männer haben darüber geklagt, daß das abessinische Christentum seinen Anhängern so wenig moralischen Halt gebe; auch der Laie in kirchlichen Dingen sieht das. Vor allem in der Sittenlosigkeit, die im geistlichen Stande kaum geringer ist als in der Gemeinde. Mit dem Segen der Diener Gottes gehen die Frauen lustig von Hand zu Hand; die Ehe ist nicht mehr heilig, sie ist nur eine gute Einnahmequelle für die Priesterschaft.

Daß ein so kluger Mann wie Menelik solche Mißstände nicht sehen sollte, ist undenkbar. Soweit seine der Geistlichkeit gegenüber nicht unbeschränkte Macht geht, greift er auch gelegentlich strafend ein. Aber die äußeren Formen des christlichen Lebens, wie es die Landeskirche vorschreibt, beobachtet auch der Negus; ihnen kann sich nicht wohl entziehen, wer in Abessinien zur guten Gesellschaft gehören will. So nimmt Menelik an den großen Kirchenfesten in der Öffentlichkeit teil, namentlich am „Maskal“ oder Kreuzfest, bei welchem das mit kostbaren Decken umhüllte „Tabot“ umhergetragen wird, eine Imitation der Bundeslade, die gewöhnlich im Allerheiligsten der Kirchen jedem profanen Blick entzogen ist. Besonderen Wert legt der Abessinier auch auf Gebete, die an bestimmten Tagen in bestimmten Kirchen gesprochen werden, also eine Art von Wallfahrten. So begab sich das Kaiserpaar während unsres Aufenthaltes in Adis-Ababa mit Imbilta-Bläsern und großem Gefolge nach Antotto hinauf, um dort zu beten.

Die populärste Wallfahrt im heutigen Abessinien ist die nach dem heiligen Berge Suquala, jenem schön geformten Vulkankegel, der sich, 45 km südlich der Hauptstadt, freistehend aus dem Hawasch-Tal zu fast 3000 m Höhe erhebt. Der quergestutzte Scheitel dieses Berges birgt einen Kratersee von etwa 2 km Umfang, dessen Wasser nach Schwefel schmeckt und bei Nacht in bläulichem Licht phosphoresziert. Hier wird ein heiliger Anachoret verehrt, der Abo hieß und gewöhnlich Gebra Manfas Keddus (Knecht des heiligen Geistes) genannt wird. Umgeben von sechzig Löwen und sechzig Panthern soll er hier vierzig Jahre auf einem Stein gesessen und über die Gottlosigkeit der Leute von Godjam geweint haben. Man zeigt noch die Spuren

seiner Tränen in den Felsen und in der Nähe auch Abdrücke von den Krallen des Teufels, den der fromme Einsiedler durch Steinwürfe verjagte. Denn in Abessinien haben die Heiligen oft mit leibhaftigen Teufeln zu kämpfen. Eine solche Geschichte erzählte man Lobo von dem im Lande hochverehrten Abuna Tacla Haimanot (d. h. Pflanze des Glaubens), der etwa im Jahre 620 das abessinische Mönchswesen nach dem Muster der Anachoreten in der Thebaischen Wüste, namentlich nach den Vorschriften der heiligen Eremiten Antonius und Paulus organisierte. Tacla Haimanot hatte ein Kloster begründet; als er dasselbe auf einer Visitationsreise besuchte, klagten ihm die Mönche, daß ein Teufel von ihrer Quelle Besitz ergriffen habe und sie täglich belästige. Der Heilige beschloß die Sache sofort in Ordnung zu bringen. Aber nicht etwa in der Art, wie es jeder andre Heilige gemacht hätte, durch Exorzieren des Bösen; nein, er begab sich zu dem Teufel und teilte ihm mit, daß er sich bekehren und Christ werden müsse. Man kann sich denken, daß der Bocksfüßige darauf nur mit Hohngelächter antwortete, aber Tacla Haimanot ließ nicht nach und brachte es durch die Gewalt seiner Rede wirklich soweit, daß der Teufel einwilligte sich an der Quelle selbst taufen zu lassen. „So, und nun kommt die Beschneidung," sagte der Heilige, — die abessinischen Christen üben ja den jüdischen Brauch. Das war aber dem Teufel zu viel. Entrüstet erklärte er lieber auf das ganze Christentum und die ewige Seligkeit verzichten zu wollen, und was dergleichen gotteslästerliche Reden mehr sind. Es half ihm alles nichts; der gewaltige Gottesmann gab nicht um ein Haarbreit nach. Als auch diese Zeremonie erledigt war, trat der ehemalige Teufel selbst als Mönch in das Kloster ein und soll daselbst zehn Jahre später im Geruche der Heiligkeit gestorben sein, sagt der treuherzige Übersetzer Lobos.[1]

Bei der Wallfahrt auf den Suquala, an welcher Hentze mit besonderer Erlaubnis des Negus teilnehmen durfte, besteht ein Akt im Durchkriechen enger Felsenspalten in den alten Lavaströmen nahe am Krater; wem es gelingt, sich durchzuzwängen, dem sind seine Sünden vergeben. Große Wirkung verspricht man sich auch von einem Bade im See, bei welchem es fast nie ohne Unfall abgeht. Bleibt aber jemand in dem zähen Schlamm stecken und ertrinkt, so war er ein schlechter Mann, den der Teufel geholt hat. In Hentzes Gegenwart ertrank, wie schon in den beiden Jahren vorher, ein Mann aus Godjam, und so sagte man: „Trotzdem der heilige Abo so viel

[1] Pater Hieronymus Lobos Reise nach Habessinien. Zürich 1793.

um sie geweint hat, sind die Leute von Godjam noch immer so schlecht wie früher!“ Sie gelten den Schoanern nämlich als Zauberer, die sich nachts in Werwölfe verwandeln.

In der kirchlichen Kunst wird der Heilige vom Suquala gewöhnlich mit Takla Haimanot zusammen dargestellt. Der letztere trägt die Flügel der Cherubim und hat nur einen Fuß; der Legende nach betete er auf einem Beine stehend, wohl in Nachahmung der Anachoreten in der Thebaïs; Gebra Manfas Keddus hat als Attribut Löwen und Panther. Dieser letztere Heilige war, wie man uns sagte, weder Abessinier noch Kopte, sondern ein Franzose, d. h. wohl Franke oder Europäer;[1] er soll im frühen Mittelalter gelebt haben.

Gebra Manfas Keddus und Takla Haimanot, die beiden Nationalheiligen Abessiniens
(nach einem Gemälde des Alaka Elias, Adis-Ababa)

Genaueres über seine Herkunft wird sich nicht mehr ermitteln lassen, aber von einem andren Europäer, der in Abessinien zu hohen Ehren kam und fast wie ein Heiliger verehrt wurde, wissen wir mehr. Es war der Lübecker Peter Heyling. Wie viele andre Deutsche hatte er während des Dreißigjährigen Krieges in Paris Zuflucht gesucht, wo er mit den größten Gelehrten, namentlich Hugo Grotius, in nahe Beziehungen trat. Bald fand er sich aber mit mehreren religiösen Schwärmern zusammen, welche einen Bund gründeten, um die Reformation in ferne Länder zu tragen; Heyling übernahm Äthiopien, aus welchem damals eben die Jesuiten ausgetrieben waren. Er ging zunächst nach Ägypten und trieb in einem koptischen Kloster Sprachstudien. Als Ende 1634 ein neuerwählter Abuna nach Abessinien

[1] Diese Angabe findet sich nicht bei Ludolf.

ging, schloß er sich diesem an und gewann die Sympathie der Geistlichkeit, da er unterwegs, bei einer Begegnung mit Alfonso Mendez, dem vertriebenen Patriarchen der jesuitischen Mission, einen wütenden Disput veranstaltete. Seinen Plan, der Reformation in Abessinien Eingang zu verschaffen, verriet er anfangs nicht, sondern begründete zunächst nur eine Schule, welche ihm solches Ansehen brachte, daß der König Fasiladas ihn zu seinem Rat und Minister ernannte und ihm eine nahe Verwandte, eine königliche Prinzessin, zur Frau gab.

Lanzenträger aus Meneliks Burgwache im Paradeanzug
(Ziegenfellumwürfe und zum Teil Löwenmähnen-Kronen)

Als aber Peter Heyling später sein religiöses Programm zu verwirklichen suchte, entzog ihm, wie es scheint, Fasiladas seine Gnade. Auf der Rückreise nach Europa soll er 1651 oder 1652 ermordet worden sein.

Aber einer seiner Schüler, Akalexos oder Akala-Kristos,[1] faßte den abenteuerlichen Plan, das Heimatland Peter Heylings aufzusuchen. In Jerusalem, wohin er mit einer abessinischen Gesandtschaft gekommen war, schloß er sich einer holländischen Reisegesellschaft an, die ihn nach Amsterdam mitnahm. Hier lebte er ein Jahr bei mit-

[1] Nach Ludolf „substantia Christi".

leidigen Menschen, die ihm die lateinische Sprache beibrachten und denen er dann von Peter Heyling erzählte. In Gotha war damals ein abessinischer Gelehrter und Schüler der Jesuiten, Abba Gregorius, den der berühmte Orientalist Job Ludolf in Rom kennen gelernt und mit nach Deutschland genommen hatte; mit Hilfe des Gregorius schrieb Ludolf, der nie in Afrika war, das beste und zuverlässigste Buch über Abessinien und seine Sprache, das bis heute existiert. Die Amsterdamer Freunde des Akalexos wußten leider nichts von Ludolf und schickten ihren Schützling nach Rom, zum größten Leidwesen Ludolfs und des Abba Gregorius, die erst zu spät von diesem jungen Abessinier hörten. Von Akalexos weiß man weiter nichts; Abba Gregorius kam auf der Rückreise nach Abessinien ums Leben; er ertrank mit 24 andren Reisenden bei der Landung in Aleppo. —

Der Negus (rechts) zu Besuch bei der deutschen Gesandtschaft (links: Ras Wolda Giorgis, Vizekönig von Kaffa)

Ein besonderes Interesse bringt der Negus naturgemäß militärischen Dingen entgegen. Hält er auch nach Landessitte noch eine Burgwache von Lanzenträgern, so ist doch die Waffe des abessinischen Soldaten längst das Gewehr, und Menelik verfügt auch über eine gewisse Anzahl moderner Geschütze; in der Schlacht von Adua war seine und Taïtus Artillerie der weniger weittragenden italienischen erheblich überlegen. Für das Ansehen der Deutschen in Abessinien

erwies sich, bei Hofe wie auf der Reise, die der Gesandtschaft mitgegebene Schutzwache von neun Gardes du Corps als ungemein wirksam. Die schönen großen Leute mit ihrer vornehmen Uniform imponierten in Äthiopien, wo jedermann Soldat ist, überall und gaben zudem das Beispiel jener Manneszucht, auf die unser Vaterland stolz sein darf.

Als uns der Negus in unsrem Quartier, dem Gehöft Ras Makonens, den Gegenbesuch abstattete, wünschte er, nach der kurzen Bewirtung

Zwei Metscha-Pferde, Geschenke des Negus an den Gesandten und den Grafen von Eulenburg

mit Marzipan und Danziger Goldwasser, unsre Leute beim Lanzenfechten zu sehen. Er und seine Großen folgten mit gespanntem Interesse den Exerzitien, die Graf Eulenburg selbst kommandierte. Ich konnte dabei eine Photographie des Negus aufnehmen, die freilich wegen der halbeuropäischen Kleidung wenig vorteilhaft ist: der Kaiser trug den breiten Filzhut und Stiefeletten, während zum Beispiel Ras Wolda Giorgis nach Landessitte barfuß erschienen war. Unvorteilhaft ist auf meinem Bilde namentlich, daß Menelik auf einem europäischen Stuhle, also in ungewohnter Weise sitzt, was seine sonst vorzügliche Haltung beeinträchtigt. Ich sah ihn gleich darauf zu Pferde, wie er sich, die kurze Lanze in der Hand, die Gardes du Corps im Exerzieren vorführen ließ, wie er Schwenkungen und Auf-

märsche und zuletzt eine schneidige Attacke mit blitzendem Auge verfolgte; da war er eine wahrhaft königliche Erscheinung.

Daß der Negus zu Pferde gekommen war, bedeutete eine Aufmerksamkeit gegen die Gesandtschaft des Soldatenkaisers, denn gewöhnlich reitet er ein kostbares Maultier und trägt in der Hand nur den Fliegenwedel. Er ist aber trotz seiner Jahre ein zäher Reitersmann und setzt seine Umgebung durch die Anstrengungen, die er sich immer wieder zumutet, oft in Aufregung.

Tags darauf schickte der Negus für jeden von uns ein gutes Maultier als Geschenk, für meinen Bruder und den Grafen Eulenburg außerdem ein reichgeschirrtes Pferd. Die übliche Ehrung durch Übersendung eines goldenen Maultierhalsbandes und eines silberbeschlagenen Schildes hatte er unsrem Gesandten schon vordem zuteil werden lassen.

Meine leider wenig erfolgreichen Versuche, den Negus zu photographieren, geben mir Gelegenheit eine kleine Erinnerung einzuschalten, die H. Ilg uns erzählte. Vor längeren Jahren, ziemlich zu Anfang seines Aufenthaltes am schoanischen Hofe, beschied Menelik Herrn Ilg eines Tages zu sich. „Ich habe etwas von Dir gehört," sagte der Negus, „was sehr schlecht von Dir war, und was ich Dir gewiß nicht zugetraut hätte. Zugleich ist es aber so lächerlich, so unwahrscheinlich, daß ich es nie glauben würde, wenn es mir nicht ernste, zuverlässige Leute gesagt hätten." Man kann sich denken, daß H. Ilg erstaunt fragte, um was es sich eigentlich handle? „Man berichtet mir, Du hättest mich, ohne daß ich es wußte, ganz klein gemacht und mit meiner ganzen Burg, mit Häusern, Menschen und Maultieren in einen schwarzen Kasten gesteckt. Und, was das unglaublichste ist, ich soll in dem Kasten mit den Beinen oben auf dem Kopfe gestanden haben."

Heute und seit Jahren bereits kennt Menelik nicht nur die Phänomene in der photographischen Kamera, sondern manches andre auf dem Gebiete der angewandten Physik, Mechanik und Chemie. In den Jahren des Friedens hat sich bei ihm je länger, je mehr ein außerordentliches Interesse für maschinelle Einrichtungen entwickelt, und wenn frühere Reisende berichtet haben, daß er Uhrwerke auseinandernehme, um ihre Konstruktion zu studieren, so hat er heute für Maschinen ein den Verhältnissen nach sehr bemerkenswertes Verständnis. Hiervon hatte ich selbst Gelegenheit mich zu überzeugen.

Unter den Geschenken, die wir dem Negus überbrachten, befand sich, wie schon erwähnt, eine Anlage zur Erzeugung elektrischen Lichtes. Dieses Geschenk war von H. Arnold Holtz in Vorschlag

gebracht worden; die Installation sollte der von ihm bereits engagierte Mechaniker Schaup ausführen, den wir in Diredaua angetroffen hatten. Nach seinem Mißgeschick mit dem Automobil, das er nicht fahren konnte, erklärte H. Schaup sich zwar bereit, die Aufstellung der elektrischen Einrichtung zu versuchen, doch könne er mehr als guten Willen nicht garantieren, da ihm die Maschinen nicht bekannt seien. So war unser Gesandter genötigt, telegraphisch einen andren Mechaniker zu berufen; dieser kam sofort nach Diredaua und setzte das Automobil in Stand, — die Probefahrten sollen im Lande der Issa berechtigtes Aufsehen gemacht haben, — kehrte dann aber wegen Erkrankung nach Europa zurück, und das Automobil stand nach wie vor in Diredaua, während die elektrischen Apparate unausgepackt in Adis-Ababa lagerten.

Es war recht ärgerlich und nicht für uns allein. Denn, wie wir nun erst erfuhren, besaß der Negus bereits eine Lichtanlage, die jedoch nicht funktionierte, trotz aller Kosten, die sie veranlaßt hatte. Man deutete uns an, daß wir besser getan hätten, die dem Negus sehr verdrießliche Erinnerung nicht durch Überreichung einer zweiten elektrischen Anlage zu wecken, wenn unsre Maschinen auch kein Licht gäben.

Es blieb uns nichts übrig, als die Aufstellung ohne einen Fachmann zu versuchen. Zwei unsrer Gardes du Corps waren gelernte Maschinenschlosser, wenn sie auch leider nie in der Elektrizitätsbranche gearbeitet hatten. Auf H. Ilgs Vorschlag ließ der Negus zwei in seinen Diensten stehende Schweizer kommen, die in dem nahen Gennet mit der Konstruktion einer Mühle — der ersten in Äthiopien! — beschäftigt waren, auch die von H. Hentze angelernten Maschinenheizer konnten einige Hilfe leisten. Endlich erklärte sich, autorisiert von seinem liebenswürdigen Vorgesetzten, dem Grafen Colli, der vielseitig-tüchtige italienische Telegraphenbeamte Signor Bertolani bereit, uns seine theoretischen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen. Der vortreffliche Mann tat aber viel mehr, voll Feuer griff er überall praktisch mit an und war bald die Seele des Unternehmens. Mir fiel die Aufgabe zu das Ganze zu beaufsichtigen, und das gab mir Gelegenheit manches Interessante zu sehen.

Zunächst die Arbeit selbst! Wie wir erst ratlos vor den Kisten standen, die unsre, zur Ermöglichung des Transportes auseinandergenommenen Maschinen enthielten. Was gehörte zusammen? Wie waren die Teile zu verbinden? Keiner von uns hatte mehr, als die allgemeinen Grundvorstellungen. Da gab es lange Beratungen, die sich dadurch nicht leichter gestalteten, daß als Verhandlungssprachen

Deutsch, Italienisch, Französisch und Amharisch zugelassen werden mußten. Mir stand oft der Angstschweiß auf der Stirn, wenn es Fachausdrücke zu übersetzen galt, die ich im Deutschen kaum kannte. Es fehlte auch nicht an Mißverständnissen, aber der Humor ging keinem von uns aus, und je anstrengender die Arbeiten wurden, desto mehr spornte uns das Fieber des erwarteten Erfolges an.

Der Negus hatte angeordnet, daß die elektrische Anlage in dem von Hentze erbauten Münzgebäude untergebracht würde, wo ein großer und für den Zweck geeigneter Raum frei stand. Die Münze ist solid aus Stein gebaut und mit Wellblech gedeckt; sie befindet sich in einem der Höfe der kaiserlichen Burg. Welche Schwierigkeiten unser Landsmann hier mit dem Bau und der Installation der Maschinen zu überwinden gehabt hat, wird man sich in Europa schwerlich vorstellen können. Hentze mußte beispielsweise Entdeckungsreisen unternehmen, um Kohlen zu finden; nicht einmal Kalk gab es. Und da die Oberfläche Abessiniens ganz überwiegend von vulkanischen Gesteinen gebildet wird, so fehlt selbst das Rohmaterial der Kalkbrennerei, der Bergkalk. Wenn man hierzulande einmal aus Stein baut, so verwendet man als Mörtel Kuhdünger oder die rote Eisentonerde, der man durch Einmischen von Teff-Stroh etwas Halt gibt. Auch Hentze mußte sich meist zu solchen Mauern entschließen, denn der selbstgebrannte Kalk reichte nur für die Wände aus, denen Standfestigkeit besonders not tat. Unverstand, Neid und Bosheit bereiteten ihm immer neue Schwierigkeiten. Mochte Hentze auch noch so eindringlich eine solide Bauausführung verlangen, so wurde doch, sobald er einmal den Rücken wandte, alles falsch gemacht; kam er dann mit Klagen zum Negus, so strafte dieser wohl die Schuldigen, aber unsrem Landsmann erwuchsen immer neue Feinde. Schließlich kehrte er nach Europa zurück ohne mehr als etliche Probemünzen geprägt zu haben, und das schmucke Maschinenhaus stand seitdem verschlossen da.

Am ärgerlichsten war die ganze Angelegenheit für den Negus selbst, der persönlich alles getan hatte, um die Münze zustande zu bringen und die seinem Lande dringend nötige Münzreform endlich in Angriff nehmen zu können. Es drängen sich an den Kaiser allerhand Scharlatane, meist Armenier, die sich für europäische Ingenieure ausgeben und den Negus wiederholt zu großen, schließlich nutzlosen Ausgaben veranlaßt haben. Um nur eins zu nennen, hatte Menelik durch einen Armenier eine englische Dampf-Straßenwalze bezogen, die bei dem Bau der bereits erwähnten Straßen in Adis-Ababa Verwendung finden sollte. Da der „Ingenieur“ die Maschine nicht zu

demontieren verstand, mußte das Ungetüm durch etwa 3000 Soldaten von Diredaua bis zur Hauptstadt über Stock und Stein gezogen werden. Natürlich kam sie ramponiert an. Der Unternehmer vermochte sie nicht zu reparieren; auf Meneliks Wunsch stellte sie Hentze wieder her. Nun zeigte sich, daß der Armenier die Maschine nicht einmal fahren konnte, und als Hentze auch dies besorgen sollte, ließ ein Böswilliger das Wasser aus dem Kessel, der dann ruiniert war.

Die scheele Mißgunst kenntnisloser Konkurrenten vereitelt manche gute Absicht des Negus, und trotz seiner ausgeprägten Vorliebe für alle Maschinen steht er jetzt neuen, kostspieligen Plänen mißtrauisch gegenüber.

Um so größeren Wert mußten wir darauf legen, unsre elektrische Anlage zustande zu bringen. Und wirklich, unsre Arbeit machte Fortschritte. Auf selbstgefügtem Balkenlager montierten wir zunächst den mitgebrachten großen Petroleummotor; dann wurde der Dynamo angeschlossen. Menelik kam täglich selbst, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, gewöhnlich begleitet von den Ras Tassama und Wolda Giorgis, von Kaniasmatsch Ipsa und manchmal von H. Ilg, der uns, soweit es seine Zeit gestattete, mit Rat und Tat zur Seite stand. Ich weiß nicht, wer sich am meisten freute, als endlich die Maschinen liefen, wir, die wir sie aufgestellt hatten, oder der Negus, der jeder Phase der Arbeiten mit wachsendem Interesse gefolgt war. Alles ließ er sich erklären, und was er gelernt, trug er dann seinem Hofstaat vor und zeigte dabei ein für einen Laien sehr ungewöhnliches Verständnis für Mechanik.

Aber wir waren noch nicht aus aller Not. Das Maschinenhaus war über 200 m von dem „Elfin“ entfernt, in welchem die Bogenlampen leuchten sollten; der mitgebrachte Starkstromdraht reichte auch nicht annähernd aus, um die Leitung zu legen. Die Maschinen näher bei dem Wohnhaus des Kaisers aufzustellen, war wegen des Geräusches und aus Gründen der Etikette ausgeschlossen; sollten wir Draht aus Djibouti oder Aden beziehen, so vergingen Wochen, ehe er in der Hauptstadt ankommen konnte. Und unsre Abreise drängte! Hier wußte H. Bertolani Rat. Der Negus habe in seinen Magazinen Warenvorräte aller Art, die teils als Abgaben geliefert oder zu irgendeinem Zweck bestellt seien, teils von Geschenken herrührten. Es sei nicht ausgeschlossen, daß einige hundert Meter starken, isolierten Drahtes vorhanden seien.

Kaniasmatsch Ipsa wurde zu Rate gezogen, und alle drei machten wir uns auf die Suche in den kaiserlichen Magazinen. Es ist wahr-

haft erstaunlich, was sich dort alles zusammengefunden hat. Als ich nebeneinander einige Dutzend Nähmaschinen, Pariser Möbel, ein Karussell und einen echten Kronleuchter von Salviati gesehen hatte, glaubte ich selbst, daß auch Starkstromdraht vertreten sein würde. Herr Bertolani, der eine bestimmte Idee hatte, wo das Gesuchte sich finden könnte, grub sich wie ein Maulwurf in einen Berg von Ballen, Säcken und Kisten ein, während ich neugierig weiter umherstöberte. Ich geriet dabei in einen Raum, in welchem Menelik junge Mädchen unter der Leitung eines Armeniers prachtvolle Seidenteppiche weben läßt, und von da in ein Zelt, unter welchem schnatternd vielleicht hundert Dienerinnen saßen, die Parademäntel für die kaiserlichen Haustruppen fertigten. Ich benutzte die Gelegenheit aus dem Hof der Magazine in denjenigen der Werkstätten zu treten, wo sich die Tischlerei, die Schmiede und die Sattlerei des Negus befinden. Dann gelangte ich in einen Wirtschaftshof, dessen eine Flanke die ausgedehnte T'etj-Brauerei einnimmt. Ich wäre gern weiter gegangen, um auch die Bäckerei und die Ställe, das Pagenhaus und die kaiserlichen Gärten zu bewundern, hielt es aber doch für geratener umzukehren, denn im Gebi werden Neugierige nicht sanft behandelt. So wandelte ich nur noch an dem Neubau des Telephonhauses vorbei und sah mir die Arbeiten an. Bei dem gar nicht sonderlich großen Bau waren mehrere hundert Leute beschäftigt: die einen mauerten, die andren trugen Steine herbei, jeder Mann einen Stein auf dem Kopfe oder auf der linken Schulter, auf der rechten hing bei vielen das unvermeidliche Gewehr, der Stolz des freien Abessiniers. Eine große Anzahl schaffte den Mörtel herbei, roten Lehm mit Stroh untermischt; ihn bereiteten vor dem Tore vielleicht fünfzig Leute, indem sie einfach Wasser in ein Erdloch schütteten und durch ausgiebiges Trampeln mit nackten Beinen einen zähen Brei herstellten, den wieder andere mit den bloßen Fingern auf Ziegenfelle packten und den Trägern aufluden. Aus einem benachbarten Hofe kamen mit gewaltigem Geschrei Sklaven mit einem schweren Balken aus rotem Wacholderholz. Alles machte hier allein die Hand des Menschen, da man keinen Wagen, keine Schiebkarre, keinen Flaschenzug kennt.

Menelik ist ein nimmer ruhender Bauherr. Die Arbeitskräfte beschafft er sich genau so, wie unsre Fürsten im Mittelalter, durch das System des Frondienstes. Teils beordert er selbst die Männer aus diesem oder jenem Distrikt zur Arbeit, teils läßt er sich die Leute von den Gouverneuren stellen. Sklaven und zu Zwangsarbeit verurteilte Sünder werden nach Bedarf mit beschäftigt. Die Einrichtung

des Frondienstes kann für Äthiopien nicht genug gelobt werden, denn nur unter solchem Zwang arbeitet der Abessinier. Und zugleich bekommen die Leute etwas zu sehen. Sie lernen steinerne Gebäude aufführen, Straßen oder Brücken bauen, sie sehen Magazine und Waren, sie lernen Ansprüche an das Leben machen. Das ist für dieses intelligente Volk, das doch in Indolenz dahinlebt, die allerbeste Schule. —

Als ich zu H. Bertolani zurückkehrte, fand ich ihn in bester Laune: er hatte reichlich 500 m vom stärksten Kupferdraht gefunden und benutzte gleich die Gelegenheit, um eine Kiste mit Porzellanlsolatoren an das Tageslicht zu befördern, deren wir gleichfalls für die Leitung bedurften. —

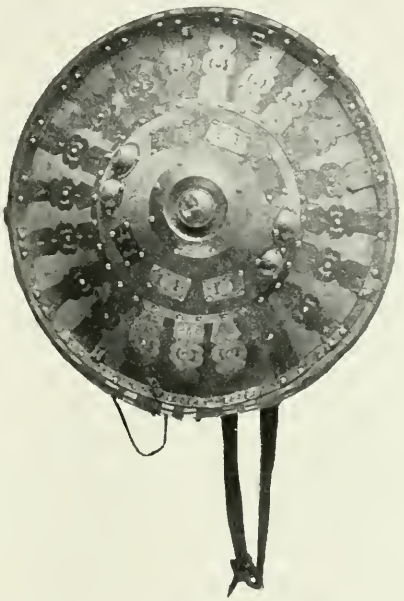
Die Aufgaben unsrer Gesandtschaft waren erfüllt, die meisten Abschiedsbesuche gemacht, der Tag der Abreise festgesetzt, aber unsre Maschinen gaben noch immer kein Licht. Ab und an blitzte es einmal in der zur Probe eingeschalteten Bogenlampe auf, doch ein konstanter Strom wollte sich nicht einstellen. Offenbar vermochte unser Motor dem Dynamo noch nicht die erforderliche sehr hohe Tourenzahl zu geben. Wieder kratzten wir uns bedenklich hinter den Ohren.

Diesmal kam eine ganz unerwartete Hilfe. Die österreichisch-ungarische Regierung hatte, wie die unsrige, eine Gesandtschaft nach Adis-Ababa geschickt, welche unter der Führung des Ritters von Höhnel stand, des berühmten Afrikareisenden, der den Rudolf- und Stephanie-See entdeckt und benannt hat (1888). Die österreichische Mission brachte einen Ingenieur mit, welcher Hentzes Münzanlage untersuchen sollte, die ja von der österreichischen Firma Artur Krupp geliefert war und, da sie noch nicht funktionierte, zu Reklamationen Anlaß gegeben hatte. Auf die Bitte unsres Gesandten gestattete H. von Höhnel bereitwilligst, daß der Ingenieur, H. Jenner, auch unsre elektrische Anlage besichtigte, und der Fachmann zeigte uns gleich, wie die Ventilsteuerung unsres Petroleummotors zu regulieren sei, wenn die Maschine ihre volle Kraft entwickeln solle.

Das war am 16. März: Abends hatten wir zum erstenmal Licht. Seit drei Wochen hatten wir von früh bis in die Nacht gearbeitet, einige Male ohne eine Mittagspause zu machen. Auf den 17. war unsre Abschiedsaudienz angesetzt, auf den 18. früh unsre Abreise. Die Hilfe war wirklich im letzten Augenblick gekommen.

Als unser Gesandter nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Adis-Ababa den Negus um die Abschiedsaudienz bitten ließ, schickte dieser H. Ilg mit der Frage zu uns: „Warum wollt Ihr schon reisen? Gefällt

es Euch nicht bei mir, oder hat es jemand an dem Euch schuldigen Respekt fehlen lassen?“ Es wurde ihm versichert, daß uns nur der Wille unsres kaiserlichen Herrn abberiefe; andere Gründe, wie namentlich die Kosten eines längeren Aufenthaltes hätte Menelik nicht gelten lassen. Dann brachten die Diener des Negus prachtvolle Gegengaben für unsren Kaiser: goldgestickte Gewänder, fein ziselierte Waffen, altes Kirchengerät, darunter einen schweren, bronzenen Abendmahlskelch mit griechischer Inschrift, endlich vier gewaltige, ganz gleiche und ganz fehlerfreie Elefantenzähne, deren jeder 35 kg wog, allein dem Gewicht nach schon eine Gabe von bedeutendem Wert.



Alter Schild mit ziselierten Silberbeschlägen auf blauem Sammet
Ehrengeschenk des Negus
an den Gesandten Dr. Rosen

Für unsre Abschiedsaudienz wählte Menelik eine Abendstunde. Kurz vor Eintritt der Dämmerung sammelte sich unsre Gesandtschaft im Hofraum der Münze, wohin Menelik selbst kam, um sich nun die Maschinen im vollen Betrieb vorführen zu lassen; dann stiegen wir mit den hilfsbereiten Herren aus dem Dreibund, Bertolani und Jenner, zum Elfin hinauf. Inzwischen war rasch die Nacht herabgesunken. Auf der Galerie vor den Privatgemächern Meneliks hingen die Bogenlampen; auf einen Wink des Negus erstrahlten sie in blendendem Licht. Staunend strömten die Soldaten der Burgwache in den Höfen zusammen, die Tageshelle scheuchte sie aus den Winkeln, in welchen sie sich schon für die Nacht eingerichtet hatten. Meine Hand, die, nahe vor eine Lampe gehalten, einen Riesenschatten über die Rasenplätze des Gartens warf und nach den Kriegern zu haschen schien, erregte Sensation.

Dann wurden die Lampen gelöscht und ein Scheinwerfer, der auf der Plattform des Turmes aufgestellt war, in Tätigkeit gesetzt. Der Lichtkegel wurde auf das dichtbewohnte Quartier am Markt gerichtet, von wo alsbald laute Schreie herübertönten, die sich rasch zu einem wahren Brausen verstärkten. Mit dem Fernstecher er-

kannte man deutlich die wimmelnden Menschen, welche sich den neuen Stern zeigten, der in der Burg ihres Kaisers aufgegangen war.

Menelik war in bester Laune und lud uns alle in sein Privatgemach ein, einen von Rosenöl durchdufteten Raum mit köstlichen Teppichen, wo seine „Alga“ steht. Ein Imbiß wurde uns serviert, und der Negus setzte sich mit an den Tisch und nötigte mit allerhand Scherzen zum Essen und Trinken. Als Trauben herumgereicht wurden, sagte er: „Langt zu, diese Trauben sind aus meinem Garten, und nicht aus der Heimat Eures Genossen da!“ und damit nickte er einem unsrer Herren zu, der ihm als Grünberger vorgestellt worden war; hierbei war eine Bemerkung über den Grünberger Wein eingeflossen, die sich der Negus wohl gemerkt hatte.

Doch es hieß sich verabschieden. Wir hatten für vieles zu danken, unser Gesandter sprach für uns alle.

„Für Eure Weiterreise,“ sagte Menelik, „haben wir Sorge getragen. Ihr wollt die alten Stammprovinzen unsres Reiches sehen; es gibt verschiedene Wege, die Ihr einschlagen könntet. Wir haben Euch die Straße eröffnen lassen, auf welcher Ihr den schönsten Wald finden werdet; denn Ihr Deutschen liebt ja den Wald. Wenn Ihr die Bäume im Tschertscher bewundert habt, so sollt Ihr nun zehnmal schönere sehen.

Solange Ihr noch in Äthiopien weilt, sollt Ihr meine Gäste sein. Mein Bascha (Reisemarschall) wird sich Euch anschließen und auf dem ganzen Weg für die Verproviantierung Eurer Karawane sorgen. Ich will, daß Ihr morgen, wenn Ihr die erste Nacht außerhalb der Hauptstadt seid, in dem Hause meiner Tochter in Gennet wohnen sollt. Dort und in Adis-Alem sollt Ihr meine Landsitze sehen, wo ich am liebsten weile. Und dann: glückliche Fahrt.“

Gegen 10 Uhr abends verabschiedeten wir uns von dem Beherrscher Äthiopiens. Wir fanden unsre Maultiere in einem benachbarten Hof, den der Scheinwerfer beleuchtete. Durch das Gewirr der Gänge im Gebi folgte uns auf Meneliks Geheiß der Lichtkegel, auf dem ganzen Weg bis zur Burg Ras Makonens geleitete uns der Schein. Es war eine finstere, sternenlose Nacht und die Straße schwierig.

Morgen sollten wir die Heimreise antreten. Es war die letzte Nacht unter dem gastlichen Dach des Beherrschers von Harar, Tschertscher und Ogaden.

Ras Makonen, Meneliks erfolgreichster Feldherr und bedeutendster Ratgeber, ist grade ein Jahr, nachdem die Deutsche Gesandtschaft sein freundliches Haus verlassen hat, aus dem Leben geschieden. Schon bei unsrer Begegnung in Buruma machte er einen leidenden Eindruck und konsultierte unsren Arzt wegen einer alten Speerwunde, die ihm Beschwerden verursachte. Als im Frühjahr 1906 eine Begegnung zwischen Menelik und H. Martini, dem Gouverneur der italienischen Colonia Eritrea, vereinbart war, berief der Negus den Ras, der in Harar weilte, eilends zu sich. Unterwegs erkrankte Makonen so ernstlich, daß er sich nach Harar zurückbringen lassen mußte. Er ist nur 45 Jahre alt geworden: als er Harar eroberte, zählte er 25 Jahre.

Der „Neuen Freien Presse" ging aus Harar ein Bericht zu, welcher den Tod des Ras schildert. Ich lasse ihn hier folgen:

Es war in der Nacht auf den 23. März. Die Stadt Harar lag noch im tiefen Schlummer, als ich plötzlich gegen 4 Uhr morgens durch andauerndes Schießen in unmittelbarer Nähe aus dem Schlafe geweckt wurde. Die Salven wurden immer stärker und von allen Seiten der Stadt und Umgebung wiederholt. Zugleich drang ein schauerliches Geheul, aus vielen hundert Kehlen kommend, an mein Ohr. Ich sprang aus dem Bette, bewaffnete mich rasch und stieg auf die Terrasse meines Hauses. Trotz der Finsternis sah ich die Hunderte von Gewehrläufen blitzen, und deutlich hörbar war das Pfeifen der Kugeln. Der Lärm wurde immer stärker, und vor meinem Hause stimmten Männer, Frauen und Kinder ein entsetzliches Geheul an. Ich konnte einige Gestalten erkennen. Es waren halbnackte Abessinier, die unter fürchterlichem Heulen bald sich im Kreise drehten, bald stillstanden und ihre Gewehre abfeuerten. Die Frauen hatten sich den Oberkörper entblößt und schlugen sich mit den Fäusten auf die Brust oder rauften sich ganze Büschel ihrer kurzen Haare aus. Es wurde heller, und am Ferras-Maggalla (Hauptplatz) konnte ich Tausende von heulenden Männern und wimmernden Weibern erkennen. Auf dem Palast Ras Makonens wurde eben die abessinische Flagge auf Halbmast gesetzt. Nun wußte ich, daß der seit einem Monat kranke, von der hiesigen Bevölkerung vergötterte Ras, der Neffe des Kaisers Menelik und Sieger in der Schlacht bei Adua, gestorben sei. Vor mehr als einem Monat erhielt er vom Kaiser Menelik den Auftrag, sich unverzüglich in die Hauptstadt zu begeben. Eine Tagereise von Harar entfernt, warf ihn die tückische Krankheit nieder, der er jetzt zum Opfer fiel. Ich eilte, die lebende Mauer der Weinenden mit Mühe durchbrechend, in das von Kriegern

gefüllte Palais. Unter einem Dache aus Schilfrohr, umgeben von einigen Getreuen des Verstorbenen, fand ich den dreizehnjährigen Sohn Ras Makonens, Tafari, vor. Erst vor einigen Jahren starb die Mutter, und jetzt fand ich ihn als verlassene Waise. Er reichte mir die Hand, und ich hörte ihn die Worte murmeln: „O Vater, weshalb hast Du mich verlassen, Du weißt doch, daß ich keine Mutter mehr habe!“ Bald begannen die im Palais versammelten Krieger den Totentanz. In einer Ecke des von schwarzen Gestalten angefüllten Hofes schlugen zwei Abessinier das Tam-Tam, und zu diesen dumpfen Trommellauten heulten und weinten die tanzenden Krieger. Einzelne warfen sich, weinend und durchdringende Schreie ausstoßend, zu Füßen des jungen Tafari, ihm den Saum seines Mantels küssend. Bald kamen in langem Zuge die Sklavinnen und Dienerinnen des Verstorbenen, sich Gesicht und Oberkörper mit den Fingernägeln buchstäblich zerfleischend. Diese Zeremonie dauerte zwei volle Stunden. Von ferne sah ich fast unbekleidete Gestalten dem Trauerhause zuschreiten. Der Zug bestand aus den höchsten hiesigen Würdenträgern, welche vom Begräbnis des Ras zurückkehrten. Mit unbekleidetem Oberkörper, zum Zeichen der Trauer meist mit kahlgeschorenem Haupte, warfen sie sich zu Füßen des verwaisten Sohnes, welcher, seines Schmerzes nicht länger Meister, hell aufschrie. Nun folgte ein endloses Weinen, bis man den Knaben ohnmächtig wegtrug. Das letzte Schreiben Ras Makonens an Kaiser Menelik enthält folgende charakteristische Stelle: „Nachdem ich fühle, daß mein Ende nicht mehr fern, empfehle ich Dir das Wohl meines vielgeliebten Sohnes Tafari. Schütze ihn und wisse, daß ich in der andren Welt vor einem hohen Richter von Dir darüber Rechenschaft fordern werde.“

XV

AUF NEUEN WEGEN DURCH DAS GALLA-LAND

Die Wahl der Route für unsre Rückkehr war Gegenstand langwieriger Beratungen gewesen. Zunächst waren wir uns nur über eins einig: den Weg, den wir gekommen waren, durften wir, wenn er auch der kürzeste und daher der billigste war, nicht wieder wählen. Denn sonst hätten wir ja nur einen verschwindend kleinen Teil Abessiniens gesehen und die altberühmten Stammlande nur in Schoa berührt, Amhara, Godjam und Tigre aber gar nicht kennen gelernt. Und wie etwa eine Reise quer durch Elsaß-Lothringen einen Ausländer nicht berechtigen dürfte ein Urteil über ganz Deutschland abzugeben, so mußten wir uns hüten die in den neuerworbenen abessinischen Provinzen Harar, Tschertscher, Südschoa gewonnenen Beobachtungen als für ganz Äthiopien gültig anzusehen. Mit der Übergabe der Geschenke und dem Abschluß des Freundschafts- und Handelsvertrages allein konnte die deutsche Gesandtschaft ihre Aufgaben somit noch nicht für gelöst ansehen.

Wir mußten also für die Rückreise einen Weg durch das Innere Abessiniens wählen, über das hohe Plateauland, dessen äußersten Rand wir bisher nur einmal, bei unsrem Ausflug nach Antotto, gestreift hatten. Dann kam aber für unsre Rückkehr Djibouti nicht mehr in Frage; wir konnten uns nur in Massaua einschiffen oder das Nil-Tal zu gewinnen suchen, wo wir, günstigen Wasserstand vorausgesetzt, schon von Roseres in Nubien ab Beförderung auf Barken in Aussicht nehmen durften.

Für diese letztere Route, die uns durch Metemmeh und das Land der Mahdisten, durch die Urwälder der Löwen, Elefanten und Nashörner geführt hätte, waren mehrere Stimmen. Schließlich wurde sie aber doch verworfen, da sie auf längeren Strecken die fieberreiche „K'olla“ durchquerte, und obendrein in dem immer noch sehr trockenen Jahr Wassermangel zu befürchten war. Massaua anderseits

war auf einer vielbegangenen Straße zu erreichen, welche, wie die italienische Telegraphenlinie, dem Ostrand des abessinischen Hochplateaus folgt: hier gab es kaum noch etwas Neues zu sehen. Konnten wir nicht den Umweg durch das Zentrum Abessiniens machen, den Quellsee des Blauen Nil, die alten Hauptstädte Gondar und Aksum berühren? Gewiß, nur wurden uns die Wege als sehr schwierig geschildert. Von den Plateauhöhen würden wir mehrere Male in schroff und tief eingeschnittene Cañons hinabsteigen müssen, die für beladene Maultiere unzugänglich seien, auch würde unsre große Karawane bei der Armut des Landes ernste Verpflegungsschwierigkeiten finden.

In diesen Zweifeln kam uns die Mitteilung des Negus, daß er uns einen neuen Weg quer durch den von Ackerbau treibenden Galla bewohnten Südwesten von Schoa eröffnen lassen wolle, außerordentlich gelegen. Nach der Karte war diese Linie die kürzeste nach Godjam und dem Tanasee, wo wir wieder begangene Straßen erreichen würden. Aber der Blick auf die Karten belehrte uns auch, daß von der Strecke bis zum Blauen Nil etwa 150 km unerforscht waren. Da uns Menelik jedoch versichert hatte, das Land sei schön, und für unsre Verpflegung werde er selbst sorgen, so standen dieser Route keine Bedenken entgegen. —

Unser Aufbruch von Adis-Ababa gestaltete sich schwierig. Zur Vermeidung unnützer Ausgaben hatten wir bei unsrer Ankunft in der Hauptstadt den größten Teil unsres Trosses und namentlich alle gemieteten Leute und Lasttiere entlassen. Wenn nun auch unsre Karawane nach Ablieferung der Geschenke und Verbrauch eines großen Teiles des mitgenommenen Proviants erheblich kleiner wurde, so brauchten wir für die Weiterreise immer noch etwa 220 Maultiere und 180 Mann. Diesmal wurde die Mehrzahl der nötigen Lasttiere gekauft und nur wenige gemietet; denn beim Verlassen der begangenen Karawanenstraßen mußten wir uns gegen die Eventualität eines Streikes, wie ihn auf unsrem Hinweg die gemieteten Karawanenleute (Nagadis) veranstaltet hatten, nach Möglichkeit sichern. Zum Ankauf von Maultieren, einer kostspieligen Sache, entschlossen wir uns um so leichter, weil man uns versicherte, wir würden die Tiere am Ende unsrer Reise zu guten Preisen wieder absetzen können. Diese Angabe erwies sich als richtig, die Maultiere sind wirklich im Norden Abessiniens erheblich teurer als in Südschoa.

So waren denn in den letzten Tagen vor der Abreise zahlreiche Maultiere angekauft worden. Dieser Aufgabe widmete sich vornehmlich Graf Eulenburg, zu dessen Unterstützung ein französisch-

sprechender Dolmetscher angenommen war; — Wolda Mariam, der uns nach wie vor sehr gute Dienste leistete, sprach nur arabisch. Die Anwerbung der Troßleute übernahm in dankenswerter Weise Kommerzienrat Bosch, der sich, des Arabischen mächtig, ganz gut zu helfen wußte. Unser Gesandter selbst war damals noch durch seine politischen Aufgaben stark in Anspruch genommen, wie denn für ihn, wie übrigens für uns alle, der Aufenthalt in Adis-Ababa sehr anstrengend war. Besonders erwiesen sich die vielen Abendgesellschaften, denen sich mein Bruder nie entziehen konnte, als ermüdend. In der Abenddämmerung ritt man in Frack und weißer Binde fort, schwelgte dann in stundenlangen Menus, erhitzte sich den Kopf, „dieweil man krank sich trank auf andrer Gesundheit“, und hatte nach Mitternacht oft noch eine Stunde Reitens auf mehr als schlechten Wegen, durch zerrissene Bachschluchten oder über morastige Wiesen, beim trügerischen Flackerschein der Windlichter. So kam es, daß wir uns alle auf die Abreise freuten, trotz der Fülle des Interessanten, das die Hauptstadt bot, und der vielen sympathischen Menschen, die uns dort näher getreten waren. Von dem bevorstehenden Marsch mit seinen unvermeidlichen Strapazen erhofften wir nur eine Erholung nach den Anstrengungen der letzten Zeit.

Graf Victor von Eulenburg auf einem ihm vom Negus geschenkten Pferd

In der Nacht nach unsrer Abschiedsaudienz beim Negus mußten noch die Koffer gepackt werden; am frühen Morgen begann das Verladen. Anfangs ging alles gut, ein Teil der Lastkarawane konnte

bald abgefertigt werden. Dann kamen die Schwierigkeiten. Die willigsten Tiere waren zuerst beladen worden, die störrischen zurückgeblieben; immer mühsamer wurde die Arbeit. Viele der neugekauften Maulesel wehrten sich energisch mit Beißen und Bocken, mit Schütteln und Wälzen. Zum Teil waren es grade die Tiere, die der Ankaufskommission durch ihre gute Bauart besonders in die Augen gestochen hatten. Da war namentlich ein junges, rehbraunes Maultier, schlank, sehnig und geschmeidig, das geradezu verzweifelten Widerstand leistete, sich auf die Hinterbeine stellte wie ein trommelnder Hase, sich, eben beladen, mit Gewalt losriß und die Last an den Balkenpfosten des Tores abzustreifen oder zu zertrümmern suchte, — was ihm leider auch gelang. Acht Mann hielten mühsam das kleine, zierliche Tier, dem die Füße gefesselt und eine Bremse in Lippe und Nüster gedreht wurde — den wildesten Hengst hätte das zum Stehen gebracht; alles umsonst. Die Leute verloren die Geduld, wuchtige Schläge sausten auf den Rücken des törichten Tieres herab; nur einer blieb ruhig, Graf Eulenburg. Wie eine eiserne Klammer hielt seine rechte Faust das zitternde, schäumende Tier, während die Linke es freundlich streichelte, zu beruhigen suchte. Wie einem trotzigen Kinde sprach er ihm zu, und endlich, endlich fügte es sich.

Doch inzwischen war eine weit ärgere Verlegenheit eingetreten. Eine Anzahl der engagierten Treiber erschien nicht, andre waren unterwegs fortgelaufen und hatten die Tiere mit ihren Lasten irgendwo, auf der Straße, auf dem Marktplatz, unbewacht stehen lassen. Daß noch fast jeder Reisende in Abessinien solche üble Erfahrungen hatte machen müssen, war für uns nur ein schwacher Trost.

Als die Leute in unsren Dienst traten, hatten sie sich ein Angeld erbeten mit der Begründung, daß sie doch vor einer Abreise auf vier Monate allerlei Ausgaben hätten, für Frau und Kinder sorgen, warme Mäntel anschaffen müßten. Die Forderung schien so gerechtfertigt, daß sie ohne weiteres bewilligt worden wäre, hätten wir nicht schon einmal für einen aus freien Stücken gegebenen Vorschuß so üblen Dank geerntet. Unser Gesandter vertrat den Standpunkt, daß man sich im Orient der Treue seiner Leute nur dann versichert halten könne, wenn dies ihrem eignen Interesse entspräche; er war gegen jede Abschlagszahlung, ließ sich aber durch den warmen Fürspruch, den die Bitte auf andrer Seite erfuhr, zur Zustimmung bewegen.

Die Anzahlung war freilich nur klein und obendrein durch Bürgschaften gedeckt, aber nahezu ein Drittel der neuangeworbenen Mannschaft war uns durchgegangen. Wolda Mariam wurde sofort

zum Nagaderas[1] geschickt, um unsre Treiber zu reklamieren; er kam nach einer Weile mit der sonderbaren Auskunft zurück, die Leute seien gar nicht durchgegangen, sondern von Rechts wegen in Schuldhaft abgeführt worden auf Antrag ihrer Gläubiger, die von ihrer bevorstehenden Abreise gehört hätten und um ihr Geld zu kommen fürchteten.

Es war nicht viel mehr als eine Komödie, die man mit uns spielte. Denn wenn die schwarzen Kerle sich nicht hätten fangen lassen wollen, so würde man sie eben nicht festgesetzt haben. Und die gestrengen Gläubiger, die uns den üblen Streich gespielt hatten, waren meist die Wirtinnen der T'etj-Kneipen am Markt, d. h. Prostituierte.

Natürlich hätten wir nach abessinischem Recht Einspruch erheben können. Nach Landessitte hatte jeder angeworbene Mann einen Bürgen gestellt, an den wir uns halten konnten, um wenigstens die vorausbezahlten Beträge wiederzuerlangen. Aber bis wir ein rechtskräftiges Urteil und Zahlungen erstritten hätten, wären vielleicht Wochen vergangen. Das konnte zwanzigmal mehr kosten als die verlorene Summe betrug.

So rückten wir denn mit den treugebliebenen Leuten nachmittags ab. Herr Staatsrat Ilg, der vom frühen Morgen an bei uns verweilt hatte, in all den kleinen Nöten helfend, ratend, vermittelnd, begleitete uns noch eine gute Strecke, andre Europäer schlossen sich uns an, und erst bei den letzten Hütten nahmen wir, ungern, Abschied. Auf einer Wiese ganz draußen stand der Dedjasmatsch Abbata mit seinem Bruder und einigen hundert Mann in Parade, um uns ein letztes Lebewohl zu sagen. Seit langen Stunden hatte er uns hier erwartet, im Sonnenbrand ermüdet und halb verdurstet. Mein Bruder konnte nicht umhin dem General, der in seiner eleganten Tracht wieder sehr gute Figur machte, anzudeuten, daß es uns nützlicher gewesen wäre, wenn seine Soldaten unsre ungetreuen Leute am Durchgehen verhindert hätten.

Aber damit war auch der letzte Ärger abgeschüttelt und freudig trabten wir dem nahen Gebirge zu. Ein gutes Stück Arbeit lag hinter uns und vor uns eine hochinteressante Reise und zuletzt — die Heimat.

Unser erstes Marschziel sollte Gennet sein, ein hübscher Ort westlich der Hauptstadt, das Potsdam Äthiopiens. Dorthin führt eine gute Chaussee von etwa 60 km Länge, die einzige in Abessinien. Der Verkehr folgt freilich noch den alten Saumpfaden, die erheblich kürzer sind; ich weiß auch nicht einmal, ob die Benutzung der Chaussee jedermann freisteht. Wir waren schon durch die vorgerückte Tageszeit genötigt den Saumpfad zu wählen, dessen Länge nur etwa 35 km beträgt.

[1] Vorsteher und Gerichtsherr der Karawanenleute.

Zwischen Adis-Ababa und dem Tal des Hulota, in welchem Gennet liegt, erhebt sich der Gebirgsstock Otschotscha mit Gipfeln von 3300—3400 m Höhe, dem Plateaurand von Schoa vorgelagert. Durch seine ausgeprägte Kammbildung und seine nord-südliche Streichrichtung unterscheidet er sich scharf von den nahen Plateaubergen und nicht minder von den isolierten Vulkanpyramiden, die aus der Senke des Hawasch ansteigen. Gegen Adis-Ababa zu ist dem Gebirge eine breite Stufe vorgelagert, die wir bei 2606 m erreichten. Nun ging es fast eben auf grasigen Wegen, die uns zu frischem Galopp einluden; das Land ist vortrefflich bestellt und von Dörfern und einzelnen Landsitzen belebt. Die nahen Steilhänge des Gebirges bedeckt Wacholderwald, den die Unzugänglichkeit des Ortes vielleicht ebenso wirksam schützt, wie Meneliks Forstgesetz. Der nördlichste Vorsprung des Otschotscha ist eine weithin sichbare puddingförmige Kuppe, Managascha, welche, wie uns H. Ilg erzählte, ausgedehnte Ruinen einer alten Niederlassung trägt, vermutlich aus der Zeit vor der Invasion der Galla, als das nahe Antotto den äthiopischen Königen noch als Residenz diente. Unser Weg führte hart unter den von Buschwald überwucherten Abhängen bis zu einer Einsattelung, von welcher sich der Blick in das weite, walderfüllte Tal des Hulota öffnet.

Euphorbia Menelikii, eine neue Art der Wolfsmilchbäume (Gennet)

Der Abend nahte; mein Bruder, den ich begleitete, drängte zur Eile. So trieben wir unsre Tiere an und ließen die Karawane hinter uns. Die Waldungen wurden überwiegend von Wacholderbäumen gebildet, die mit wechselnder Gestalt bald der Thuja oder der Zypresse, bald der Fichte oder der Kiefer ähnelten. Dann mischten sich hohe Wolfsmilchbäume ein, mit blattlosen, bizarr gegliederten Ästen, eine neue Art, die seitdem den Namen Euphorbia Menelikii erhalten hat. Endlich erreichten wir in der Dämmerung den Hulotafluß und jenseits desselben bewässerte Wiesen, Stoppelfelder, Gärten und Hütten. Wir waren am Ziel.

In dem ausgedehnten Gehöft des Ras Guksa, das uns zum Quartier angewiesen war, fanden wir schon einen Teil unsrer Karawane vor, die treugebliebenen Leute, die morgens abmarschiert waren. Ein abessinischer Verwalter begrüßte uns im Namen seiner abwesenden Herrin, der Lieblingstochter des Negus. Der graubärtige Herr sprach deutsch, wenn er sich auch die Worte mühsam zusammensuchen mußte: vor langen, langen Jahren hatte er die Schule deutscher Missionare besucht; er erzählte uns auch gleich, daß er an dem evangelischen Bekenntnis festgehalten habe. Mit vielen Komplimenten führte er uns in das Herrenhaus, eine runde Halle, wo für unsre Reisegesellschaft ein Tisch sauber und nach europäischer Art gedeckt war. Zwei Petroleumlampen erhellten den Raum — hier ein großer Luxus; über die Teppiche am Boden war etwas frisches Bartgras gestreut, das fast wie Kölnisches Wasser duftet.

So freundlich der alte Majordomus meinen Bruder und mich zum Sitzen, zum Essen und Trinken nötigte, so litt es uns doch nicht in der Ruhe, denn mittlerweile war es völlig Nacht geworden und der größere Teil unsrer Karawane war noch unterwegs. Im Wald wie im Tal verliefen zahlreiche Wege, aber nur eine Brücke führte über die Schlucht des Hulota; Gehölze und Hügel machten das Tal noch unübersichtlicher. Um die Zurückgebliebenen zu leiten hätten wir gern Leuchtkugeln aufsteigen lassen, aber wir suchten die Kiste umsonst, sie war offenbar noch nicht angelangt.

Daher tappte ich mich, als der knurrende Magen ein wenig besänftigt war, mit zwei deutschen Soldaten zur Brücke zurück. Auf einem Hügel häuften wir Stroh und Stoppeln und was wir in der Nacht von Reisig finden konnten, zu einem tüchtigen Haufen und zündeten ein Feuer an, das wir bis nach Mitternacht unterhielten. Von Zeit zu Zeit wurde ein Signalschuß abgegeben, dem bald nicht nur das ferne Echo antwortete. In kleinen Trupps fand sich die Karawane ein, und als auch der Wachtmeister Moldenhauer, der

stets den Nachtrupp beaufsichtigte, angelangt war, ließen wir unser Feuer eingehen. Ein Teil der schwarzen Treiber fehlte allerdings noch; sie übernachteten mit ihren Lasttieren im Walde, außerstande in der Finsternis und dem bald einsetzenden Regen das Tal zu erreichen.

Den Namen Gennet findet man nur auf den neuesten Karten, denn der Ort ist eine Schöpfung Meneliks, der ihm auch den Namen gab: Gennet bedeutet Paradies. Würden wir uns nun freilich den Garten Eden noch etwas anders vorstellen, so muß man doch sagen, daß Gennet ein sehr hübscher und angenehmer Ort ist. Nur wenig tiefer gelegen als Adis-Ababa, aber durch den ganz imposanten Kamm des Otschotscha gegen die Ostwinde geschützt, hat Gennet (2318 m) ein wesentlich milderes Klima und eine viel reichere Vegetation als die nahe Hauptstadt. An allen Bächen wuchern hier zierliche Palmen (Phoenix reclinata), zum Teil mit goldgelben Fruchtbesen besetzt, und namentlich der N'sat (Musa Ensete) oder Riesenpisang, wohl das größte Staudengewächs unsrer Erde, bis zu 10 m hoch und am krautigen Schaft vom Umfang eines Mannesleibes.[1] Das gleiche üppige Wachstum findet man in den Gärten, die vom Hulotafluß her bewässert werden und namentlich der Gemüsezucht dienen.

Inmitten des sehr ausgedehnten Ortes nimmt die Burg des Negus einen Hügel ein, den ein hoher Palisadenzaun umgibt; sehr stattliche Gebäude im Landesstil gruppieren sich um eine alte, wuchtige Sykomore. Menelik residiert hier oft, und die Anlage ist weit genug, um das ganze Hoflager aufzunehmen. Ein andrer Hügel, etwa eine Viertelstunde weiter, dient als Marktplatz. Der Bedeutung des sich rasch entwickelnden Ortes, der jetzt schon 12—15000 Einwohner zählen dürfte, entspricht es, daß hier täglich Markt gehalten wird, statt, wie es sonst in Abessinien üblich ist, einmal in der Woche. Die Zufuhr fanden wir besonders in Lebensmitteln beträchtlich, die Preise waren durchweg niedriger als in Adis-Ababa. Es gibt in

[1] Musa Ensete, deren Entdeckung man Bruce zuschreibt (Ludolf hatte freilich schon ein kenntliches Bild der Pflanze gegeben) unterscheidet sich von der Banane (Muhs, Musa sapientum) und andren Arten der Gattung durch nicht fleischige, daher auch nicht eßbare Früchte. Dafür liefern ihre mächtigen Schossen gekocht ein beliebtes Gemüse und gebacken einen Ersatz für Brot. Es scheint, daß diese Musa ursprünglich nicht auf dem abessinischen Hochland heimisch war, oder höchstens in den südlichsten Gebieten, und daß sie von den Galla, die sie besonders schätzen und auch anbauen, nach Norden verbreitet worden ist. Ihrer ungemein dekorativen Gestalt verdankt die Ensete, die schon auf altägyptischen Denkmälern vorkommt, ihre Einführung in die europäischen Parks, wo sie im Sommer das Auspflanzen ins Freie verträgt. Meines Wissens ist übrigens die Ensete die einzige Pflanze Abessiniens, die in unsren Gärten und Gewächshäusern häufiger gezogen wird.

Gennet auch Handwerker, so Weber, Sattler und Seiler. Ein Hauptartikel Gennets besteht in Seilerwaren, die aus der hellen, zähen Faser von Musa Ensete hergestellt werden; diese ähnelt dem sog. Manilahanf, den man bei uns zu Wäscheleinen verwendet, gleichfalls das Produkt einer Pisang-Art (Musa textilis).

Die Bevölkerung Gennets ist gemischt. Den Grundstock bilden die ehemaligen Besitzer des Distriktes, die Metta-Galla, aber seit sich soviele Vornehme am Ort angesiedelt haben, fehlt es natürlich nicht an Abessiniern, namentlich Schoanern, und an Negersklaven, Schankalla und Wolamo; letztere scheinen vorwiegend die Gärtnerei zu besorgen.

Es fiel uns leicht, hier die durch die Desertionen in Adis-Ababa nötig gewordene Ergänzung unsrer Karawane vorzunehmen. Die Leute von Gennet gelten als brav und zuverlässig, und das Menschenmaterial, das hier angeworben wurde, unterschied sich wirklich sehr augenfällig von dem Gesindel in der Hauptstadt. Mit dem Stamm von Dienern und Treibern, die wir von der ersten Reise beibehalten hatten, bekamen wir so eine vorzügliche Mannschaft, die sich auf einem langen und beschwerlichen Marsch jederzeit bewährt hat; ein paar räudige Schafe, die sich eingeschlichen hatten, wurden in den ersten Tagen abgestoßen. Zur Erleichterung der Übersicht wurden die Karawanenleute auf Graf Eulenburgs Vorschlag in „Zeltschaften“ eingeteilt, ähnlich den Korporalschaften unsrer Infanterie, und den Inhabern der sieben Europäer-Zelte unterstellt; eine achte Abteilung bildete die Proviantkolonne. Der Dienst der Zeltschaften, die sich jede einen „Schum“, d. h. Korporal, wählten, bestand in dem Aufschlagen, Abbrechen und Transport eines Zeltes und allen dazu gehörigen Gepäckes und in der Wartung und Beaufsichtigung der zugewiesenen Last- und Reittiere. Diese Einteilung bewährte sich in hohem Grade; wir hatten unsre Leute mehr in der Hand und wurden besser bedient, zugleich fanden wir Gelegenheit unsren Untergebenen näher zu treten, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen. Jeder Troßknecht wußte, an wem er sich mit Bitte oder Beschwerde zu wenden habe, und wir wiederum ließen es uns nicht nehmen, die Interessen der uns unterstellten Leute nach Kräften zu vertreten.

Wir verweilten zwei Tage (19. und 20. März) in Gennet und fanden neben den Arbeiten an der Organisation unsrer Karawane Zeit zu einigen kleinen Ausflügen. Unser Gesandter besuchte in Begleitung mehrerer Herren Meneliks Landsitz Adis-Alem (d. h. neue Welt), der inmitten schöner Wacholderwälder gelegen ist. Ebenso wurde die Mühle besichtigt, die Menelik durch H. Faller, einen

Schweizer, bauen läßt, denselben, der uns bei der Montage der elektrischen Apparate so gute Dienste geleistet hatte. Das Flüßchen Hulota, das die Mühle treiben soll, bildet oberhalb ein durch Felsen aufgestautes Bassin, das zu einem Schwimmbad einlud; das Tal ist recht romantisch und erhält durch die Steilhänge des Otschotscha einen großartigen Hintergrund. Unfern gibt es eine kleine Niederlassung von Djimma-Leuten, Mohammedanern, die den Handelsverkehr zwischen Abessinien und Nubien vermitteln. Sie stehen unter einem eigenen Fürsten, dem Sultan Abadjafar, der Meneliks Oberhoheit anerkennt. Ihre sehr eigentümlichen Haartrachten hat Borelli[1] geschildert und abgebildet.

Indessen waren zwei abessinische Herren zu uns gestoßen. Der eine war der Bascha Aitschilu, ein kleiner, beweglicher Mann, den Menelik beauftragt hatte, uns bis an die Landesgrenze zu begleiten und für den täglichen Bedarf unsrer Karawane an Lebensmitteln zu sorgen: zu kaufen gibt es im Innern so gut wie nichts, und so sollten wir nach der Art abessinischer Fürsten reisen, das heißt, alles zu unsrem Unterhalt Erforderliche durch Requisition erhalten. Gleichzeitig traf der Kantiba Gebru ein, der, in der deutschen Schule in Jerusalem erzogen, unsrer Sprache vollkommen mächtig war. Schon während unsres Aufenthaltes in Adis-Ababa hatte er sich uns durch seine Sprachkenntnisse nützlich gemacht; jetzt aber schloß er sich uns im besonderen Auftrage Meneliks an. Den Negus beunruhigten nämlich die Nachrichten über das Befinden seiner Lieblingstochter, der Gemahlin des Ras Guksa, und so wünschte er, daß Oberstabsarzt Vollbrecht der Prinzessin ärztlichen Rat erteilen und Medikamente geben möchte. Bei der Konsultation sollte der Kantiba als Vertrauensmann den Dolmetscher spielen. Die Prinzessin befand sich zurzeit in Debra Tabor, der Residenz ihres Gatten, in Amhara. Sie war die Besitzerin des freundlichen Gehöftes in Gennet, das uns als Quartier diente.

Der Kantiba Gebru war in erster Ehe mit einer Deutschen verheiratet gewesen und war nun, etwa 48 Jahre alt, wie andre vornehme Abessinier, bei der dritten oder vierten Frau angelangt. Als sehr gebildeter Mann aus guter Familie hatte er den Posten eines Kantiba (Gouverneur) von Gondar, der alten Hauptstadt, erhalten. Später fiel er in Ungnade und wurde nach Adis-Ababa zurückberufen, doch seine Verfehlungen können wohl nicht schlimmer Art gewesen sein, denn Menelik machte den kenntnisreichen Mann zum Erzieher seines Enkels, der inzwischen zum Thronfolger ernannt ist. Er wurde

[1] Éthiopie méridionale. Paris 1890.

für die nächsten Wochen unser täglicher Tischgenosse. Wenn er uns trotz aller Berührungspunkte, die sich aus seiner deutschen Erziehung ergaben, trotz seiner Fähigkeiten und liebenswürdigen Seiten nicht wirklich nahe trat, so lag das, glaube ich, daran, daß er in seinem Denken und Fühlen ein ächter Abessinier geblieben war und Anschauungen vertrat, die uns Deutschen fremd erscheinen mußten. —

Am 21. März war es, am frühen Morgen, daß wir den großen Marsch antraten. Frühlingsanfang! In der Heimat blühten jetzt gewiß die Schneeglöckchen und ersten Veilchen; die braunen Kätzchen der Erlen am Bach wiegten sich im Wind. Abessinien hat keinen Frühling. Unsre Wintermonate hindurch scheint fast ununterbrochen die Sonne; die Felder werden abgeerntet, die Prärie verdorrt, viele Bäume werfen das Laub ab. Aber nur das Wasser ist's, was der Vegetation mangelt; wo, wie in Gennet, Bäche und Rieselanlagen den Boden erfrischen, grünt und blüht die Pflanzenwelt ohne Unterbrechung. Und wenn nachts ein paar Regengüsse niedergehen, so kommt auch in die verdorrte Prärie, in den kahlen Wald wieder frisches Leben. Wie unter der Schneedecke unsres Winters, so warten in Abessinien in den langen Monaten der Dürre geduldig Frühlingspflanzen, die als erste im Jahre Laub und Blüte entfalten wollen.

Und die letzten Nächte hatten diese langersehnten Regengüsse gebracht. Auf den Triften, unter dem Dorngebüsch brachen eben die Blutlilien auf, stolze Verwandte unsrer bescheidenen Schneeglöckchen und, wie sie, die ersten Zeugen des wieder erwachten Lebens. Auch in Abessinien ziehen dann die Kinder aus, die Erstlinge zu pflücken, und die Erwachsenen freuen sich auch: noch einmal will die Mutter Erde aus fruchtbarem Schoß die Welt der Kräuter und Blumen gebären.

Wirklich, es lag Frühlingsstimmung über dem Land an diesem 21. März. Etwas von jenem rätselhaften Sehnen, dem auch die Sentimentalität unsrer Poeten nicht den Todesstoß geben konnte, mischte sich in den Reiz eines frischen Rittes, hinaus in unbekannte Fernen, die vor uns kein weißer Mann betreten haben sollte.

Wir hatten kaum die letzten Hütten von Gennet hinter uns, als die Karten uns im Stich zu lassen begannen. Die Bergzüge, die wir sahen, ließen sich nicht identifizieren, starke, wasserreiche Bäche oder Flüßchen waren nicht eingezeichnet. Anfangs führte der bequeme Weg über ein ausgedehntes Wiesenland mit torfigem Grund, eins jener ausgetrockneten Hochmoore, die in Abessinien eine allmähliche Abnahme der Bodenfeuchtigkeit, vielleicht infolge der Entwaldung, anzudeuten scheinen. Dann, nachdem wir das Flüßchen Berga oder

T'scheretscha auf einer leidlich guten Brücke überschritten hatten, begann das Land stärker anzusteigen. Große Äcker schweren, fetten Lehmbodens warteten des Saatkornes. In dem Gutshofe, der malerisch einen Hügel krönte, tummelten sich die Knechte, die Kinder spielten unter einem wilden Ölbaum von gewaltigen Dimensionen, dessen silbrige Krone, wie eine Sommerwolke geballt, sich über dem niederen Gestrüpp wölbte. Hier sproßten allenthalben die Blutlilien,[1] jeder Schaft ein Blütenstrauß mit hunderten zierlicher Sterne vom reichsten Türkischrot. Wie das glühte! Glimmende Kohlen im Dämmerlicht des trauten Kamins.

Bei jedem Schritt wurde die Landschaft reicher, belebter. Die Äcker und Hecken wichen bald prächtigem Wald und freundlichen Wiesenstreifen. Und wie wir höher stiegen, eröffnete sich uns auch bald ein Blick durch Schluchten und Täler nach Süden in das waldige Bergland, das dem Hawasch den Ursprung gibt. Eine einzige Niederlassung unterbricht die Wogen des Waldmeeres, es ist Adis-Alem, Meneliks Sanssouci.

Der Wacholderbaum herrscht auch noch hier oben vor, aber in unsrer Höhe (2720 m) hat er nicht mehr die Grazie der Zypresse, hier gleicht der vielgestaltige Baum der trotzigen Wettertanne. Am Rande der Schlucht, die er mit schwarzem Urwald füllt, umklammern seine breitausladenden Wurzeln das abschüssige Erdreich und halten zugleich, wie spielend, riesige Felsblöcke fest, die sonst zu Tal poltern müßten. Den wettergrauen Stamm besiedeln greise Flechten, Sturm und Blitz haben die Wipfel zersplittert. Zwei Galla, die neben mir marschieren, beugen stumm das Knie vor dem Riesen, der ihrem Gott heilig ist.

Dort, im tiefen Schatten, bricht eine murmelnde Quelle zwischen Wurzeln und Fels zutage. Wir folgen dem Wässerchen abwärts. Eine Stunde lang zieht sich das Tal hin, ein schmaler Wiesenstreif zwischen waldbedeckten Höhen. Endlich führt uns eine primitive Holzbrücke über den Bach auf eine breite Hutung (2625 m) zu Füßen eines Galla-Dorfes, Hanu, dessen Bewohner wir hoch oben regungslos zwischen den Felsen hocken sehen, bis an die Augen in ihre Mäntel gehüllt. So erinnern sie an die Paviane im Gebirge, die in der gleichen Stellung ohne Laut oder Bewegung die vorüberziehenden Menschen beobachten, bereit, wenn Gefahr droht, sofort in Wald und Felsen zu verschwinden.

Bald belebten unsre grünen Zelte den Wiesengrund. Ihrer Lasten ledig grasten die Maultiere friedlich am Bach. Der nahe Wald lieferte trockenes kieniges Holz, die Feuer prasselten und bläulich hoben

[1] Haua-haua, Haemanthus multiflorus.

sich die Rauchsäulen. Ich schmückte unsren Tisch für die Abendmahlzeit mit glühenden Blutlilien und verwendete die Zeit, die mir noch blieb, zu einem Besuch des nahen Torfmoores. Mit einem Arm voll Pflanzen kehrte ich bald zurück; unter der Ausbeute fanden sich zwei neue Spezies, eine dritte hatte ich schon morgens entdeckt. In botanischer Hinsicht war dies der ergiebigste Tag der ganzen Reise; die neuen Arten erhielten später in der Heimat die Namen Mesanthemum Rosenii, Alchemilla gracilis und Erythrina Rosenii.

Als ich in das Lager zurückkehrte, war grade der Bascha Aitschilu mit der Proviantkolonne angelangt; die Zeltschaften traten an und erhielten ihren Anteil an den Lebensmitteln: Brot, Hühnern, Eiern, Talla; auch ein Rind und ein paar Hammel gehörten zum „Tribut". Allenthalben wurde bald gebraten und geschmaust.

Nach dem Abendbrot hielten wir noch eine lange Beratung über den am folgenden Tage einzuschlagenden Weg ab. Für uns kartengewohnte Menschen war es ein eigenes Gefühl, nun einmal ohne sie auskommen zu sollen; denn die Namen von Bergen und Flüssen fanden wir entweder gar nicht oder an ganz andrem Orte eingezeichnet. Und doch ist die Gegend, wie uns der Kantiba versicherte, gut bekannt, denn zu späterer Jahreszeit, wenn überall die Blumen blühen, beziehen hier viele Bewohner der Hauptstadt Zeltlager. Und wirklich, es ist ein Land für Sommerfrischen. Wald, Wiesen, Bäche, ganz wie in einem Gebirge Mitteldeutschlands, und dieselbe harzigwürzige Luft, dieselbe klare Sonne des Mittags und wohltuende Abkühlung des Nachts.

Die Bewohner dieses Distriktes rechnen sich zu den Métta-Galla, deren Gebiet unfern Adis-Ababa beginnt. Aber wir sind hier bereits an der Westgrenze ihres Landes angelangt und sollen morgen die Berge der Metscha erreichen. Niemand weiß uns zu sagen, wohin der Bach fließt, an dem wir lagern, ob er sein Wasser in den Hawasch oder bereits in den Abai oder Blauen Nil ergießt. Er wendet sich von Hanu nach Norden, ob er aber fernerhin diese Richtung beibehält, erscheint zweifelhaft; vielleicht biegt er nach Osten um und fällt dem Hawasch zu.

In dieser Nacht versuchte einer unsrer Treiber durchzugehen. Er hatte sich eins unsrer Maultiere unbemerkt beiseite gebracht und holte eben ein Gewehr, um doch ein Andenken an seine leider nur kurzen Beziehungen zu uns zu haben, als er von der neubegründeten Lagerwache gefaßt wurde. Unser Gesandter schickte ihn zur Bestrafung nach Adis-Ababa zurück. Die Lagerwache bestand aus drei Somal, schmächtigen, kaum ausgewachsenen Burschen, von

denen einer über eine Keule verfügte; die andren waren unbewaffnet. Trotzdem verstanden sie es, sich bei den Abessiniern gewaltigen Respekt zu schaffen. Sie leisteten uns vorzügliche Dienste.

22. März 1905

Die Sonne hatte die waldigen Höhen im Osten noch nicht überstiegen und der Frühnebel lag noch dünn und blau auf dem Wiesengrund, als wir schon, fröstelnd in unsren leichten Khakijacken, im Sattel saßen. Es ging steil bergan. Kleine, breitästige Bäumchen umsäumten, von goldgelben Blütendolden fast bedeckt, den Talrand und erfüllten die Luft mit süßlich-fadem Duft. Ihr abessinischer Name lautet Botto, ihr lateinischer Gnidia glauca; sie sind unsrem Seidelbast (Daphne Mezereum) verwandt und wie dieser Frühlingsboten.

Bald war die Höhe (2760 m) erreicht; oben fanden wir Gehöfte und wohlbestellte Äcker. Wie in manchen Gegenden Süddeutschlands, so standen auch hier über die Felder zerstreut einzelne rundkronige Bäume. Aber es waren nicht Äpfel- oder Birnbäume, nicht Kirschen oder Pflaumen, — keine unsrer gewöhnlichen Obstarten ist in Abessinien bekannt. Und doch war es ein Verwandter aus dem nützlichen Geschlecht der Rosaceen, Hagenia abyssinica, der Kossobaum, der dem Abessinier seine unentbehrliche Medizin liefert. Niemals scheint er geschlossene Bestände zu bilden; einzeln oder in kleinen Gruppen ist er aber auf den Höhen am Südrande von Schoa häufig. Der Kossobaum ist eine der auffallendsten und schönsten Gestalten der abessinischen Flora: ein wuchtiger, nicht selten bizarr verkrümmter Stamm trägt eine volle, aber in Etagen gegliederte Krone, in der sich fast stets zahlreiche Epiphyten ansiedeln, bald Orchideen mit kreideweißen Luftwurzeln — wir fanden sie leider durchweg verblüht —, bald eine Liane aus dem Nesselgeschlecht, Urera Hypselodendron, mit senkrecht herabhängenden Zweigen. Noch mehr fällt der Kossobaum durch seine Farben in die Augen; die saftigen Fiederblätter sind blaugrün, Knospen, Nebenblätter und die junge Zweigrinde schön karmin, während die großen, um diese Zeit schon verwelkten Blütenstände licht rostrot sind; sie bilden das Medikament „Flores Koso“. In dieser Farbenzusammenstellung trägt unser Baum ein fremdartig buntes Kleid, das neben dem einförmigen Dunkelgrün der Wacholderwälder doppelt lebhaft wirkt.

Nachdem erreichten wir ein mooriges Hochtal, Batu (2689 m), in dem sich ein Bach Gudguad-uaha sammelt. Auch dieses Wässerchen fließt nach Norden, aber wieder blieb es mir zweifelhaft, ob wir uns nun im Gebiet des Nil befanden, denn im Norden schienen

Alter Kossobaum (Hagenia abyssinica) bei Laga-Kolu (Metscha)
Aus der Krone hängen die Zweige einer Liane (Urera Schimperi) herab

höhere Bergkuppen eine Barre zu bilden. Der nächste Gipfel, Harirtú genannt, war jedenfalls über 3000 m hoch. Wir marschierten immer nach Westen und erreichten bald eine Anhöhe (2845 m) mit umfassender Aussicht auf das waldige Bergland von Metscha und das Quellgebiet des Hawasch. Hier konnte kein Zweifel mehr sein, wir befanden uns auf der Wasserscheide zwischen diesem Fluß und dem Nil. Aber die einzelnen Bergkuppen erheben sich aus moorigen Tälern, von denen einige ganz ohne Abfluß sind, während andre

ihr Wasser nach beiden Seiten ergießen, nach Norden zum Abai, nach Süden zum Hawasch.

Auch hier war die Flora reich. Im Walde bildete eine fast baumartige Heide das Unterholz, Erica arborea, die auch in Südeuropa vorkommt. Ein Baum vom Habitus unsrer Kopfweiden, doch über und über mit orangeroten Blütenähren behangen (Buddleya polystachya), gehörte dagegen dem rein tropischen Geschlecht der Loganiaceen an, von dem auch manchem Botaniker nicht viel mehr bekannt ist, als daß es in den Früchten und Rinden mehrerer Strychnos-Arten die furchtbaren Gifte Strychnin, Brucin und Kurare liefert.

Von unsrer Höhe stiegen wir auf rauhem Pfad in ein Tal der Metscha-Galla herab. Die Gegend war gut bevölkert, die Dörfer und Gehöfte über die steinigen Hügel verstreut und der feuchte Wiesengrund von großen Herden belebt, namentlich von Pferden, die hier in Masse produziert werden. Gewiß gibt es in ganz Äthiopien keinen zweiten Distrikt mit solchem Reichtum an Pferden, einer kleinen, aber sehr leistungsfähigen Rasse. Auf der Talsohle, die sich, bei einer Breite von 1 bis 3 km, etwa 15 km weit hinzieht, leben sie anscheinend in voller Freiheit.

Der südlichste Teil dieses Tales, das Danissa heißt, dürfte sein Wasser zum Hawasch schicken. Wir bogen nach Norden und sahen aus Moor und Lachen einen Bach entspringen, der dem Abai zufloß. Wilde Gänse und Enten, sowie ein schwarzer, dem Ibis ähnlicher Vogel reizten die Jagdlust unsrer Jäger. Aber man warnte uns vor allzu tiefem Eindringen in das Gebiet der Wiesenteiche, denn der Moorboden ist trügerisch und es soll dort auch Krokodile geben.

Linker Hand öffnete sich ein liebliches Seitental, wo wir am Bergrand im Schatten hochragenden Wacholderwaldes einen sehr hübschen Lagerplatz mit einer Fülle kristallklaren, kühlen Wassers fanden; der Ort heißt Worambultschi. Die Bewohner der umliegenden Gehöfte beobachteten uns anfangs mißtrauisch, wurden aber, angesichts unsrer Friedfertigkeit, bald zutraulich. Ich machte ohne jede Begleitung einen langen Spaziergang durch die Dörfer, überall freundlich aufgenommen. Man führte mich zu hübschen Aussichtspunkten, man half mir beim Botanisieren — es gab hier Bambus, den wir sonst nirgends in Äthiopien gesehen haben —, man fragte mich nach der Bedeutung meines photographischen Apparates und war höchlich ergötzt über das umgekehrte Bild auf der Mattscheibe.

Die Galla nennen sich selbst Oromo, nehmen es aber nicht übel, wenn man sie Galla nennt, obwohl das Wort „Ungläubige“ bedeutet und ihnen von den mohammedanischen Somal als Schimpf angehängt

Am Rand des Wacholderwaldes in Worambultschi (Metscha)

ist. Oromo ist der Plural von Ilmorma, d. h. Menschen-Sohn.[1] Der Typus der Leute ist grade kein schöner, doch ist der Gesichtsausdruck trotz der breitausladenden Nasenflügel nicht unangenehm und die zarte, sammetige Haut hat die Farbe alter chinesischer Bronzen. Bei den Männern, die allgemein kurzgeschoren gehen, fiel mir wieder die für die Galla charakteristische hohe Wölbung des Schädeldaches auf; die Frauen tragen das tressenförmige Haar in der Mitte gescheitelt und beiderseits mit einem Band oder Baststreif niedergebunden. Ihre Kleidung besteht aus einem groben baumwollenen Kittel oder Hemd, das um die Hüften geschürzt wird. Bei der Hausarbeit wird die obere Hälfte heruntergeschlagen, ein Schamgefühl, das ihnen gebietet die Brust zu verhüllen, kennen die Frauen nicht. Die Mütter tragen die Kinder anfangs in ihrem Hemd auf dem bloßen Rükken, aber nach wenigen Wochen lernen die Kleinen schon auf der Hüfte zu reiten und sich die Brust selbst zu nehmen. Der Kindersegen ist nicht groß, damit steht wohl in Zusammenhang, daß man zweijährige und selbst ältere Kinder noch an der Brust sieht.

Galla in Worambultschi (Metscha)

24. März 1905

Von Adis-Ababa bis Worambultschi war unsre Marschrichtung eine westliche gewesen; hier bogen wir nach Nordnordwest um. Wir

[1] Ähnlich dem spanischen Hidalgo, das vom Spätlateinischen filius de aliquo, jemandes Sohn, stammt.

folgten dem Tal unsres Baches abwärts, zunächst durch breite Wiesen, dann traten von beiden Seiten die Höhen näher heran: rechts das von dunklen Koniferen vollständig eingehüllte Koridja-(Sattel-)Gebirge, links das fruchtbare Plateau von Jaldu. Der bequeme Weg im Tal zur Seite des plätschernden Baches war sehr hübsch und nichts erinnerte mehr an Afrika. In den Thüringer Wald oder das Fichtelgebirge hätte man sich versetzt glauben können. Die Weiden am Bach, Moos und Binsen an den überall sprudelnden Quellen, die ernsten, steifen Koniferenbestände auf den Höhen, die blühenden Heckenrosen um die Häuschen am Waldrand, das alles konnte wirklich ebensogut der deutschen Flora angehören, und doch war, außer den kosmopolitischen Flechten an den Baumstämmen und Felsen, gewiß nicht eine in Europa vertretene Art darunter.

Galla-Frauen in Worambultschi (Metscha), die eine mit abessinischer Frisur. Das Kind reitet auf der Hüfte der Mutter und nimmt sich selbst die unverhüllt getragene Brust

Nach etwa 8 km gemächlichen Reitens im taufrischen Tal überschritten wir den nun schon recht wasserreichen Bach mittels einer Furt bei 2619 m und stiegen nach links auf das Plateau von Jaldu (2818 m). Es ist ein hochgelegener breiter Rücken, doch keineswegs eben, ein Land von üppiger Fruchtbarkeit. Dorf reiht sich an Dorf, schöne alte Bäume beschatten die Hütten, auf saftigen Wiesen grasen die prächtigen Zebus mit sammetglänzendem Fell. Auf den Höhen liegen die Felder, sorgsam durchackert, für die Aussaat bereit, die erst nach dem Regen erfolgen kann. Der Bach Jaldu-Radja, der hier oben entspringt, und mehrere

Quellen spenden reichliches Wasser. Ringsum zieht sich ein Kranz dunkler Wacholderwälder; offenbar sind die Siedelungen auf altem Waldboden entstanden.

Die Dörfer dieser Gegend haben einen gemeinsamen Marktplatz, der jedoch nur an einem Tage der Woche benutzt wird. Wir fanden ihn verlassen, aber in der Nähe sahen wir ein großes und wohlgebautes Gehöft mit Scheunen und Tennen; es gehört Ras Wolda Giorgis, der hier Güter besitzt.

Der Distrikt jenseits des Marktplatzes heißt Kolu. Der Plateaurücken ist hier höher (2852 m) und schmäler, die Fruchtbarkeit, wenn möglich noch größer. Fast in der Breite unsrer Chausseen führt ein gutgehaltener Weg durch reiche Dörfer und stattliche Gehöfte; überall stehen auf den Äckern immergrüne Bäume mit vollen Kronen und schützen die fette Ackerkrume gegen allzu kräftige Besonnung und die Gewalt der tropischen Regengüsse. Um die Dörfer schließen die Feldbäume wie ein lichter Wald zusammen, aber nach Osten öffnet sich doch hin und wieder ein Ausblick auf das Tal des Baches von Danissa, das hier nicht mehr von sanften, waldigen Rücken begleitet wird, sondern mit kahlen, senkrechten Felswänden abstürzt. Andre ähnliche Cañons vereinigen sich weiterhin mit ihm. Die Tiefe, in die wir hinabblicken, schätzen wir auf mehr als 1000 m. Unten erkennt man nur Felsen und Buschwald, menschliche Wohnungen scheinen zu fehlen. Jenseits hebt sich das Plateau mit ebenso schroffen Felswänden zu etwa gleicher Höhe, wie unser Standpunkt.

Ist diese große Erosionsfurche bekannt? Nach den Karten könnte es nur das Tal der Urga sein, die sich kurz vor ihrer Einmündung in den Abai mit dem von Antotto kommenden Muger vereinigt. Aber bei dieser Annahme bliebe das Bild der Karten unrichtig, und zudem ist der Name Urga den Anwohnern unbekannt, oder vielmehr: sie sagen, daß wir die Urga erst in einigen Tagen erreichen werden. Einen allgemein anerkannten Namen für den Fluß vor uns in der unbewohnbaren Tiefe konnten wir nicht ermitteln, während oben auf dem Plateau jedes Rinnsal seinen eignen Namen hatte.

Unterhalb des Dorfes an dem Wasser von Kolu (Laga-Kolu) schlugen wir in einem freundlichen Wiesental unser Lager auf. Riesige Kossobäume, die schönsten, die wir überhaupt gesehen haben, standen hier verstreut, an manchen Stellen war das Gras mannshoch. Einen besonderen Schmuck erhielt die Gegend durch die Epiphyten, die hier in größter Üppigkeit von allen Bäumen herabhingen. Da war der abessinische Seifenstrauch H'ndôt, der sich gern auf alten Baumstämmen ansiedelt und sie, bei der Reife, mit schwarzvioletten Beeren

und karminrotem Laub schmückt. Noch häufiger waren stolze Riemenblumen (Loranthus), Verwandte unsrer bescheidenen Mistel, mit großen, glänzenden Blättern und einer unendlichen Blütenfülle in Gelb, Rostfarbe und Feuerrot. Da war endlich fast auf jedem Baum eine höchst sonderbare Glockenblume, deren Wurzelstock im morschen Holz der Stämme wucherte, während in der Krone zierlich gespreizte Gabeläste sichtbar wurden, behängt mit großen, purpurroten Gocken. Diese prächtige Pflanze haben wir sonst nirgends gesehen; sie scheint erst kürzlich im Galla-Land entdeckt worden zu sein. Sie heißt Canarina abyssinica. Epiphytische Orchideen hätte man in Wagenladungen einsammeln können, leider waren sie durchweg abgeblüht. Nur eine Art, mit Luftknollen versehen, aber auf der Erde wachsend, blühte hin und wieder, Eulophia Schimperiana, mit langen Trauben schöner gelb und purpurbraun gefleckter Blüten.

Metscha-Galla, webend (Laga-Kolu)

Nachmittags begleitete ich meinen Bruder auf einem Spaziergang durch das Dorf. Die Hütten stehen in kleinen Gruppen über die Felder verstreut und haben weder Zaun noch Wall. Die Bewohner, kräftige, gutgenährte Menschen, sind friedfertig und fleißig. Wer nicht auf dem Acker oder bei den Herden beschäftigt ist, macht sich daheim zu schaffen. Im Innern der Hütten, die bei Nacht auch das Vieh aufnehmen, ist es dunkel, darum hat der Weber seinen Webstuhl am Ackerrand aufgestellt und die Frauen spinnen unter den Bäumen. Das ganze Land atmet Wohlstand. Ich kaufe allerlei

ein: Schmucksachen aus Messing, ein paar große, wollige Lammvließe als Unterlegedecken für die Maultiere und eine Keule, — andre Waffen scheinen die Leute nicht zu besitzen. Die Keule, die alte volkstümliche Waffe der Galla,[1] ist eine interessante Erwerbung, denn sie zeigt in roher Schnitzerei einen Kopf, welcher sogar die charakteristische Schädelform der Galla übertrieben und doch kenntlich wiedergibt. An sich wäre das nichts Merkwürdiges, ähnliche Keulen gibt es namentlich bei den Negern vielfach, aber dies Stück blieb die einzige plastische Arbeit, die wir in Abessinien gesehen haben. Es ist eine sehr merkwürdige und in ihren Ursachen nicht völlig aufgeklärte Tatsache, daß die Abessinier durchaus keine Plastik kennen, obwohl sie dekorative Kunst, Malerei, Metallarbeiten, wie Ziselierung und Filigran, allgemein üben. Aber sie verwenden nur Flachornamente. So sagte man schon Ludolf, der uns die anscheinend gute Erklärung gibt, die Abessinier perhorreszierten die Skulptur wegen des alten, mosaischen Verbotes: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen." Es ist bekannt, daß im Abendlande schon die ersten christlichen Gemeinden gegen dieses Verbot sündigten; waren zuerst nur Symbole gebräuchlich, wie der Fisch, das Lamm und das Kreuz, so wurden bald auch Darstellungen von Christus, Maria und andren heiligen Personen Gegenstand der Verehrung. Gegen diese Kultusform erhoben sich in Europa immer von Zeit zu Zeit die Puritaner, wie die Ikonoklasten in Byzanz, die Bilderstürmer und die Calvinisten in der Reformationszeit, aber nur die orientalischen Kirchen führten den Ausschluß des Bilderkultus streng durch. Nicht nur die Christen, konsequenter noch die Mohammedaner. Das Judentum selbst hielt im Mittelalter nicht so streng an dem alten Gesetz fest. Maimonides († 1204 bei Kairo), der als Theolog und Gesetzeslehrer großen Einfluß auf die Entwicklung der jüdischen Riten übte, verwarf nur die plastischen Darstellungen, nicht aber Bilder ohne Relief, seien sie nun gemalt oder gewebt. Genau denselben Unterschied machen, wie Ludolf

Rechts: Keule der Metscha-Galla, in der Mitte: Kameltreiberstock der Habab, links: Beil oder Hacke der Galla und Abessinier

[1] Vgl. Ludolf, Historia aethiopica I, 16, 25.

bemerkt, auch die Abessinier. In ihren Kirchen findet man durchaus keine Skulpturen, weder Statuen noch figürliche Schnitzereien am Holzwerk, noch selbst Kruzifixe. Ein sehr merkwürdiger alter Kirchenleuchter aus Schmiedeeisen, den mein Bruder in Godjam erwarb, zeigt zwar als Krönung ein Kreuz und daneben zwei Vögel (Tauben?), aber diese Teile sind aus dünnen Platten geschnitten und nicht plastisch dargestellt.

In Abessinien scheint man wirklich erst seit dem Mittelalter die Skulptur zu verwerfen, denn in Aksum haben sich plastische Werke gefunden. Vor dreitausend Jahren schon begann das Judentum den Kampf gegen die Skulptur, die ihm heidnische Greuel bedeutete, aber ursprünglich bei den Juden gradeso geübt wurde, wie bei den Phöniziern, Ägyptern und Griechen. Nach und nach folgten den Juden alle andren Semiten, und während der Islam bis heute kaum irgend etwas von Skulptur und Malerei kennt, beginnen die europäischen Juden sich erst ganz neuerdings diesen Künsten zuzuwenden, während sie in der Poesie und der Musik seit langem ihren Platz erobert haben. Die christlichen Abessinier aber erweisen sich in dieser Hinsicht noch jetzt als echte Semiten.

Alter schmiedeeiserner Kirchenleuchter aus Godjam

Mag das Fehlen der Skulptur in der kirchlichen Kunst der Abessinier somit erklärt sein, so bleibt es merkwürdig, daß es auch keine profane Plastik gibt, namentlich, daß die Kinder sich keine Puppen machen, — hier kann doch das religiöse Gesetz nicht bestimmend sein. Mein Bruder hatte übrigens eine Kiste Kinderspielzeug zu Geschenkzwecken mitgenommen; die Puppen fanden bei den Abessiniern große Bewunderung, weit mehr freilich bei den Somal. Omar Warsam, der Boy, Kassenbote und Dichter, meinte von einer Puppe, die mit den Augen klappern und Papa und Mama sagen konnte: „Sie ist mit der Hand gemacht und lebt also nicht, aber sie spricht und schläft, also lebt sie doch. Solche Wunderwerke schaffen die Deutschen!“

Das Gebiet, in welchem wir uns nun befanden, heißt Abuna, denn es gehörte ehedem zu den Kirchengütern, die dem abessinischen Bischof (Abuna) für seinen Unterhalt zugewiesen waren. Jetzt gibt

es in diesem Land längst keine Christen mehr und, da die Galla keine Gotteshäuser kennen, sondern ihr höchstes Wesen im Freien verehren, überhaupt keine Kirchen. Es scheint, daß der liebe Gott das Land trotzdem segnet; er ist offenbar nicht so engherzig, wie manche Fromme glauben. —

So reisten wir gemächlich im schönen Galla-Land, nur zu gemächlich nach der Ansicht unsrer Führung. In drei langen Sommertagen hatten wir auf bequemen Promenadewegen und in erquickender Bergluft nur 60 km zurückgelegt; jedesmal hatte man uns durch die Angabe, daß wir fernerhin keinen Lagerplatz mit Wasser finden würden, an längeren Märschen verhindert, und dabei fand sich dann doch Wasser in Hülle und Fülle. Unser Gesandter hatte daher ein ernstes Wort mit den Vertretern der Lokalbehörden gesprochen und ihnen erklärt, daß wir, solange der Weg so wenig Schwierigkeiten bieten würde, unbedingt auf erheblich längeren Märschen bestehen müßten.

Am 24. März zogen wir zunächst wieder über reichbestellte Plateaus bis zu einem Dorf Birbirssa (2763 m). Der Name bedeutet in der Galla-Sprache den Podocarpus-Baum, jenen Waldriesen, den wir im Tschertscher-Gebirge so oft bewundert hatten. Seitdem war uns aber der schöne Baum im Walde nie mehr, und nur einmal in einem Kirchenhain in Adis-Ababa begegnet. Wir sahen uns daher jetzt eifrig nach dem Podocarpus um, fanden ihn aber nirgends.

Hinter dem Dorf bricht das Plateau ganz unvermittelt ab. Vollständig eben geht es auf fettem, gut angebautem Boden bis zum Rand, nicht die kleinste Böschung leitet vermittelnd zu dem senkrechten Absturz über. Die Felswände, die das Plateau ummauern, sieht der Obenstehende nicht; unter sich erblickt er nur die Sohle eines tiefen Tales voll zerrissener Felsen und dürren Gestrüpps, das unwirtliche Bett der Wildwasser. Dort unten wohnen keine Menschen, dort herrscht das Fieber; nur die kühnen Löwenjäger wagen sich hinab. Als Name des Cañon oder des in ihm verlaufenden Flusses wird uns Gura genannt, wahrscheinlich gehört das Tal zum Gebiet des Guder.

Der Abstieg von den Hochlandschollen Innerabessiniens ist gewöhnlich nur an einigen wenigen Stellen möglich und auch dort noch schwierig. Da man in den Felsen gesprengte Wege nicht kennt, so ist man darauf angewiesen eine Stelle zu finden, wo Einstürze oder Bäche eine Bresche in die hohen Mauern dieser natürlichen Felsenburgen gelegt haben. So war es auch hier. Eine alte, dichtbewachsene Trümmerhalde ermöglichte es uns, verhältnismäßig leicht von der hohen Scholle auf eine niedere hinabzusteigen; nur die

ersten fünf Minuten verlangten Schwindelfreiheit. Immerhin brauchte unsre Karawane eine volle Stunde für den Abstieg, der 250 m betrug.

Wir fanden uns nun auf einer dem Hochplateau vorgelagerten Stufe (2513 m) mit ebenem Boden, der von Prärie und Buschwald bedeckt war; Ackerbau gibt es hier nur wenig. Im hohen, trocknen Gras sprang neben der Karawane ein Panther auf und verschwand, bevor ein Gewehr geladen war, im Gebüsch. Dann kam uns der Schum des nächsten Dorfes mit einem kleinen Reitertrupp entgegen, um uns zu begrüßen und zu führen. Die Leute ritten kleine flinke Pferde, die sie uns mit großem Stolz vorführten; die Galla sind die geborenen Kavalleristen. Feuerwaffen hatten sie nicht, aber den Wurfspeer schwangen sie bei ihren Attacken mit malerischen Gesten. So geleiteten sie uns durch ihre Gemarkung, in der wir keine Äcker, aber pompöse Zebuherden sahen.

Wir waren noch nicht drei Stunden unterwegs, als uns wieder ein Dorfältester entgegenkam, um uns einen Lagerplatz zu zeigen. Wir wollten weitermarschieren, aber der Mann widersprach: hier endige das Plateau, der nächste Abstieg sei sehr beschwerlich; unten könnten wir nicht bleiben, da es dort kein Wasser gebe, das gegenüberliegende Plateau aber heute noch zu erreichen, sei ganz unmöglich. Wir ritten bis auf die letzte Höhe vor und sahen da allerdings einen bedeutenden Steilabfall vor uns; genau konnte man nicht sehen, wie tief es hinabging, jedenfalls war der Aufstieg auf die gegenüberliegenden Höhen so schwierig, daß wir ihn heute unsrer Karawane nicht mehr zumuten konnten. So schien es geraten den Marsch zu unterbrechen.

Ärgerlich, wieder nur eine so kurze Strecke zurückgelegt zu haben, schlugen wir unser Lager bei dem Doppeldorf Kurmo (2513 m) auf. Um die Zeit hinzubringen, gingen die einen auf die Jagd, die andren spazieren. Das Dorf liegt schön diesseits und jenseits eines Felsenkammes, von welchem man eine großartige Aussicht hat: rechts und links treten die großen Cañons nahe heran, gegenüber, jenseits des Einschnittes, den wir zu durchschreiten hatten, ist dem Hochland ein burgartiger Felsenberg vorgelagert, der, scheinbar unzugänglich, auf seinem flachen Scheitel doch ein Dorf und schönen Wald trägt; er heißt Bada-tino, d. i. kleines Hochland. Im Dorf unten fanden wir eine fleißige und gesittete Bevölkerung. Die Männer waren auf der Tenne beschäftigt, die gemeinsame Ernte von T'eff-Korn (Eragrostis abyssinica) zu reinigen, indem sie nach uraltem Brauch das Getreide mit der Wurfschaufel emporwarfen, damit der Wind Spreu

und Staub fortführen sollte; die Frauen und Mädchen spannen mit der Handspindel, vor den Hütten sitzend. In den Gärten gedieh neben andrem der Tabak (Nicotiana Tabacum), den die Galla lieben, während die Abessinier nicht rauchen; bei ihnen war bis vor kurzem der Tabakgenuß sogar verboten. So viele gute Eigenschaften die Galla haben, eine besitzen sie nicht: Reinlichkeit. Den Tabak bereiten sie in einer Weise, die einem wirklich das Rauchen verleiden kann: sie schichten die frischen Blätter in ihren Hütten, die sie mit Hühnern, Ziegen und Rindern teilen, und dann schlafen die Weiber darauf, bis die Blätter fermentiert sind. Aus der halb verjauchten Masse formen sie längliche Kuchen, die, an der Sonne getrocknet, eine Art Preßtabak darstellen; gemeiner Pfälzer, selbst Ohlauer Kraustabak ist im Vergleich zu diesem Produkt wohlriechend.

Allmählich beunruhigte uns, daß unser Doktor nicht im Lager eintraf; er ritt gern voraus oder sonst eigene Wege, — sollte er sich verirrt haben? Mein Bruder schickte ein paar müßige Leute aus, nach dem Vermißten zu suchen; sie kamen nachmittags wieder und meldeten, der Oberstabsarzt sei ins Tal abgestiegen und ließe uns sagen, daß es dort einen guten Karawanenplatz und vorzügliches Wasser gebe.

Man hatte uns also wieder über den Weg falsch berichtet. Der Schum wurde gerufen und tüchtig abgekanzelt; es war klar, er hatte uns nur deshalb auf dem Plateau bei seinem Dorf festgehalten, um nicht den „Tribut“ d. h. den Proviant für die Karawane ins Tal hinabschaffen zu müssen. Eben kamen die Bauern in langer Reihe mit den Körben voll Brot, den Säcken mit Gerste und den bauchigen T'etj-Krügen, mit Hühnern und Schlachtvieh an. Wenn jetzt nicht ein Exempel statuiert wurde, so mußten wir alle Tage die gleiche Kalamität erwarten. So gab unser Gesandter den Befehl das Lager abzubrechen und weiter zu marschieren. Der allzubequeme Schum mußte nun mit den Leuten seines Dorfes nicht nur den Proviant, sondern obendrein noch einen Teil unsrer Tragelasten in das Tal hinunterschaffen.

Es war gegen halb fünf Uhr, als wir wieder in Bewegung kamen. Der Abstieg war wohl recht steil, aber nirgends gefährlich; man konnte sich unbesorgt auf sein sicheres Maultier verlassen und Umschau halten, und die Szenerie war sehr romantisch. Die jähen Plateauwände stürzten in gewaltigen Linien in düstre unergründliche Schluchten ab; der Grat, dem wir folgten, trug aber eine reiche Vegetation. Eine Sykomoren-Art, die mit ihren dicken, glänzenden Blättern an den bekannten Gummibaum erinnerte, wurzelte im Geröll, mir leider nirgends erreichbar; viel häufiger war eine zierliche Akazie,

die mit einer unendlichen Fülle zartester pfirsichfarbener Blüten bedeckt war und dem ganzen Abhang ihre Farbe gab; es war eine Neuheit, die den Namen Acacia persiciflora erhalten hat.

Es dunkelte bereits stark, als wir den Talgrund, oder vielmehr den Sattel zwischen den Cañons rechts und links, erreichten. Hier war es keineswegs öde, im Gegenteil, eine ungemein üppige Vegetation von Weiden und andren Bäumen bildete wahre Lauben über dem Pfad, in den Wiesen stand frisches Gras bis zu Schulterhöhe und Wasser gab es im Überfluß. Nach dem immerhin ermüdenden Abstieg taten sich Mann und Tier bald gütlich.

Der Ort, an dem wir lagerten, heißt Mumitscha-Urga. Seine Höhe bestimmte ich zu 1939 m, wir hatten somit von Kurmo 574 m, von Birbirssa 824 m Abstieg gehabt. Die Sohle der östlich und westlich von unsrem Standpunkt gelegenen Täler mochte noch 500 bis 600 m tiefer hinabreichen. Das Wasser läuft von der Einsattlung nach beiden Seiten, und beide Bäche heißen Urga, aber einen größeren Fluß dieses Namens, den die Karten angeben, kannte niemand.

Am 25. März begannen wir unsren Marsch mit dem steilen Aufstieg auf das Plateau von Kutai. Zunächst ging es grade an dem burgartigen Berg Bada-tino aufwärts, unterhalb seiner langen Felsenmauern wandten wir uns aber nach rechts und erreichten auf romantischem Waldpfad in weniger als zwei Stunden das Plateau bei 2365 m. Hier fanden wir eine wahre Parklandschaft: wundervolle Baumgruppen, von blühenden Bosketts umrahmt, über die Prärie verstreut. Kaleidoskopartig wechselten die Ansichten und Durchblicke; es waren Bilder, wie wir sie in gleicher Schönheit bisher nur im Tschertscher-Gebirge bei Deru und Kuni gesehen hatten, und die Ähnlichkeit war um so vollkommener, als hier auch wieder die gewaltigen Podocarpus-Bäume mit ihren reichen, goldgrünen Kronen als herrschendes Element auftraten. Wie gemächlich man durch die liebliche Landschaft dahintrabte! Frische Bergluft und heiteren Sonnenschein, wer beide so recht genießen will, der muß sie auf den Hochebenen Abessiniens aufsuchen.

Wir berührten ein Dörfchen Haro (2509 m), das ganz im Baumgrün vergraben lag, und erreichten bald darauf den höchsten Punkt des Plateaus bei 2537 m. Auf der nördlichen Abdachung wurde der Boden steiniger und gleichzeitig traten Akazien an die Stelle des Podocarpus. Wenn Abessinien auch vielleicht zwei Dutzend Akazienarten beherbergen mag, so verdient doch keine andre Spezies den Namen abyssinica als die, welche uns hier begegnete: denn sie ist

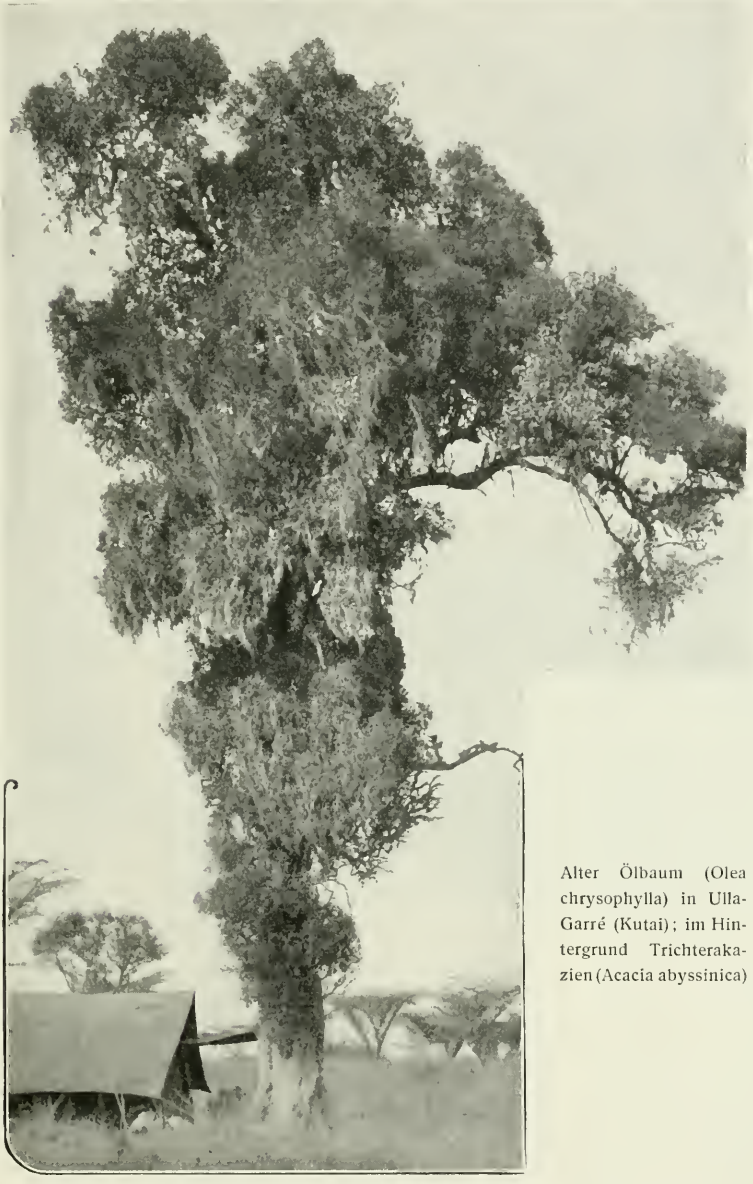
auf dem abessinischen Hochland die bei weitem häufigste. Sie vor allen bildet die ungeheuren Wälder, die im Verein mit den Prärien fast das ganze Abessinien überdecken. Und beide, Wald und Wiese, schließen einander nicht aus. Denn die Akazien wachsen in lockeren Beständen und halten genügend weite Abstände voneinander, daß das hohe Gras unter ihnen zur vollen Entwicklung kommen kann. So darf man hier von Savannen sprechen, die gleichzeitig Wald und Wiese sind.

Man nennt diese Bäume meist Schirmakazien, doch gleicht ihre Krone mehr einem Trichter als einem Schirm. Fast vom Boden ab teilt sich der Stamm in schräg aufstrebende Äste, die alle in gleicher Höhe mit zahlreichen dornigen Zweigen endigen. Es war grade die Blütezeit der Acacia abyssinica und alle Bäume standen im Schmuck ihres lichtgrünen Laubes, über das die kugeligen Blütenköpfchen eine Decke vom hellsten, beinahe weißlichen Lila breiteten. Das ganze Land war von süßem Honigduft erfüllt; überall verriet ein leises Summen, daß die Bienen an der Arbeit waren, den Segen einzuernten.

Unsre Karawane schwenkte vom Weg ab und bezog an einem kleinen Bach, Laga-Ukotta, ihr Lager. Ich ritt mit meinem Somal zunächst in ein nahes Galla-Dorf, wo mein Erscheinen großen Aufruhr verursachte. Anfangs verstand ich nicht, was die drohende Haltung der Männer und das Kreischen der Weiber zu bedeuten hatte; dann erfuhr ich, daß man hier noch nie einen Weißen gesehen hatte. Um Freundschaft zu machen trat ich allein in ein Gehöft und packte hier meine Taschen aus — ein Trick, der mir schon oft gute Dienste geleistet hatte; wirklich kamen ein paar Leute heran, besahen mein Taschentuch, einen Schlüsselbund und ein Messer mit Korkzieher; als ich aber meine Uhr herauszog, einen alten Mann das Ticken hören ließ und auf die Bewegung des Sekundenzeigers wies, da war es mit dem kaum gewonnenen Zutrauen vorbei. Jetzt wußten sie alle, daß ich ein Zauberer war, weil ich „ein Tier aus meinen Rippen genommen“ habe.

Der Ort heißt Ulla-Garré, d. i. Fensterloch, denn vom Dorfe aus sieht man durch die Schlucht des Baches, wie durch ein Fenster, auf einen Teil des Plateaurandes, das auch hier mit senkrechten Felsen abstürzt.

Heute lagerten wir mitten in der Savanne (2487 m), wo der Feuersgefahr wegen große Vorsicht geboten war. Unsre Zelte gruppierten sich um einen alten, außergewöhnlich hochgewachsenen Ölbaum, aus dessen grauem Geäst lange graue Bartflechten (Usnea dasypoga) herab-



Alter Ölbaum (Olea chrysophylla) in Ulla-Garré (Kutai); im Hintergrund Trichterakazien (Acacia abyssinica)

hingen. Das Frühstück nahmen wir unter einem dichtbelaubten und blütenüberladenen Baum ein, der sich als eine neue Art der Gattung Ilex entpuppte, zu welcher unsre bekannte Stechpalme gehört.[1]

[1] Ilex Aquifolium, in Deutschland nur im Westen einheimisch, in England als

26. März 1905

Auch heute hatten wir wieder einen höchst angenehmen Reisetag. Wald und Wiesen wechselten mit Savannen und zauberten uns bald liebliche, bald romantische Bilder vor; manchmal gewann die Landschaft selbst heroischen Charakter, wie unter Claude Lorrains Pinsel.

Am Rande des Walddickichts erwartete uns ein vornehmer Galla, der Balambaras[1] Buscho, mit einigen Reitern, um uns den besten Abstieg vom Plateau zu zeigen. Denn hin und wieder bemerkten wir, wo sich durch die Baumgruppen ein Blick in die Ferne öffnete, daß unsre Hochebene sich verschmälerte; links sah man den Cañon des Guder, rechts den des Mittar,[2] und auch die große Senke des Abaï oder Blauen Nil mußte schon nahe sein. Der Galla führte uns mit einer scharfen Wendung nach Norden, auf einen Bergrücken namens Abuje (2496 m), der an mehreren Stellen die Ruinen älterer Niederlassungen zeigt. Und hier endlich sahen wir vor uns ein Tal, tiefer als alle andren: die Schlucht des Blauen Nil. Fast 1500 m unter uns strömte er, von der Höhe unsichtbar, in einer engen Felsenkluft dahin; jenseits erkannte man deutlich die Plateauwand und das hochgelegene Land Godjam.

Es wurde beschlossen den großen Abstieg erst morgen zu unternehmen. Für heute begnügten wir uns damit, auf einer nahen Stufe jenseits des Baches Gorumbo bei dem Dorfe Anadad Lager zu beziehen (2331 m), wo man, wie von einem Balkon, eine prächtige Aussicht auf das Tal des Abaï genoß.

Der Balambaras Buscho, der uns so gut geführt hatte, wurde zu einem Glase Likör eingeladen, das hierzulande jedermann gern nimmt. Er erteilte uns Auskunft über unsren morgigen Weg, vermochte aber nicht anzugeben, wie viele Stunden man für den Abstieg braucht: einmal sagte er zwei, dann wieder acht Stunden. Als ihn mein Bruder auf diesen Widerspruch aufmerksam machte, sagte er lachend: „Die Wahrheit ist, daß in unsrem Lande niemand nach Stunden rechnet, und daß ich nicht recht weiß, wieviel Zeit das ist.“ „Und wie pflegt Ihr die Entfernungen anzugeben?“ fragte der Ge-

„holly“ als Weihnachtsschmuck geschätzt. Die große Gattung Ilex ist vorwiegend amerikanisch; aus Afrika sind bisher sehr wenige Arten bekannt geworden, daher besitzt der neue Fund Interesse.

[1] Ein Rang, der etwa dem eines Obersten entspricht.

[2] Die Karten schreiben Millar; ein Druckfehler.

sandte. „O," sagte der Galla, „Ihr reitet fort, wenn die Sonne so steht," — er hielt den Arm horizontal — „und wenn Ihr ankommt, steht sie so!" dabei wies er fast zu Zenit-Höhe. Also fünf bis sechs Stunden.

Der Mann hatte etwas Sympathisches in seiner einfachen Art. Wir machten ihm unser Kompliment zu der Schönheit und dem natürlichen Reichtum seiner Heimat. Er erwärmte sich: „Ja, wir lieben unser Land und halten es fest. Die Zeiten haben sich für uns geändert. Mein Vater war noch freier Fürst über dieses Hochland, aber Meneliks Soldaten kamen und verbrannten unsre Dörfer. Mein Vater fiel im Kampf, ich selbst wurde in Ketten nach Adis-Ababa geschickt. Doch der Negus wollte mir wohl und ernannte mich zum Balambaras und zum Gouverneur meiner Heimat."

Balambaras Buscho, Gouverneur des Kutaï, und ein Dolmetscher im Lager am Gorumbo

Sonst hatte er keinen Grund zu klagen; die Herrschaft der Abessinier beschränkt sich auf die Erhebung eines Tributes, den das reiche Land gewiß unschwer aufbringt. Der verlorenen politischen Selbständigkeit elegisch zu gedenken, liegt gar nicht im Charakter der Galla, und der Balambaras war unzweifelhaft einsichtig genug zu verstehen, daß die durch Menelik gewaltsam geschaffene Ordnung ihrem Lande nur gut tut. Denn nun haben die Razzias der Godjamiten und Schoaner ebenso aufgehört, wie die Stammesfehden, die ehedem unter den Galla üblich waren. Heute wollen sie nur friedlich

ihre Äcker bestellen und ihre Herden pflegen, und wenn sie noch einen Wunsch haben, so ist es der, daß keine fremde Hand ihren schönen Wald antastet, der ihnen, als Lieblingsstätte ihres Gottes, heilig ist.

„In wenigen Tagen," sagte der Balambaras, „werdet Ihr nach Godjam kommen. Es sind dieselben Berge drüben jenseits des Abaï, wie hier. Es ist derselbe fette Boden dort, aber in Godjam werdet Ihr keinen Acker sehen und keinen Wald. Die Abessinier verbrennen das Land statt es anzubauen. Sie säen nicht und wollen doch ernten; sie arbeiten nicht und wollen gleichwohl essen und trinken. Wie vieles wird Menelik sein Volk erst lehren müssen, damit es dem Lande ein Segen wird!"

Die Worte des einfachen Mannes machten großen Eindruck auf mich; es ist so selten, daß man hier eine ehrliche Meinung hört. Und besonders bezeichnend für die Verhältnisse im heutigen Äthiopien schien mir, daß auch dieser Galla, der die abessinische Wirtschaftsweise so scharf verurteilte, in Menelik einen Bundesgenossen sah, von dem allein die Wendung zum Besseren zu erwarten stand. In diesem Vertrauen der unterworfenen Stämme zum Großkönig liegt unzweifelhaft eine wertvolle Garantie für den Bestand des neuen Abessinien.

Über die Ruinen auf dem nahen Abuje-Berge bemühte ich mich vergeblich genaueres zu erfahren. Dort oder in der Nähe muß die Stele des Mohammed Granj gestanden haben, ein Denkstein, den die Galla später als Heiligtum ansahen. Er wurde in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Godjamiten zerstört; Arnould d'Abbadie, der dabei zugegen war, hat uns die pittoreske Szene geschildert.[1]

Am 27. März 1905 verließen wir das Hochplateau von Kutaï und rückten in das Niltal hinab. Die Mehrzahl unsrer Herren brach schon frühmorgens auf, um unten dem Jagdsport zu huldigen; wer sich, wie ich selbst, vor der Hitze in dem tief eingeschnittenen Tale fürchtete, folgte mittags mit der Karawane.

Auf einem ungemein steilen, aber sonst nicht schwierigen Waldweg gelangten wir in kaum mehr als einer Viertelstunde in ein weites Tal, das bereits etwa 300 m unter unsrem Lager lag. Die eben verlassene Höhe brach, wie man von hier aus sah, fast überall senkrecht ab; der Gorumbo-Bach stürzte über die Felsen und bildete einen tiefen Wasserfall, der zur Regenzeit imposant sein mag. Der

[1] Douze ans dans la Haute-Ethiopie. Paris 1868, S. 284.

Talboden war aber größtenteils mit abgestürztem Geröll bedeckt; hin und wieder bildeten die Schuttmassen moränenartige Hügel und Wälle, die überstiegen werden mußten; im ganzen ging es in mäßiger Senkung abwärts, über zwei Stunden lang. Dann traten die Bastionen des Plateaurandes zurück.

Die Vegetation war hier eine völlig andre als auf den Höhen. Für die beiden Koniferen, die durchaus fehlten, traten neue, gleichfalls stattliche Bäume ein. Eine hochwüchsige Akazie[1] mit orangegelben, schneckenförmig eingedrehten Hülsen und nicht schirmförmiger Krone bildete schöne Bestände lockeren Waldes; an den Halden, nahe den Quellen, breiteten sich die riesenhaften Kronen der Worka-Bäume (Ficus vasta, neuerdings Ficus Dahro benannt). Die Worka, die man nur an den Plateauabstürzen findet, ist der größte Baum Abessiniens. Von der nahe verwandten Sykomore (Ficus Sycomorus) unterscheidet sie sich schon durch die ungewöhnliche Breite der Krone. Auf einem sehr ansehnlichen Stamm, der oft 3—5 m Durchmesser hat, recken sich die mächtigen Äste vorwiegend horizontal aus; sie erreichen 20—30 m Länge, so daß die Krone der größten Bäume mehr als einen Morgen Landes bedeckt.[2] Die Worka, so gewaltig sie ist, bleibt aber klein gegen eine verwandte Art Indiens, den Banyan (Ficus bengalensis), von welchem ein Exemplar bekannt ist, dessen Krone über 500 m Umfang hat.[3] Aber die Banyanen treiben Luftwurzeln, welche wie kräftige Säulen die ungeheure Krone hier und dort stützen, während die Worka ihre gewiß manchmal mit der Last des Laubes an 1000 Zentner schweren Äste vollständig frei horizontal ausbreitet: der kühnste Ingenieur würde nicht wagen aus Eisen zu konstruieren, was die Natur hier aus frischem Holz baut.

Die Worka ist, wo sie genügend Wasser für ihre Millionen großer Blätter findet, immergrün; häufiger freilich ist sie gezwungen, ihr Laub während der trockenen Jahreszeit abzuwerfen. Die Blätter sind viel leichter als die des uns als Topfpflanze bekannten Gummibaumes (Ficus elastica), der in seiner ostindischen Heimat gleichfalls kolossale Größen erreicht. Die Früchte — richtiger Scheinfrüchte —, die manchmal in erstaunlichen Mengen gebildet werden, sind größer als Pflaumen und eßbar, jedoch besitzen nur diejenigen, welche rotes

[1] Acacia albida? Abbildung Seite 329.

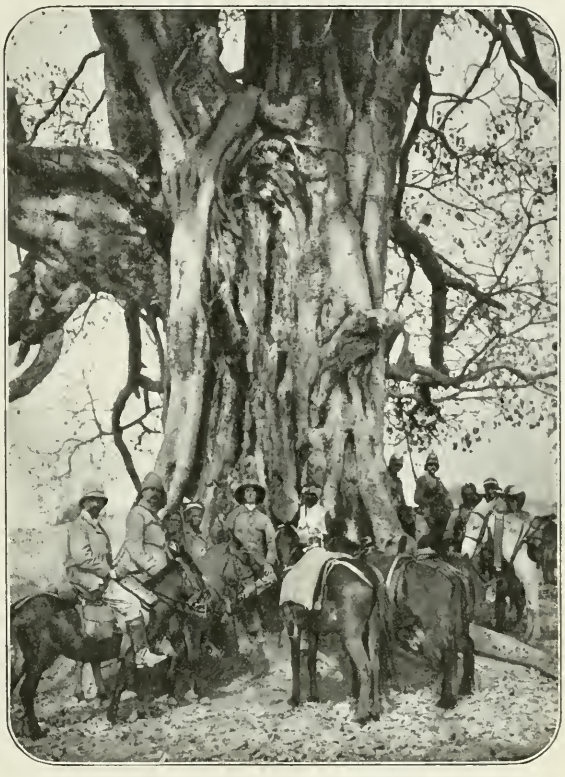
[2] Nimmt man an, daß auf einem Quadratmeter zur Not sechs Personen stehen können, so fänden unter einem Baum von 30 m langen Ästen 17000 Menschen Platz.

[3] Das entspricht einem Radius von 80 m und einer gedeckten Fläche von zwei Hektar, welche die ganze britisch-indische Armee vor der letzten Heeresreorganisation (112000 Mann) hätte aufnehmen können.

Eine Worka (Ficus vasta oder Dahro) unfern des Blauen Nil

Fleisch haben, einen gewissen Wohlgeschmack, die große Mehrzahl ist innen braun und schmeckt fade.

Noch einer Eigentümlichkeit der Worka muß ich gedenken. So majestätisch die Bäume im Alter ihre Umgebung überragen, so sind sie in ihrer Jugend doch gewöhnlich unselbständig. Denn ihre Früchte werden von Vögeln gefressen, welche die Samen unverdaut von sich geben; so gelangen sie auf die Kronen andrer Bäume, wo sie keimen und bald zu kräftigen Büschen heranwachsen, getragen von dem Stamme des unfreiwilligen Wirtes. Nun sendet die Worka aus der Höhe Luftwurzeln herab, die den jungen Riesen selbständig machen: die Krone, die ihm Obdach gespendet hat, erdrückt er bald und den Stamm des Tragebaumes umwächst, erdrosselt er. Der gewaltige Schaft der Worka ist somit aus Wurzeln gebildet: man erkennt das oft auch an alten Exemplaren noch deutlich; schließlich vermodert die Wirtspflanze unter der eisernen Umklammerung und wird durch Überwallung vollkommen verdeckt.



Stamm einer Worka, welcher die Überwallung eines erdrosselten Akazienbaumes erkennen läßt

Über der Bewunderung der Großen darf man bei einem solchen Ritt an den Plateauabhängen die kleinen Bäume nicht unbeachtet lassen, denn es ist manche bemerkenswerte Art darunter. Da ist ein schlankes Bäumchen, Securidaca longepediculata, dessen Rutenäste mit lilaroten Blütentrauben von zartem Veilchenduft behangen sind, verwandt mit den bescheidenen Kreuzkräutern (Polygala) unsrer Berg-

wiesen. Noch schöner ist Stereospermum, ein Verwandter der geschätzten Katalpen unsrer Parks, mit großen, aber sehr zarten Blüten von Pfirsichfarbe und feinem Duft; sonderbar sind die fast meterlangen, wurmähnlich gekrümmten Fruchtkapseln. Ein andres sparrigknorriges Bäumchen von unschöner Gestalt erfreut uns durch ansehnliche schneeweiße Blüten,[1] die in der Gestalt und in ihrem berauschenden Wohlgeruch der weißen Narzisse ähneln. Dies ist Gardenia Thunbergia, die afrikanische Parallelform der aristokratischen Gardenia florida aus China, die ihrer edelgeformten und lieblich duftenden Blüten wegen zu den geschätztesten Pflanzen unsrer Warmhäuser gehört. — Diese und andre Arten bilden in Abessinien an den Steilhängen der Plateaus stets wiederkehrende Pflanzengenossenschaften.

Bei 1700 m erreichten wir das untere Ende des Tales, dem wir bisher gefolgt waren. Man sah nun ganz nahe vor sich die Berge wieder ansteigen, wir waren also dicht am Fluß. Aber, obwohl sich mehrfach Blicke in die Tiefe öffneten, bemühten wir uns vergeblich das Wasser zu sehen. Wer hätte auch geahnt, daß die enge Kluft vor uns noch fast 700 m tief war!

Nun mußten wir wieder steil bergab. Inmitten eines undurchdringlichen Gestrüppwaldes läuft ein Weg, oder eine Art natürlicher Treppe, deren Stufen aus den zu Tal gestürzten Blöcken bestehen. So jäh der Pfad war, für den Fußgänger, der eine Lanze statt des Bergstockes benutzte, bot er keine Schwierigkeiten; nur die Lasttiere hatten es sehr schlimm, denn oft mußten sie, mit Koffern und Kisten bepackt, von Stufe zu Stufe hinabspringen, und manchmal blieben sie gar mit ihren breiten Lasten zwischen zwei großen Blöcken stecken. Aber als wir eine Weile abwärts geklettert waren, sahen wir endlich den Nil unter uns, einen blauen, breiten Streifen, und nun ging es guten Mutes weiter, obwohl uns aus der Tiefe eine wahre Glut entgegenschlug. Jetzt durchschnitt die Schlucht die unterste Lage vulkanischer Gesteine, und weiter abwärts bestanden die Felsen aus älterem Sedimentärgestein, dem Buntsandstein der Geologen, der auch in Deutschland vielfach gebirgsbildend auftritt.

In der Dämmerung erreichten wir endlich die Talsohle. Wieder hatte sich die Vegetation vollständig geändert. Dort unten gab es nur kahles Stangenholz ohne Laub und Blüte, aber manche Bäumchen trugen Frucht und waren daran zu erkennen. Unsre Somal begrüßten

[1] Beim Trocknen in der Pflanzenpresse werden sie merkwürdigerweise schön orangegelb.

eine Art, die sie aus ihrem heimatlichen Tieflande kannten und Dôm nannten, eine Jujube (Zizyphus), deren kirschgroße Früchte in halbvertrocknetem Zustande eßbar sind.

Am Flußufer fanden wir unsre Jäger wieder. Da es keinen freien Platz gab, mußte das Lager inmitten des Stangenholzes und des hohen trockenen Schilfes aufgeschlagen werden. Währenddessen nahmen wir im Fluß ein Bad; es war immer noch sehr warm, nach Sonnenuntergang zeigte das Thermometer 38°. Der Nil bildet hier grade keinen bequemen Badestrand, da sein Bett aus grobem Kies und Rollblöcken besteht. Auch gibt es hier Krokodile, aber wir plätscherten doch vergnügt im lauen Wasser, überzeugt, daß die häßlichen Reptilien durch das Schießen unsrer Jäger verscheucht sein würden. Denn es war eifrig geknallt worden. Zahlreiche Nilpferde leben hier im Fluß, und unsre Schützen hatten mehrere Male an der Rötung des Wassers gesehen, daß sie getroffen hatten. Aber selbst tödlich verwundet, taucht das Nilpferd stets unter und entwischt so dem Jäger, der die Beute bestenfalls am folgenden Tage irgendwo angeschwemmt findet.

Im Tal des Abaï gibt es nur wenige Ansiedelungen, und die Gegend, wo wir uns befanden, ist völlig unbewohnt. Kein Weg läuft am Ufer entlang, kein Boot setzt über den breiten Strom. Die wenigen Furten sind nur zu Zeiten niedrigen Wasserstandes passierbar. Der Abessinier wie der Galla steigt nur ungern in die Tiefe herab, wo Hitze, Fieber und wilde Tiere herrschen.

Am Ufer des alten Stromes, dessen Quellen man Jahrtausende hindurch vergeblich gesucht hat, stand mitten im hohen Röhricht unser Tisch. Wir saßen nach dem Abendbrot noch lange zusammen, niemand mochte sich der Hitze wegen schlafen legen. Beim Schein der Windlichter wurden die Karten studiert. Die Stelle, wo wir den Abaï erreicht hatten, ist bemerkenswert: es ist der südlichste Punkt, den der Fluß in seinem fast wie eine Spirale gebogenen Lauf erreicht (9° 48 m n. Br.). Die Seehöhe fand ich hier zu 1028 m;[1]

[1] Im Mittel aus zwei Barometer-Ablesungen, die allerdings erheblich von einander abwichen, 679,35 und 684,90 mm. Da ich in Abessinien nie wieder in kurzer Zeit eine annähernd so große Druckdifferenz beobachtet habe, so nehme ich an, daß ich hier zufällig nach oben wie nach unten den zurzeit extremen Ausschlag abgelesen habe, so daß also das Mittel beider einigermaßen mit dem wirklichen mittleren Barometerstande des Ortes übereinstimmte. Etwa 40 km oberhalb unsres Standortes ist die Seehöhe des Flußbettes zu 1200 m berechnet worden, in gleicher Entfernung unterhalb finde ich sie mit 865 m angegeben. Danach ist, gleichmäßiges Gefälle vorausgesetzt, meine Messung wahrscheinlich richtig.

seit dem ersten Tage unsrer Inlandreise waren wir nicht mehr so nahe am Erdmittelpunkt gewesen!

Den ersten großen Abschnitt unsrer Rückreise hatten wir nun hinter uns, denn wenige Kilometer weiter sollten wir wieder wohlbekannte Gegenden, die Straße von Godjam nach Djimma und Kaffa erreichen. Nach den Karten betrug die Entfernung von Adis-Ababa bis zum Abaï 180 km; die Summe unsrer täglichen Märsche, deren Länge jedesmal sorgfältig abgeschätzt worden war, ergab 187 km. Wir waren somit unzweifelhaft sehr gut geführt worden und hatten obendrein eine ebenso bequeme wie genußreiche Reise gehabt.

Um diese Zeit wußten deutsche Blätter zu melden, daß die abessinische Sondergesandtschaft, die, ungeachtet der Warnungen der in Adis-Ababa ansässigen Deutschen, den Marsch ins Innere angetreten habe, ohne Weg und Steg in der Wildnis umherirre. Ras Makonen habe Truppen ausgesandt, um die deutsche Karawane zu suchen und zu unterstützen. — Wir erhielten den Artikel erst Wochen später. Schade, daß wir ihn nicht schon an diesem Abend hatten, wir hätten so herzlich gelacht. Tags zuvor hatte uns ein Postreiter, den H. llg uns nachgesandt, Briefe und Zeitungen gebracht, einen ganzen Sack. Man wußte also in Adis-Ababa sehr wohl, wo wir waren.

Während wir so friedlich plaudernd bei einer wohlverdienten Zigarre saßen, knisterte es im Rohr: es brannte. Wir achteten anfangs kaum darauf, denn Prärieфeuer war uns schon etwas Alltägliches, als sich aber die Flammen plötzlich rapid durch das trockene Schilf verbreiteten, kamen uns doch Bedenken wegen unsrer Zelte. Wir alarmierten daher die Mannschaft, die das Feuer unter großem Geschrei mit nassen Zweigen bekämpfte und schließlich löschte.

Unsre Betten standen unter freiem Himmel im Schilf. Unbedeckt suchte man eine Stunde Schlafes, aber nun begann das Konzert der Nilpferde im Flusse, deren unmanierliches Grunzen etwas entschieden Störendes hatte. Sie sind ja wenig aggressiv, die tranigen Ungeheuer, aber wenn sie einem etwa aus Versehen auf den Fuß treten, so ist das auch schon nicht angenehm. Und nachts kommen sie ja ans Land, um im Schilf zu weiden und sich den schwartigen Rücken an den Dornsträuchern zu krauen. Mein Bruder lag mit einem einheimischen Jäger bei einem Wechsel auf der Lauer.

Ein paar Sterne blinzelten trübe, wie flackernde Nachtlichter, durch den Dunst in die tiefe Kluft des Abaï hinab. Man konnte sie nicht ansehen ohne schläfrig zu werden.

XVI

GODJAM

28. März bis 8. April 1905

Der Blaue Nil, den die Äthiopier Abaï nennen, umfließt in seinem Oberlauf ein hohes Plateauland, Godjam, das sich, dank seinen natürlichen Grenzen, jederzeit eine gewisse Selbständigkeit zu wahren gewußt hat. Inmitten dieses Landes erhebt sich wie eine gewaltige Hochburg das Tschok-Gebirge mit mehreren Gipfeln von über 4000 m Höhe. Hier entspringen zahlreiche Flüsse und Flüßchen, die nach allen Richtungen der Windrose die vorgelagerten Plateaustufen bewässern und sich endlich alle im Abaï sammeln, der sich nach einem Lauf von fast 600 km seiner Quelle bis auf 80 km wieder nähert. Da der wasserreiche Fluß nur an wenigen Stellen überschritten werden kann und meist in unzugänglichen Schluchten dahinfließt, so erscheint Godjam fast wie eine Insel inmitten des äthiopischen Landes.

Wann das fruchtbare Hochland von den semitischen Abessiniern besiedelt ist, wissen wir nicht, jedenfalls frühzeitig, denn schon in unsren ältesten Quellen wird das Gebiet stets als eines der abessinischen Stammlande erwähnt, in welchem eine relativ reine amharische Bevölkerung saß. Von der Invasion der Galla ist freilich auch Godjam betroffen worden. Aber die Eindringlinge haben hier nur zeitweilig festen Fuß fassen können und sind heute fast vollständig aus dem Lande gedrängt. Nur einige Grenzgebiete zeigen eine stark mit Galla versetzte Bevölkerung. Aber die Hamiten sind hier von den godjamitischen Fürsten selbst als Kolonisten in Bezirke verpflanzt worden, die in den ewigen Kriegen entvölkert waren. Diese Galla wurden meist Christen und beteiligten sich an dem Kampf gegen die eigenen Stammesgenossen jenseits des Nil. Im Westen aber, wo Godjam natürlicher Umwehrungen entbehrt, schieben sich zwischen die Abessinier und die Galla die alten Ureinwohner Äthiopiens ein,

die Agau, ein ackerbautreibendes Volk, das erst in neuer Zeit das Christentum angenommen hat. Als Bauern haben die Agau große Bedeutung für Abessinien gehabt, politisch sind sie aber seit Jahrhunderten nicht mehr hervorgetreten.

Niemals scheint Godjam auf längere Zeit den äthiopischen Kaisern als Residenz gedient zu haben. Die Herrschaft über das Land lag freilich nicht immer in der Hand von eingeborenen Fürsten, sondern wurde von den Kaisern oft an ihre Parteigänger verliehen. Aber gewöhnlich trieben die Vasallen, einmal auf der schwer zugänglichen Hochburg installiert, alsbald Hauspolitik und suchten sich nach Möglichkeit ihren Verpflichtungen gegen das Reich zu entziehen.

Der letzte dieser Dynasten war Takla Haimanot († 1901). Während der Regierung des Negus Theodorus hatte der Fürst von Godjam im Süden seines Landes Eroberungen gemacht und einen Teil des reichen Kaffa unter seine Oberhoheit gebracht. Nach dem Tode des Negus trat er zwar nicht, wie sein Nachbar, König Menelik von Schoa, als Prätendent auf, erkannte aber zunächst ebensowenig den neuen Kaiser Johannes an. Und dieser, durch die Angriffe der Ägypter und der Mahdisten und durch die Landerwerbungen der Italiener ständig in Atem gehalten, begnügte sich mit einem kurzen Siegeszug durch Godjam und erkannte Takla Haimanot als König (Negus) von Kaffa an, um ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen. Der Fürst von Godjam übernahm denn auch wirklich die Aufgabe, Abessinien gegen die Mahdisten zu schützen, während der Kaiser an der Nordgrenze des Landes die Italiener bekämpfte. Die Derwische warfen aber die Godjamiten bei Debra Sina (1888), und nun zog sich der König Takla Haimanot ohne weiteren Schwertstreich in sein Land zurück und überließ das Herz Äthiopiens, die Provinzen am Tanasee und die alte Hauptstadt Gondar, ihrem Schicksal, der vollkommenen Verwüstung durch die Mohammedaner; zugleich empörte er sich offen gegen Johannes. Zum zweitenmal mußte der Kaiser Godjam unterwerfen, und wieder war er gezwungen, den abtrünnigen Vasallen ungestraft zu lassen, denn eine größere Aufgabe beschäftigte ihn, der Rachezug gegen die Mahdisten.

Das Reich des Königs Takla Haimanot war aber nicht von langem Bestand. Nach Johannes' Tod in der Schlacht bei Metemmeh (11. März 1889) vollzog sich die nationale Einigung Äthiopiens unter Menelik und die Zentralisation der kaiserlichen Macht mit der Unaufhaltsamkeit eines Naturereignisses. Zwischen den Königen von Schoa und Godjam hatte lange Zeit Rivalität bestanden; einmal

hatte Menelik sogar Takla Haimanot angegriffen und geschlagen. Jetzt hätte er ihn verjagen können, aber er zog es vor, Milde walten zu lassen, und ließ ihn in seiner Würde. Um die Jahreswende 1901 starb der Fürst, als der letzte Teilkönig (Negus) in Äthiopien, dessen Kaiser sich König der Könige (Negus Negesti) nennt. Von den Söhnen Takla Haimanots erhielt einer, Ras Besabe, die Stammprovinz Godjam, die nur etwa ein Viertel des gleichnamigen Reiches ausmacht; die drei anderen Provinzen Damot, Metscha und Agaumeder sowie das Königreich Kaffa wurden andren Vasallen zu Lehen gegeben.

Eine godjamitische Sonderpolitik gibt es nun nicht mehr, aber das Land hat sich bis heute manche Eigenheit bewahrt. Der Verkehr mit den benachbarten Provinzen ist allzuschwierig und wird gewiß unbedeutend bleiben, solange nicht neue Verbindungsstraßen geschaffen sein werden. So vermag einstweilen die Einigung Äthiopiens unter einem überall anerkannten Herrn ihren nivellierenden Einfluß in Godjam nicht recht zur Geltung zu bringen.

Grade darum war uns dies Land so interessant. Hier erwarteten wir etwas von dem Abessinien zu finden, wie es vor Menelik war. Und um den Fortschritt recht würdigen zu können, den der große Fürst inauguriert hat, mußten wir den Zustand kennen zu lernen suchen, in dem er das Land vorgefunden hatte, aus dem er das moderne Abessinien geschaffen hat. —

Man hatte uns versichert, daß von den wenigen Verbindungswegen zwischen Schoa und Godjam der unsrige der leichteste und ungefährlichste sei. Hatten wir aber schon den Abstieg von Kutaï nicht eben bequem gefunden, so überzeugten wir uns, daß der Aufstieg nach Godjam für eine große Karawane, wie wir sie mit uns führten, keineswegs leicht ist. Und doch war für uns auf Meneliks Befehl ein alter Fußsteig aufgebessert und zum Saumpfad ausgebaut worden, und die Passage des Abaï erleichterte uns ein außergewöhnlich niedriger Wasserstand. Jedenfalls lernten wir verstehen, warum Godjam zur Regenzeit vollständig unzugänglich ist und sonst eine Handvoll Soldaten genügt, um selbst einem starken Gegner den Zutritt zu verwehren.

Die Breite des Flußbettes schätzten wir auf 125 m im Durchschnitt, wenig mehr als die Hälfte nahm der nach langem Regenmangel tiefstehende Fluß in Anspruch. Aber die Furt, welche wir benutzten, mochte wohl 250 m breit sein. Eine vom Wasser kaum überrieselte Kiesbank ließ uns ohne alle Schwierigkeit bis auf 50 m an das rechte Ufer herankommen; von hier an wurde das Wasser tiefer

und bald auch reißender. Die Maultiere schritten langsam und bedächtig aus, aber wie sie sich auch gegen den Strom stemmten, so trieb er sie doch abwärts, und dabei erreichte das Wasser nirgends mehr als 80 cm Tiefe.

Inmitten der stärksten Strömung gab es ein momentanes Stocken. Ein paar Maultiere fielen, vermochten sich aber, unterstützt von den rasch zuspringenden Treibern, wieder aufzurichten. Aber ein Mann wurde fortgerissen und verschwand vor meinen Augen in den Fluten; zum Glück war er des Schwimmens kundig und konnte sich, als er etwa 75 m unterhalb wieder zutage kam, an das Ufer retten. Ich selbst war, obwohl auf einem starken Maultier beritten, außerstande, ihm Hilfe zu leisten: die Bewegung des Wassers, das scheinbare Ziehen des Ufers, hatte mich derartig schwindlig gemacht, daß ich mich nur mühsam auf meinem Tier festhalten konnte.

Tüchtig durchnäßt langten wir endlich alle auf der godjamitischen Seite an. Über einen schmalen Streifen sandigen Ufers wölbten sich die Kronen entlaubter Bäume. In dem trockenen Bette eines Wildwassers umgingen wir die erste Höhe, dann begann der Aufstieg; er war außerordenlich steil und wir kamen nur langsam vorwärts. An einer Wand im Wald waren wir wohl eine halbe Stunde lang eingekeilt, die Lasttiere vor und über uns saßen fest. Die Schläge sausten und die Treiber schimpften, umsonst. Einige Lasten wurden endlich abgeladen; nun ging's wieder weiter, aber nur einige zwanzig Schritt. Denn oben mußten die Tiere wieder beladen werden und ein Ausweichen war ganz unmöglich. Vergeblich versuchten wir aus der Kolonne herauszukommen. Wenn jetzt eins der Maultiere über uns mit seiner Last von Kisten oder Koffern abgestürzt wäre, so wären wir wohl wie von einer Lawine in den Abgrund gerissen worden. Dabei war der Weg nicht so schlecht, nur steil und schmal; einzelne Reiter hätten keine nennenswerten Schwierigkeiten gefunden.

Endlich hatten wir die Wand unter uns und befanden uns schon fast 200 m über dem Fluß. Es folgten noch vier weitere Steilhänge, durch fast ebene Strecken getrennt, aber inzwischen war die Karawane soweit auseinandergerissen, daß es keine Stauungen mehr gab.

Wie das Tal unter uns versank! Der Fluß war unsren Blicken gleich zu Anfang des Aufstieges verdeckt worden, bald war auch die Zone der kahlen Wälder überwunden. Der Boden wurde nun felsiger und rauher, aber zugleich trat auch die Genossenschaft der Abhangpflanzen wieder auf, und der berauschende Duft der Gardenien erfüllte die Luft. Dann folgten die breitästigen Worka-Bäume und

endlich verrieten einzelne wilde Ölbäume, daß wir uns dem Plateaurand näherten. Wirklich, da schimmerten wieder die langen Felsenmauern; sie umgaben ein weites Einbruchstal, über dem sich, uns gegenüber, der Berg Zemi oder Jemié erhob, wie eine Gigantenburg mit wuchtigen Zinnen und Bastionen, hoch über dem Niltal.

Akazie bei Gimân, 850 m über dem Abaï

Nach zwei und einer halben Stunde Reitens hatten wir das Plateau unfern des Dorfes Gimân erreicht; die Lastkarawane sahen wir noch, tief unter uns, mühsam an den Abhängen emporklimmen. Es schien geraten, den Marsch zu unterbrechen; wir hatten zwar nur 9 km zurückgelegt, aber zugleich eine Steigung von 850 m bewältigt. So bestimmte unser Gesandter einen leidlich ebenen Brachacker für unser heutiges Lager (1879 m); die Gegend war etwas öde oder erschien uns wenigstens so nach den reizenden Waldszenerien im Kutaï-

Land, aber einzelne schöne Bäume und namentlich die Aussicht in das Tal des Abaï und auf die gegenüberliegenden Höhen machten den Ort doch angenehm.

Ein vornehmer Abessinier mit stattlichem Gefolge begrüßte uns bald darauf in unsrem Lager. Es war der Fitaurari[1] des Ras Besabe, ein sehr schöner, aber auch sehr selbstgefälliger Krieger, reich und geschmackvoll gekleidet. Er überbrachte einen Willkommengruß seines Herrn und eine Einladung zum Besuche der Hauptstadt Debra Markos, die auf unsrem Wege lag; auch unterließ er nicht, uns mitzuteilen, daß er zur Erleichterung unsres Marsches in aller Eile den Weg vom Abaï bis auf die Höhe habe bauen lassen. Er übertrieb ein wenig. Der Weg war offenbar schon vorhanden gewesen und nur ausgebessert worden, aber es mag wohl sein, daß er vordem für Maultiere nicht gangbar war.

Welch ein Unterschied doch zwischen diesem Fitaurari und unsrem Freund, dem Balambaras Buscho, bestand! Der eine so einfach, selbst bäurisch in seinem Auftreten, wortkarg und doch, als er sprach, so rückhaltlos offen; der andre eine glänzende Erscheinung, Soldat und Weltmann zugleich, aber von manieriertem Wesen, im Sprechen eitel und, trotz seines Wortschwalles, bemüht, seine Ansicht nicht erkennen zu lassen. Es fiel schwer, dem eleganten Herrn gegenüber gerecht zu sein. Und doch hatte er uns durch seine Vorbereitungen den Aufstieg nach Godjam wesentlich erleichtert, und seine Fürsorge bemerkten wir auch daran, daß er die nächste Wasserstelle — es gab sehr wenig Wasser in der Umgegend — durch einen Dornwall für uns hatte reservieren lassen, damit die Herden nicht in gewohnter Art hineintreten sollten. Diese Vorsicht half freilich nicht viel, denn während wir beim Mittagbrot saßen, wurden uns drei Leute vorgeführt, welche in unsrem bißchen Trinkwasser gebadet hatten!

Der Fitaurari mußte uns noch einen großen Dienst leisten, bevor wir am andren Morgen Gimân verlassen konnten. Einer der Gardes du Corps, Scherff, hatte eine Verletzung davongetragen, die Kugel eines Jagdgewehres war von einem Stein abgeprallt, und ein

[1] General. Die Bezeichnungen der hohen Militärchargen leiten sich von ihrer Funktion im Kriege her: der Fitaurari ist eigentlich der — selbständig handelnde — Führer der Avantgarde, Kaniasmatsch der Kommandierende der Rechten, Grasmatsch der Linken; das Zentrum führt der König oder der Ras selbst. Der Dadjasmatsch oder „Krieger an der Pforte", der für die persönliche Sicherheit des Kriegsherrn verantwortlich ist, ist der Lagerkommandant. Aus diesen Funktionen ergibt sich, daß ein König oder Ras nur einen Fitaurari, Kaniasmatsch usw. hat, und man sagt „der Dadjasmatsch des Fürsten." Neuerdings bedeuten aber diese Titel mehr einen Rang als eine Funktion.

Splitter hatte dem Soldaten Stiefel und Fuß durchschlagen. War die Verwundung auch allem Anschein nach unbedeutend, so hielt Oberstabsarzt Vollbrecht doch den Transport des Invaliden auf einer Tragbahre für wünschenswert. Die erforderlichen Träger und Ablösungsmannschaften stellte der Fitaurari bereitwilligst. Ich will gleich hinzufügen, daß wir schon nach wenigen Tagen die Freude hatten, den verunglückten Scherff wieder im Sattel zu sehen; die Heilung verlief über Erwarten günstig.

In Gimân hatten wir wieder einen auf unsren Karten angegebenen Karawanenweg erreicht, welcher Godjam mit Djimma und dem Gebiete des großen Omo-Flusses verbindet. Diese Straße läuft auf dem schmalen Rücken eines Plateauabschnittes zwischen dem Abaï und einem kaum minder tief eingerissenen Nebenflüßchen namens Gjet. Der Landstrich heißt Libén und wird vorwiegend von Galla bewohnt, die vermutlich aus dem gleichnamigen Distrikt am Guder, südlich des Abaï, gekommen sind. Sie scheinen das Christentum nicht angenommen zu haben.

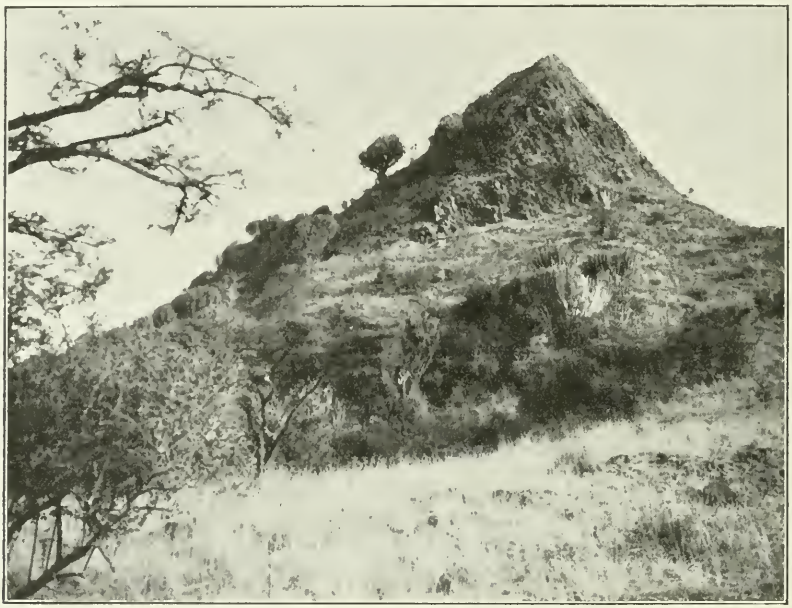
29. März 1905

Von den Höhen des Kutaï aus hatten wir über dem Plateau von Godjam einen spitzen Berggipfel ansteigen sehen, als dessen Name uns Komi angegeben wurde. Diesen Berg fanden wir auch auf unsren Karten verzeichnet und hatten uns nach ihm orientiert; beim Anstieg nach Gimân war er uns aber aus den Augen entschwunden.

Als wir heute von unsrem Lager auf steilem, aber gut gebautem Serpentinenwege die letzte Plateaustufe von Libén erstiegen hatten, sahen wir den Komi nahe vor uns. Es ist ein Basaltkegel, der sich unvermittelt aus dem schmalen Plateaurücken erhebt, den er etwa um 100 m überragt. Die Straße berührt ihn an seinem südöstlichen Fuß. Hier maß ich 2219 m und würde den Komi demnach auf etwa 2300 m schätzen; die italienische Karte notiert 2431 m, was ich schon deshalb für unwahrscheinlich halte, weil hier noch Baumeuphorbien (Euphorbia abyssinica) gedeihen.

Der Weg über den Kamm von Libén gewährt ungemein fesselnde Aussichten. Links sieht man nahe neben sich das Tal des Baches Gjet, ein gewaltiges Einsturzgebiet von durchaus alpinen Formen. Der Blick nach rechts in das Niltal ist vielleicht weniger wild-großartig, aber unvergleichlich phantastischer. Es hält schwer unter den Wortbildern unsrer Sprache geeignete zur Schilderung zu finden. Denn gewiß wird der Eindruck, den die Landschaft zu unsren Füßen macht, nicht durch die Dimensionen der Massen, die Höhenunter-

schiede zwischen Tal und Berg erklärt: 1500 m relative Höhe bedeuten im Gebirge noch nicht viel. Aber man darf hier auch nicht von einem Gebirge sprechen, das Wort erregt falsche Vorstellungen: man denkt an wuchtig ansteigende Bergmassen, die, je höher hinauf, um so vollständiger das Gewand der Vegetation abstreifen und ihre letzten wildzerklüfteten Zacken und Spitzen nackt im Meer des blauen Äthers baden oder in der Sturmflut der Wolken. Man denkt an die Alpengipfel, an Felsenmassen, die sich übereinander türmen, jäh ver-



Der Berg Komi, Basaltkegel auf dem Hochlande Libén, Godjam
(Photographie C. Bosch)

jüngen, wie die Fialen eines gotischen Domes. Das reißt den Blick empor in schwindelnde Höhen, und Grauen mischt sich in die Bewunderung der Majestät.

Abessinien ist kein Alpenland, wie man es so oft fälschlich genannt hat, es ist ein Land der Klüfte. Dort, wo die Menschen wohnen, schließen die unendlichen wagerechten Linien des Flachlandes rings den Horizont, und die sanften Höhenrücken, die sich hin und wieder über die Ebene erheben, verraten in nichts, daß sie fast 3000 m über der See erreichen. Und wer denkt inmitten dieses freundlichen Landes, unter diesem milden Himmel, umgeben von Wald, Wiese und Acker an den Niveau-Unterschied gegen das ferne Meer?

Was aber für die Schweiz die Alpengipfel sind, das bedeuten für Abessinien die Klüfte: fast greifbar nah beide und doch fern, fremd, unzugänglich, voll Gefahren und zugleich voll magischer Anziehungskraft. Wolken huschen über die Firnhalden der Alpen, wenn dem Tal lichter Sonnenschein lächelt; Dunst verschleiert die grausen Klüfte, während über dem Hochland der Azur seine Halbkugel aus klarem Kristall wölbt. Dort ragt die eisige Majestät eines ewigen Winters mitten hinein in die blühende Pracht des Sommers, hier herrscht der kahle, blattlose Herbst der heißen Wüste unmittelbar unter dem treibenden sprossenden Frühling gesegneter Fluren.

Und dort dominiert in der Landschaft die vertikale Linie, kühn, himmelanstrebend, in tausend Zacken gegliedert, romantische Schönheit; hier herrscht die Horizontale vor, breite Stufen stehen neben, übereinander, von Felsmauern umwehrt, jede ein Land für sich. Das Detail fehlt, und in seinen großen Zügen entspricht das Bild dem heroischen Ideal.

Doch diese Gegensätze erklären nur einen Teil der fremdartigen Schönheit Abessiniens. Wie unsre Alpen und die andren großen Hochgebirge ihren eigenen Charakter haben, den man nicht in nüchterne Worte fassen kann, so webt auch in den Klüften Abessiniens ein ganz besonderes ungreifbares Mysterium. Und bis diesen Schönheiten ein Schiller oder Byron entstehen wird, möchten wir ihnen einen Alexander Calame wünschen. Wir haben unter unsren jungen Malern genug Talente, die sich quälen, die Zwangsjacke des Traditionellen abzustreifen und in der Landschaft mit eignen Augen Eignes zu sehen. Um neu zu sein, verdrehen sie die alte ewige Wahrheit der Natur. Dort in Äthiopien würden sie die großen neuen Motive finden, die ihnen das alte Europa versagt. —

Fast drei Stunden lang genossen wir den Ritt über den aussichtsreichen Kamm von Libén. Auch die nähere Umgebung unsres Weges war reizvoll, schöne Baumgruppen wechselten mit wohlbestellten Fluren, im Grün der Akazien bargen sich die Dörfchen. War das jenes öde Godǰam, das uns der Gallafürst von Kutaï angekündigt hatte?

Die Straße senkte sich zu einem Sattel (2158 m) und vereinigte sich hier mit einer andren, die, von Südosten kommend, das nahe Tal des Abaï zwischen den Orten Dillon (Westschoa) und Kork (Godǰam) überschreitet. Das war der bekannte Weg zwischen Adis-Ababa oder Antotto und Godǰam, jene Route, deren Schwierigkeiten uns abgeschreckt hatten. Unfern sah man das große Dorf Kork in schöner Lage, auf einem Plateauvorsprung hoch über dem Niltal;

über die Dächer der strohgedeckten Hütten hob sich der Rundbau einer abessinischen Kirche, der ersten, die wir seit langem sahen. Nun lag auch Libén hinter uns, die letzte Scholle der Galla; nun waren wir wieder unter Christen.

Wir wandten uns nach Westen und stiegen über mageres Weideland auf ein breites, formloses Plateau (2343 m). Unbedeutende Bodenwellen verdeckten uns die Aussicht gegen den Abaï, langgestreckte, kahle Höhen schlossen ringsum den Horizont. Der Gjet, dessen Unterlauf den großartigen Cañon bildet, floß hier als nüchterner Wiesenbach dahin, anfangs von grünem Gebüsch begleitet, weiter aufwärts ein schmutziges Rinnsal in schlammigem Bette. Überall auf den Höhen spreizten sich, mehr als mannshoch, dürre Disteln. An den sanften Abhängen hatten Wühlmäuse den Boden mit zahllosen Gängen untergraben, man mußte beim Reiten große Vorsicht üben. In der weiten Mulde, aus welcher sich der Gjet sammelt, war das Präriegras angezündet, schwarz stäubte der Boden.

Inmitten dieser Einöde mußten wir unser Lager aufschlagen, denn die nächste Wasserstelle zu erreichen war für heute unmöglich. Es war das traurigste aller Lager, die wir gehabt haben. Nichts, aber auch nichts fand das Auge, darauf es wohlgefällig geruht hätte. Verbrannte Wiesen, von Mäusen zerwühlter Boden, bleiche, starrende Disteln ringsum. Ein Bach mit stinkendem Wasser, das selbst filtriert ungenießbar blieb. Kein Acker, kein Baum weit und breit, aber auf der Höhe eine Kirche und ein paar Hütten, in denen halbverhungerte, zerlumpte Menschen hausten. — Der Balambaras von Kutaï schien doch mit seiner Schilderung von Godjam recht behalten zu sollen.

Die Galla jenseits des Abaï hassen die Godjamiten. Wohl seit Jahrhunderten sind über den Fluß die Raubzüge gegangen, herüber, hinüber. Eine solche Razzia hat uns ein Augenzeuge mit lebendigen Worten geschildert, Arnould d'Abbadie. Er begleitete den damaligen Fürsten von Godjam, den Dadjasmatsch Guscho, der den verdienstvollen französischen Forschungsreisenden mit Gunst und Ehren überhäufte. Wir haben gewiß keinen Grund aus d'Abbadies Bericht Voreingenommenheit gegen die Abessinier herauszulesen, und doch bedeutet er ein vernichtendes Urteil.[1]

Nach der Regenzeit des Jahres 1838 war es, als Guscho die Kriegspauken schlagen ließ, zum Rachezug gegen die Galla südlich vom Nil. Aus allen Dörfern Godjams strömten die waffentragenden Männer herbei, voll Beutegier und Rachlust. Der Fürst zog am Abaï

[1] d'Abbadie, Douze ans dans la Haute-Éthiopie, Paris 1868.

hin und her, so daß alle seine Vasallen Zeit fanden, mit ihren Leuten zu ihm zu stoßen; zugleich sollten diese Bewegungen die Galla über den Ort täuschen, wo er den Fluß überschreiten wollte. Endlich stieg er mit 27 000 Kriegern und großem Troß in das unbewohnte Tal hinab und gelangte, da die gegenüberliegenden Höhen nur schwach verteidigt wurden, ohne Schwierigkeit auf das Plateau der Galla. Kaum hier angelangt, gab Guscho den Befehl zum Plündern. Fast das ganze Heer der Godjamiten löste sich in Banden auf, die sich über die zerstreuten Höfe und Dörfer ergossen, um zu rauben, zu brennen und zu morden.

Godjamitische Krieger

Die Galla kannten keine andre Art zu fechten als den Kampf Mann gegen Mann. Hätten sich nur die waffentragenden Bauern der nächsten Dörfer vereinigt, sie würden die beutemachenden Banden der Feinde im Handumdrehen vom Plateau hinuntergeworfen haben; statt dessen verteidigten sie jeder die eigene Hütte. So waren sie bald überwältigt. In Guschos Lager kehrten bereits die ersten Plünderer zurück, sie trieben die Herden, die Frauen und Kinder der Galla vor sich her, Sklaven, deren Arbeit ihren neuen Herren ein bequemes Leben sichern sollte. Und sie brachten die scheußlichen blutigen Trophäen der verstümmelten Männer mit.

Aber die Rückkehr der Plünderer glich fast einer Flucht. Denn die überlebenden Galla bedrängten die Godjamiten und suchten ihnen

ihre Beute wieder abzujagen. Zwei, drei Galla auf ihren flinken Pferden genügten, um den Horden der abessinischen Fußsoldaten bleiche Furcht einzuflößen. Obwohl jene als Waffen nur Wurfspeere hatten, die sie freilich 50 und selbst 70 m weit zu schleudern verstanden, so hielten ihnen die Godjamiten nirgends stand, und wiederholt vermochte nur der Aufmarsch der Musketiere die kühnen Gallakrieger zu vertreiben, die in kleinen Haufen selbst das befestigte Lager der Gegner angriffen.

Derart verlief der Krieg, den Guscho mit 27000 Mann gegen die Dörfer der Galla auf dem Plateau von Kutaï führte.

d'Abbadie hielt dem Fürsten gegenüber nicht mit seinem Urteil zurück. Eines Abends, als er spät sein Lagerzelt aufsuchte, stieß er in der Dunkelheit gegen einen Körper; er schlug Alarm und man fand einen Galla, der sich in das Lager geschlichen hatte, den Wachen zum Trotz. Der Mann trug zwei Wunden aus dem Kampf und eine dritte noch: er war verstümmelt worden. d'Abbadie nahm ihn in sein Zelt, verband ihn, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn auf seinem Lager schlafen.

Am andren Tage hatte sich der Unglückliche soweit erholt, daß er sprechen konnte. Er war ein wohlhabender Bauer gewesen. Auf die Nachricht von dem bevorstehenden Angriff der Godjamiten hatte er seine Herden fortgeführt und den Verwandten seiner Frau anvertraut, dann kehrte er eilends zurück, um seine Familie ebenfalls in Sicherheit zu bringen. Doch er kam zu spät: sein junges Weib, seine beiden Kinder und sein Bruder, der sie schützen sollte, wurden gefangen und fortgetrieben, er selbst verstümmelt, seine Hütte verbrannt: „Dann lag ich allein unter den rauchenden Trümmern, hilflos. Die Sonne brannte, die Raubvögel stießen auf mich nieder und wühlten in meinen Wunden. Dann kam die Nacht und mit ihr die Hyänen. Da gab mir das Grauen noch einmal etwas Kraft, mühsam kroch ich fort, ich wußte nicht wohin. Ich kam an Euer Lager und gelangte unbemerkt hinein: ich wollte sterben, wo meine Frau, meine Kinder, mein Bruder sind. Der Herr des blauen Himmels hat mich geleitet, er führte mich zu Dir. Du bist Guschos Freund, vollende, was Du begonnen hast, bitte den Fürsten, daß er mich die Meinen sehen läßt, ehe ich sterbe."

Auf d'Abbadies Bitte schenkte Guscho den Gefangenen Leben und Freiheit. Der Bruder, selbst nur leicht verwundet, erhielt die Erlaubnis, den unglücklichen Mann fortzutragen. Aber das schöne junge Weib gehörte nicht mehr dem Verstümmelten; der jüngere Bruder war nun Herr und Familienoberhaupt geworden.

Der Zustand des Schwerverletzten hatte sich bei der guten Pflege gebessert. So wollte er nicht scheiden, ohne seiner Dankesschuld eine für immer bindende Form gegeben zu haben; er wünschte Verwandtschaft mit seinem Retter zu schließen, durch Adoption, nach Landessitte. Die Zeremonie besteht darin, daß der Adoptierte mit den Lippen die Brustwarze oder doch den Daumen des andren berührt und schwört, ihn ehren und schützen zu wollen wie den eignen Vater, solange er lebe. „Und wenn mich der Mantel einhüllen wird, der sich nicht abnützt (die Erde), so werden meine Söhne meine Schuld anerkennen. Wie der Regen, der das Land befruchtet, so möge das Gute, das Du an uns getan hast, tausendfältig auf Dich zurückfallen!“ —

Wie urteilen wohl die Abessinier über ihre Stammesgenossen in Godjam? Die Tigrener im Norden Äthiopiens, ein fleißiges Volk, das Ackerbau und Handel treibt, sind den unproduktiven Landsleuten im Süden überhaupt abgeneigt, deren Sprache sie nicht verstehen. Aber die Amharen und Schoaner wollen ebensowenig etwas von den Godjamiten wissen. Bezeichnend ist die Legende von jenem Gebra Manfas Keddus, dem Heiligen vom Berg Suquala bei Adis-Ababa, der vierzig Jahre über die Gottlosigkeit der Godjamiten geweint hatte. Nun sieht man wohl in keinem Teil Abessiniens soviele Kirchen wie in Godjam, und doch sollen die Leute so gottlos sein?

Die Schoaner behaupten, daß ihre Nachbarn auf dem rings vom Abaï umflossenen Hochland die Fähigkeit besitzen, sich nachts in Werwölfe zu verwandeln, daß sie dann einsame Menschen überfallen und ihr Herzblut trinken. Und es scheint, als ob die Godjamiten dieser Beschuldigung nicht recht widersprochen hätten, in der Absicht, sich bei den übrigen Äthiopiern in Respekt zu setzen. Aber neuerdings gibt es keine Werwölfe mehr, Menelik hat sie, als unzeitgemäß, abgeschafft. Er bediente sich dazu, wie man uns erzählte, einer Art Gottesgericht. Denn da vor seinem Tribunal niemand zugab, Werwolf zu sein, so wurde den verdächtigen Personen ein Trank eingegeben, der für gute Christen unschädlich, für Werwölfe aber Gift war. Es starben wirklich viele Leute daran, also muß es doch wohl in Godjam Werwölfe gegeben haben, meinte unser Berichterstatter. Jedenfalls ist heute niemand mehr nach dem zweifelhaften Ruf lüstern, ein Werwolf zu sein. Wir konnten also ruhig schlafen. —

Der Präriebrand im Norden und Westen unsres Lagers gewann, vom Winde angefacht, immer weiter an Ausdehnung; wohl 10 km mochte die Feuerlinie lang sein. Schwarze Rauchschlangen krochen über das Land und halfen der frühen Dämmerung in ihrem Kampfe

gegen das Licht. Im Dunkel der Nacht gewährte der Feuerschein Bilder von phantastischer Schönheit. Für unser Lager war nichts zu befürchten, der Wind stand uns im Rücken und in unsrer Nachbarschaft hatte das Feuer bereits alles verzehrt, was ihm Nahrung gewähren konnte.

30. März 1905

Ein unerfreulicher Marsch. Verbrannte Prärie rechts, bald auch links. In sehr großen Abständen finden wir niedriges Akaziengestrüpp, das, außen angesengt, doch dem Feuer Widerstand geleistet hat. Perlhühner haben sich hierher geflüchtet; einige werden geschossen. Vom Ackerbau sind nur hin und wieder Spuren zu sehen, obwohl der Boden sehr reich ist.

Die Kirche links ist Jesus geweiht, rechter Hand glaubten wir nach den Karten den größeren Ort Jewisch oder Jauis erwarten zu dürfen. Er existiert nicht mehr; nur dürftige Reste einer Kirche erkennt man auf einem Hügel, gegen den von allen Seiten das Prärieфeuer brandet wie die Sturmflut gegen eine kleine Insel. Vermutlich ist der Ort, in dem sich mehrere Straßen kreuzten, einem Präriebrand zum Opfer gefallen und nicht wieder aufgebaut worden.

Die nächste Kirche heißt Jagallo (2290 m), ein verfallenes, überaus schmutziges Gebäude, vor welchem die zugehörige Geistlichkeit, fünf gesunde, starke Männer, warten, um uns zum Besuch ihres Gotteshauses einzuladen und einen Backschisch einzuheimsen. Aber unser Gesandter reitet vorüber, nur Dr. Flemming und ich machten kurze Station. Während er sich die wenigen Bücher der Kirche zeigen läßt und, umschwärmt von zahllosen, zudringlichen Fliegen, um ein Manuskript feilscht, durchstreife ich den kleinen heiligen Hain. Uralte, knorrige Bäume recken sich und breiten ihre Äste schützend über das konische Dach der Kirche und die Hütten der Priester, Arten, die es sonst im Lande nirgends mehr gibt. Und im Schatten der Riesen hat ein buntes Unterholz Zuflucht gefunden; eine Art der Wolfsmilchbäume, die wir wild nur im Tschertscher, aber mehrfach angepflanzt bei Kirchen gesehen haben,[1] und namentlich liebliche Vernonien mit ihren zahllosen fliederfarbenen Blüten. Wenn nur die Fliegen nicht wären! Ringsum ist das Land abgebrannt, kein Bauernhof gewährt dem Geschmeiß Nahrung, kein Busch Schutz vor dem Wind, keine Blume Honig oder Pollen. Das trieb sie in den heiligen Hain, hier fanden sie Moder und Schmutz genug, um sich recht wohl zu fühlen.

[1] Sie erhielt den Namen Euphorbia sancta (Abbildung S. 95).

Den Priester sieht man hierzulande selten ohne den Fliegenwedel, den er selbst beim Gottesdienst nicht aus der Hand läßt; aber die Kinder vermögen sich der Fliegen nicht zu erwehren. Zwei kleine Bürschchen begleiten mich, bekleidet nur mit einem losen Hemd; ihnen sitzen Dutzende von Fliegen fest an den Mundwinkeln, an den entzündeten Augenlidern und sättigen sich am Speichel, an der Tränenflüssigkeit, weil die Quellen draußen im verbrannten Land versiegt sind.

Nun senkte sich unser Weg in eine weite Mulde (2252 m) mit schwerem, fettem Boden. Aber auch hier fanden wir keine Äcker; überall hatte das Feuer gewütet und das mißhandelte Erdreich klaffte in tausend und abertausend Rissen und Spalten, die uns bis in die Tiefe die reichste Dammerde erkennen ließen. Was für Ernten müßte solch ein Boden unter solchem Himmel geben! Aber die Priester und Mönche, denen das Land gehört, verfügen nicht über die nötigen Arbeitskräfte, den schweren Boden zu bestellen. Zur Regenzeit, wenn man überall Gras in Hülle und Fülle hat, weiden ein paar Rinder auf den sich stundenweit hinziehenden Wiesengründen; später verdorrt das Gras auf dem Halm, und im Frühjahr brennt man es herunter, um dem Nachwuchs Platz zu schaffen. Das ist godjamitischer Wirtschaftsbetrieb!

Links auf der Höhe lag wieder eine große Kirche, Jobi-Marjam, und ein paar Hütten dabei, wohl die ersten, die wir heute sahen. Mit der Seelsorge scheinen die geistlichen Herren in Godjam ja nicht sehr viel zu tun zu haben.

Ein in Ketten geschmiedeter Mann erhob sich vom Wegrand und sprach uns an, indem er die Hände bittend emporhob. Der Dolmetscher übersetzte: er sei ein Schuldgefangener, der irgend jemand eine große Summe schulde. Der Gläubiger habe ihm gestattet, das Gefängnis zu verlassen, um das Geld irgendwie zu beschaffen. Aber Familie und Freunde seien außerstande, eine so bedeutende Summe aufzubringen. So sollten wir ihn um Gotteslohn aus seinen Ketten erlösen.

Wir konnten dem armen Kerl auch nicht helfen. Er schien bessere Tage gesehen zu haben. Mit seinen Ketten erbarmungswürdig klirrend folgte er uns noch eine ganze Weile.

An der nächsten Wegebiegung standen einige zwanzig Mönche mit ihren Schülern und empfingen uns mit Halleluja und Psalmen. Wir waren nicht recht bei Laune für diese Aufmerksamkeit und ritten nach kurzem Gruß weiter. Aber die Frommen kannten einen Richtweg, auf dem sie uns, schnellfüßig, überholten, und als wir eben aus

einem Gestrüpp dorniger Akazien wieder ins Freie traten, erklang aufs neue ihr Halleluja, während ein Sprecher mit ausgestreckter Hand das Honorar einforderte. Unser Gesandter gab ein paar Thaler, worauf sich die Gottesmänner zurückzogen. Ein Weilchen darauf erschienen sie nochmals und meinten, sie hätten zu wenig bekommen.

Unter solchen kleinen Reisefreuden hatten wir eine Höhe erreicht (2440 m), welche etwas Buschwald trug und endlich wieder Fernsicht bot. Im Norden sah man das Tschok-Gebirge, das freilich, trotz seiner Gipfel, die die Höhe der Jungfrau im Berner Oberland erreichen, gar nicht alpinen Charakter trug. Nur ein Ausläufer nach Süden zeigte markante Formen: hier hoben sich über einen langen Rücken vier blockförmige Felsenberge in kleinem Abstand voneinander, alle vier mit fast vertikalen Flanken und flachem Scheitel, alle auch etwa gleich groß. Sie heißen Arad Makarakr, d. h. „Vier Zinken"; wir sahen in den folgenden Tagen ihre bizarre Silhouette noch mehrfach, in immer neuer Verkürzung, am Horizont auftauchen.

Unsrem Standpunkt gegenüber im Nordwesten erstreckte sich in langer, grader Linie ein Plateauabbruch, an dessen Fuß der Fluß Tschamoga (Kamoga) fließt. Er kommt von den Ausläufern des Tschok und hat im ganzen südwestliche Richtung. In seinem Oberlauf ist er ein stilles Wässerchen der Wiesen, dann tritt er mit einigen Kaskaden in eine Schlucht ein, die von reichem Urwald erfüllt ist. Aber bald erweitert sich das Tal und wird zugleich öde und vegetationslos: ein unzugänglicher Cañon, über den sich zwei höchst malerische Felsenberge erheben, von Burgen bekrönt. Sie heißen Dǰibella (3000 m) und Muttara (2500 m) und besitzen eine gewisse Berühmtheit, denn hierhin zog sich König Takla Haimanot jedesmal zurück, wenn der Kaiser Johannes ihn fassen wollte. Da die Abessinier ihre Armeen nur durch Plünderung zu verproviantieren verstehen, so vermochte der Negus die Felsennester in der Steinwüste nicht zu belagern und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nach unsren Karten war Debra Markos, die Hauptstadt von Godǰam, auf dem linken Ufer des Tschamoga, für uns also vor dem Fluß zu suchen. Aber die Angabe ist nicht richtig, die Stadt liegt etwa eine Stunde jenseits des Flusses. Wir rückten bis an die Stelle, wo der Tschamoga in die Schlucht eintritt und schlugen hier unsre Zelte auf. Die Kaskaden sind recht hübsch; was dem Ort aber besonderen Reiz verleiht, ist die ungemein reiche Vegetation, die sich freilich auf die Schlucht beschränkt, in der es kein Präriegras und daher keinen Steppenbrand gibt. Unter vielen andren Pflanzen von Interesse fand ich hier einen schönen vollkronigen Baum mit glänzend

grünen Blättern und großen weißen Sternblüten; er gehörte zur Familie der Kaperngewächse und erhielt auf meinen Vorschlag den Namen Ritschiea Stella-aethiopica, in Erinnerung an den Orden Meneliks, den Stern von Äthiopien. Aus dem fast undurchdringlichen Urwald in der Tiefe ragten schöne Dracänen auf, die mein Interesse fesselten; über eine Stunde brauchte ich, bis ich mir, kletternd, kriechend oder rutschend, einen Weg bis zu dem nächsten Exemplar gebahnt hatte. Da aber die Blätterschöpfe so hoch über mir standen, daß eine genauere Besichtigung nicht möglich war, so fällte ich einen weit über armdicken Stamm mit zwei oder drei Schnitten meines Taschenmessers, denn diese Baumlilien haben ein sehr weiches, fast schwammiges Holz. Dracaena Steudneri, die vorliegende Art, ist von den Reisenden in Abessinien mehrfach beobachtet worden, aber nach den bisherigen Fundorten konnte man sie für angepflanzt halten. Ihr Nachweis an einer so schwer zugänglichen Stelle, wo auch von zufälliger Verschleppung kaum die Rede sein kann, sichert der Dracäne das abessinische Indigenat.

Inzwischen empfing unser Gesandter den Besuch des Fitaurari, der uns den Weg bereitet hatte. Der General wiederholte eine Einladung seines Herrn, des Ras Besabe, der uns in seiner Hauptstadt einen feierlichen Empfang zugedacht hatte. Wir hatten keine große Lust hinzugehen; was wir bisher von dem „Land der Kirchen" gesehen hatten, legte uns nur den Wunsch nahe, recht bald wieder in eine freundlichere, wenn auch weniger fromme Gegend zu kommen. Aber die Einladung abzulehnen, wäre eine Unhöflichkeit gewesen, um so mehr, als wir doch durch Debra Markos marschieren mußten. So meldete sich die Gesandtschaft für den folgenden Tag an.

31. März 1905

Schon am frühen Morgen erschien der Fitaurari mit einer kleinen Reiterschar vor unsrem Lager um uns abzuholen. Wir schickten unsre Karawane auf einem andren Wege in die Stadt und ritten, nur von der deutschen Schutzwache und den Somali-Boys begleitet, zunächst nordwärts bis zu einer Brücke, die uns bequem über den Tschamoga brachte. Am andren Ufer standen die Truppen des Ras in Parade, rechts und links des breiten Weges. Einige Offiziere in reicher, malerischer Tracht empfingen uns zu Pferde und rangierten sich dann mit uns zum Zuge; die Imbiltabläser schritten voran, ein Dutzend starkknochiger Schankalla-Neger, die aus mächtig geschwellten Backen ihre mannslangen Bambuspfeifen anbliesen, dieselbe kuhreigenähnliche Melodie, die auch Meneliks festliche Um-

züge einleitet. Danach kamen die Sänger mit ihren Geigen und Lyren; im Tanzschritt hüpften sie vor uns her und sangen näselnde Loblieder auf den Gesandten, wozu sie ihren Instrumenten eine Begleitung von Brummtönen entlockten. Dann folgten wir mitten zwischen den Offizieren des Ras; unsre Somal machten den Schluß, alle beritten und in saubren Livreen, mit wallenden Kopftüchern, die sie so kokett zu schlingen verstehen. Uns zur Seite ritt der Fitaurari ganz allein, stolz auf seinem stolzen Schlachtroß, eine prächtige Figur. Die spalierbildenden Truppen aber waren durchweg in weiße Gewänder gekleidet, darüber trugen die meisten die geschlitzten, buntgestickten Parademäntel, die der Fürst bewährten Kriegern verleiht.

Krieger in der Burg Ras Besabes
Debra Markos

Auf dem ganzen Weg bis zur Stadt, etwa drei Kilometer weit, standen die Soldaten rechts und links mit geschultertem Gewehr in Parade. Freilich überzeugten wir uns bald, daß wir immer dieselben Leute wiedersahen: sobald wir an einer Abteilung vorbeigeritten waren, setzte sie sich in Laufschritt und gewann, hinter einer Terrainwelle, wieder die Spitze. Als wir uns aber der Stadt näherten, strömten von allen Seiten Neugierige in solcher Menge herbei, daß die Soldaten Mühe hatten, uns den Weg freizuhalten. So ging es über einen breiten Platz zum Gebi des Ras empor. Ein breites Tor gewährte uns Einlaß;

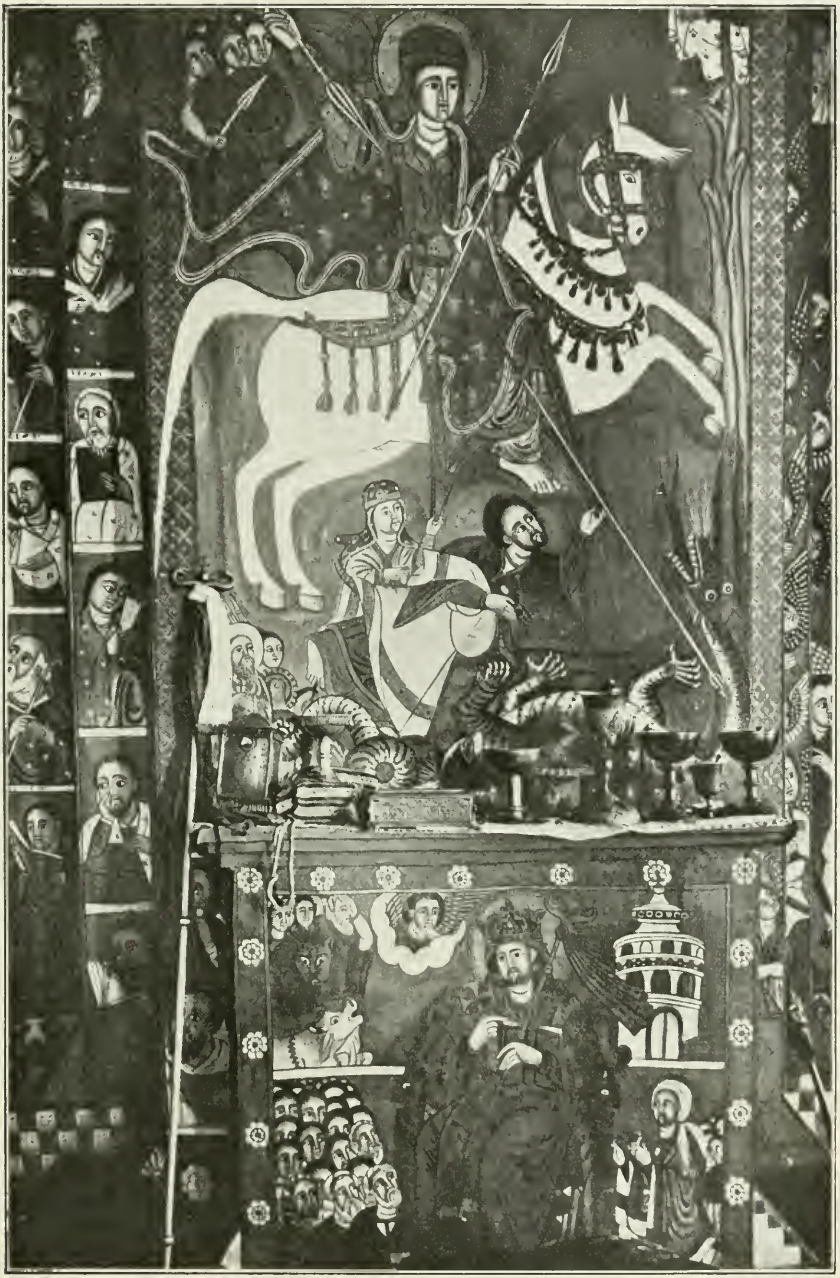
Ras Besabes Gefolge wartet vor der Markus-Kirche in Debra Markos

Die Besichtigung der neuerbauten Markus-Kirche füllte uns einen Vormittag in angenehmer Weise aus. Sie liegt im Gebi, inmitten der Gärten und Gehöfte, welche die gewiß einen Kilometer lange Burgmauer umschließt. Ras Besabe selbst erwartete uns mit großem Gefolge am Tor.

Die Markus-Kirche, deren Äußeres wir noch unvollendet und teilweise vom Baugerüst verdeckt fanden, ist, wie alle modernen Gotteshäuser in Äthiopien, ein Rundbau mit konischem Dach, hat also die gleiche Form wie, im kleinen, die Hütten. Unzweifelhaft besteht auch zwischen den Bauplänen von Kirche und Wohnhaus ein genetischer Zusammenhang, zugleich aber muß als Vorbild aller kirchlichen Rundbauten, in Europa wie in Äthiopien, der Tempel in Jerusalem in Anspruch genommen werden, oder vielmehr die Omar-Moschee, welche, aus einem Bauwerk der Kaiserin Helena hervorgewachsen, heute den Tempelplatz in der heiligen Stadt einnimmt. Ras Besabe sagte uns, daß er seiner Kirche statt des offenen Umganges Fenster nach dem Muster der Omar-Moschee gegeben habe: wie dort sind auch hier die Fensteröffnungen nicht verglast, sondern tragen ein durchbrochenes Gitter aus kunstvoll zu Sternen und Rosetten zusammengemusterten Tonröhren. Ein angenehm gedämpftes Licht fiel in das Innere, das, nach abessinischer Sitte, in einen Umgang, das Heiligste und das Allerheiligste zerfiel. Der letztere Raum war uns natürlich nicht zugänglich, er enthält das Tabot, eine Imitation der Bundeslade, und darf nur von geweihten Priestern betreten werden. Der Umgang sowie das in mehrere offene Kapellen gegliederte Heiligste war mit Wandgemälden ausgeschmückt.

Die Tür zum Allerheiligsten befindet sich zwischen den beiden Hauptaltären der Kirche, die der Jungfrau Maria und dem Patron der ritterlichen Abessinier, dem heiligen Georg, geweiht sind. Man sieht den Drachentöter, wie er auf einem reichgeschirrten Schimmel heransprengt und den Lindwurm mit seinen Wurfspeeren durchbohrt. Unter dem Ritter bemerkt man zwei Figuren, welche nach den Quasten seiner Satteldecke greifen, Ras Besabes Vater und Mutter. Den Negus Takla Haimanot erkennt man auch auf dem Antependium des Altars wieder, wie er den Weltrichter Christus anbetet.

Wenige Schritte davon liegt die Grabkammer Takla Haimanots. Eine nur durch einen Vorhang verschließbare Türöffnung führt in den engen Raum, in welchem das Himmelbett des Königs steht, mit den kostbaren Decken und Polstern, die dazu gehören. Auf dem Kopfkissen liegt die turbanartige Haube, zur Seite Krone und Waffen des Verwigten, dessen Grab sich darunter befindet. Neben der Tür-



Georgsaltar in der Markus-Kirche in Debra Markos

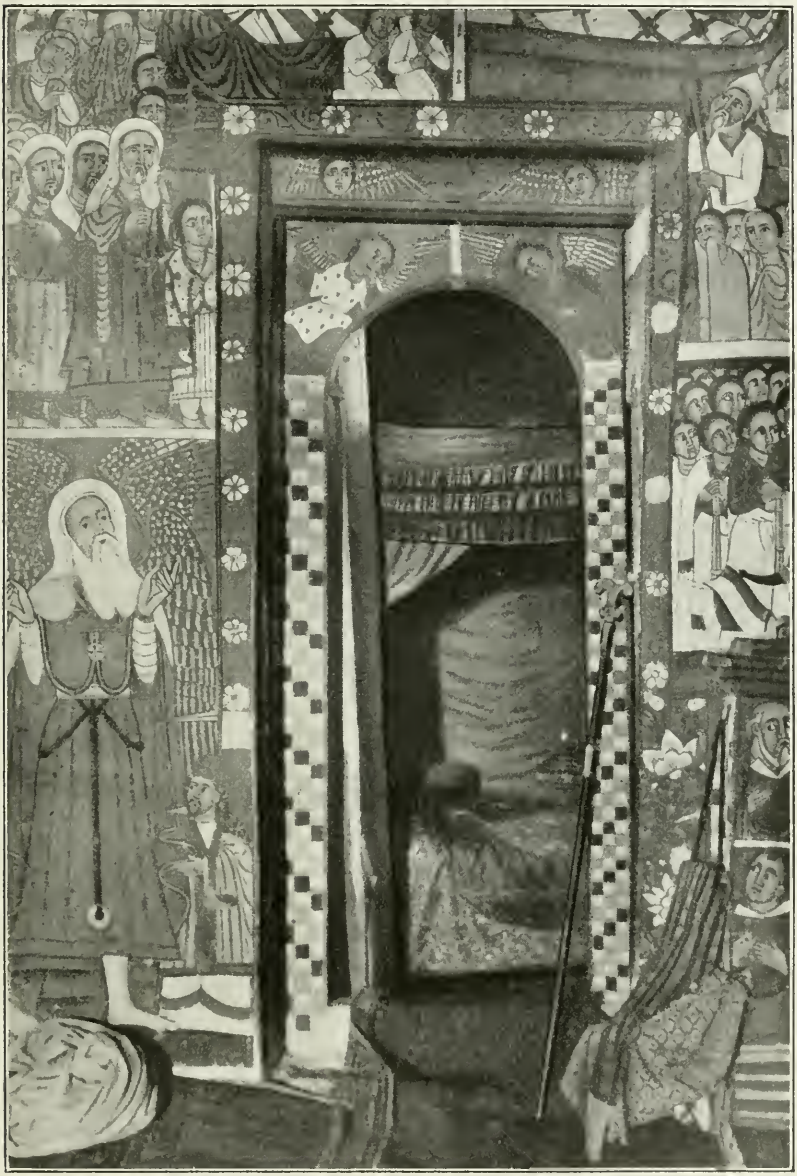
öffnung steht überlebensgroß der Namensheilige des Königs, jener Takla Haimanot, den die Abessinier so hoch verehren. Er ist betend dargestellt, mit Cherubimflügeln und einem Bein. Vor ihm kniet wieder der König.

Ras Besabe hat die Gestalt seines Vaters noch mehrmals verewigen lassen. Im Umgang sind die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Königs von Godjam dargestellt. Ich gebe davon nur eine Szene wieder, Takla Haimanots Auszug gegen die Mahdisten, — der,

Der König Takla Haimanot zieht gegen die Mahdisten zu Felde
Markus-Kirche in Debra Markos

wie wir wissen, wenig rühmlich endete. Hier sieht man den König mit dem kreuzgeschmückten Wurfspeer in der Hand an der Spitze einer Reiterschar; die Figuren sind hier alle als Porträts gedacht. Aber die Krieger sind in sehr verschiedener Größe dargestellt, und zwar nicht je nach ihrem Abstand vom Beschauer, sondern nach ihrem Rang; die gleiche Manier, wie sie in der byzantinischen Kunst geübt wurde, wie denn überhaupt die Bilder zum Teil stark an die altehrwürdigen Gemälde der Byzantiner erinnern, obgleich sie erst eben fertig gestellt sind.

Natürlich fehlt es auch nicht an Huldigungen für den Patron der Kirche, den Evangelisten Markus. Er gilt überhaupt viel in



Grabkammer des Königs Takla Haimanot von Godjam und Kaffa
links der heilige Takla Haimanot. Markus-Kirche in Debra Markos

Abessinien, da er nach der christlichen Tradition der Apostel Afrikas war und nach zwanzigjähriger Tätigkeit in Ägypten und Libyen in Alexandrien als Märtyrer gestorben sein soll. Er wird auch als Stifter des alexandrinischen Patriarchats verehrt, dessen Inhaber aus seiner Umgebung jeweils den Abuna für Äthiopien ernennt. Man zeigte uns die kostbare Reliquie des Evangelisten, der Debra Markos seinen Namen verdankt, ein Paar goldene Schuhe mit reichem Schmuck in getriebener Arbeit; sie mögen im Mittelalter in Byzanz entstanden sein und zum Festornat eines Bischofs gehört haben.

Chorknaben der Markus-Kirche
Debra Markos

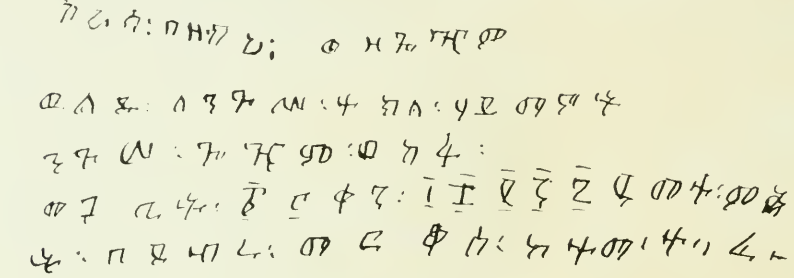
Nach der Besichtigung der Kirche führte uns Ras Besabe in ein schönes Zelt, dessen sich sein Vater bei besondern Anlässen zu bedienen pflegte. Unter dem luftigen Vordach sitzend sahen wir den religiösen Tänzen der Priester zu, welche ihre feierlichen rhythmischen Bewegungen zu den Klängen sehr eigenartiger, aber wohllautender Gesänge ausführten, dem Chor des alten griechischen Theaters vergleichbar. Die übrige Geistlichkeit bildete Spalier, in kostbare Mäntel aus Brokat oder besticktem Sammet gehüllt; die Priesterzöglinge trugen silberne Plaketten in Filigran als Brustschmuck und große phantastische Kronen, an welchen ganze Reihen jener silbernen Glöckchen ohne Klöppel, die den bösen Blick abhalten, klingende Fransen bildeten. Andre hielten die langen Priesterkrücken mit dem silbernen Kreuz darauf, die in der abessinischen Kirche zum Gottesdienst allgemein gebraucht

werden. Die mächtigen, silbernen Pauken erdröhnten, die rituellen Rasseln gaben zu Gesang und Tanz eine zischende Begleitung. Doch der aus kostbaren Pfannen entströmende Weihrauchduft vermochte nicht ganz einen andren bitteren Rauchgeruch zu überdecken, der auf dem ganzen Lande lagerte. Denn ringsum brannten die Grassteppen; wie schwarze Drachen mit feurigen Klauen wälzte es sich über die Höhen.

Abends gab Ras Besabe das angekündigte Gebr für unsre Karawanenleute. Auf einem Grasplatz vor unsrem Lager waren die Speisen und Getränke in drei langen Reihen aufgebaut, die flachen Körbe mit saurem Fladenbrot, über das reichlich die rote Pfeffersauce gegossen war, Fleisch roh und geröstet, Bohnen mit Paprika und T'etj und Talla in bauchigen Steinkrügen. Als die Sonne unterging begann das Gastmahl, dem wir eine Weile zuschauten. Auf der Erde sitzend schmausten die Leute mit beneidenswertem Appetit, den nur ihr Durst noch übertreffen konnte. Die großen Emaillebecher gingen von Hand zu Hand, bald flogen auch Scherzworte hinüber und herüber, kurz die Gesellschaft war bei bester Laune. Aber ein Mann stand abseits, mit traurigem Gesicht, Desta Roro, der Schum einer Zeltschaft, der häßlichste Mann unsrer Karawane, aber ein williger und zuverlässiger Arbeiter. „Desta Roro, warum sitzest Du nicht mit den andern beim Essen?“ „Ich kann nicht, Herr.“ „Und warum nicht?“ „Ich habe mir meinen Anteil schon vorweg genommen. Sicherer ist sicherer. Schau her, Herr!“ — Er enthüllte seinen Leib, der in der Magengegend wie eine Kesselpauke vorgewölbt war. Ich mußte nun wohl an die mechanische Unmöglichkeit weiterer Nahrungsaufnahme glauben, aber die physiologische Seite der Angelegenheit interessierte mich: würde der Mann verdauen können, was er verschlungen hatte? Würde er morgen marschieren können oder wie die Riesenschlange, die ein Kaninchen heruntergewürgt hat, hilflos liegen bleiben? — Wir hatten am folgenden Tag einen ziemlich langen Marsch; Desta Roro hielt aus. Er kam abends und zeigte mir grinsend seinen Leib, der bereits merklich an Umfang verloren hatte. Am vierten Tag war Desta Roro wieder normal.

Ras Besabe erwartete mit der größten Ungeduld die Photographien, die ich aufgenommen hatte. Wie er uns sagte, hatte er von Lichtbildern gehört, aber noch keine gesehen. Als ich ihn selbst photographieren wollte, legte er dazu seine schönsten Gewänder an und setzte sein Diadem mit der wallenden Löwenmähne auf, auch bezeichnete er mir persönlich in der Kirche die Stellen, von welchen er Aufnahmen wünschte. Vergeblich suchte ich ihm aber klar zu

machen, daß ich die Entwicklung der Platten und den Druck der Positive in unsrem Nomadenlager nicht vornehmen könne; ungern entließ er mich auf das Versprechen, daß ich ihm die Bilder aus Deutschland schicken wolle. Er hat sie nie erhalten, denn ehe sie noch fertiggestellt werden konnten, ereilte uns schon die Nachricht von seinem frühen Tod. Mit ihm scheint das Haus Takla Haimanots definitiv von der Schaubühne abgetreten zu sein, denn Besabes Provinz, den letzten Rest seines väterlichen Königreiches, erhielt der alte Ras Mikael[1] als Lehen. Dieser Fürst gilt für den wirtschaftlichsten Regenten in Abessinien, sein Land, Wollo Galla, für die reichste Provinz auf dem Hochland. Menelik hat unzweifelhaft weise gehandelt, als er die Verwaltung Godjams grade dem be-



Autogramm Ras Besabes

währten Freunde anvertraute, dem es vielleicht gelingt, dem verwahrlosten Lande einen gewissen wirtschaftlichen Aufschwung zu geben.

Ras Besabe schien uns keine bedeutende Persönlichkeit zu sein. Der Zustand seiner Provinz kontrastierte mit dem Prunk seines Hofes und dem Reichtum seiner Kirchen. Aber es lag doch auch etwas Rührendes in seinen Bemühungen, das Andenken seines größeren Vaters hochzuhalten, von dessen Macht und Glanz nur armselige Trümmer auf ihn gekommen waren. Er paßte nicht recht in das neue Äthiopien und in die Zeit, in der er lebte. —

Am 2. April, einem Sonntag, brachen wir von Debra Markos auf. Unsre Marschrichtung war immer noch eine nordwestliche und lief dem Südrand des hohen Tschok-Plateaus entlang, von dem wir jedoch der Entfernung wegen wenig sahen. Nur die zahlreichen

[1] Dieser Ras hatte eine Tochter Meneliks zur Frau; aus ihrer Ehe stammte eine Prinzessin, die der Negus dem Ras Besabe vermählte. Sie starb nach kurzer Ehe.

Bäche, die wir zu überschreiten hatten, verrieten die Nähe einer bedeutenden Erhebung. Was für Ernten müßte dieses Land geben, wenn der Überfluß des Wassers zur Berieselung von Feldern und Wiesen benützt würde! Die leichte Neigung des Bodens und die überall mächtige Dammerdenschicht müßten im Süden Godjams den Ackerbau um so mehr begünstigen, als auch das keineswegs heiße Klima dem Getreide und andren Feldfrüchten zusagen würde. Aber fast nichts weiter als geringes Präriegras entsproßt diesem Boden.

Manche Reisende haben berichtet, in Godjam sei der Ackerbau unbekannt. Das ist natürlich ein Irrtum: man kennt den Anbau von Getreide so gut wie anderswo, übt ihn auch gelegentlich, aber nicht regelmäßig und dauernd am gleichen Ort. Die Ursachen dieser Erscheinung muß man zum Teil im Temperament der Bewohner suchen, die offenbar die Faulheit höher schätzen als den Wohlstand. Aber nicht minder ist der große Grundbesitz der Kirchen und Klöster an dem Mißstand schuld, und den Glanz des Hofes, die Menge der Berufssoldaten, die der Ras um sich versammelt, bezahlt jetzt, wo man keine Raubzüge in die Nachbarschaft mehr machen kann, in letzter Linie doch auch nur der Bauernstand. Wer in diesem Lande den Boden bebauen wollte, lieferte sich nur den Erpressungen der wirtschaftlichen Drohnen bedingungslos aus. Die Großen und ihr Troß, die Geistlichkeit und ihr Anhang, sie alle wollen leben aber nicht arbeiten. Nichts ist leichter in Godjam als einen Acker anzulegen: man braucht nur irgendein Stück des jungfräulichen Bodens umzubrechen; aber schwer ist es für den kleinen Mann zur rechten Zeit das Saatgut zur Hand zu haben.

Vordem mag die Viehzucht dem Gebiet einen gewissen Ersatz für den fast fehlenden Ackerbau gegeben haben. Seine Herden konnte der Bauer eher den Requisitionen durch Feind oder Freund entziehen als sein Kornfeld. Und da die Abessinier an überwiegende Fleischkost gewöhnt sind, so war die Volksernährung einigermaßen gewährleistet, zumal da das benachbarte kuschitische Volk der Agau Korn im Überfluß produzierte. Seit aber auf dem Hochland die Rinderpest herrscht, ist auch der Viehstand stark dezimiert. So scheint Godjam einer traurigen Zukunft entgegenzugehen, wenn nicht bald durchgreifende Reformen den Ackerbau wieder heben.

Wir kamen an mehreren einsam gelegenen Kirchen vorbei, aber an keinem Dorf. Dann durchzogen wir ein etwa 6 km breites Wiesental, Tadjitta (2184 m), das noch vom Feuer unberührt war; das trockene Gras war an vielen Stellen so hoch, daß wir Reiter nicht darüber wegsehen konnten. Hier war es, wo Takla Haimanot

von Godjam den gefährlichsten seiner Nebenbuhler, Takla Giorgis, schlug und damit den Grund zu seiner späteren Macht legte.

Ein schmaler Riegel von Basalt trennt Tadjitta von dem Tal des Flusses Godeb, der die Grenze der Provinzen Godjam (im engeren Sinne) und Damot bildet. Das Godebtal ist von Akazienwäldern erfüllt, die leider auch unter der Wirkung der Präriebrände stark gelitten haben. Bei 2155 m erreichten wir das Grenzflüßchen, das wir mittels einer bequemen Furt überschritten. Am andren Ufer erwarteten uns etwa 40 abessinische Reiter in Parade, abgeschickt von dem Gouverneur von Damot, Ras Mangascha, den man nicht mit dem gleichnamigen Sohn des Negus Johannes verwechseln darf. Nach kurzer Begrüßung setzten wir unsren Marsch fort, während die Abessinier nach Buré zurückkehrten, der Hauptstadt von Damot.

Nach einem Ritt von 25 km gelangten wir nach Harma, einem Karawanenplatz, wo wir lagern wollten. Die Priester und Mönche der umliegenden Kirchen empfingen uns mit Hosianna und dreister Bettelei. Dafür gab es aber sehr wenig und obendrein übelriechendes Wasser. So ritten wir weiter und fanden bald darauf an dem Bach Gasenit unfern der Amaniel-(Emanuel-)Kirche ein etwas besseres Lager.

Auf dem Marsche waren uns heute wiederholt zwei schwarze Burschen, Negersklaven, aufgefallen, die Hand an Hand und Fuß an Fuß zusammengeschmiedet waren und sich auf den schmalen Fußsteigen nur mühsam weiterschleppten, zerkratzt von Dornen und Disteln, denen sie nicht ausweichen konnten. Beide zeigten auf dem Rücken, erst halb verheilt, die furchtbaren Striemen, welche die Nilpferdpeitsche hinterläßt, und tausend Schmeißfliegen umschwärmten die eitrigen Wunden. Als wir unsre Zelte aufgeschlagen hatten, sahen wir die beiden erschöpft am Wegrand sitzen. Mein Bruder erkundigte sich, was es mit den armen Teufeln für eine Bewandtnis habe. Sie waren das Eigentum eines Balambaras, dem sie entlaufen waren. Aus Abessinien entkommt kein Sklave, daher hört man sehr selten von einem Fluchtversuch, dessen Ursache zumeist schlechte Behandlung ist; denn der Schankalla fügt sich im allgemeinen leicht in sein Los und ist nur darauf bedacht, sich der Arbeit möglichst zu entziehen. Der Besitzer der beiden Flüchtlinge war mit einem Verwalter ausgezogen und hatte die Sklaven wieder eingefangen; jetzt benutzten die Herren unsre Karawane, um sich die Rückreise kurzweiliger zu gestalten.

Mein Bruder ließ den Balambaras und den Bascha Aitschilu kommen, der uns mit Vollmachten des Negus begleitete und unter-

wegs die äthiopischen Behörden repräsentierte. Wie zu einer Gerichtsversammlung, so strömten sofort eine Menge Leute herzu, darunter viele Neugierige aus dem nahen Dorf; die beiden Sklaven hockten am Boden, unfähig allein aufzustehen. Unser Gesandter fragte den Balambaras, einen schönen, vornehm aussehenden Mann, welcher Religion er angehöre? — „Ich bin ein Christ," antwortete jener, etwas verwundert. — „Wie?" fragte mein Bruder. — „Ein Christ!" antwortete der andere patzig. — „Verstehe ich recht? Ein Christ! Hat nicht Jesus gelehrt, daß wir alle Brüder sind, daß wir einander lieben sollen?" — Der schöne Balambaras hüllte sich in trotziges Schweigen.

„Bascha Aitschilu," sagte mein Bruder, „der Negus hat mir gesagt, daß es in dem christlichen Äthiopien keine Sklaven gibt. Sind diese beiden Burschen Kriegsgefangene? Der eine kann sechzehn Jahre zählen, der andre ist noch jünger. Wann habt Ihr zuletzt Krieg gehabt?"

Der Bascha, ein braver Mann, wußte jetzt, was er zu tun hatte. Auch in Abessinien schützt das Gesetz den mißhandelten Sklaven, und so erklärte Aitschilu, kraft seiner Vollmacht, die beiden für frei, den Balambaras und seinen Helfershelfer aber für so lange gefangen, bis er sie der zuständigen Ortsbehörde ausgeliefert haben würde.

Sofort machten sich die Umstehenden daran, die Unglücklichen aus ihren Fesseln zu befreien. Aber das war keine leichte Arbeit, denn die engen Ringe aus Schmiedeeisen widerstanden allen Versuchen sie zu öffnen. Selbst Hemp und Albitz, zwei gelernte Maschinenschlosser in unsrer Schutzwache, bemühten sich umsonst; endlich gelang es einem Abessinier mit einer sinnreichen Hebeleinrichtung die Fesseln aufzubiegen. Den doppelten Fußring und den Pflock, an welchen die Sklaven nachts angebunden wurden, nahm mein Bruder als Andenken an sich, für die Handschellen fand sich aber keine bessere Verwendung als um dem Balambaras und seinem Verwalter zu zeigen, wie angenehm man auf engen Wegen, zwischen Disteln und Dornen, zu zweien nebeneinander marschiert.

Die beiden Schwarzen schienen nichts von dem zu verstehen, was um sie herum vorging; mit tierisch-blödem Ausdruck stierten sie uns an, und wenn ihre Augen etwas verrieten, als die Fesseln fielen, die ihnen tief ins Fleisch geschnitten hatten, so war es nur Furcht vor einem unbekannten, noch ärgeren Schicksal. Es wurde ihnen zu essen und zu trinken gebracht, aber sie wagten anfangs nicht zuzugreifen. Erst als der Gesandte ihnen ein paar Lumpen umhüllen ließ, das einzige, was im Augenblick zu beschaffen war,

merkten sie, daß sich ihr Los gebessert hatte. Was mochten sie auch nackt mit ihren zerfleischten Rücken tags von den Fliegen und nachts von der Kälte gelitten haben! —

Die Gegend bot einiges botanisch Interessante. Ich wollte mich eben auf den Weg machen, die nächsten Hügel abzustreifen, als mich der Kantiba Gebru warnte. Der Balambaras, dem freilich recht geschehen sei, habe Freunde, man werde sich rächen. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten meine kleine Exkursion zu machen, war aber doch, als ich mich plötzlich an einem Waldrand einer Menge fremder Menschen gegenübersah, gespannt, was es geben würde. Die Leute grüßten mich, als den Bruder des Gesandten, ehrerbietig und zugleich freundlich; aus ihren Reden, die ich nicht verstand, hörte ich nur immer wieder die Worte heraus: Melkam! djig melkam! (gut! sehr gut!)

3. April 1905

Amaniel am Gasenit gehört zu dem Distrikt Delma der Karten, welcher von mehreren wasserreichen Bächen durchfurcht wird. Auf den Höhen sieht man zwei große Klosterkirchen, aber auch einzelne Bauernhöfe, der Boden ist stellenweise bebaut und auch Wald fehlt nicht ganz. An der höchsten Stelle von Delma (2370 m) hatten wir Aussicht auf das Tschok-Plateau mit den merkwürdigen Felsklötzen der Arad makarakr, die nun schon hinter uns lagen.

Als wir den Sattel zwischen den Kirchen, die Jesus und Joseph geweiht sind, erreichten, fanden wir am Wege wiederum die Geistlichkeit aufgestellt, aber statt des üblichen Hosianna, gegen das wir schon ein wenig abgestumpft waren, empfing uns die Einladung, den Kirchenschatz und ein kostbares Manuskript zu besehen, die man, in rote Tücher verpackt, mitgebracht hatte. Das taten wir gern; die alte Handschrift war wirklich sehr reich und schön mit Miniaturen geschmückt und glich merkwürdig unsren mittelalterlichen Meßbüchern. Ein kleiner Backschisch, und wir konnten unter den freundlichen Wünschen der geistlichen Herren unsre Reise fortsetzen.

Unser Weg führte nun in ein weites Tal hinab, das wir zu unsrer Freude prächtig bewaldet fanden. Der Boden war sandig und trug kein Präriegras, daher hatte das Feuer nicht hierher dringen können. Locker, verstreut standen ansehnliche trichterförmige Akazien einer mir unbekannten Art, sich nur mit ihren ausgebreiteten Kronen berührend; hohe Laubengänge wölbten sich über den Weg. Jasmin, wilde Rosen bildeten mit Dornsträuchern vermischt duftende Bosketts; aus der Höhe hingen senkrecht die Zweige des Urera Hypseloden-

dron herab, einer Liane aus dem Geschlecht der Nesselgewächse. Dazwischen bildeten Albizzien graziöse Gruppen, hochwüchsige Bäume, die sich von den verwandten Akazien durch ihre reichere Belaubung und das satte Grün ihrer mehrfach gefiederten Blätter unterscheiden. Inmitten des Waldes liegt die Michaelskirche; der Weg streift sie, aber eine dichte Umwehrung von Albizzien verbarg das Gotteshaus fast unsren Blicken.

Endlich kamen wir an das Flüßchen Tamtscha oder Temtscha,

Übergang über das Flüßchen Tamtscha (Damot)

das sich in dem lockeren Talboden eine tiefe Schlucht gegraben hat; der Übergang liegt bei 1977 m, für dieses Land also sehr niedrig. Der Abhang jenseits, den fetterer Boden bildete, trug einen ganzen Palmenwald (Phoenix reclinata), aber hier hatte auch der Waldbrand wieder sein trauriges Zerstörungswerk verrichtet. All die schönen Palmen versengt, angekohlt zu sehen, mußte jedem Naturfreund ins Herz schneiden. Das Plateau weiterhin war kahl und nur sehr dürftig angebaut, aber vor uns sahen wir, am Fuß eines Berges, Dembetscha, ehedem die Hauptstadt von Damot, unser heutiges Ziel. Da im Ort grade Markttag war, so zogen wir es vor, mit unsrer Karawane draußen zu bleiben und schlugen unser Lager auf einer großen

Wiese am wasserreichen Flüßchen Gudala (2040 m) auf, 2 km vor Dembetscha. Die Felsen bildeten im Strom ein natürliches Bassin, das zu einem Schwimmbad einlud, aber wie gewöhnlich lag ein totes Maultier darin.

Das Wiesental des Gudala ermöglichte uns wieder einmal einen Blick auf das Tschok-Gebirge, dessen Vorhöhen etwa 25 km entfernt waren. Dort braute sich offenbar ein Wetter zusammen. Gegen Abend setzte starker Wind ein, so daß wir die Zeltstricke straffer spannen mußten, und auf einmal ging ein richtiger Hagelschauer auf uns nieder. Unsre Somal, die diese Erscheinung nicht kannten, waren in ungeheurer Aufregung. „Voilà des cailloux qui tombent du ciel!“ rief mein getreuer Jussuf. Ich riet ihm einen solchen Stein in den Mund zu nehmen, aber er spie ihn entsetzt wieder aus, als er die Kälte spürte, und mehrere seiner Landsleute wiederholten das Manöver, mit dem gleichen Erfolg. An der Somali-Küste sind Schnee und Eis selbst im Gebirge völlig unbekannt.

In Dembetscha residiert ein Verwaltungsbeamter, dem Bascha Aitschilu den gefangenen Balambaras auslieferte. Die beiden befreiten Sklaven befanden sich noch in unsrem Lager; es mußte Fürsorge getroffen werden, daß ihr ehemaliger Herr nicht Rache an ihnen nahm. So wurden sie in aller Form von unsrer Gesandtschaft in Dienst genommen und ihnen die Aufgabe zugewiesen, gegen ein gewisses Entgelt das Vieh der Karawane zu treiben. Wir bekamen nämlich an manchen Tagen an Schlachtvieh weit mehr als unsren Bedarf, an andren wieder war es knapp. So trafen wir die Einrichtung, daß uns stets eine kleine Herde folgte, ein bis drei Rinder, ein paar Hammel und Ziegen; hatten wir genügend Fleisch, so gaben wir den Bauern, die uns den Proviant bringen mußten, ihr Vieh wieder, worüber dann große Freude herrschte.

Wir hatten erwartet, die beiden Sklaven würden bei der nächsten Gelegenheit entfliehen und vielleicht noch möglichst viel von unsrem Eigentum mitgehen heißen, denn das ist doch einmal der übliche Lauf der Dinge auf unsrem Planeten. Aber sie blieben und walteten treu und dankbar ihres Amtes, das oft recht mühselig war. Ihre Wunden heilten bald, allmählich verlor sich auch der stumpfsinnig-resignierte Ausdruck ihrer Gesichter, der uns anfangs so abgestoßen hatte. Schon am Tage nach ihrer Befreiung nannte der eine von ihnen, der eben selbst noch ein verkäuflicher Besitz gewesen war, etwas sein eigen: eine Sektflasche. Freilich ohne ihren prickelnden Inhalt; irgendein gutmütiger Treiber mußte sie ihm geschenkt haben, und er trug sie an einem Bindfaden als Feldflasche auf dem Rücken.

In Abessinien sollte der Reisende niemals leere Flaschen fortwerfen, denn sie sind im Innern des Landes sehr begehrt; kennt man doch abseits der Hauptstraßen von Glassachen höchstens bunte Perlen.

Am 4. April setzten wir unsren Marsch nach Nordwesten fort. Wir kamen zuerst durch Dembetscha (2113 m), woselbst sich inmitten des Ortes eine große Kirche befindet, die dem Erzengel Michael geweiht ist. Dann umgingen wir den Südfuß eines Basaltriegels, auf welchem ganz nahe, aber uns unsichtbar, der große Ort Enamora liegt. Nun ließen wir die Straße nach Buré, der jetzigen Hauptstadt Damots und Residenz Ras Mangaschas, links liegen und fanden uns bald in freundlicher Wald- und Prärielandschaft, wo das Feuer nicht allzuviel Schaden angerichtet hatte. Von einer Anhöhe (2184 m) sahen wir vor uns das weite Tal des Flusses Bir, der vom Amidamit kommt, dem Paß, welchen wir überschreiten wollten. Unsre Marschroute war auf eine weite Strecke zu übersehen.

Wir mußten, bevor wir zum Bir gelangten, ein Seitental durchschreiten, das von dem K'adjam-Flüßchen (1770 m) bewässert wird. Die Vegetation in dem freundlichen Tal ist üppig, die nahen Höhen sind gut bewaldet. Den Flußlauf bezeichnet eine lange Reihe wilder Dattelpalmen, die hier Stämme von 8—10 m Höhe bilden, auf denen sich graziös die zierlichen Blätterkronen wiegen. Das Tal scheint jetzt ganz unbewohnt zu sein. Das wäre der Ort für die Anlage einer Plantage: Kaffee, Baumwolle und manche andre wärmeliebende Nutzpflanze würde hier vorzüglich gedeihen. Zur Regenzeit mag das Tal ungesund sein, aber die Hügel, die es einschließen und die jetzt im Schmuck der weißen duftenden Gardinen standen, würden gewiß einen angenehmen und hygienisch einwandfreien Wohnort gewähren.

Nach drei Stunden Reitens hatten wir den Bir[1] erreicht und mit bequemer Furt durchschritten. Unsre Route von Adis-Ababa bis hierher — 250 km in der Luftlinie — war im ganzen genau nordwestlich gewesen; mit jedem Schritt nach Westen entfernten wir uns

[1] 1799 m. Die italienische Carta dimostrativa dell' Etiopia, unsre einzige Detailkarte für Südabessinien, gibt für einen etwas unterhalb gelegenen Übergang eine Höhe von 1922 m an; danach hätte ich etwa 150 m zu wenig gefunden. Ungefähr die gleiche Differenz erhielt ich für die übrigen in Godjam gemessenen Orte (Komiberg ca. 2300 m statt 2431 m, Dembetscha 2113 m statt 2255 m, Amidamit 2326 m statt 3535 m). Eine mechanische Störung meines Barometers kann ich nicht annehmen, und ebensowenig scheint mir das Wetter eine Erklärung für die Differenz zu geben, schwankte doch selbst an dem Gewittertage das Barometer in achtzehn Stunden nur um 0,4 mm = 5 m Seehöhe. Da meine Messungen späterhin wieder mit den Angaben der Karten übereinstimmten, so nehme ich an, daß sie auch in Godjam richtig waren.

aber vom Meer. Auf dem rechten Ufer des Bir, dem wir weiterhin folgten, vollzogen wir endlich die entscheidende Wendung nach Norden, der Heimat zu!

Für heute bezogen wir $1^1/_2$ Stunden weiter aufwärts ein Lager im Bezirk Gomanzer am Bache Dsindib (1878 m). Hier hatten wir abends wieder einen Regenguß.

5. April 1905

Der Weg zum Amidamit-Passe benutzt anfangs die Nebentäler des Bir, breite von Alluvionen ausgefüllte Niederungen, über die sich hin und wieder ein kleiner, schroffer Basaltkegel erhebt. Der fruchtbare Boden ist nicht beackert, sondern von Savannen bedeckt. Gewaltige Worka-Bäume, knorrige Akazien, graziöse Albizzien verleihen der Landschaft stellenweise Parkcharakter; das Unterholz besteht an den Bächen vorwiegend aus wilden Dattelpalmen. Hier begegnete uns ein Bauer, der zwei junge und offenbar gezähmte Warzenschweine (Phacochoerus aethiopicus) bei sich hatte. Nun gilt dem christlichen Abessinier das Schwein für unrein, ebenso anscheinend dem Galla; nirgends wird es als Haustier gehalten oder, auf der Jagd erlegt, gegessen. Der Bauer, der unsren Zug erstaunt betrachtete — die Schweinchen schmiegten sich derweil zärtlich an ihn an —, war offenbar ein Agau, ein Angehöriger jenes kuschitischen Volkes, das ehedem einen großen Teil des abessinischen Hochlandes bewohnt haben muß. Sie haben jetzt den Westen Godjams inne, die Provinz Agaumeder, deren Grenze etwa einen Tagemarsch westlich vom Bir liegt, ein zweiter Stamm wohnt in Ost-Abessinien (Lasta), einen dritten vermutet man in dem Völkchen Bilen am Roten Meer. Ihre Sprache ist mit dem semitischen Amarinja nicht verwandt.

Als wir dann in das Haupttal des Bir übergetreten waren, hielt sich unser Weg auf halber Höhe der westlichen Bergflanke und wurde steinig und mühsam, denn zahlreiche Wildbäche hatten das Land durchfurcht und immer wieder tauchte der Pfad in ihre von Blöcken und Geröll erfüllten Betten. Zur Regenzeit scheint das Gebirge außerordentlich große Niederschläge zu sammeln; jetzt aber waren all die Schluchten trocken. Und da die Sonne auf den steinigen Weg brannte, so machte sich bei den Maultieren bald der Durst bemerkbar. Schnuppernd suchten sie immer wieder in den Bachbetten nach Wasser, immer wieder enttäuscht.

Hier sahen wir zuerst eine der botanischen Merkwürdigkeiten Abessiniens, die von Bruce entdeckte Protea abyssinica. Es ist ein großer Strauch oder kleiner Baum mit wenigen plumpen Ästen, lede-

Parklandschaft im Birtal mit Albizzia und Phœnix reclinata

rigen Blättern und faustgroßen Blütenköpfen, die von seidenglänzenden Hüllschuppen dicht umkleidet sind. Der Name Protea erinnert an jenen Proteus des griechischen Mythus, der die verschiedensten Gestalten anzunehmen vermochte. In der Tat gemahnen die Proteaceen in auffallender Weise an andre, gar nicht verwandte Pflanzenarten, wie Weiden, Myrtaceen und namentlich Korbblütler; die Ähnlichkeit mit den letzteren ist nicht nur eine äußerliche, sondern auch in den Anpassungserscheinungen begründet, der Bestäubung der Blüten und Verbreitung der Samen. Nun sind aber die Korbblütler die höchststehenden Pflanzen, während man den Proteaceen ihren Ort unter den niedrigsten Familien der Blütengewächse anweisen muß.

Eine ähnliche Erscheinung wiederholt sich im Tierreich bei den Beutlern: auch sie bilden, obgleich unzweifelhaft unter den Säugetieren sehr tief stehend, Gestalten, welche wesentliche Züge der Nagetiere, der Wiederkäuer und sogar gewisser Raubtiere (Bären, Wölfe) aufweisen. Die Proteaceen und die Beuteltiere zeigen auch eine gewisse Übereinstimmung in ihrem Vorkommen: das Zentrum der Verbreitung beider liegt in Australien und ihr Reich erstreckt sich bis nach Südost-Asien, Amerika und, bei den Proteaceen, auch Afrika.

Die Ähnlichkeit des Klimas mag es erklären, daß, nach Australien, das Kapland die meisten Proteaceen hat; in Abessinien erreichen sie mit zwei Arten ihre Nordgrenze. Die Eigentümlichkeiten dieser Verbreitung über ein durch weite Ozeane getrenntes Gebiet haben der Wissenschaft Anlaß zur Aufstellung sehr interessanter Hypothesen gegeben.

Beim Eintritt in das Birtal sahen wir eine Gruppe von Basaltkegeln vor uns, die weit in das Tal vorsprangen; aber je länger wir ritten, desto mehr schienen sie zurückzutreten. Endlich waren sie erreicht, und nun wurde der Weg bequemer. Die Berge schlossen näher zusammen, links waldbedeckte Kämme, rechts ein steil abfallendes Plateau, der Westrand des Tschok-Gebirges, das hier 3300 m hoch sein mag. Von ihm hatte sich ein auffallend steiler Kegel losgelöst, ein Matterhorn im kleinen, der Gwomt (ca. 2750 m). An seinem Fuß fanden wir wohl den schönsten aller unsrer Lagerplätze, den wir nach einem Marsch von reichlich 30 km auf üblen Wegen mit Freude begrüßten. Der Ort heißt Ambo-Mieda (2177 m), d. i. Salzplan: es befindet sich nämlich hier eine Salzquelle, über welche eine junge Worka ihre schon wuchtigen Äste breitet. Dem salzigen Schlamm von Ambo-Mieda messen die Abessinier große Heilkraft bei; für die Gewinnung von Salz, das in Äthiopien sehr teuer ist und, wie wir wissen, an Stelle des Geldes dient, scheint die Quelle nicht ergiebig genug zu sein.

Daneben breitet sich eine Waldwiese aus mit üppigstem, saftigstem Graswuchs. Wie sich da die Maultiere gütlich taten! Dann folgte ein kleiner Hain, in dessen Schutz unsre Zelte standen. Ringsum bildeten reichbewaldete Berge einen schönen Kranz, und hoch über uns ragte das abessinische Matterhorn auf, in der Schönheit des Aufbaues und der Kühnheit der Form mit seinem gewaltigen Vorbild rivalisierend. Dazu erfüllte ein balsamischer Harzduft die Atmosphäre, denn die malerischen Bäume über uns mit ihren unendlich reichbelaubten, fast schwarzgrünen Kronen gehörten zu dem balsamreichen Geschlecht Myrica, das in Europa nur durch einen kleinen, gleichfalls wohlriechenden Strauch der Torfmoore vertreten ist: den Gagel oder die Brabanter Myrte. Dahinter verlief das Bett des Bir, der hier, eine halbe Stunde von seiner Quelle, freilich nur wenig Wasser führte, immerhin genug für unsren Bedarf.

Nur eins kränkte mich tief: ich hatte unvorsichtigerweise meinen ganzen Tagesvorrat an photographischen Platten erschöpft und mußte daher auf die Freude verzichten eine der bewundernswürdigsten Szenerien im Bilde zu fixieren.

6. April 1905

Der Aufstieg von Ambo-Mieda zum Amidamit gehört zu den schönsten Touren Abessiniens. Üppige Wiesen wechseln mit reichen Wäldern, mit romantischen Bachschluchten. Der Weg, obgleich steil, ist so gut gehalten, daß der Reiter in Muße die reizvolle Umgebung genießen kann. Unter ihm versinkt das walderfüllte Tal, das dem Bir seinen Ursprung gibt. Bald taucht auch die Spitze des turmartigen Gwomtberges unter die Horizontlinie, Baumheide (Erica arborea), 5 bis 8 m hoch, bildet weiter oben lichte Wälder, durch die man rechter Hand ganz nahe die letzten Steilhänge und Felswände des Tschok-Gebirges sieht. Dann zeigt sich eine Einsattelung (2864 m), die nach Nordosten in schroffe Täler führt. Wir halten uns links und stehen eine halbe Stunde später auf einem zweiten

Basaltkegel im Birtal, Damot

Sattel, dem Paß Amidamit (3104 m), der Grenze zwischen den godjamitischen Provinzen Damot und Metscha, dem höchsten Punkt unsrer bisherigen Reise.

Ein Vergleich mit den bekanntesten Alpenpässen wird vielleicht interessieren. Der St. Gotthard hat 2114 m, der Simplon 2010 m, der Mont-Cenis 2091 m. Der Große St. Bernhard erreicht 2472 m, der Brenner dagegen nur 1362 m; allein der Gletscherpaß des Matterjoches (St. Theodul) ist höher (3322 m) als der Amidamit. Trotzdem ist der Charakter der Landschaft, die man beim Aufstieg von Ambo-Mieda aus genießt, durchaus der eines Mittelgebirges, und es fehlt nichts von dem Reichtum und der Lieblichkeit, die etwa die höchsten Teile der Vogesen oder die böhmische Seite des Riesengebirges auszeichnen. Und wenn man den Paß erreicht hat, so sieht man sich erst am unteren Rande von weiten Äckern, die sich um die beiden Gipfel des Amidamit wie ein Gürtel herumlegen. Weizen, Gerste und T'eff gedeihen bis 3250 m ganz vorzüglich und finden hier offenbar noch nicht ihre klimatische Grenze. Ja man möchte meinen, daß in Abessinien grade die hohen Gebirge für den Anbau von Getreide günstiger sind, als die Täler, in denen die Verteilung der Niederschläge weit ungleichmäßiger ist.

Am oberen Rande des Waldes hatte uns ein abessinischer Offizier mit etwa 200 Kriegern erwartet, es war der Sohn des Ras Mangascha von Damot. Sein Vater habe sehr bedauert, daß uns unser Weg nicht durch Buré, seine Residenz, geführt habe. Da seinem Alter das Reisen beschwerlich falle, so schicke er durch seinen Sohn einen Gruß, bevor wir sein Land verließen.

Dann erkundigte sich der Prinz nach mir: er hatte gehört, daß ich Ras Besabe photographiert hätte, und wünschte gleichfalls abkonterfeit zu werden. Nun hatte mich aber Ras Besabe der Photographien wegen ein wenig drangsaliert und mich, da ich sie doch nicht sofort fertigstellen konnte, bei der Überreichung der Gastgeschenke offenbar absichtlich übergangen, obwohl ich ihm für seine Kirche ein paar schöne Öldrucke gespendet hatte. Anscheinend hatte der Ras auch meine gesellschaftliche Stellung verkannt, weil er mich, allein unter den Mitgliedern der Gesandtschaft, hatte arbeiten sehen. Das schöne Sprichwort: Arbeit schändet nicht! ist vielleicht nirgends auf der Welt wahr; in Äthiopien jedenfalls deklassiert sich, wer arbeitet. — So kam es, daß ich die Bitte des Prinzen rundweg ablehnte. Dadurch hob ich mich sichtlich in seinen Augen; er schickte mir abends ein schönes Löwenfell als Geschenk, in Anerkennung meiner Position.

Nachdem sich die Krieger aus Damot verabschiedet hatten, ließen wir unsre Karawane weiterziehen und bestiegen zu Fuß den östlichen Gipfel des Amidamit, dessen Höhe nach meiner Messung 3326 m betrug, während ihm die italienische Karte 3535 m gibt. Man hat von dort eine umfassende Aussicht, obwohl die benachbarten Berge zum Teil höher sind. Ich verglich von der Höhe das Land mit der sonst so guten italienischen Karte und fand, daß sie die Gegend in wesentlichen Punkten falsch wiedergab.

Das Tschok-Gebirge, dessen Plateau unfern Debra Markos eine Breite von 25—30 km hat, verschmälert sich nach Nordwesten bis auf etwa den zehnten Teil. Senkrecht zu seiner Längsachse, also von NNO nach SSW erstrecken, sich mehrere parallele Ketten von gerundeten Kuppen ganz ohne Plateaubildung; die nördlichste und bedeutendste Erhebung ist der Adiama (ca. 3500 m), dann folgt weiter der berühmte Berg Gîsch und endlich die Höhen von Buré. Zwischen dieser Kette, der die Grenze Damots gegen Agaumeder entspricht, und dem Tschok-Plateau bildet der Amidamit eine Brücke. An ihm laufen zwei Pässe entlang, der unsrige im Osten und ein begangenerer im Westen, welcher den auf den Karten eingezeichneten Ort Samaraga (ca. 3300 m) berührt. Vom Stock des Amidamit entspringen, wie vom St. Gotthard, vier Flüsse, im Süden der Bir, im Norden die Schinna, auch Tul oder Tsul genannt, im Westen die wasserreiche Djemma und im Südwesten der Strom, der all die andren in sich aufnimmt, der Blaue Nil.

Caput Nili quaerere, die Quellen des Nils suchen, hieß im Altertum soviel, wie seine Zeit an ein unlösbares Problem zu verschwenden. Die Überschwemmungen Ägyptens und ihre segensreichen Folgen hatten dem Nil in grauer Vorzeit schon göttliche Verehrung eingebracht. Unzweifelhaft sind auch die alten Ägypter bereits bemüht gewesen den Ursprung des großen Flusses und die Veranlassung seines periodischen Anschwellens zu ermitteln, aber die furchtbaren Wüsten, die sich zwischen Ägypten und Abessinien breiten, bildeten unüberwindliche Schwierigkeiten. Vergeblich suchte auch Kambyses nach Eroberung Ägyptens das goldreiche Ursprungsland des Nil zu erreichen.

Dann war es Alexander der Große, der den Schleier zu lüften unternahm. Eine von ihm ausgesandte Expedition ging am Nil stromauf und überschritt beim heutigen Khartûm den Asta-Pus (Bahr el Abiad, Weißen Nil), den man für einen Nebenfluß des Asta-Sobas (Bahr el Asrak, Blauen Nil) ansah; nur dieser, der den fruchtbaren Schlamm bringt, galt den Alten als der heilige Fluß. So verfolgte

man den Lauf des Blauen Nil bis etwa zum 10. Breitengrade; hier sahen ihn die Reisenden von Osten kommen, zogen aber, durch das Gelände gezwungen, nach Süden weiter, wo sie ihn bald wieder zu finden hofften. Aber sie hatten den Fluß definitiv verloren und kehrten mit der Meldung zurück, die Nilquellen wären im Osten zu suchen und jedenfalls in großer Ferne, denn da, wo sie den Fluß zuletzt gesehen hätten, hätte er fast noch die gleiche Größe gehabt wie in Ägypten.

Durch diese Angabe wurden die merkwürdigsten Vermutungen angeregt. Die Griechen dachten sich die Nilquellen im äußersten Osten in einem Gebirge, dessen schmelzende Schneedecke das periodische Anschwellen des Flusses verursache. So erklärt es sich, daß Alexander selbst im oberen Indus den Quellfluß des Nil gefunden zu haben glaubte, bis er sich überzeugte, das der Indus selbständig in den Indischen Ozean mündete. Aber dieses Meer hielt noch Ptolemäus für rings von Land umschlossen, und aus der Brücke, welche Südasien mit Afrika verbinde, sollte nach der Ansicht vieler Geographen der Nil seinen Ursprung nehmen. Später verlegte man seine Quellen in das Land Komr,[1] wo ein asiatisches Volk wohne: die Howas, welche zu den Malaien gehören. Als man erfuhr, daß Madagaskar eine Insel sei, suchte man die Nilquellen auf dem gegenüberliegenden Festland in dem Mondgebirge,[2] welches man später im Kilima-Ndscharo oder dem Ruwenzori hat wiederfinden wollen. Aus der alten Vorstellung einer Landverbindung zwischen Südasien und Afrika erklärt sich wohl auch die Bezeichnung India Minor für Abessinien, die bis ins sechzehnte Jahrhundert gebräuchlich war. Die Verwechslung der Namen führte zu Verwechslungen von geographischen Angaben, und die Nilfrage wurde nicht zum wenigsten dadurch kompliziert, daß die Autoren bald den schlammbringenden Blauen Nil, bald den größeren Weißen Nil meinten. Über den Ursprung des letzteren hatte man leidlich richtige Angaben, die schon Eratosthenes (200 v. Chr.) zusammengefaßt hatte.

Als die portugiesischen Jesuiten nach Abessinien kamen, dürften ihnen alsbald sichere Nachrichten über die Nilquellen zugänglich gewesen sein. Aber in ihrem Missionseifer legten sie wohl nur wenig Gewicht auf geographische Entdeckungen. Und so kam es, daß der Pater Pedro Paëz, der als erster Europäer die seit zwei Jahrtausenden gesuchten Nilquellen am 21. April 1618 gesehen hat,

[1] Madagaskar; der alte Name hat sich in der Benennung der Komoren, einer Inselgruppe bei Madagaskar, erhalten.

[2] Madagaskar heißt arabisch Djesiret al Qamar (Komr), d. h. die Mondinsel.

darüber nur eine etwas dürftige Notiz hinterlassen hat, die, wie seine Werke überhaupt, ungedruckt blieb. Später entriß Athanasius Kircher, der berühmte Jesuit, die Geschichte dieser Entdeckung der Vergessenheit; inzwischen hatte auch Pater Hieronymus Lobo, dem Damot als Missionsfeld zugewiesen war, die Nilquelle besucht, und seine leidlich gute Beschreibung wurde auch veröffentlicht. Es ist daher schwer verständlich, wie Bruce (1772) die Authentizität dieser Entdeckung bestreiten und sie sich selbst zuschreiben konnte, aber in Bruce's Charakter lag neben vielen glänzenden Seiten zugleich eine maßlose Eitelkeit, die ihm manchmal den Sinn für Gerechtigkeit raubte.

Bruce stand in hoher Gunst bei den damaligen Machthabern von Äthiopien. So konnte er den Negus Takla Haimanot bitten, ihm die Landschaft Sakala, in der der Abaï entspringt, als Lehen zu geben. Tatsächlich reiste er als Lehnsinhaber hin und empfing von den Bauern des Distriktes den Tribut. Als d'Abbadie 1838 die Quellen besuchte, sprach man noch viel von Bruce, ja, man erzählte, er habe angesichts des lange gesuchten Ortes wunderliche Freudensprünge gemacht. Da man für dies Gebaren des Fremden, der sonst eine sehr aristokratische Figur machte, keine Erklärung fand, so glaubte man, das Wasser der Nilquellen habe diese Wirkung ausgeübt und schrieb ihm wundertätige Kräfte zu.

Wenn auch der Nil nicht in einem Fabelland entspringt, so fanden die Entdecker seine Quelle doch recht bemerkenswert. Am Südwestfuß des Amidamit, am Berge Gîsch, sah man zwei tiefe, runde Löcher, die „Augen des Nil", in einer Wiese mit sumpfigem Grund, die auf Wasser zu schwimmen schien. Darunter sammelte sich ein Bach, den die Agau Gseïr nannten, das heißt Gott, oder Abba (Abaï), Vater.[1] Und sie erwiesen ihm göttliche Ehren. Wie vor Jahrtausenden drunten in Ägypten, so opferte man ihm die Kuh; Lobo sah aus ihren Knochen zwei ansehnliche Hügel gehäuft. Zu den Mysterien des Nilkultus gehörten fremdartige Handlungen, deren Schauplatz die nahen Höhlen oberhalb der Quellen waren. Auch nachdem die Godjamiten an der Quelle eine dem Erzengel Michael geweihte Kirche erbaut hatten, scheint der Gott des Ortes von den Agau noch lange im geheimen verehrt worden zu sein.

Der Nil ist bei seinem Ursprung ein sehr kleiner, aber auch zur trockenen Jahreszeit nie versiegender Bach. Bald erhält er aber von

[1] Beide Worte gehören dem semitischen Tigrinja an und können im Agau nur Fremdwörter sein. Der Zusammenhang von Abaï und Abba (Vater) wird neuerdings bestritten.

rechts einen wasserreichen Zufluß in der Djemma, die am westlichen Abhang des Amidamit entspringt.[1] Durch weiteren Zufluß von Osten und Westen verstärkt, strömt der Abaï ungefähr in nördlicher Richtung, bis er sich, als ein bereits stattlicher Fluß, in den Tanasee ergießt. Hier soll sein Lauf auf der ganzen Strecke bis Bahr-Dar, wo er den See wieder verläßt, etwa 50 km lang, deutlich inmitten des Tana erkennbar sein. Kurz unterhalb von Bahr-Dar tritt der Nil in jene gewaltige Schlucht ein, die auf der einen Seite von den Gebirgen Godjams, auf der andren von den Hochlandschollen Amharas, Schoas und der Gallaländer gebildet wird, und verläßt sie erst wieder da, wo er aus Äthiopien in das Flachland des Sudan übertritt.

Wohl eine halbe Stunde saßen wir auf dem grasigen Scheitel des Amidamit, während Vizekonsul Schüler als passionierter Alpinist die nächste Spitze bestieg, einen steilen Trümmerkegel, der unsren Standpunkt vielleicht um 20 m überragte. Wir studierten besonders den Blick nach Norden, unsrer Marschrichtung. Dort öffnete sich zwischen zwei flankierenden Kämmen von bedeutender Höhe ein weites Tal, das sich allmählich zwischen niedrigen Plateaus verlor, der Einschnitt des Flüßchens Schinna, das in seinem Unterlauf Tsul heißt und sich nach einem Lauf von etwa 40 km in den Abaï ergießt. Über seinem Tal erhebt sich linkerhand ein weithin sichtbarer Kegelberg, Abala-Negus, und darüber schimmerte aus dem Dunst der Tanasee auf, ein breiter, glänzender Streifen.

Als Ort für unser heutiges Lager hatten wir Goschije bestimmt, ein Dorf an der Schinna. Der Abstieg von der Paßhöhe betrug 800 m, der Weg war durchweg gut und zugleich landschaftlich reizvoll. Unser Lager auf einer Wiese am Bach (2305 m) konnte freilich den Vergleich mit Ambo-Mieda nicht aushalten.

Am späten Abend wurden wir alarmiert. Der Präriebrand, welchen wir anfangs hinter einem Hügel gesehen hatten, wälzte unvermutet seine Flammen auf Goschije und bedrohte das Dörfchen. Der Gesandte beorderte schleunigst unsre ganze Mannschaft zur Hilfeleistung. Im Vorbeieilen brach sich jeder Mann einen großen Zweig ab und tauchte ihn in den Bach. Mit diesem Löschmittel gelang es ihnen, das Feuer unmittelbar vor den ersten Hütten des Dorfes zum Stehen zu bringen; dann kehrten sie triumphierend zum Lager zurück, wo sie eine Art Kriegstanz aufführten, dessen Echo

[1] Die italienische Karte verlegt die Quelle der Djemma an den Südfuß des Amidamit, also dorthin, wo der Bir entspringt. Nach der Konfiguration der Berge glaube ich, daß sie 10—15 km weiter im Nordwesten zu suchen ist.

heulend von den Bergen zurückklang. Die Bauern aber, die ihre Hütten und Vorräte schon verloren gegeben hatten und nur bemüht gewesen waren, ihr Vieh zu retten, schickten ihren Schum, um für die rasche Hilfe zu danken.

7. April 1905

Wir beabsichtigten heute den Abaï wieder zu erreichen, über welchen, nahe der Einmündung des Tsul, die berühmte alte Brücke Dildi führt, die wir benutzen wollten. Der Weg, in der Luftlinie etwa 35 km, bot anfangs keine Schwierigkeiten. Das Tal der Schinna (Tsul) blieb rechts liegen, wir ritten über breite Plateauschollen, die durch Bäche voneinander gesondert waren, und kamen nahe an dem Basaltkegel Abala-Negus (ca. 2500 m) vorbei. Der Name bedeutet: Geister-König und scheint an die religiösen Bräuche der heidnischen Agau zu erinnern. Ich fragte meinen Somal Jussuf, ob es denn Geister gebe? — Gewiß! In seiner Heimat seien sie wenigstens sehr häufig. — Ob er selbst schon Geistern begegnet wäre? — Da wurde er nachdenklich. Nein, aber die Ältesten seines Stammes hätten mit eigenen Augen die Geister gesehen. — Welch' eine bequeme Sache ist doch der Autoritätsglaube.

Rings um den Abala-Negus gibt es zahlreiche Kirchen; fast jede Höhe trägt ein Gotteshaus. Der Boden ist hier meist beackert, die Dörfer scheinen leidlich wohlhabend zu sein. Das Land, das noch im späten Mittelalter den Agau gehört zu haben scheint, war dann von den Amharen von Godjam in Besitz genommen. Im achtzehnten Jahrhundert war es aber durch die Bürgerkriege, die hier fast alljährlich ihren Schauplatz fanden, derart entvölkert, daß es die Herren von Godjam und Damot mit Galla-Bauern kolonisieren mußten; daher erklärt sich wohl auch der Name Metscha, den die Provinz trägt: wir sind ihm schon im Galla-Land begegnet. Die Kolonisten nahmen überall das Christentum und die amharische Sprache an und beteiligten sich sogar bald mit großem Erfolg an dem Kampf der Godjamiten gegen ihre wilden Stammesgenossen jenseits des Nil. Es ist merkwürdig, wie leicht und vollständig die Galla in den Amharen aufgegangen sind, und wie sie gleichwohl die gute Eigenschaft, den Boden zu bebauen, beibehalten haben.

Wir marschierten $4^1/_2$ Stunde in ziemlich gleichbleibender Höhe über die fruchtbaren Ebenen und sahen uns dann plötzlich am Rand einer Platte, die fast senkrecht gegen das Tal des Tsul abzufallen schien. Unten breitete sich ein Wiesental, auf dem Rinderherden weideten. Man hatte den Eindruck, als ob es Spielzeug aus einer

Der Abala-Negus oder Geisterkönigberg in Metscha

Arche Noäh wäre. Die Höhe der Wand betrug, wie ich dann fand, 348 m, also über 1000 Fuß.

Ein paar Karawanenleute hatten sich am oberen Rande angesammelt, mit ihnen zusammen machte ich den Abstieg. Ein schlecht gehaltener Pfad führte in engen Serpentinen hinab; der Weg war, wie Baedeker sagen würde, „nur für Schwindelfreie". Ich war abgesessen und ließ mein Maultier hinter mir her klettern; so gelangten wir etwa 100 m herunter, als sich ein unerwartetes Hindernis bot: eine kleine Rinderherde kam uns entgegen, allein, ohne Hirten. Von Ausweichen war nicht die Rede, selbst das Umkehren war nicht ohne Gefahr. So standen wir uns ratlos gegenüber, ein prächtiger Zebustier und ich. Den Vorzug, der Klügere zu sein, der bekanntlich nachgiebt, überließ ich willig dem Rindvieh, das sich durch unsre Zurufe und ein paar wohlgezielte Steinwürfe bewegen ließ, mit seinem Anhang umzukehren. Dann konnten wir unsren beschwerlichen Weg fortsetzen und fanden uns bald am Fuß der Wand im schattigen Bette eines ausgetrockneten Baches (1790 m), wo wir rasteten.

Der weitere Weg durch die K'olla des Tsul war steinig und ermüdend; die Sonne brannte auf die rauhen Felsblöcke und wir hatten im Schatten 36°. Aber die Vegetation war interessant, die ganze Sippschaft der Abhangspflanzen begegnete uns wieder, untermischt mit einigen neuen Arten. Ein in dichten Sträußen zarter, rahmweißer Blüten im Geröll blühendes Kraut erhielt, unsrem liebenswürdigen Reisegenossen zu Ehren, den Namen Eulenburgia; auch ein neuer, stattlicher Baum wurde entdeckt. Endlich sahen wir von einer Höhe bei dem Dorfe Jegind (1853 m) einen weiten, fast ebenen Plan vor uns, das Tal des Abaï. An einem kleinen Bach zu unsren Füßen standen bereits unsre Zelte (1694 m).

Von Jegind bis zu der alten Brücke hatten wir am folgenden Morgen noch etwa 6 km zu marschieren. Der Boden besteht aus Alluvium und ist bebaut, wenn er auch des Fiebers wegen, das hier in der Regenzeit herrscht, keine Niederlassungen trägt; Besitzerin dieses Tales ist die Kaiserin Taïtu. Den Abaï sieht man nicht eher, als bis man ihn erreicht hat, denn er fließt in einer engen Schlucht, deren Ränder dicht bewaldet sind.

Die Brücke — die einzige, die den Fluß in seiner ganzen Länge von etwa 1300 km überspannt — ist ein malerischer Bau, eine Ruine scheinbar, aber doch die wichtigste und zeitweilig die einzige Zugangspforte Godjams. Sie benutzt eine Stelle, wo der Nil, dessen Bette sonst 75 m breit sein mag, in einer engen und tiefen Felsspalte verschwindet. Tosend und gurgelnd, von weißem Schaum

bedeckt, zwängt sich der stattliche Fluß durch die Felsenkluft, die ein hoher Bogen überspannt; ein paar weitere Öffnungen dienen zur Regenzeit als Durchlasse. Die Brüstungsmauern, die ehedem einen gedeckten Gang oder ein festes Tor mitten auf der Brücke getragen zu haben scheinen, sind längst verfallen; ein Wacht- und Zollhaus steht, halb in den Fels gebaut, am nördlichen Ufer. Schwermütige Stimmung liegt über dem Ort.

Das ist die alte berühmte Nilbrücke Dildi (1597 m). So heißt zwar auf Amharisch jede Brücke, aber wenn man von Dildi spricht, so denkt man allgemein an dieses Bauwerk.[1]

Wer hat diese Brücke gebaut? Die Reisenden, wie die Abessinier selbst, schreiben sie den Portugiesen zu, das heißt, den Jesuiten. Doch diese Annahme ist, obwohl allgemein verbreitet, falsch oder nur bedingt richtig. Denn Pedro Paëz, der große Baumeister der Jesuiten, schreibt: „Darauf wird der Nil von zwei großen Felsen derart eingeengt, daß man ihn kaum mehr erblicken kann. Die Scheitel dieser Felsen sind aber einander so nahe, daß der Kaiser (Susneos) mehrere Male eine Brücke hinüberschlagen ließ, die er mit seinem ganzen Heer überschritt, wobei auch ich zugegen war.“[2] Es handelte sich hier offenbar um hölzerne Stege, die leicht konstruiert werden konnten.

Bald nachher schrieb Hieronymus Lobo, einer der letzten Jesuiten in Abessinien: „Die Felsen hängen hier so nahe zusammen, daß man zu meiner Zeit eine hölzerne Brücke ohne Joche darüber schlug, welche zum Übergang der ganzen kaiserlichen Armee dienen mußte; ja, es hat verwegene, starke, behende Leute gegeben, die es gewagt haben, von Felsen zu Felsen hinüber zu springen. Sultan Segued hat nachher, um die Gemeinschaft zwischen den Provinzen durch den Übergang über diesen Fluß zu erleichtern, durch Baumeister, die er aus Indien kommen ließ, eine steinerne Brücke von einem einzigen Bogen an dieser Stelle darüber sprengen lassen. Dies war die erste Brücke, welche die Habessinier über dem Nil gesehen haben.“[3] Sultan Segued war der Beiname des Kaisers Fasiladas (1632—1665), der die Jesuiten aus Äthiopien verjagte; wir werden ihm in der Baugeschichte Gondars wieder begegnen.

[1] Es gab noch eine zweite Brücke 45 km stromab, Abala-Dildi, die Geisterbrücke; sie wurde von den Godjamiten zerstört, um den Zugang zu ihrem Lande zu erschweren, und ist nicht wieder hergestellt worden.

[2] Zitiert nach der Mitteilung des Athanasius Kircher bei Ludolf, Hist. æth. II. S. 123.

[3] Lobo, Reise nach Abessinien, übersetzt von T. F. Ehrmann, Zürich 1793, S. 225.

Dildi, die alte Brücke über den Blauen Nil

Wir zogen am linken Ufer des Abai, aber in einiger Entfernung vom Fluß, aufwärts und lagerten bei einem Ort Bida (1732 m). Hier genossen wir nachts das Schauspiel eines großartigen Präriebrandes, der unser Lager von drei Seiten umtobte; wir selbst waren durch ein Flüßchen und durch Brachäcker gut geschützt. Auf den Höhen im Norden brannten bald auch die Wälder, man glaubte in den phantastischen Wogen des Flammenmeeres Burgen und Städte untergehen zu sehen; einen Nero hätte der Anblick begeistert. Uns mußte er Ersatz geben für den Genuß, den uns der Besuch des nahen großen Nilfalles bei Alata gewährt haben würde; Lobo und Bruce haben seine Reize anschaulich geschildert.

XVII

DER TANASEE

9. bis 14. April 1905

Wenn man das Kartenbild Afrikas in einem unsrer Handatlanten betrachtet, so möchte man den Tana im Herzen des abessinischen Hochlandes für einen echten Alpensee halten, so nahe scheinen ihn von allen Seiten bedeutende Gebirge mit Gipfeln von weit über 4000 m einzuschließen. Aber diese Vorstellung ist gänzlich falsch. Der Tanasee[1] ist ein stilles, flaches Becken in teils hügeliger, teils völlig ebener Umgebung. Wohl sieht man von seinen Ufern die nächsten Gebirge, die im Adiama 3500 m, im Guna sogar 4230 m erreichen, aber die Entfernung drückt den Effekt herab und mehr noch der verhältnismäßig geringe Höhenunterschied, denn auch der See liegt schon über 1700 m hoch. So machen selbst die Wasserbecken, welche den äußersten Rand unsrer Alpen umsäumen, der Starnberger- oder der Bodensee etwa, einen weit alpineren Eindruck.

Gleichwohl ist die Landschaft am Tana reizvoll, ja stellenweise von bezaubernder Schönheit. Und mag der See selbst gegenüber dem riesigen Victoria-Njansa winzig erscheinen, so ist er doch mehr als sechsmal so groß wie unser Bodensee, den man das Schwäbische Meer genannt hat.

Schon der erste Anblick der weiten, lichtblau schimmernden Fläche, den wir am 9. April von der Höhe von Sselsselima (1878 m) genossen, überraschte uns durch die heitere Pracht seiner Farben. Es war ein Morgen voll Tautropfen und Sonnenschein; unhörbar für Alltagsohren läuteten stille Glocken einen Feiertag ein, das heitere Fest der ewig jungen Natur. Wir ließen unsre lärmende Karawane ihres Weges ziehen, und wer von unsrer Reisegesellschaft tagtäglich sein Ideal darin sah, früher als die andren am Ziel einzutreffen,

[1] Man schreibt auch Tsana, da das t mit einem starken Nachlaut gesprochen wird, der wie ein gelispeltes s klingt.

blieb auf dem staubigen Weg. Aber uns rief es hinab, zum Gestade des Sees.

Der Akazienwald, in den sich hier und dort schönblütige Milettien mischten, ließ einen breiten Wiesenstreifen frei. Durch Strauch und Dorn bahnten wir uns einen Weg hinab, aber nun sperrte uns eine breite Barre von gigantischem Schilf den Blick auf den See: es war Papyrus (Cyperus Papyrus), die berühmte Papierstaude der antiken Welt. Ihre Heimat ist der Mittellauf des Nil; in Ägypten, wo sie ehedem vielfach angebaut wurde, ist sie jetzt selten geworden, nach Abessinien scheint sie von Wasservögeln verschleppt zu sein. Die dreikantigen, am Grunde armdicken Schäfte dieser Riesenbinse schossen so dicht aus dem Sumpfboden, daß keine Palisade vollständiger den Weg versperren konnte. Drei Meter und noch höher über der Erde wiegten sich die aus tausend fadenförmigen Blättern und Zweiglein gebildeten Dolden im leichten Seewind. Lange ritten wir an der grünen, lebenden Mauer entlang, ehe wir ihr Ende erreichten. Dann unterbrachen die Barre rauhe Blöcke trachytischen Gesteins, an die der See spielend seine leichten Wellen warf.

Wir standen an der Südspitze des Tana, da, wo der Abaï, verstärkt durch über 30 Flüsse und Bäche, die sich in dem weiten Becken sammeln, durch ein Labyrinth von urwaldbedeckten Inseln seinen Ausfluß sucht. Uns gegenüber lag Bahr-Dar, ein größerer Ort, in dessen Nähe eine freilich nicht ungefährliche Furt den Fluß durchzieht, vor uns sahen wir malerische Klippen von schwarzem Felsgestein und grüne Inseln voll Palmen und wilden Ölbäumen, rechts glitzerte die große Bucht von Segi, ein See für sich, aus dessen Mitte sich auf einer Halbinsel ein Bergkegel 225 m hoch über den See erhebt, am Fuß von Ortschaften umsäumt und fast bis zum Gipfel von Kaffeepflanzungen bedeckt. Das gegenüberliegende Gestade ist so flach, daß es, kaum 15 km entfernt, doch schon hinter der Krümmung der Erdoberfläche verschwindet.

Eine der nächsten Inseln trägt das Marienkloster, Debra Marjam, dessen Bücherschatz Dr. Flemming interessierte. Er hatte daher seinen Besuch ankündigen lassen, aber das erwartete Boot, das ihn übersetzen sollte, war weit und breit nicht zu sehen. Erst auf einen Signalschuß und das Ahoi unsrer Diener erschienen drüben Leute, und bald steuerten uns zwei Kähne zu, die hier geschickt die Strömung benutzten, dort hinter den Inselchen verschwanden oder vorsichtig die Riffe umfuhren. Endlich langten sie an.

Die Boote auf dem Tanasee sind originelle Bauwerke: sie bestehen aus Binsen. Es sind die riesigen Schäfte des Papyrus, die

man mit Bastschnur ganz geschickt zu einer Kahnform zusammenbindet. Ein solches Fahrzeug ist natürlich nicht wasserdicht; damit Ruderer oder Passagiere trocken sitzen, füllt man den Kahn mit einem zusammengeschnürten Bündel weiterer Papyrusstengel an und

Am Ausfluß des Nil aus dem Tanasee; links Papyrus

nimmt oben darauf Platz. So ist an dem ganzen Boot — oder soll ich lieber Floß sagen? — weder Metall noch Holz, dafür ist es aber so leicht, daß man es ohne Mühe auf das Land ziehen, ja selbst auf den Schultern forttragen kann. Die Papyrusschäfte haben außen eine wasserdichte Rinde, ihr Inneres besteht aber aus lauter lufterfüllten und durch dünne Scheidewände hermetisch abgeschlossenen Kammern oder Hohlräumen: sie können also nicht anders als schwimmen. Ähnliche Binsenboote gibt es auf dem Titicacasee; dort mag der Holzmangel der Umgebung, eine Folge der Höhen-

lage (3854 m!), die Anwohner zur Wahl dieses sonderbaren Baumaterials gezwungen haben. Am Tanasee hätte man Holz genug, aber es fehlt an Werkzeugen es zu bearbeiten. In allen technischen Dingen stehen ja die Abessinier merkwürdig niedrig und jedenfalls

Ein Fährmann auf dem Tanasee

weit unter der Mehrzahl der Negervölker; nicht einmal das Ruder kennt man am Tanasee: eine Bambusstange ohne Blatt dient zur Fortbewegung der Boote.

Mit lebhaftester Spannung sahen unsre Boys die Kähne herankommen. Die Somal von der Küste sind ja halbe Amphibien, sie schwimmen und tauchen ebenso ausdauernd wie geschickt und üben nicht minder das Rudern und Segeln. So primitive Boote hatten sie freilich noch nicht gesehen und doch stürzten sie sich mit einem kleinen Freudengeheul darauf, wodurch sie das Mißfallen des Be-

sitzers erregten, eines stattlichen Mönches mit hoher gelber Ledermütze und weiß-roter Schama.

Unser Gesandter hatte tags zuvor einen kleinen Unfall erlitten. Sein Maultier war bei einer unvorhergesehenen Wendung in eine jener tiefen Erdspalten getreten, die nach dem Präriebrande entstehen, und war kopfüber gegangen. Mein Bruder hatte sich dabei eine Kontusion der Hüfte zugezogen, die ihm namentlich beim Reiten große Schmerzen bereitete. So entschloß er sich, Dr. Flemming auf seiner Fahrt nach Debra Marjam zu begleiten und sich von dort nach Korata, wo wir lagern wollten, rudern zu lassen. Graf Eulenburg hatte sich schon vorher von uns getrennt und einen Abstecher in die Urwälder gegenüber Bahr-Dar gemacht, wo er im hohen Gras einen starken Leoparden sah, ohne zu Schuß kommen zu können; ich zog es vor, den Weg am See entlang zu machen, der bald über freundliche Hügel mit Dörfern, Äckern und lichten Hainen, bald über große, vollständig ebene Wiesen führte, die zur Regenzeit überschwemmt zu werden scheinen. Die ackerbautreibende Bevölkerung ist amharisch, scheint jedoch einen starken Einschlag kuschitischen Blutes zu enthalten; auf den Wiesen am See wohnen in zerstreuten Höfen einzelne Familien eines merkwürdigen Völkchens, der Woitu oder Wito, die fast nichts anderes betreiben als Fischfang und Nilpferdjagd. Sie sind Heiden und halten sich stets gesondert von der übrigen Bevölkerung. Ihre ethnographiche Stellung ist unsicher; jedenfalls unterscheiden sie sich sowohl von den Semiten wie von den Hamiten Abessiniens; mit den Negern haben sie am wenigsten gemein. Die Woitu, die ich gesehen habe, waren hagere, wadenlose, häßliche Leute mit fliehender Stirn, dicker gekrümmter Nase und auffallend langem Kinn; die Weiber waren fast noch abstoßender. Doch sind sie im Verkehr gutmütig und lustig, wie sie als Nilpferdjäger schlau und tapfer sind. Denn die Jagd der großen Dickhäuter ist keineswegs leicht. Verwundet sind die sonst so harmlosen Tiere sehr gefährlich; namentlich die alten Männchen suchen ihren Feind oder sein Boot mit ihren starken Hauern zu zermalmen oder mit ihren plumpen Füßen in den Boden zu stampfen. Auf dem Lande ist das Flußpferd sehr scheu und vorsichtig, im Wasser ist ihm noch schlechter beizukommen, weil es sehr lange tauchen und ungesehen weit schwimmen kann. Ein tödlich getroffenes Tier versinkt und ist nicht leicht wieder aufzufinden; gelingt dies, so besteht eine weitere Schwierigkeit darin, das Ungeheuer ans Land zu ziehen. Oft muß die Zerstückelung im Wasser vorgenommen werden.

Papyrus-Boote auf dem Tanasee

Aus der dicken Schwarte des Nilpferdes schneiden die Woitu zweifingerbreite Streifen, die sie auf dem Dache ihrer aus Schilf gebauten Hütten trocknen. Aus ihnen stellen sie die Nilpferdpeitschen her, einen bedeutenden Gebrauchs- und Export-Artikel; aus unzerschnittenem Nilpferdleder fertigt man auch Schilde, die fast kugelsicher, aber sehr schwer sind. Die Hauer sind oft fußlang und werden wie Elfenbein verwertet. Die Abessinier sagen den Woitu nach, daß sie das Fleisch der Nilpferde essen — es soll übrigens wohlschmeckend sein; mir wollten es die Leute, die ich befragte, nicht zugeben, vielleicht um sich nicht in den Augen meiner Begleiter verächtlich zu machen.

Zwei Woitu (Matraha am Tanasee)

Eine der ersten und jedenfalls eine der merkwürdigsten Schilderungen, die das Nilpferd in der Weltliteratur gefunden hat, lesen wir in der Bibel. Hiob, der Gerechte, den Gott, um ihn zu prüfen, mit tausend Plagen züchtigt, hat mit flammenden Worten die Reden seiner Freunde zurückgewiesen, die in seinen Leiden nur Gottes gerechte Strafen für verborgene Sünden erkennen wollen. Hiob beteuert seine Unschuld, er fordert Gott selbst heraus ihn zu widerlegen. Und Gott erscheint in Sturm und Wetter; mit gewaltigen Worten weist er dem Vermessenen seine Allmacht: „Hast Du einen Arm wie Gott, und kannst Du mit gleicher Stimme donnern, als er tut?“ Vor ihm ist der Größeste klein und der Stärkste schwach. Was ist des Menschen Kraft neben den gewaltigen Tieren, die auch nur Gottes Schöpfung sind, dem Behemoth und dem Leviathan? Und Hiob erkennt, daß er vermessen gesprochen hat, denn Gottes Macht und rätselvolles Walten vermag

der Mensch nicht zu fassen. — Während nun der Leviathan ein echtes Fabelungeheuer ist, so schildert uns der Dichter in dem Behemoth[1] unverkennbar das Nilpferd, seine Kraft und Unverwundbarkeit, seine Nahrung und Lebensweise.

Nachdem wir das Flüßchen Gelda durchritten hatten — die Furt liegt bereits im Staubereich des Sees und ist ziemlich tief — gelangten wir über einen bewaldeten Bergrücken an die kleine Bucht von Korata, an deren Südseite die Stadt liegt. Wir wählten für unser Lager die gegenüberliegende Höhe, 30 m unmittelbar über dem See. In den letzten acht Tagen hatten wir über 200 km zurückgelegt; so wollten wir hier einen wohlverdienten Ruhetag halten.

10. April 1905

Dicht am Rande des Plateaus steht im hohen Grase halb verborgen unser Zelt. Die Sonne scheint fast allzuwarm, aber von der endlosen Fläche des Sees weht ein erfrischender Wind zu uns herauf und bringt uns den üppigen Duft der wilden Gardenien mit, die am Steilhang das Gestrüpp von Malven, Winden und Myrten[2] überragen. Welle auf Welle wälzt sich in die kleine Bucht von Korata, brandet hier in weißem Gischt gegen die Klippen oder verliert sich dort in leisem Geplätscher in dem Gürtel riesiger Papyrusstauden, die weithin wie ein dichter Wald das Ufer begleiten.

Uns gegenüber, an der Südseite der Bucht, liegt die tote Stadt Korata, begraben in einem grünen Hain von Kaffeebäumen. Nur ein paar runde Dächer tauchen aus der Flut, ein paar vom wilden Jasmin umsponnene Mauerreste, eine verfallene Steintreppe, die zu dem verlassenen Hafen hinabführt. Über das lebende Gewirr ragen einige Podocarpus-Bäume auf mit ihren gewaltigen Säulenstämmen und ihren goldig-grünen Kronen. Ihnen gegenüber sind die Korallenbäume unten am Wasser nur Zwerge, aber das brennende Scharlachrot ihrer Blütenmassen glüht, weithin sichtbar.

Heute wollen wir etwas Leben in die tote Stadt bringen. Wir haben uns Kähne bestellt, die uns über die Bucht setzen sollen; sie warten dicht unter unsrem Lagerplatz. Die leichten Binsenboote, die wie Korke auf den Wellen tanzen, sind nicht grade bequem zu besteigen, aber man sitzt ganz gut auf den trocknen Papyrushalmen, und auch der Gedanke hat etwas Beruhigendes, daß solch ein Fahrzeug höchstens umkippen, aber schlechterdings nicht untergehen

[1] Koptisch: P-ehe-môut, d. h. Wasserochse.

[2] Syzygium guineense, ein schönes immergrünes Bäumchen mit Myrtenblüten und eßbaren Früchten.

kann. Nun aber beginnen die Ruderer ihre Tätigkeit; sie arbeiten mit Rohrstangen ohne Ruderblatt, tauchen rechts ein, tauchen links ein und bespritzen dabei den Reisenden mit perlenden Wassertropfen. Hat man sich erst an diese Überraschung gewöhnt, so konstatiert man auch, daß das Fahrzeug sich fortbewegt, wenn auch langsam.

Gegenüber sehen wir den kleinen Naturhafen von Korata. Aber unsre Piloten nehmen nicht direkt den Kurs dorthin, sie fürchten sich vor einer Stelle, wo Nilpferde hausen, die freilich unsre kleinen Boote leicht gefährden könnten. Gestern abend sahen wir wirklich dort solch einen alten Herrn auftauchen und in der etwas unmanierlichen Art seines Pachydermengeschlechts die schöne Natur aus fast meterweit geöffnetem Rachen angähnen. Unsre deutschen Soldaten badeten grade in nächster Nähe, ihr Plätschern mochte den Dickhäuter geweckt haben. Es war eine rechte Überraschung, aber schnell gefaßt rief einer unsrer Braven mit erhobener Faust (Handschuhnummer 16): „Komm nur an, Du, wenn Du Backpfeifen besehen willst!“ worauf der grunzende Riese untertauchte und verschwand.

Die beschauliche Ruhe des Behemoth wird hier wohl nicht oft gestört, denn obgleich heute Markttag ist, sehen wir einstweilen keine Boote, außer den unsrigen, in der Bucht von Korata.

Früher muß hier das Leben und der Verkehr lebhafter pulsiert haben. Denn es ist eine Stadt, die wir nun betreten, die langen Gartenmauern, die hochaufgebauten, zum Teil sehr malerischen Torwege, die großen, solide aus Stein gefügten Häuser sind für Abessinien, das Land der Strohhütten, geradezu überraschend und zeugen, wenn auch nun verfallen, vom Fleiß und Wohlstand der früheren Bewohner. Korata war eine Freistätte und stand unter eignem geistlichen Regiment, befreit von den Steuerlasten der Provinz. Arabische Kaufleute, die hier den an den südlichen Gestaden des Tanasees reichlich wachsenden Kaffee einhandelten, sollen der Stadt ihren baulichen Charakter gegeben haben. Der Abessinier ist ja kein Kaufmann und duldet daher gern fremde Händler in seinen Städten. Die handeltreibende Bevölkerung von Korata soll sich zum Teil nach Segi gezogen haben, dem Zentrum der Kaffeekultur am Tanasee. Aber der Handel selbst hat stark an Bedeutung verloren, da die neuerschlossenen Gebietsteile Harar und Kaffa weit edlere Kaffeesorten liefern. Die Verlegung der kaiserlichen Residenz aus Amhara nach dem fernen Süden von Schoa vollendete den Niedergang Koratas.

Wie einsam es in den Gassen ist! Die Hecken sind zu Baumreihen aufgewachsen, von wilden weißen Rosen durchrankt. Nur an

Strandpartie bei Korata

den Torwegen lungern ein paar Männer umher, die, lässig auf ihren Speer gestützt, als wir eintreten, ihre Toga in neue malerische Falten werfen; das ist, soweit wir sehen, ihre einzige Beschäftigung. Im Hofe finden wir freilich arbeitende Frauen, aber auch sie produzieren nicht, sondern schaffen nur für den ärmlichen Tagesbedarf. Aber welche Sisyphus-Arbeit! Sie reiben Mehl zwischen zwei flachen Steinen; es ist ja Fastenzeit, und in den 55 Tagen vor Ostern nährt sich der Abessinier fast ausschließlich von saurem Brot, Indjera. In jeder Haushaltung wird der ganze Mehlbedarf Tag für Tag durch Zerreiben von Korn mit der Hand hergestellt. Die Form und die Aufstellung der Mahlsteine ist genau dieselbe, die wir in altägyptischen Denkmälern dargestellt finden; vier Jahrtausende brachten nicht den kleinsten Fortschritt! Die Arbeit, welche in einer hygienisch sehr bedenklichen Hockstellung verrichtet wird, fällt allein den Frauen zu, deren sonst nicht unsympathische Figuren dabei entsetzlich rasch verblühen.

Durch die Zweige der Kaffeebäume glitzert der nahe See. Er ist fast 100 km lang und 65 breit; mehr als 1700 m über dem Meer liegt sein Spiegel.[1] Welch eine enorme Kraft schlummert in diesem riesigen Hochbassin! Aber niemand macht sie nutzbar. Nicht eine einzige Mühle treibt der Blaue Nil, der dem Seebecken entströmt, ja in ganz Abessinien, dem Lande der Quellen und Ströme, gibt es keine Mühle, abgesehen von der noch im Bau begriffenen Anlage Meneliks in Hulota-Gennet; Windmühlen, selbst die primitivsten Handmühlen sind noch unbekannt. So lassen die dortigen Herren der Schöpfung über der Mehlbereitung ihre Frauen körperlich und geistig verkommen.[2]

Wir treten in ein Haus. Die schmutzige Ärmlichkeit, das Fehlen jeglicher Andeutung von Komfort, ja jeglicher Möbel kontrastiert gegen die hochgewölbten, angenehm kühlen Räume, die für wohlhabendere Menschen geschaffen worden sind. Wie uns aber die Fliegen in den Höfen belästigen, so vertreiben uns aus den Häusern gewisse andre Insekten, die zwar nicht fliegen, aber sehr gut springen. So lassen wir uns denn von Sonnenschein und Seebrise gern wieder

[1] Die Meereshöhe des Tana nimmt man gewöhnlich mit Rohlfs zu 1755 m an, aber d'Abbadie fand 1860 m, Stecker, der Monograph des Sees, gar 1942 m. Meine eigenen Messungen ergaben einen Mittelwert, 1784 m. Ich maß an drei Tagen, am 9., 13. und 14. April zu verschiedenen Tageszeiten, die korrigierten Barometerstände differierten nur sehr unbedeutend (622,79 mm, 623,09 mm und 622,68 mm).

[2] Die Italiener haben in Asmara, der Hauptstadt ihrer Kolonie Eritrea, mehrere Windmühlen aufgestellt, welche vorzüglich zu prosperieren scheinen.

Altar in der Kirche des Inselklosters Manzur
Tanasee

hinauslocken. Die fruchtbeladenen Zweige der Kaffeebäumchen auseinanderbiegend, entdecken wir eine halb versunkene, moosüberwachsene Steintreppe, die uns wieder zum Ufer hinabführt. Zwischen den zernagten Blöcken der Klippen beugen uralte Bäume ihre Riesenäste zum Wasser nieder, Ruinen auch sie, doch begrünt von Lianen und epiphytischen Orchideen. Dort, im malerischsten Winkel liegen unsre Schilfboote.

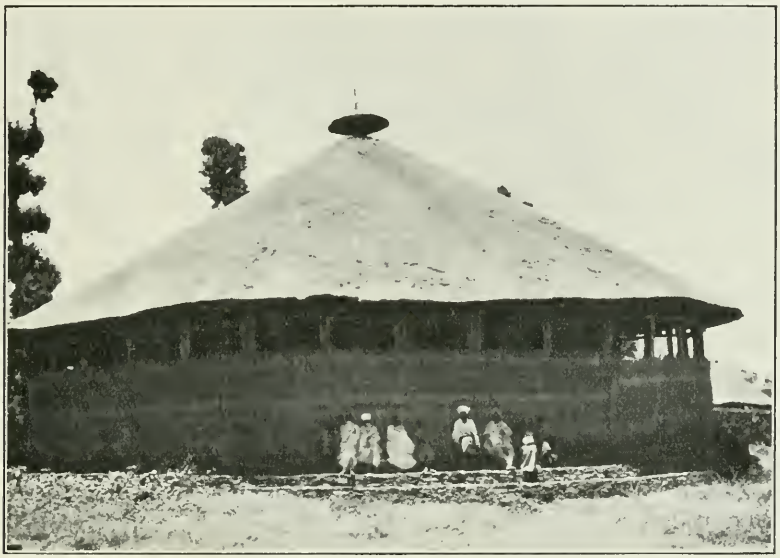
Etwa 1 km von der Küste entfernt winkt eine kleine Felseninsel, ganz von alten hohen Bäumen bedeckt, in deren Mitte das konische Dach einer abessinischen Kirche sichtbar ist. Die Fahrt hinüber dauert zwar fast eine halbe Stunde, aber die fremdartigen Vögel, die unsre Boote begleiten oder uns von den schwarzen Basaltklippen aus neugierig beäugen, vertreiben uns die Zeit. Da sind feiste Gänse mit brandrotem Gefieder, zierliche schlanke Reiher, teils schneeweiß, teils schwarzblau, und Schlangenhals-Vögel (Plotus Levaillantii), die nur, wo sie sich völlig unbeobachtet glauben, wie andre Wasservögel auf dem Wasser schwimmen, in der Nähe des Menschen aber soweit untertauchen, daß ihr großer Körper verschwindet und nur der Schlangenhals mit dem kleinen Kopf sichtbar bleibt. Unbeweglich sitzen die Kormorane auf den niedrigen Klippen und spähen nach Fischen, die sie mit bewundernswerter Sicherheit erhaschen.

Die Insel Manzur oder Manso, eine etwas größere Basaltklippe, hat etwa hundert Schritt im Durchmesser und ist nur von den Mönchen des Klosters bewohnt. Ihre ärmlichen Hütten sind unter den Bäumen des Kirchenhaines zerstreut. Die Mönche mit ihren gelben Ledermänteln, die sie vielleicht noch seltener ablegen als der galizische Hausierer seinen schwarzen Kaftan, geleiten uns durch ein altes, hübsches Tor in die Kirche, einen Rundbau mit doppeltem Umgang um das Allerheiligste; die äußere Galerie ist durch Rohrmatten geschlossen, die innere mit bunten Fresken in byzantinischem Stil ausgemalt. Das Allerheiligste, das der Cella des antiken Tempels entspricht, zeigt man dem Fremden nicht, doch glauben wir im Vorbeigehen zu bemerken, daß es das allerschmutzigste ist, denn schmutzig ist auch alles übrige.

Solcher Inselklöster gibt es im Tanasee mehrere Dutzend, von welchen viele freilich seit der Invasion der Derwische nur noch Ruinen sind. Wie die Anachoreten der thebaischen Wüste, so leben auf diesen kleinen Inseln die abessinischen Mönche in Weltabgeschiedenheit und gottwohlgefälliger Vernachlässigung aller Arbeit und Reinlichkeit. Im Schatten ihrer alten Bäume sitzen sie und lesen

täglich stundenlang ihre schöngeschriebenen Pergamentbücher. Der Psalter, den sie „David“ nennen, die Wunder der Maria, seltener das Evangelium, das ist ihre tägliche Lektüre, ihr einziger Luxus ein Roßschweif als Fliegenwedel.

Im Schatten einer Sykomore, die mit ihren Riesenästen etwas unbescheiden einen stattlichen Teil der kleinen Insel überspannt, genießen wir noch die Aussicht. Die nördliche Hälfte des Horizontes bildet der See, dessen jenseitige Gestade man nicht mehr erkennen



Kirche in Korata (Photographie C. Bosch)

kann; auch die Gruppe der Dek-Inseln ist von unsrem niedrigen Standpunkt kaum zu sehen, obwohl sie sich 150 m über den Seespiegel erheben. Aber im Süden bietet die Bucht von Segi desto freundlichere Bilder. Rechts steigt die hübsche Pyramide des Segiberges wie eine Insel aus den blauen Wellen, ein breiter schwarzgrüner Streifen zur Seite wird von den Urwäldern Bahr-Dars gebildet, durch welche sich der Abai seinen Weg bahnt, und darüber winken die fernen Berge Godjams, der runde Rücken des Adiama, der zweigipflige Amidamit.

Unsre Ruderer mahnen zum Aufbruch: der Mittag naht, der Seewind wird sich erheben. Dann wirft der Tana Wellen, denen die Schilfboote nicht gewachsen sind. So nehmen wir denn von den Mönchen Abschied und lassen uns nach Korata zurückrudern. Dort

hat sich inzwischen an der Bucht, auf den Wiesen unterhalb der Kirche ein ungewohntes Treiben entwickelt; es ist ja Markttag, und die Kunde von der Anwesenheit unsrer großen Karawane hat manchen Verkäufer herangezogen. Aber unsre Dolmetscher bemühen sich umsonst Gerste einzukaufen; für die Maultiere gibt es hier bloß getrocknete Kichererbsen, denn wir befinden uns, trotz unsrer Höhe von fast 1800 m, im Tiefland, der K'olla, wo man keine Gerste anbaut. Glücklicher ist unser Koch bei seinen Einkäufen: außer Hühnern, Eiern und andrem Küchenbedarf bringt er frische Fische und zwei Körbe voll Pfirsichen mit, die zwar klein und hart sind, und doch mit Freuden begrüßt werden; auch Limonen gibt es in Menge, sie sind klein aber saftreich, und aus einigen grünen Pomeranzen, die man noch in den verwilderten Gärten Koratas findet, läßt sich eine köstliche aromatische Limonade bereiten.

Markt bei Korata (Photographie C. Bosch)

Am 11. April setzten wir unsre Wanderung nach Norden fort. Zwei Stunden lang ging es über freundliche Hügel und durch lichten Wald, in dem uns namentlich die prachtvollen Korallenbäume (Erythrina tomentosa) entzückten. Haben sie ihren Namen von den korallenroten Blüten, die sich in dichten Knäueln vereint so wirkungsvoll von den silbergrau behaarten Blättern abheben, oder von den

Böhnchen, die in sonderbaren rosenkranzförmigen Hülsen reifen und brennendrot gefärbt sind bis auf einen tiefschwarzen Fleck am Nabel? Bruce hat den Namen Kuara für den Baum und Karat für die Bohne überliefert. Er meint, daß die Negerstämme am Westrand Abessiniens, wo man viel Gold fand, die Erythrina-Böhnchen als Gewichte zum Abwägen des Goldstaubes verwendet haben, und daß hiervon das arabische „Karat" herkomme. [Das erstere mag richtig sein, das letztere ist zu bezweifeln.[1] Ein andrer schöner Baum ist Milettia ferruginea, dessen Laub oberseits blaugrün, auf der Unterseite rostbraun behaart ist; die Blüten sind lilarot, die Böhnchen dienen, ähnlich wie die bei uns bekannten Kokkelskörner, gepulvert zum Betäuben der Fische. Am Tanasee wird unser Baum auch angepflanzt, offenbar von den Fischern. Man hat noch ein zweites Fischgift, die Samen eines Wollkrautes (Verbascum Ternacha).

Bald sahen wir uns wieder am See, der hier eine wundervolle Bucht bildete. Zwischen den waldigen Hügeln, die wir überschritten hatten, und einem freistehenden Basaltklotz mit fast senkrechten Felsenwänden plätscherte der See an ein Ufer, das die üppigsten Wiesen, die malerischsten Baumgruppen umrahmten. Und jenseits schlossen drei kleine Inselchen die Bucht, von alten Bäumen bedeckt, aus deren breitem Geäst drei Klosterkirchen hervorlugten. Die berühmteste von ihnen ist dem heiligen Fassil (Basilides) geweiht, der im September nicht einen, sondern zwei Tage hat.

Wir wendeten uns landeinwärts und verloren den See bald völlig aus den Augen. Vor uns breitete sich die Landschaft Fogera, eine Ebene von 30 km Länge und, in der Mitte, 20 km Breite, welche den Tanasee so wenig überragt, daß die beiden Flüsse Gumara und Reb 1—2 Stunden weit im Lande bereits stehendes Wasser führen, wie die Grachten Hollands. Sumpfgräser und torfiger Boden lassen auf zeitweilige Überschwemmung schließen. Die Bewohner dies Gebietes sind, außer einzelnlebenden Woitu, Nomaden, die dem Namen nach Christen sind, aber keine Kirchen haben. Wo sie im Inundationsgebiet weilen, errichten sie nur kleine puddingförmige Strohhütten, die im Kreis um eine gemeinsame Feuerstelle stehen und dieser alle die Türöffnung zuwenden. In größerer Entfernung vom See, wo die Gefahr der Überschwemmung geringer ist, bauen sie etwas solidere Hütten aus Rohr und Reisig; Wohnungen und Speicher stehen nicht selten auf Pfahlrosten erhöht. Die Fogera-Nomaden scheinen

[1] Man leitet das Wort Karat gewöhnlich von dem griechischen Keration ab, der Bohne des Johannisbrotbaumes, Ceratonia Siliqua, und diese Etymologie ist, wie mir H. Professor Brockelmann in Königsberg mitteilt, gut begründet.

durchschnittlich kleinere Menschen zu sein, als die Umwohner; sie leben vorwiegend von Viehzucht, beginnen neuerdings aber auch den fetten Boden der Ebene zu bebauen.

Wir durchritten das Flüßchen Gumara[1] etwa 10 km oberhalb seiner Einmündung in den See. Das Wasser zeigte keine Bewegung und reichte unsren Maultieren fast bis an den Widerrist, so daß wir tüchtig naß wurden. Am nördlichen Ufer schlugen wir das Lager auf, inmitten hohen, trockenen Grases. Da wir auch heute wieder in der Ferne Rauchwolken bemerkten, gaben wir gut acht, um nicht selbst von einem Präriebrand überrascht zu werden. Gegen Abend wälzte sich das Feuer wirklich von Westen her in einer Frontlinie von gewiß 2 km gegen uns heran, bald in Mulden scheinbar verglimmend, bald von der Seebrise sprungartig vorwärts getrieben. Wir ließen daher, bevor es dunkel wurde, eine Schutzzone schaffen, die unsre Abessinier geschickt durch Abbrennen eines langen Wiesenstreifens herstellten, so daß wir uns ohne weitere Besorgnis zu Tisch setzen und nachher schlafen legen konnten.

Auch am folgenden Tag marschierten wir noch in völlig ebenem Land, das außer der Jagd nichts Interessantes bot. Es gab hier viele Stelzvögel, namentlich Kraniche, Edelreiher, auch Kiebitze und Strandläufer. Bald erreichten wir den Fluß Reb, an dem wir aufwärts zogen, bis wir eine bequeme Furt fanden; der gewöhnliche Übergang bei Ssavisaber sollte, wir hörten, zurzeit unbenutzbar sein.

Von unsrem Lager am Reb sahen wir am Fuß malerischer Berge im Norden Ifag, früher eine größere Stadt, jetzt nur ein dürftiges Nest, in welchem gerade Wochenmarkt abgehalten wurde. Bei Ifag, das auch Eifag genannt wird, bestand eine bedeutende Weinkultur, die 1855 der Traubenkrankheit erlag, jenem Meltau (Oidium oder Uncinula Tuckeri), der ein Jahrzehnt früher aus Amerika in Europa eingeschleppt war. Nach der Vernichtung des Weinbaues in Abessinien bediente man sich zur Herstellung des Meßweines getrockneter Trauben aus Ägypten, die mit Wasser übergossen wurden. Nicht minder berühmt war Ifag als Badeort, denn es gibt mehrere Mineralquellen in der Nähe, die, wenigstens solange das nahe Gondar Hauptstadt war, stark benutzt wurden.

Im Südosten hatten wir höhere, aber weniger schroffe Berge vor uns. Dort liegt in fast 3000 m Meereshöhe Debra Tabor, die Hauptstadt von Begemeder, überragt vom Guna (4280 m), den unser Lands-

[1] Gumara ist der amharische Name des Nilpferdes. Ortsnamen, welche von Tieren und Pflanzen hergeleitet sind, werden ohne Anhängesilbe gebildet, z. B. Schola = Sykomore und Sykomorenort, Schankora = Zuckerrohr und Zuckerdorf etc.

mann Heuglin (1862) bestiegen hat. Nach dem Fall Gondars war Debra Tabor vorübergehend auch kaiserliche Residenz; in der Nähe siedelte Theodor unsre deutschen Landsleute an, die als Missionare kamen, vom Negus jedoch mit allerhand Kriegsvorbereitungen beschäftigt wurden. So mußten sie ihm Wagen bauen, die von Menschen nach Magdala getragen wurden — einen Fahrweg gab es ja nicht; so gossen sie dem Kaiser auch riesige Kanonen, die mit leidlicher Regelmäßigkeit beim ersten Schuß zersprangen. In Debra Tabor residiert gegenwärtig der Schwiegersohn Kaiser Meneliks, Ras Guksa, dessen Gemahlin unsren Arzt zu konsultieren beabsichtigte. Die Herrschaften waren uns einen Tagemarsch weit entgegengekommen und lagerten ein paar Stunden Reitens von uns. Unser Gesandter schickte tags darauf die Karawane weiter und besuchte den Ras und seine Gemahlin, nur von den offiziellen Mitgliedern der Gesandtschaft, dem Arzt und dem Kantiba Gebru begleitet. Die Konsultation fand in der Weise statt, daß der Kantiba, als Vertrauter des kaiserlichen Hauses, den Dolmetscher machte, selbst durch einen Vorhang von der hohen Patientin und dem Arzt getrennt. Wir hoffen, daß die Prinzessin, deren Gäste wir in Gennet waren, ihr Wohlbefinden wiedergefunden haben möge, und daß ihr kaiserlicher Vater, der sie zärtlich liebt, keinen Grund weiter zu Besorgnissen hat. —

Inzwischen waren wir nach Westen abgezogen und hatten nach einigen Stunden den Tanasee wieder erreicht. Wir folgten seinen lieblichen Gestaden in nördlicher Richtung und schlugen gegenüber der Klosterinsel Matraha, hart am Ufer des Sees, das Lager auf. Abends kam unser Gesandter mit den übrigen Herren nach. Die Bucht von Matraha wüßte ich nur mit Pozzuoli und Bajä zu vergleichen; die Verhältnisse sind zwar geringere, aber die Landschaft bietet vielleicht noch mehr Abwechslungen und reizvolle Überraschungen. Hier gefiel es uns so gut, daß wir uns am folgenden Morgen nicht zum Aufbruch entschließen konnten; statt dessen unternahmen wir eine Kahnpartie nach der Insel Matraha, die noch von den Mönchen des einst hochberühmten Klosters bewohnt wird, obwohl die Kirche im Jahr 1888 von den Derwischen oder Mahdisten ausgeplündert und zerstört worden ist. Seit Jahrhunderten pflegten die Fürsten und Reichen des Landes in Kriegszeiten ihre wertvollste Habe in die Inselklöster des Tana zu flüchten, hier fanden auch die heiligen Bücher und die Kalligraphen, welche jene herstellten, jederzeit eine Zuflucht. Aber von literarischen Schätzen dürfte jetzt blutwenig mehr zu finden sein. Zuerst hat der Negus Theodorus die Klöster geplündert, indem er von überall her die wertvollsten Hand-

schriften nach seiner neuen Residenz Magdala schaffen ließ, wo sie dann Lord Napier in die Hände fielen. So sind diese Werke für Abessinien verloren gegangen, aber wenigstens für die europäische Wissenschaft gerettet worden. Was aber noch zurückgeblieben war, wurde von den Mahdisten verbrannt.

Gerade Matraha war berühmt als Pflegestätte der religiösen Wissenschaften. Die Klosterkirche war aus Stein aufgeführt und mit Stukkatur versehen — sie soll von den Portugiesen erbaut sein. Heute stehen nur noch geborstene Mauern, auf denen sich allerhand Kraut und Unkraut angesiedelt hat; halbverkohlte Baumstämme ragen traurig in die Luft. Das Grab des Kaisers Jasus des Großen, der hier die letzte Ruhe fand, ist verschüttet; er war einst einer der glänzendsten Fürsten des äthiopischen Landes, doch sein eigner Sohn stieß ihn vom Thron und ließ ihn auf der Insel Dek, in deren Asyl er sicher zu sein glaubte, ermorden. Die Leiche wurde später nach Matraha überführt. Die Sakristei daneben ist notdürftig wieder ausgebessert worden; dort bewahren die Mönche die wenigen Manuskripte auf, die sie der Zerstörung durch die fanatischen Mohammedaner entziehen konnten. Zwischen den zerfallenden Mauern wankten gebrochen einige Greise umher, die all die Schrecken jener Tage des Zorns mitgemacht haben.

An einer Stätte, wo Barbaren eine ihnen unverständliche Kultur zerstört haben, beschleichen uns leicht düstere Gedanken. Aber der Besucher Matrahas kann ihnen nicht nachhängen, allzu freundlich spricht ihm die liebliche Natur Trost zu. Im Halbkreis umziehen drei Bergreihen, eine höher als die andre, die nahe Bucht, teils von goldigem Präriegras bedeckt, darüber sich einzelne Riesenbäume oder bizarre Euphorbien erheben, teils dicht bewaldet, teils in rauhe Felsenhäupter zerborsten. Mitten aus dem Gewirr hebt sich freistehend ein Berg von der Form eines Zuckerhutes, eine jener „Ambas“, die im Norden Abessiniens so häufig sind. Obwohl fast senkrecht abfallend, sind ihre Wände doch von Sträuchern und selbst Bäumen besiedelt. Auf der andren Seite freilich sieht man nicht viel mehr als die endlose Fläche des Sees, der gerade hier seine größte Tiefe zu haben scheint: Rochet fand bei Matraha bei 197 m noch keinen Grund. Gleichwohl fehlt es nicht an kleinen Felseninseln, die Ambas unter Wasser darzustellen scheinen. Der schwarze Basalt ihrer unzugänglichen Klippen ist von einer kreideweißen Guanoschicht bedeckt, dem Produkt der Seevögel. Papyrus fehlt hier völlig, nur die südlichen Gestade des Tana sollen die wertvolle Pflanze produzieren.

Ruine der Klosterkirche Matraha
Tanasee

Die Tierwelt ist reich. Wir sahen hier namentlich viele Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus), die uns auf unsrer Kahnpartie neugierig begleiteten, obwohl wiederholt auf sie geschossen wurde. Während wir die Ruine von Matraha besichtigten, beäugte uns einer der Vögel ständig von dem hohen Mittelbau der Kirche, so kam er auch mit auf meine Photographie. Eine Sporengans (Plectropterus gambensis) wurde erlegt, ein großes, schönes Tier fast von der Figur eines Schwans; den Namen hat diese Art wegen des starken, scharfen

Abfahrt von der Klosterinsel Matraha (Tanasee)

Sporns an der Handwurzel der Flügel, einer nicht zu verachtenden Waffe. Der Insel gegenüber fand ich im Buschwald ausgedehnte Nilpferdwege, die eine gleichmäßige Breite von etwa 2 m hatten, ihre Höhe war jedoch so gering, daß ich nur stark gebückt darin gehen konnte. Ich denke mir, daß den Dickhäutern das Kratzen der Zweige über ihre Rückenschwarte angenehm ist, sonst würden sie dieselben wohl abreißen.

Am gleichen Ort, wo unsre grünen Zelte sich am lieblichen Gestade des Tana reihten, hatte schon einmal eine deutsche Gesandtschaft gerastet und die reiche Schönheit der Bucht genossen. Es war im Februar 1881, als Gerhard Rohlfs auf der Rückkehr von Debra Tabor Matraha besuchte, das er den schönsten Fleck Abessiniens

nennt. Damals waren Kirche und Kloster noch reich und stattlich, wenn auch die Lianen die alten Gemäuer und die prächtigen Bäume ringsum schon dicht umsponnen hatten. Wohl hatte Theodor auch Matraha gebrandschatzt, aber die ehrwürdigen Bauten fielen erst dem Fanatismus der Mohammedaner zum Opfer.

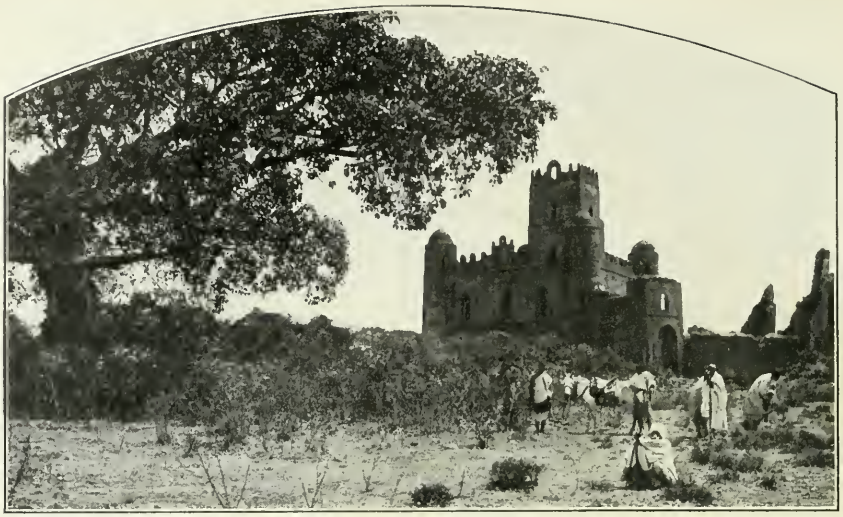
Doch schon zu Rohlfs' Zeiten tobte der Kampf zwischen Abessinien und dem Islam, dem Ägypten neue Gebiete eröffnen wollte. Der Negus Johannes richtete in seiner Bedrängnis an das Deutsche Reich, das nach dem Kriege von 1870/71 als erste Militärmacht Europas dastand, die Bitte um Intetvention in seinem Streit mit Ägypten. Kaiser Wilhelm schickte daraufhin eine Sondergesandtschaft nach Abessinien. Ihr Führer war Rohlfs, der erfolgreiche Afrikaforscher, der schon einmal, im Gefolge Lord Napiers, Äthiopien bereist hatte, damals, als Theodor in Magdala sein romantisches Ende fand.[1]

Gegen Mittag fügten wir uns doch der Notwendigkeit weiterzumarschieren. Nur zwei Tagereisen waren wir noch von dem altberühmten Gondar entfernt, wo wir einige Tage Aufenthalt haben sollten. Als wir aber auf der Höhe von Ferka-Ber (1885 m) noch einmal die riesige blaue Fläche zu unsren Füßen sahen, da schien der Abschied doch recht schwer. Drei schmale Landzungen erstreckten sich 8—10 km in den See, und jenseits der vierten Bucht erhob sich die schöne bergige Halbinsel Gorgora, die Chalkidike des Tana. Dort stehen im Urwaldgestrüpp die Ruinen alter Königsburgen, dort lebte Pedro Paëz mit der kleinen Schar opferfreudiger Missionare. Dort findet man in den Fels gehauen eine jener unterirdischen Kirchen, die man meist dem König Lalibala (um 1200 n. Chr.) zuschreibt, der sie von ägyptischen Bauleuten herstellen ließ.[2] Dort liegt auf einem Inselchen wohl das älteste aller Klöster im Tana, Debra Sina, das, vor der Invasion der Mahdisten wenigstens, zahlreiche steinerne Monumente enthielt, also wohl aus der aksumitischen Periode stammt. Nur 30 km trennten uns von Gorgora!

Wir wandten dem See den Rücken und trabten nach Norden. Bald umfingen uns die Akazienwälder von Dembea.

[1] Rohlfs hat seine Erlebnisse in zwei Büchern beschrieben: Mit dem englischen Expeditionskorps in Abessinien, Bremen 1869, und: Meine Mission nach Abessinien, Leipzig 1883.

[2] Ludolf, Historia æthiopica, Lib. II, Cap. V.



Der Richtplatz vor dem Kaiserschloß in Gondar

XVIII

DIE KAISERSTADT GONDAR

Man hört nicht selten behaupten, daß unser Heidelberger Schloß als Ruine stärker auf den Beschauer wirke, als wenn es nicht ausgebrannt und verwüstet worden wäre. Es mag sein, daß das richtig ist. Denn um die alten Mauern spinnt nicht nur der Efeu ein freundliches Kleid, auch unsre Phantasie umwebt sie und baut lustig aus den Trümmern das Schloß wieder auf, stolzer und glänzender als es einst war, bevor es dem Grafen Mélac zu herostratischer Unsterblichkeit verhalf.

Wenn ich an Gondar denke und den Eindruck, den seine Ruinen auf uns machten, so möchte ich glauben, daß auch diese Stätte durch die Zerstörung an ästhetischer Wirkung gewonnen hat. Die Stadt ist in den Jahrhunderten, während welcher sie Kaiserresidenz war, von vielen Reisenden besucht und geschildert worden. Aber diese Beschreibungen geben den Eindruck des heutigen Gondar nicht recht wieder, es fehlt ihnen etwas: die Poesie, die über den Trümmern vergangenen Glanzes ruht; denn die uns Gondar schilderten, standen noch unter der Einwirkung einer unerfreulichen Wirklichkeit, die der

Phantasie nicht gestattete ihre Zauberflügel zu entfalten. Heute aber ist Gondar eine tote Stadt, die ganz der Vergangenheit angehört.

Sie hat einen langen und schweren Todeskampf gehabt. Seit Fasiladas (1632—67), der Gondar aus einem Kastell zur Kaiserstadt machte, sank ihr Glanz allmählich herab. Immerhin entstanden noch bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts hin einzelne große Bauten, aber seit jener furchtbare Ras Mikaël von Tigre sich zum Majordomus aufgeschwungen hatte, verlor das Königtum von Jahr zu Jahr an Bedeutung, Macht und Mitteln. Die Burgen verfielen; die letzten Könige hausten fast bettelarm in den Ruinen, bis Theodorus sie verjagte (1854). Der neue Machthaber verlegte seine Residenz nach Magdala; eine bedeutende Entvölkerung Gondars war die Folge. Und doch behauptete die Stadt sich in ihrer alten Stellung, zumal auch Magdala mit Theodorus fiel (1868), bis die Mahdisten die Abwesenheit des Kaisers Johannes zu jenem verhängnisvollen Beutezug benutzten, den König Takla Haimanot von Godjam nicht abzuwehren verstand (1888). Damals wurde Gondar von Grund aus zerstört, wie die Ufer und Inseln des Tanasees mit Feuer und Schwert verwüstet wurden. —

Zwischen dem See und der Stadt dehnt sich, allmählich ansteigend, ebenes Land, Dembea, ehedem eine der reichsten Provinzen Abessiniens. Da Gondar auf drei Seiten von unwirtlichen Berglandschaften umgeben ist, so hatte Dembea für die Stadt eine besondere Bedeutung. Die Fürsten und die Reichen hatten hier ihre Landsitze, der Bauernstand prosperierte, in allen größeren Orten gab es auch Handwerker, die das jüdische Volk der Falascha stellte. Zudem war Dembea als die Kornkammer der Hauptstadt von den drückendsten jener Lasten befreit, unter denen die andren Provinzen seufzten, namentlich der Einquartierung und Verpflegung der Truppen.

Heuglin noch hat uns dies Dembea geschildert (1862); wir fanden auf unsrem ganzen Weg kaum einen Acker mehr, kaum eine Hütte. Von dem Boden hatte, seit keine Bewässerung mehr geübt wird, dorniges Akaziengestrüpp Besitz genommen. Die große Heerstraße von ehedem war zum engen Pfad geworden, an einigen Stellen mußte uns die Axt den Durchgang öffnen. Das mächtige Felsenbett des Gumara-Flusses, der wiederum seinen Namen von den Nilpferden hat, fanden wir ganz leer; nicht einmal soviel Wasser gab es unter den Uferfelsen, daß wir hier hätten lagern können. So zogen wir bis Minzero weiter, wo ein kleiner Bach (1907 m) uns notdürftig mit Wasser versah; für unsre Maultiere gab es auch hier so gut wie gar keine Weide. In der Nähe sahen wir die Ruinen

von Serbugsa,[1] den Ort der mehrtägigen Kämpfe, die Bruce mitgemacht und so ungemein anschaulich geschildert hat.

Nicht weit von Minzero erhebt sich ein steiler Hügel, dessen Spitze die Ruinen einer großen Kirche trägt. Wir bahnten uns mühsam einen Weg hinauf und wurden durch einen schönen Ausblick auf Dembea und den Tanasee belohnt. Neben der Kirche steht, gleichfalls stark verfallen, ein Wachtturm, den wir auf einer recht bedenklichen Treppe erstiegen. Beide Bauwerke gehörten zu dem Ort Tadda, der von mächtigen Mauern mit Zinnen und Türmen umgeben ist; wir fanden ihn verlassen. Ich vermute, daß Tadda von den Nachkommen der portugiesischen Musketiere erbaut ist, die Christoforo da Gama 1543 gegen Mohammed Granj nach Abessinien führte; die 450 Musketiere fielen alle im Kampf, aber die Familien, die sie im Lande begründet hatten, hielten sich noch lange in der Provinz Dembea.

Je mehr man sich der alten Hauptstadt nähert, desto rauher und unfreundlicher wird die Gegend. Der Buschwald weicht niedrigem, häßlichem Gestrüpp, die Wege, wenn man die öden Steinhalden überhaupt Wege nennen kann, sind selbst für Abessinien erbärmlich. Zum Glück steht noch die steinerne Brücke über das Flüßchen Magetsch, das wir in einer tief eingerissenen Schlucht zu überschreiten hatten. Aber der Übergang über das nächste Flüßchen, Angareb, war durch Ufereinstürze so schwierig geworden, daß wir hier eine ganze Weile festsaßen, angesichts der ersten Häuser der einst so glänzenden Hauptstadt!

Wir folgten dann dem Bache Kaha aufwärts und fanden an dessen linkem Ufer einen großen aber vollständig verlassenen Stadtteil, Islam-Bed, das Mohammedanerquartier, in Gondars Blütezeit das Geschäftsviertel der Stadt. Die Häuser sind eingestürzt, die engen Gassen von Geröll erfüllt. Durch das Gewirr führt eine mit riesigen Platten gepflasterte Heerstraße nach einem kleineren, gleichfalls vollkommen zerstörten Stadtteil jenseits des Kaha: Falascha-Bed, dem Judenviertel, wo die Handwerker wohnten. Rechts steigt der Stadtberg, den nur die Christen bewohnten, steil an. Wir ließen unsre Karawane im Tal weiter ziehen und ritten hinauf.

Ein halsbrecherischer Pfad bildet auf dieser Seite den einzigen Zugang zu der großen Stadt. Gondar, das unzählige Male von Handstreichen rebellischer Fürsten bedroht war, besaß, trotz seiner festen Lage, eine Ringmauer, von der jedoch nur einzelne Teile erhalten sind; innerhalb der Stadt schützten sich die meisten Quartiere

[1] Serbraxos bei Bruce, eigentlich Serba Kristos, d. h. Grab Christi.

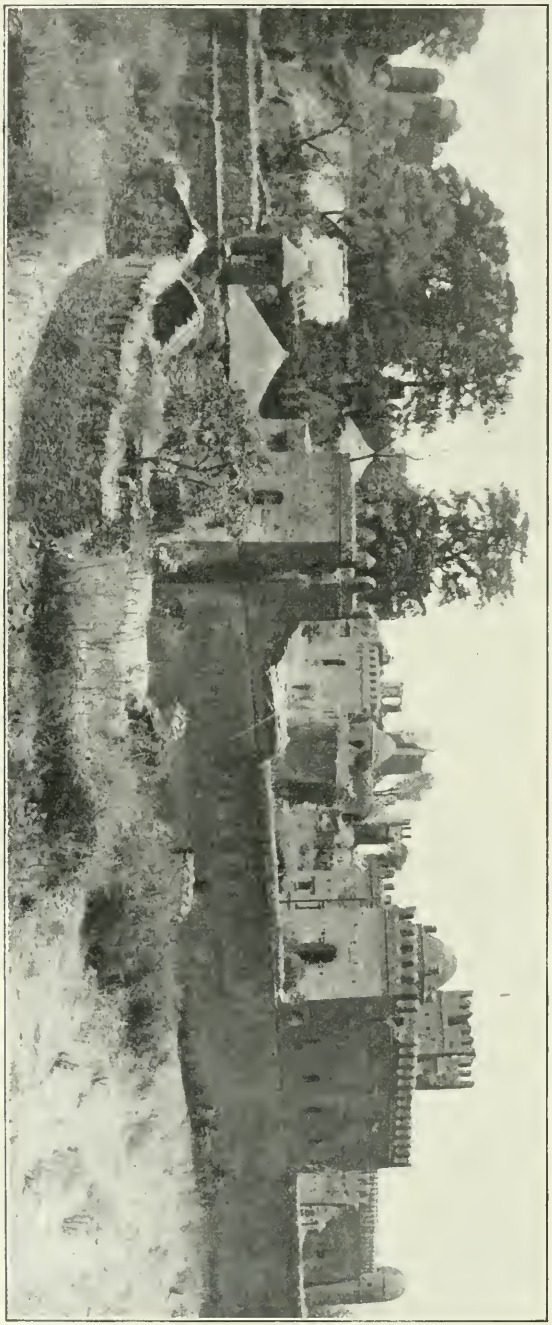
durch eigene Mauern. Wir gelangten zunächst in mühseliger Kletterei über Felsen und Trümmer zum Marktplatz, der zu unsrer Überraschung von einer wogenden Menschenmasse eingenommen war, so daß wir kaum durchkommen konnten. Die Zufuhr an Lebensmitteln und andren Waren war freilich sehr geringfügig, aber der Wochenmarkt bedeutet für die Stadt und ihre Umgebung anscheinend das einzige Amüsement und wird vorwiegend von Nichtstuern beider Geschlechter besucht. Die zweistöckigen Häuser der Nachbarschaft sind zwar verfallen und ohne Dächer, aber die Untergeschosse beherbergen doch einige T'etsch-Wirte, die an Markttagen starken Zuspruch haben.

Weite, wüste Plätze, auf denen man unter Disteln und Dornen nicht viel mehr bemerkt als die Fundamente zerstörter Häuser, trennen das Marktviertel von dem auch jetzt noch leidlich bewohnten Etschege-Bed, das den Namen von dem Etschege hat, einem Kirchenfürsten, dem die geistlichen Kongregationen und das Vermögen der Klöster untersteht. Dieses Quartier, dessen Strohdächer zum Teil recht malerisch aus Ruinen und grün überwachsenen Mauern aufragen, von einigen schönen, alten Bäumen beschattet, galt als politische Freistätte. Die angesehensten Leute Gondars hielten sich hier Wohnungen, die sie als Zuflucht benutzten, wenn eine feindliche Partei die Stadt beherrschte. Aber mächtige Fürsten, wie zuletzt Kaiser Theodorus, achteten das Asylrecht des Etschege nicht, und gegenwärtig sind die Freistätten, deren es in Abessinien viele gab, fast ausnahmslos aufgehoben.

Hohe und meist wohl erhaltene Mauern umwehren gegenüber im Umfang von fast einer halben Stunde den Gemp, die Burg der Kaiser. Im Vorbeireiten gewahrten wir die Ruinen halbeingestürzter Hallen und Bogengänge, über die sich zwei vieltürmige Schlösser erhoben; andre wohlerhaltene Bauten von bedeutenden Abmessungen bildeten die malerische Nordfront des Burgbezirkes.

Wir schwenkten nach links durch ein altes Tor, das einzige, das sich erhalten zu haben scheint, in das Tal des Kaha, wo unsre Karawane sich sammeln sollte. Einen weiteren Stadtteil, Abuna-Bed, ließen wir zur Rechten; er ist jetzt durch unbewohnte Halden von der Stadt getrennt, aber im Kranz eigner Mauern geborgen. Hier hielt in den Tagen des Glanzes der Abuna, das koptische Oberhaupt der abessinischen Landeskirche, prächtigen Hof. Die nächste Anhöhe krönt ein kleines festes Schloß, der Mikael-Gemp, die Burg des Bidwudet, des ersten Beamten am Kaiserhof.[1] In dem weiten Wiesental

[1] Als Erbauer wurde uns ein Ras Wolda Georgis genannt, von dem ich sonst nichts weiß.



Nordfront des Gemp in Gondar

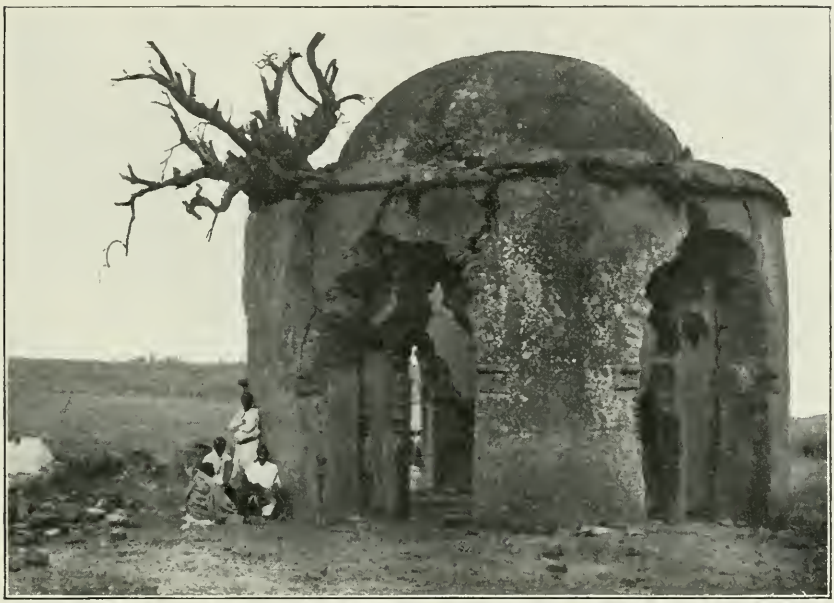
des Kaha liegen von schönen heiligen Hainen umgeben die Kirche des Fasiladas und das Kloster Lyd'heta; die Höhe dahinter schmückt der schönste Fürstensitz Gondars, das Schloß Koskam, das eine feinsinnige Kaiserin, die Itegeh Mantöwab, zwischen 1760 und 1770 ausgebaut hat.

Bei der Kirche des Fasiladas, die eine hohe Mauer mit kuppeltragenden Türmen umgibt, lagerten wir. Unser Empfangszelt stand im heiligen Hain selbst, zu dem eine breite Bresche der Mauer Zugang gewährte. Wir beschlossen, hier zwei Tage zu rasten.

Zwei Tage! Der kurze Ritt durch die Stadt hatte in uns den Wunsch geweckt, genaueres über die großen Baudenkmäler zu erfahren, die in Äthiopien nicht ihresgleichen haben. Was wir aber in der Literatur über die Baugeschichte Gondars fanden, ließ manche Frage offen. So begrüßte ich es mit Freuden, daß uns unser Reisegenosse

H. Gebru, der als ehemaliger Kantiba (Gouverneur) von Gondar dort noch viele Beziehungen hatte, die Bekanntschaft eines alten Gelehrten vermittelte, welcher uns im Lager besuchen und von dem alten Gondar erzählen wollte. Eingehendere Nachforschungen waren bei der Kürze der Zeit nicht möglich.

Gondar besaß bis zu seiner Zerstörung durch die Derwische eine Art Hochschule, in der neben Theologie und Rechtskunde, neben Musik und Tanz, Malerei und Kalligraphie auch Landesgeschichte



Das Denkmal des Hengstes Suwiel bei Gondar

getrieben wurde. Der alte Gelehrte war dort Lehrer gewesen, ich durfte also hoffen von ihm brauchbare Aufschlüsse zu erhalten. Was er uns aber mitteilte, war nur Lokaltradition und voll von ersichtlichen Irrtümern. Doch war die Form, in der er berichtete, so anziehend, daß ich seine Erzählungen hier wiedergeben möchte.

Inmitten unsres Zeltlagers, auf der Wiese bei der Kirche des Fasiladas, stand ein kleiner Rundbau; vier offene Bogen trugen eine gewölbte Kuppel, in den geborstenen Mauern des Gesimses hatte sich eine verkrüppelte Sykomore eingenistet. Die Ruine bot ein schattiges, ruhiges Plätzchen; darum hatten wir hier für den angekündigten Besuch aus Gondar einen bequemen Sitz aus Polstern und bunten Pantherfellen bereitet. Von seinen beiden Söhnen ge-

stützt und geführt erschien der alte Herr, mehrere frühere Schüler begleiteten ihn, darunter zwei Angehörige des entthronten Kaiserhauses, denen der Negus Menelik eine kleine Staatspension zukommen läßt. Die ganze Gesellschaft ließ sich nieder und wurde zunächst mit Kaffee bewirtet, der in würdigem Schweigen genossen wurde. Wohl zehn Minuten mußte ich meine Neugierde zügeln, endlich durfte ich mit meinen Fragen beginnen — der Kantiba Gebru machte freundlichst den Dolmetscher —; systematisch, wie der Deutsche einmal ist, erkundigte ich mich zunächst nach der Geschichte des Gebäudes, in dem wir uns befanden.

„Man sagt uns," erwiderte bedächtig der Greis, „dies sei das Grabmal eines guten Pferdes, das Johannes den Gerechten im Kampf gegen die Ungläubigen trug. Aber der Kaiser fiel bei Sennaar im Sudan und Suwiel, sein Hengst ward Beute der Moslim. Doch so sehr sie ihn pflegten, er wurde von Tag zu Tag magerer. Da erbot sich ein fremder Mann das Pferd wieder gesund zu machen; es war Ato Jasu, des Kaisers Sohn, der sich verkleidet in die Stadt der Feinde geschlichen hatte, um das Roß seines Vaters wiederzugewinnen. Und er fütterte es nicht mit Gerste, sondern mit Blutholz, er tränkte es mit Honigwein statt mit Wasser, und bald war Suwiel wieder so schön und stark wie ehedem. Doch als der Sultan nun den Hengst reiten wollte, ließ dieser ihn nicht aufsitzen. Erzürnt befahl der Moslim das Tier zu töten, und nur mit Mühe gewann der verkleidete Jasu die Erlaubnis es vorzureiten. Kaum aber fühlte Suwiel den Sohn seines Herrn auf seinem Rücken, als er ihn mit Windeseile davontrug, der Heimat zu.

„Doch die Mohammedaner verfolgten Jasu, und dieser, des Weges wenig kundig, geriet auf eine Amba (Plateauberg), die mit furchtbaren Felswänden zum Tal abfiel. Und näher kamen die Verfolger. Da, in der höchsten Not, setzte der Hengst mit gewaltigem Sprung in die Tiefe hinab und rettete so den kühnen Jasu; und nicht eher hielt er im rasenden Lauf ein, als bis er den Stadtberg von Gondar vor sich hatte. Hier, auf dieser Wiese, durch die drei klare Bäche strömen, brach der Hengst tot zusammen. Jasu aber, den sein Volk zum Kaiser ausrief, baute dem treuen Roß dieses Grab." [1]

[1] Ich finde dieses Gebäude nur bei Heuglin, Reise nach Abessinien, Jena 1868, erwähnt. Man sagte dem Verfasser, es sei dem Andenken eines Streitrosses geweiht, das dem Negus Kaleb gehört habe. Dieser lebte aber lange vor der Gründung Gondars. Mir erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß das Mausoleum von Jasus dem Großen (1682—1706) erbaut ist, dem Sohn des Kaisers Johannes. Dieser starb nicht in Sennaar, sondern in Gondar, Jasus aber kämpfte wiederholt im Sudan.

„Ato Jasu," fuhr der Alte nach einer Weile fort, „war der Sohn des besten Fürsten, den unser Land gehabt hat, Johannes des Gerechten. Dieser wollte sich nicht, wie die andern Kaiser, vom Zehnten der Armen ernähren. Allein, zu Fuß, ging er aus dem Schloß von Gondar, und hier, unter den alten Bäumen, die sich über jene zerfallene Mauer neigen, baute er sich eine Hütte. Und nun webte er Teppiche und Mäntel, durch deren Verkauf er sich seinen Lebensunterhalt gewann. Wenn aber Freunde ihn besuchten, so unterbrach er seine Arbeit nicht, sondern schaffte doppelt fleißig, um auch für die Gäste Speise und Trank zu haben. Er war ein gerechter Richter und sein Volk liebte ihn wie einen Vater."

Mir stiegen bei dieser Erzählung ein paar Fragezeichen auf, die ich unbemerkt zu verschlucken gut befand. Es freute mich aber zu hören, daß der Kantiba den frommen Kaiser als „Presbyter Johannes" bezeichnete, worin offenbar Reste jener merkwürdigen Sage des Abendlandes zum Ausdruck kamen, über welche wir unten zu berichten haben werden.

Durch die offenen Bogen des Mausoleums blickten wir nach dem nahen Garten hinüber, in dessen Schatten Atze Hannes wie ein Klausner gehaust haben sollte. Die Mauer, durch malerische Kuppeltürme gegliedert, umschloß den heiligen Hain, aus dessen Mitte nur der Giebel der Fasiladas-Kirche hervorragte, eines etwas schweren Quaderbaues, der ganz in dem verwilderten Park versunken zu sein schien. Die Kirche steht nämlich in einem großen, künstlichen Bassin und ist, wenn das Wasser nicht grade ausgetrocknet ist, nur mittels einer hohen Bogenbrücke zugänglich. Geschmackvolle Galerien umgeben im Rechteck den Teich, zu dessen Spiegel zwei Freitreppen, von Türmchen flankiert, hinabführen. Wie tausendfingerige Polypen umklammern die Celastrusbäume mit ihren Luftwurzeln das alte Gemäuer und ankern zusammen, was die Zeit auseinanderreißen möchte. Hohe, schweigende Koniferen, moosbewachsen, flechtenbehangen, umgeben rings den weihevollen Ort.

„Und wer hat diese Kirche gebaut und den Park angelegt?" fragte ich weiter. „Kaiser Fasiladas," antwortete man mir, „der Vater des Johannes. Doch nicht eine Kirche baute er, sondern ein Lustschloß, von Wasser, Schatten und Kühle umflutet. Die Reihe heiterer weltlicher Feste, welche dieser Ort sah, wurde nur einmal im Jahr von einer kirchlichen Feier unterbrochen, am Epiphaniastage, an welchem das ganze abessinische Volk durch die ‚Taufe des Kreuzes' symbolisch sein Taufgelübde erneuert. Dann war es schwer draußen auf den Wiesen am Kaha einen Platz zu finden, um noch ein weißes

Zelt aufzuschlagen. Aber mit Purpur waren die Galerien um den Teich überdacht, in dessen Mitte ein Floß verankert war, mit goldenem Baldachin. Hier sangen und tanzten die Priester nach alter Sitte. Wenn aber das Kreuz in das geweihte Wasser getaucht war, drängten Fürsten und Frauen in ausgelassener Freude zum Teich hinab und besprengten einander, ohne Rücksicht auf die Kostbarkeit ihrer Gewänder, mit Palmenwedeln und grünen Zweigen mit dem segenspendenden Wasser.[1] — Später, als wieder Armut Einkehr in Gondar

Am heiligen Hain des Fasiladas
Gondar

gehalten hatte, wurde das Wasserschloß in eine Kirche umgewandelt, die dem Patron des Gründers, dem heiligen Basilides, geweiht wurde. Dann haben die Derwische sie ausgebrannt.“[2]

„Auch jene Kirche auf dem kegelförmigen Bergvorsprung war einst ein Lustschloß Fassil's,“ fügte der ältere der beiden depossedierten Prinzen hinzu. „Dort in der Nähe habe ich mein Haus, das manches Andenken an meine großen Vorfahren birgt. Und von der

[1] Über den Brauch und die dabei übliche Ausgelassenheit berichtet Ludolf, Historia Æthiopica 1, Lib. 3, Kap. 6, 43; eine Schilderung aus neuerer Zeit findet man bei Bent, The sacred city of the Ethiopians, London 1893.

[2] Die Kontroversen über die Baugeschichte dieser Kirche sollen unten besprochen werden.

Höhe sehe ich über ganz Gondar, seine Schlösser, seine 44 Kirchen!“ — Leider blieb uns keine Zeit den Prinzen in seinem Heim aufzusuchen[1] und mit ihm die ehrfurchtgebietenden Ruinen des Schlosses und der Kirche von Koskam zu durchstreifen. Vom Tal gesehen erinnern die Bauten an eine stattliche Abtei; herrliche, uralte Bäume umrahmen die Giebel und Türme.

In der Erinnerung an den Glanz und die Macht seiner Vorfahren glühten dem Prinzen die Augen. „Ihr wart heute morgen dort oben,“ sagte er und wies nach dem Stadtberg hinauf, über welchen mit Zinnen und Türmen die imposanten Schloßbauten des Gemp ragten. „Auch das hat Fasiladas gebaut, hier hielt er mit den Großen des Landes prächtigen Hof. Vor den Mauern des Gemp ließ er die Abgesandten der tributpflichtigen Völker, namentlich die stolzen Tigrener, vor welchen viele amharische Fürsten gezittert hatten, warten, warten, manchmal monatelang, bis es ihm beliebte, ihre Abgaben in Empfang zu nehmen. Der Tribut, den sie brachten, verdarb; sie mußten neuen herbeischaffen, und wieder neuen und waren froh, wenn sie endlich in ihre Heimat zurückkehren durften. — Dort, an jenem Abhang, hieß Fasiladas den Abuna sein Haus bauen, und eine ganze Stadt entstand hier für die Priester und ihre Schüler. Zweimal hatte vordem ein Haupt der äthiopischen Kirche es gewagt, einen Kaiser in den Bann zu tun und seine Untertanen von dem Gelübde des Gehorsams zu entbinden; jetzt ward der Abuna des Kaisers Diener. Dort wohnte der Etschege, dort die Krieger, dort die Bürger; die Mohammedaner, die in Gondar Handel treiben wollten, die Falascha, die einst die Salomonische Dynastie vertrieben hatten, sie siedelte der Kaiser draußen an, im Tal am Kaha. Alles das hat Fasiladas gebaut, der zum reinen Glauben zurückkehrte, nachdem Sissenos (Susneos) König von Rom hatte sein wollen.“[2] —

Der Besuch des Gemp, den wir tags darauf ausführten, gab uns in der Tat ein Bild überraschender Größe. Durch eine Bresche in der Mauer betraten wir den weiten, verlassenen Schloßplatz, in dessen Mitte sich die Kaiserburg erhebt, ein trotziges Kastell mit vier Ecktürmen, mit Zinnenkranz und hohen, weiten Bogenfenstern, überragt von einer wuchtigen Warte. Geleitet von zwei alten Wächtern, denen der Schutz der Ruinen anvertraut ist, bahnten wir uns mühsam einen Weg durch Blumen und Disteln, stolperten über Mauertrümmer

[1] Heuglin (Reise nach Abessinien, Jena 1868) schildert (S. 218) einen Besuch in diesem Hause, dessen Besitzer damals Asfa Wosen war, vermutlich der Vater unsres Bekannten.

[2] d. h. römisch-katholisch geworden war.

und umgingen vorsichtig die gefährlichen Wölbungen halbverfallener Keller. Endlich standen wir am Fuß des Schlosses, im Schatten einer alten Arkade; vor uns reckten sich die ragenden Mauern. Das Erdgeschoß schien nicht mehr zugänglich, aber eine hohe Freitreppe führte, von duftendem Jasmin fast überdeckt, zu einer schweren Pforte empor. In der Fensternische daneben spielte ein Ichneumon und blinzelte uns mit seinen schlauen Äuglein furchtlos an, der einzige Bewohner der Kaiserburg; als wir die Treppe erstiegen, verschwand es im Gemäuer. Ein ungefüger Schlüssel kreischte in einem rostigen Schloß, die plumpen Türflügel drehten sich widerwillig in ihren Angeln. Wir traten in den Kaisersaal. Vorsicht! Der Fußboden des weiten Raumes ist eingestürzt, hat Erdgeschoß und Kellergewölbe durchschlagen, und schaudernd blicken wir in einen Abgrund, in dessen dämmernder Tiefe wir zersplitterte Balken, zertrümmerte Fliesen, Schutt und Fetzen gewahren.

An einer Schmalseite des Saales zieht sich ein Rest des Estrichs bis zu einer Tür hin, wie ein schmales Gesims; den Rücken, die Hände am Gemäuer, balancieren wir vorsichtig hinüber. Eins der Ecktürmchen bildet hier eine Nische voll Dämmerung und Modergeruch; am Fußboden bemerkt man noch Reste des Feuers, das man hier anzuzünden pflegte; den rauchgeschwärzten Mauern verleihen einige Stierhörner den einzigen Schmuck: einst mögen sie Speer und Schild des Kaisers getragen haben.

Das ist der Audienzsaal, in welchem Jasus der Große (Ato Jasu) am 10. August 1699 Poncet, den Gesandten Ludwigs XIV., empfing. Nach einer an Mühsalen und Gefahren reichen Reise war Poncet einige Tage zuvor in Gondar eingetroffen und hatte im Palast selbst Quartier erhalten. Als er sich von Strapazen und Krankheit ein wenig erholt hatte, beschied ihn der Kaiser zur Audienz. Man holte ihn aus seinem Zimmer ab, und nachdem er wohl durch zwanzig andere gegangen war, kam er endlich in einen Saal, wo der Kaiser auf seinem Thron saß.

„Dieser Thron, dessen Fuß von gediegenem Golde ist, stand im Hintergrunde des Saales in einem Alkoven“ (eben der Nische, in welcher wir grade weilten), „der mit einem von Gold und Lasur hellglänzenden Baldachin bedeckt war. Der Kaiser hatte ein seidenes goldbordiertes Kleid mit sehr langen Ärmeln und eine ebenso bordierte Schärpe an. Er saß mit bloßem Haupte und seine Haare waren sehr zierlich geflochten. Ein großer Smaragd funkelte auf seiner Stirne und gab ihm ein majestätisches Ansehen. Die Großen standen zu beiden Seiten aufrecht und in Reihen, die Hände kreuz-

Ruine des Kaiserschlosses im Gemp zu Gondar
Erbaut um 1650

weise übereinandergeschlagen, und beobachteten das größte Stillschweigen."

Noch tieferen Eindruck machte dem Gesandten die Feier der Himmelfahrt Mariä, zu welcher der Kaiser ihn einlud. „Ich kam um 8 Uhr und fand ungefähr 12000 Mann, die im großen Hofe des Palastes in Schlachtordnung standen. Der Kaiser trug diesmal ein blausammetenes Kleid, das mit goldenen Blumen bestickt war und bis an die Erde herabhing. Sein Haupt war mit golddurchwirktem Musselin bedeckt, das eine Art Krone, wie die Alten sie trugen, bildete und ihm die Mitte des Kopfes bloß ließ. Seine Schuhe waren nach indischer Art mit Blumen von Perlen geschmückt. Zwei Prinzen von Geblüt erwarteten ihn in prächtiger Kleidung an der Tür des Palastes mit einem kostbaren Thronhimmel, unter welchem der Kaiser einherging. Vor ihm her traten Musikanten mit Trompeten, Pauken, Querpfeifen, Harfen, Hoboen und andren Instrumenten, die eine ziemlich angenehme Musik machten. Hinter ihnen folgten die sieben ersten Würdenträger des Reiches, die einander am Arme führten. Jeder hatte eine Lanze in der Hand und war fast mit der nämlichen Krone geziert wie der Fürst. Der mittlere trug die kaiserliche Krone mit bloßem Haupte und schien sie mit Mühe an seiner Brust anzuhalten. Diese geschlossene Krone, über welche ein Kreuz von Edelsteinen hergeht, ist sehr prächtig. Ich ging in der nämlichen Reihe mit den Ministern . . . Kronbeamte sangen in Chören Loblieder auf den Kaiser. Darauf folgten die Musketiere, in eine Art von Überröcken gekleidet, hinter welchen dann die Trabanten, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, sich anschlossen. Den Schluß des ganzen Zuges machten die kaiserlichen Handpferde, die aufs prächtigste gesattelt und mit Decken von Goldstoff bedeckt waren, welche fast zum Boden reichten. Auf denselben lagen Tigerfelle von auserlesener Schönheit.

Der Patriarch stand in seiner bischöflichen Kleidung, die mit goldenen Kreuzen besät war, am Eingang der Kapelle, von beinahe hundert weißgekleideten Geistlichen umgeben. Er nahm den Kaiser bei der Hand und führte ihn nahe zum Altar . . ." [1]

72 Jahre später spielte sich in dieser Audienzhalle eine Gerichtsszene ab, die uns Bruce, als Augenzeuge, geschildert hat. Die kaiserliche Gewalt war damals bereits gebrochen, der furchtbare Ras Mikaël von Tigre, ein halbgelähmter Greis, hielt die Macht in Händen, aber alle Provinzen standen im Aufruhr. Ein Takla Haimanot war

[1] Charles Poncet, Reise nach Abessinien, übersetzt von Ehrmann, Zürich 1793.

damals Kaiser, der dritte in Jahresfrist, denn Ras Mikaël hatte den jungen Joas erschlagen lassen, den Greis Johannes II. vergiftet. Aber die Itegeh (Kaiserin) Mantöwab, die Erbauerin Koskams, benutzte die Abwesenheit des Ras, um Susneos zum Gegenkaiser zu erheben. Mikaël kehrte mit Takla Haimanot an der Spitze seiner Truppen zurück, die Itegeh und Susneos vermochten zu fliehen, die Mehrzahl ihrer Anhänger fiel dem unerbittlichen Ras in die Hände.

Es war am Morgen nach dem Einzuge des Kaisers in die Stadt. Die Richter versammelten sich in dem Audienzsaal, Ras Mikaël präsidierte, Bruce stand hinter ihm. Der Akab-Saat, der oberste Geistliche des Kaiserhofes, wurde hereingeführt, er hatte Susneos dadurch unterstützt, daß er dem Abuna geraten hatte, Takla Haimanot mit dem Banne zu belegen und seine Untertanen von dem Treue-Eid zu befreien. Die Anklage wurde verlesen, der Akab-Saat verteidigte sich, hochmütig, bissig — er vertraute darauf, daß sein geistliches Gewand ihn vor dem Schlimmsten schützen werde.

Hinter einem Gitter, das ein grüner Vorhang verhüllte, in der Nische, in welcher wir eben standen, befand sich der Kaiser. Er hörte den treulosen Geistlichen sich verteidigen, andre anklagen, und all das Furchtbare, das jener seinen Gegnern vorwarf, war ja wahr; auch die Richter mußten das wissen. Da griff der Kaiser selbst in die Verhandlung ein, der Gerichtshof erhob sich, der Sprecher wandte sich zu dem Angeklagten. „Der Kaiser verlangt eine bestimmte Antwort, ob Ihr den Abuna dazu überredet habt, ihn in den Bann zu tun? Der Abuna ist ein türkischer Sklave (d. h. ein Ägypter) und hat keinen König, aber Ihr seid in einer Monarchie geboren. Warum warft Ihr Euch überhaupt zu seinem Ratgeber auf? oder, da Ihr Euch solches anmaßtet, warum rietet Ihr ihm so schlecht und mißbrauchtet seine Unwissenheit in diesen Dingen?“

Vergebens schleuderte der Priester seinen Fluch gegen seine Widersacher, vergebens bat er unter Tränen, ihm nicht die Zunge auszuschneiden oder die Augen auszustechen. Er wurde zum Tode verurteilt. Chremation, der Bruder des flüchtigen Gegenkaisers, ward darauf in wenigen Minuten gehört und verdammt; der Prinz und der Geistliche wurden sofort hinausgeführt und an der Sykomore vor dem Schloß, die heute noch steht, aufgeknüpft. Der Ras hatte geschworen, an diesem Tage nicht eher zu frühstücken, als bis der Akab-Saat gehangen wäre.

Und dann begann das furchtbare Blutbad, das selbst den verwilderten Kriegern des Kaisers Abscheu und Entsetzen einflößte. Öffentlich wurden 57 Vornehme hingerichtet, viele andre heimlich

ermordet. Die Körper wurden in Stücke gehauen und diese in den Straßen der Stadt verstreut. Die Hunde schleppten Fetzen von Menschenfleisch, Hände, Köpfe in die Höfe, um sie dort in Ruhe zu benagen. Der furchtbare Leichengeruch lockte zahlreiche Hyänen in die Stadt, niemand wagte sie durch einen Schuß zu verjagen, um nicht die Schrecken zu vergrößern. In diesen Tagen des Grauens faßte Bruce den Entschluß Abessinien zu verlassen; ein Jahr später gelang es ihm erst fortzukommen.[1]

Schon zu Bruces Zeiten waren manche Teile des Gemp unbewohnbar, Feuersbrünste und natürlicher Verfall hatten hier und dort ihr Zerstörungswerk getan.

Sechzig Jahre später, als unser Landsmann Eduard Rüppell Gondar besuchte (Oktober 1832), fand er an der Nordseite des völlig verlassenen Schlosses ein kleines Häuschen, welches sich in nichts von den Privatgebäuden in der Stadt unterschied. Dieses Haus war die Residenz der kaiserlichen Majestät von Äthiopien.

„Man ließ uns eine gute halbe Stunde im Hofe warten, ehe wir zur Audienz zugelassen wurden: ob der Etikette wegen oder um das Zimmer zuerst zu reinigen und in Ordnung zu bringen, weiß ich nicht. Wir wurden sodann in ein, der hiesigen gewöhnlichen Bauart nach zu urteilen, ziemlich schönes, viereckiges Zimmer geführt. Im Hintergrunde desselben, der Tür gegenüber, saß der Kaiser auf einem mit einem einfachen Stück Kattun bedeckten Ruhebette, in einem Alkoven, vor welchem ein aus einem etwas schmutzigen Stück Baumwollenzeug bestehender Vorhang angebracht war. Das Zimmer hatte nur eine einzige kleine Fensteröffnung, welche noch obendrein wegen des weit vorspringenden Strohdaches wenig Licht eindringen ließ. Mit Ausnahme einiger alten Fußteppiche waren im ganzen Zimmer keine Mobilien. Der Kaiser war bis an die Augen herauf in ein einfaches weißes Tuch eingehüllt; sein entblößtes Haupt war mit grauen Locken bedeckt und entbehrt jedes künstlichen Schmuckes.“[2]

Als die Begrüßung erledigt und die üblichen Fragen getan und beantwortet waren, begann der arme Kaiser zu klagen, daß er so gar nichts für seinen Besucher tun könne. Er trage den Titel eines Beherrschers von Abessinien, aber von der Macht und dem Ansehen, das den Thron seiner Vorfahren umgeben habe, besitze er so gut wie nichts. Die Willkür einiger seiner Untertanen setze die Kaiser ein und setze sie ab. — Der wirkliche Machthaber im Lande war

[1] Bruce a. a. O. VII, Kap. 3.

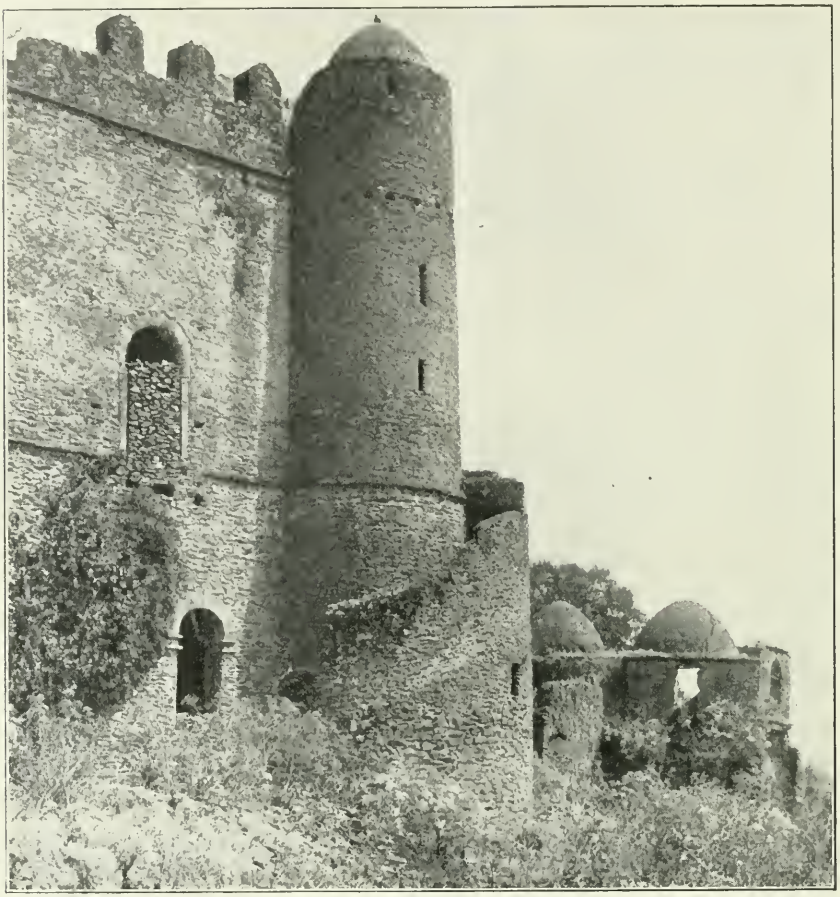
[2] Rüppell, Reise nach Abessinien II, Frankfurt 1840.

damals Ras Ali[1] von Begemeder, jener letzte Majordomus, den Theodorus besiegte.

Der vollständige Verfall der kaiserlichen Gewalt in Abessinien mußte auf die Hauptstadt Rückwirkungen ausüben, doch geht aus den Berichten der Reisenden hervor, daß sich Gondar bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einige Bedeutung erhielt. Jedenfalls war die halbverfallene Residenz immer noch unbestritten die größte und wichtigste Stadt Äthiopiens, bis die drei letzten Schläge auf sie niedersausten. Zuerst kam die furchtbare Brandschatzung durch Theodorus, der die Parteigänger, die Beamten und Soldaten der alten Regierung hinwegraffte und seine eigene Residenz nach dem fernen Magdala verlegte. Dann folgte 1880 der Ukas des Negus Johannes, daß sich jedermann taufen lassen müsse. Diesmal wurde der immer noch bedeutende Handel der Hauptstadt mit einem Schlage vernichtet, denn die Kaufleute waren ganz überwiegend Mohammedaner, die zu Tausenden das einzige leidlich erhaltene Quartier Gondars, Islam-Bed, bewohnten. Alle besseren Elemente verließen die Hauptstadt, ein paar Lumpen ließen sich taufen. In Islam-Bed hausen seitdem Schakale und Hyänen. Und was die Intoleranz des christlichen Fürsten hatte schützen wollen, das vernichtete der Fanatismus der Mohammedaner: die Mahdisten kamen 1888 und zerstörten die 44 Kirchen, erschlugen die Priester und Mönche und trieben die Frauen und Mädchen fort. Sie verbrannten auch die Häuser der Stadt, aber den Gemp ließen sie unangetastet, denn die Ruinen lagen bereits vollständig verlassen da. —

Aus dem eingestürzten Audienzsaal, dessen kahle Wände so viele Erinnerungen wecken, gelangten wir in andre Gemächer und endlich zu dem großen viereckigen Turm, der das Schloß krönt. Wir verzichteten darauf die oberste Plattform zu erklettern, es wäre auch wohl kaum ohne Unfall abgegangen; schon von den Fenstern darunter hatten wir eine umfassende Aussicht. Trümmer ringsum. Ruinen zu unsern Füßen, Ruinen bis in weite Ferne. Welch eine Ausdehnung muß Gondar besessen haben! War auch die Stadt weitläufig gebaut, so dürfte sie doch in ihrer guten Zeit 100000 Einwohner gehabt haben; in ganz Afrika war nur Kairo größer, reicher und glänzender. Noch Bruce schätzte Gondar auf 10000 Familien, was, Diener und Sklaven eingerechnet, 50000 Köpfe bedeutet haben

[1] Er war ein Nachkomme jenes Häuptlings Gangul der Edjou-Galla, dessen Sonderbarkeiten Bruce (a. a. O. VII, 4) so amüsant geschildert hat; von ihm stammen, wenn ich nicht irre, die Guksas von Debra Markos. Viele abessinische Fürsten haben Galla-Blut.



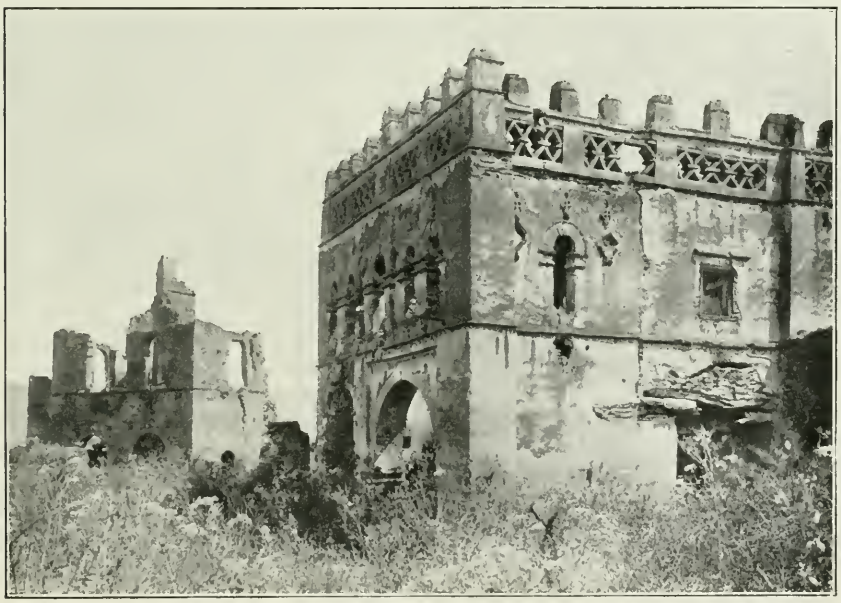
Eckturm vom Palast der Kaiserin
Gemp in Gondar

mag. Heute zählt die Stadt mit ihren weiten Vororten schwerlich 1000 Einwohner.

Die Berge ringsum sind baumlos, nur um die Kirchen sammeln sich kleine Haine von Wacholdern und Ölbäumen, denen sich im Kaha-Tal auch schöne Palmengruppen zugesellen. Aber die Gotteshäuser sind zerstört und der Brand ergriff auch viele Baumkronen; die verdorrten Stämme stehen noch, rauchgeschwärzt, windschief. Weiter im Süden blinkt, wie eine weite Bucht des unendlichen Ozeans, der lichtblaue Tanasee; im Nordosten wölbt sich in schönen Kuppen das Bergland Wogara, durch das unsre Reise gehen soll. Von dort kommt die große Straße, die Gondar mit Aksum und Adua, mit Massaua und dem Meer verbindet; aber, was ihr zur Seite liegt,

alles Land im Osten, Norden und Westen der Hauptstadt, ist fast völlig unbekannt. Von Gondar vermöchte man in zwei oder drei Stunden Reitens eine vollkommene terra incognita zu erreichen.

Wir stiegen vorsichtig von der Turmhöhe hinab und durchstreiften die Ruinen des Schloßplatzes. Zur Seite des Hauptgebäudes und ehedem mit ihm durch eine Brücke verbunden, erhebt sich, kaum weniger hoch, der Palast der Kaiserinnen. Ein wahres Dornröschenschloß, von über mannshohen Blumen und Disteln so umwuchert, daß man mühsam den Eingang sucht. Eine Freitreppe führt außen an dem östlichen Eckturm bis zur Höhe des ersten Geschosses, aber die Gemächer können nicht mehr betreten werden: die Gewölbe haben sich gelockert und sind stellenweise bereits eingestürzt. Durch das pfadlose Gewirr blühender Stauden arbeiten wir uns zu einer andren Ruinenstätte durch: das waren die Wohnungen der Hofchargen. Diesen Flügel bewohnte der Zeremonienmeister, jenen der griechische Leibarzt. Der Turm, der sich einst auf dem großen, mit Steinplatten gepflasterten Schloßplatze erhob, ist in sich zusammengefallen, aber noch steht der zierliche Bau des Schatzhauses, dessen Zinnenkranz auf einer durchbrochenen Balustrade ruht. Und Blumen, Blumen überall. Mühsam muß die Kamera auf bröckelnden Mauerresten aufgestellt werden, und über die Köpfe der hohen blütenüberladenen



Schatzhaus und Geheime Kanzlei im Gemp zu Gondar

Vernonien hin, werden die Aufnahmen gemacht. Aus einem Meer von wasserblauen Kugeldisteln, in das weißer Jasmin seine lieblich duftenden Blütensträuße mischt, ragen hoch bizarre Dracaenen auf, wie die gebrochenen Maste eines wracken Schiffes. Den Boden, der diese üppige Krautvegetation trägt, hat ja Menschenblut gedüngt. Dort in einem Winkel fand man den Körper des Kaisers Joas, den Ras Mikaël Monate früher dorthin hatte werfen lassen; wie ihn die Mörder aus dem Bett gerissen hatten, so sah ihn noch Bruce. Vor ihm und nach ihm verbluteten andre Fürsten im Gemp. Welche Greuel haben diese Mauern gesehen!

Es liegt eine düstere Poesie auf diesen Burgen und Türmen. Blumen und Sonnenschein können sie nicht mildern; sie lassen uns nur desto stärker die Tragik des selbstverschuldeten Untergangs empfinden. Und wenn des Ortes Geist sprechen wollte, welche furchtbaren Anklagen müßte er gegen die Menschen erheben, die sich Christen nannten und Bestien waren. —

Wer Abessinien durchwandert und die Dürftigkeit seiner Ortschaften und selbst seiner Fürstensitze kennen gelernt hat, wird staunend fragen, wer die selbst noch in ihren Ruinen so großartigen Burgbauten des Gemp aufgeführt haben mag. Man sollte denken, die Antwort müßte längst feststehen. Aber das ist nicht der Fall: die Abessinier nennen als Erbauer den Kaiser Fasiladas,[1] die Mehrzahl der europäischen Reisenden die Portugiesen oder genauer den Jesuitenpater Pedro Paëz. So sagt Theodore Bent:[2] „Von ihm (Paëz) rühren viele Bauwerke in Abessinien her, die noch zu sehen sind. Er baute den Königspalast zu Gondar, der ihm die größten Mühsale kostete, denn er war gezwungen, die Bauleute alles zu lehren und sie wie ein Baumeister zu beaufsichtigen. Wahrscheinlich verdanken wir ihm auch die Wiederherstellung der Kathedrale von Aksum.“ Ähnlich, wenn auch weniger bestimmt, äußern sich die meisten Autoren; nur Ludolf und Bruce machen andre Angaben.

Nun haben wir bereits ein großes Bauwerk kennen gelernt, das gleichfalls allgemein, aber fälschlich den Jesuiten zugeschrieben wird: die Nilbrücke Dildi. Und sobald wir die Überlieferung der Abessinier und der Europäer über die Entstehung Gondars in Einklang zu bringen suchen, stoßen wir auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Denn erst Fasiladas machte, wie wir zeigen werden, Gondar zur Hauptstadt, aber Pedro Paëz starb 1622 oder 1623, also rund zehn

[1] So auch die von Hentze mitgeteilte Chronik (a. a. O. S. 153).

[2] The sacred city of the Ethiopians, S. 108.

Ruinen im Gemp zu Gondar

Jahre vor dem Regierungsantritt des Fasiladas, dessen erste Sorge die Austreibung der Jesuiten war!

Um das Netz der Widersprüche zu entwirren, müssen wir weit ausholen und auch die früheren Beziehungen der Portugiesen zu Äthiopien mit in Betracht ziehen. Wie dieses Volk nach Abessinien kam, das ist eine sehr merkwürdige Geschichte.

Am 5. Mai 1122 erschien vor Papst Calixtus II. in Rom ein fremder Pilger, ein Priester (Patriarch) aus Indien, Johannes mit Namen. Er berichtete, daß in seiner Heimat, die man von Heiden bewohnt glaubte, Christen lebten, über welche ein Priester mit königlicher Pracht herrsche; auch er wurde Johannes genannt. Sie verehrten als Stifter ihrer Kirche den Apostel Thomas. Offenbar bezogen sich diese Nachrichten auf die sog. Thomaschristen, einen nach Indien und selbst bis China verschlagenen Zweig der Nestorianer. Was aber der Pilger weiter von den indischen Christen und ihren Heiligtümern erzählte, war — gelinde ausgedrückt — geflunkert; Papst und Klerus begegneten dem Patriarchen mit Mißtrauen, erklärten sich aber endlich für überzeugt, als der würdige Priester seine Aussagen mit einem heiligen Eid bekräftigt hatte.[1]

Es war die Zeit der Romantik und der Aventiure. Die Kunde von einem christlichen Reich in unbekannten Fernen interessierte alle Welt, die Dichter bemächtigten sich des Stoffes und malten die Wundermär weiter aus. Der fingierte Brief des „Presbyter Johannes" an den byzantinischen Kaiser Emanuel (vor 1177) ist eine solche poetische Bearbeitung, die sich in der Briefform offenbar an das apokryphe Schreiben Alexanders des Großen an Aristoteles anlehnt, das gleichfalls die Wunder Indiens schilderte; manches stimmt auch mit dem Bericht Sindbads in Tausend und Eine Nacht überein. In Nordeuropa wurde bald die Figur des mystischen Priesterkönigs in den Kreis der beliebten Ritterromane gezogen und mit der Sage vom Heiligen Gral verwebt.[2]

[1] Wir haben über diese Vorgänge zwei voneinander unabhängige Zeugnisse, in einer römischen Chronik und in einem Briefe des Abtes Odo von Rheims; vgl. Friedrich Zarncke, Der Priester Johannes, Leipzig 1879 ff.

[2] Im „Parzival" Wolframs von Eschenbach und seiner Fortsetzung, dem „Jüngeren Titurel", wird eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen den ersten Rittern des Abendlandes und dem Presbyter Johannes konstruiert. Gahmuret, Prinz von Anjou, hinterläßt auf einer seiner Fahrten einer Mohrenfürstin ein Kind, das Feirefiz (d. h. vair fils, varius filius, der gescheckte Knabe) genannt wird, da es wie eine Elster halb schwarz, halb weiß zur Welt kam. Erwachsen und in allen Ritterkünsten wohlunterrichtet, macht sich Feirefiz auf, das Land seines Vaters zu suchen. Ihn findet er nicht mehr am Leben, aber sein Stiefbruder Parzival nimmt ihn in Ehren auf.

Auch auf politisches Gebiet warf der Glaube an ein mächtiges christliches Reich in Asien seine Wellen hinüber. Im Jahre 1187 hatte Saladin Jerusalem erobert; das ganze Abendland setzte sich in Bewegung, die heiligen Stätten wieder zu befreien. Man vertraute nicht nur auf Gott und die eigene Tapferkeit: es hieß, aus dem fernen Osten ziehe der Presbyter Johannes heran, um den europäischen Rittern die Hand zum Entscheidungskampfe gegen den Islam zu reichen. Die Vertrauensseligen wurden bitter enttäuscht, aber der Glaube an den Priesterkönig hielt sich unerschüttert.[1]

Auch die Portugiesen suchten das mystische Reich; schon Heinrich der Seefahrer steckte den von ihm entsandten Entdeckungsfahrten dieses Ziel. Im Jahre 1487 schickte König Johann II. einen gewissen Pedro aus Covilhã aus, das sagenumsponnene Land zu suchen, und er endlich fand es — in Abessinien. In einem Hafen des Roten Meeres hörte er, daß unfern im afrikanischen Binnenlande ein großes christliches Reich liege, und da man diese Teile Afrikas als „India Minor" bezeichnete, so zweifelte er nicht sein Ziel vor sich zu haben. Er kam unter dem Negus Alexander (1478—1495) in Abessinien an und wurde gut aufgenommen, aber nicht wieder fortgelassen; doch gelangten seine Briefe in die Heimat und verkündeten, daß er einen mächtigen König als Nachfolger des Presbyter Johannes gefunden habe. Das jahrhundertealte Rätsel war nun gelöst; Abessinien, das einst in engem Konnex mit dem christlichen Orient gestanden, längst aber völlig vergessen war, war wiedergefunden.

So sagte man, und so haben viele geglaubt. Zu Unrecht.

Wir erwähnten früher einmal, daß die Erdkarte (Mappa mondo) des Fra Mauro, welche richtige Details von Abessinien wiedergibt, vor der Reise des Covilhã entstanden ist. Und wir haben Grund zu glauben, daß man, in Italien wenigstens, längst, ja vielleicht jederzeit von der Existenz des christlichen Reiches in Äthiopien unterrichtet war.

Wir wollen nur die wichtigsten Daten angeben. Im Jahre 1177, also kurz vor dem zweiten Kreuzzuge, schickte Papst Alexander III. einen Brief an den Presbyter Johannes, um ihn zum Eintritt in die römische Kirche aufzufordern; es ist wahrscheinlich, daß unter dem

Feirefiz führt die schöne Prinzessin Repanse von Schoje heim, die zum Hofstaat des Heiligen Gral gehörte; beider Sohn ist der Presbyter Johannes.

[1] Im dreizehnten Jahrhundert beauftragte Papst Innocenz IV. die ersten nach Ostasien ausziehenden Missionare aus den Orden der Franziskaner und Dominikaner nach dem Reiche des Presbyter zu forschen; manche glaubten, daß die christlichen Gemeinden Indiens und Chinas Reste desselben darstellten.

Presbyter der König von Abessinien gemeint war.[1] Ein gewisser Oliverus sagt 1220: Æthiopia regiones habet latissimas, populum christianum innumerabilem etc. Um 1300 berichtete Marco Polo von Kämpfen der christlichen Abessinier gegen die mohammedanischen Adalländer. Der Negus Zara Jakub (1434—1468) sandte sogar Geistliche auf eine Kirchenversammlung nach Florenz, sie besuchten auch Rom, wo der Papst den abessinischen Christen eine eigene Kirche einräumte, San Stefano rotondo, den uralten Rundbau im Süden der Stadt.[2] Nicht viel später lebte in Abessinien ein venezianischer Maler, Francesco oder Niccolo de Brancaleon, dessen, vom Traditionellen abweichende Bilder in Äthiopien Anlaß zu kirchlichen Disputen gaben;[3] diesen Maler traf auch Alvarez dort noch an.[4]

Von entscheidender Bedeutung ist aber das, was uns Alvarez über die Vorgeschichte der Entsendung Covilhãs erzählt. Danach war ihr eigentlicher Zweck die Suche nach den Gewürzländern Indiens. Damals monopolisierte Venedig den Handel mit den kostbaren Spezereien des fernen Ostens, die man in Ägypten einkaufte; man kannte noch die nächsten Stationen des Gewürzhandels, Aden, Sela und Ormuz (am Eingang des Persischen Golfes), aber die Heimat der Gewürzpflanzen war unbekannt; Covilhã sollte sie aufsuchen und erkunden, ob es einen Seeweg dahin gäbe. Die Vorbereitungen zu seiner Reise wurden mit größter Heimlichkeit betrieben, nur einige Gelehrte mußten ins Geheimnis gezogen werden, unter ihnen der Jude Don Moses und ein Deutscher, Roderich zu Schwartzenstein.[5] Durch sie erhielt Covilhã eine „Charta marina von einer Mappa mundi abconterfeit", vermutlich eine Abzeichnung von der Weltkarte des Fra Mauro.

Covilhã reiste, als Kaufmann verkleidet, über Rhodus, Ägypten, Aden und Ormuz nach Kalikut; er war also der erste Portugiese, der Indien erreichte (1486). Nachdem er hier über die Herkunft der Gewürze die wertvollsten Kenntnisse gewonnen hatte, kehrte er nach Aden zurück. Von hier berichtete er in die Heimat, daß die afrikanische Westküste der Schiffahrt kein Hindernis biete, und daß dem Kontinent die große und reiche Mondinsel (Madagaskar) vorgelagert sei. Im Mai 1498 langten denn auch die ersten portugiesischen

[1] Vgl. Zarncke, a. a. O.
[2] Bruce, III. Buch, S. 67.
[3] Bruce, III. Buch, S. 68.
[4] Wahrhaftiger Bericht, S. 286.
[5] Der große Geograph Martin Behaim aus Nürnberg stand damals auch in portugiesischen Diensten.

Schiffe in Indien an; ihr Führer war Vasco da Gama, der das Kap der Guten Hoffnung umfahren hatte und den Grundstein für das portugiesisch-indische Reich legte. Covilhã war inzwischen nach Abessinien gezogen (1490 oder 1495).

Wenn man aber gehofft hatte, in Äthiopien ein reiches und mächtiges Volk zu finden, so sah man sich enttäuscht. Das abessinische Christentum wurde durch die Ausbreitung des Islam bedroht, und so ernst war die Lage, daß die Kaiserin Helena (um 1510) den Portugiesen ein Drittel Äthiopiens als Preis für ein Bündnis gegen die Türken anbot. Statt der erbetenen Truppen schickte Portugal im Jahre 1520 Missionare, unter ihnen Francesco Alvarez, dessen Bericht die wertvollste Quelle für die abessinische Geschichte der Zeit darstellt.

Im Jahre 1528 begann Mohammed Ahmed, genannt Granj, der Sultan von Adal (Harar), seinen Siegeszug gegen Abessinien; 1531 hatte er den größten Teil des Landes verwüstet und die alte Krönungsstadt Aksum zerstört. Neue Bündnisanträge wurden den Portugiesen gemacht, und im Jahre 1543 landete wirklich einer ihrer Heerführer, Don Christoforo da Gama mit 450 Musketieren, die in den erneuten Kämpfen gegen Granj den Ausschlag gaben. Der Sultan selbst fiel, von einem Portugiesen erschossen, aber Don Christoforo und die Mehrzahl seiner Soldaten hatte schon vordem den Tod gefunden. Den überlebenden Portugiesen gestattete Kaiser Claudius (Gelaudeos) nicht die Rückkehr, sie und die von ihnen im Lande begründeten Familien wurden argwöhnisch, ja selbst feindselig behandelt, und von einer Abtretung abessinischen Bodens war nach der Vertreibung der Adalenser keine Rede mehr.

Da auch kein nennenswerter Handel mit Abessinien zu treiben war, so versuchte man wenigstens die Landeskirche unter die Oberhoheit des Römischen Stuhles zu bringen. Doch die Missionare, unter welchen bald die Jesuiten dominierten, hatten lange Zeit keine sonderlichen Erfolge; die ganze Proselytenmacherei hielt sich im Rahmen der üblichen Hofintrigen. Erst 1597, mehr als hundert Jahre nach Covilhã, kam der rechte Mann nach Abessinien, der vortreffliche Jesuitenpater Pedro Paëz. Auf der Reise dorthin hatte er das Mißgeschick, den Türken in die Hände zu fallen, die ihn als Galeerensklaven nach Arabien verkauften; sieben Jahre ertrug er mit ungebrochenem Mut sein furchtbares Los. Als es ihm gelungen war sich zu befreien, verwandte er sieben weitere Jahre dazu, sich mit den Verhältnissen Abessiniens vertraut zu machen; erst 1604 begab er sich an den Hof des Kaisers Za-Denghel und entfaltete nun als-

bald eine bewundernswerte Tätigkeit. Er verlor sich nicht, wie seine Vorgänger, in öden dogmatischen Disputationen, sondern trieb praktische Mission in Lehre und Tat. Der Kaiser Susneos (Socinios, 1607—1632) gestattete den Jesuiten die Anlage einer neuen Missionsanstalt und wies ihnen als Ort die schöne Halbinsel Gorgora am Tanasee an. Hier entstand das erste aus Stein und Kalk aufgeführte Gebäude in Amhara, dessen Baumeister Paëz selbst war. Es imponierte dem Kaiser gewaltig, und auf seinen Wunsch bauten die Jesuiten ihm selbst ein Schloß neben dem Kloster. Paëz hatte den richtigen Weg eingeschlagen, um das Herz des Herrschers zu gewinnen; Susneos räumte ihm immer größeren Einfluß ein und trat endlich selbst zum Katholizismus über. Es war der Wille des Kaisers, daß das Land seinem Beispiel folgen solle.

Es wird berichet, daß Paëz nach der Konversion des Negus, nach Gorgora zurückgekehrt, das „Nunc dimittis" angestimmt habe, als fühlte er sein Ende nahen und habe seine Aufgabe erfüllt. Bald darauf, am 3. März 1623, starb er.

Ein vortrefflicher Mann ging mit ihm dahin. Er war eine tief- und ernst religiöse Natur und dabei von heiterem Wesen und zu harmlosen Scherzen geneigt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, in Künsten und Handwerken wohlerfahren, Architekt und Maurer, Zimmermann, Schlosser und Schmied, auch Maler und Bildhauer, dazu ein guter Lehrer, auch beschäftigte er sich mit Mathematik und Sprachstudien. Leider zu bescheiden: seine Werke wurden nicht gedruckt. Auf seinem Grabe soll Susneos, sonst ein harter Kriegsmann, bitterlich geweint haben.

Des Kaisers Übertritt zum Katholizismus stürzte Abessinien in die ärgsten Wirren. Bald brach der Religionskrieg an allen Enden des Reiches aus. Susneos, der zeitlebens gekämpft hatte, kämpfte fort: er ließ den Priestern, die Christi Natur anders auffaßten als Rom, die Zungen ausschneiden, er ließ alle hinrichten, die sich standhaft weigerten, ihren Glauben zu ändern, er verwüstete ganze Provinzen, um den Widerstand der alten Kirche zu brechen; alles umsonst. Und was er tat, schien dem neuen römischen Patriarchen Alfonso Mendez noch nicht genug. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen mit ihm; der Thronfolger Fasiladas auf der andren Seite bestürmte den Kaiser den Kampf gegen sein eignes Volk, gegen seine Kinder, aufzugeben. Endlich, im Juni 1632, entschloß sich der Kaiser zu einem entscheidenden Schritt: er gab die Religionsübung frei und ernannte seinen Sohn zum Regenten. Wenige Monate darauf starb er, von seinem Volk verflucht, an Leib und Seele gebrochen.

Fasiladas tat, was längst unabweislich geworden war, er vertrieb die Jesuiten. Viele wollten nicht weichen und gingen aus freien Stücken in den Märtyrertod. Der Patriarch Mendez, eine wenig sympathische Natur, konspirierte noch auf der Flucht mit den Feinden des Kaisers. Fasiladas verschmähte es, ihn dafür zu züchtigen.

So endete die „portugiesische Episode" in der Geschichte Äthiopiens. —

Als am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Covilhã nach Abessinien gekommen war, fand er den Kaiser in Schoa; eine feste Residenz scheint es damals nicht gegeben zu haben. Später wird ein Ort Koga als Standquartier mehrerer Kaiser genannt, auch Susneos residierte hier, wenn er nicht in Gorgora weilte. Von Gondar ist zuerst unter Fasiladas die Rede, doch Abba Gregorius, welcher den vertriebenen Jesuiten folgte, kannte Gondar nur als einen Bezirk (Praefectura), wo der Kaiser zu lagern pflegte, doch sei es nicht die Hauptstadt Abessiniens.[1] Er, der soviel von den Jesuiten und den Verdiensten des Pedro Paëz zu erzählen wußte, hat ihm nie die Bauten in Gondar zugeschrieben.

Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß Gondar erst nach der Austreibung der Jesuiten (1632) zur Residenz gemacht worden ist. Aber grade aus dieser Zeit haben wir sehr wenige Nachrichten. Unter Fasiladas scheint man nur einen Europäer in Abessinien geduldet zu haben, unsren Landsmann Peter Heyling; von ihm sind uns keine Aufzeichnungen von Belang erhalten. Dann kam erst 1699 wieder ein Europäer nach Äthiopien, Poncet, welcher Gondar und seine Schlösser fertig vorfand; offenbar waren sie nicht von dem damals regierenden Kaiser Jasus d. Gr. gebaut, sonst hätte Poncet das wohl erwähnt. Von erhaltenen Bauwerken möchten wir nur das Mausoleum des Hengstes Suwiel dem Kaiser Jasus I. zuschreiben. Für das Wasserschloß daneben, das später zur Fasiladas-Kirche geweiht wurde, nannte Rüppell (a. a. O. II, S. 111) den Negus Jasus II. (1731—56) als Erbauer und bemerkt dazu, daß Bruce sonderbarerweise dieses Schloß gar nicht erwähne. Das ist freilich ein Irrtum; Bruce hat das Wasserschloß auf seinem Plan von Gondar eingezeichnet und erzählt uns, daß hier im Jahre 1734 die Verschwörer zusammenkamen, welche Jasus II. entthronen wollten. Daraus ist doch wohl zu entnehmen, daß das Schloß damals bereits verlassen war, also nicht von dem jungen Kaiser gebaut war. Ich möchte glauben, daß es zu der Anlage des Fasiladas gehörte. Dagegen scheint festzu-

[1] Vgl. Ludolf II, S. 605.

stehen, daß Jasus II. die Kirche von Koskam aufführen und den Audienzsaal im Gemp verschönern ließ;[1] vielleicht hat er das Wasserschloß, das auch Kaha-Mankit genannt wurde, restaurieren lassen.

Als Erbauer der Schlösser im Gemp nennt Bruce gelegentlich[2] den Kaiser Johannes I., den Sohn des Fasiladas. Doch in der Lebensgeschichte dieses Fürsten erwähnt er nichts derart, vielmehr charakterisiert er Johannes hier als fromm, weltfremd und sparsam, selbst geizig. Danach wird dieser Kaiser kaum als der Schöpfer der für Abessinien beispiellos luxuriösen Schlösser angesehen werden können; zur Sparsamkeit war er vermutlich durch die großen Ausgaben genötigt, die sein Vater Fasiladas bei den Burgbauten gemacht hatte.

Offenbar haben also die abessinischen Chroniken recht, wenn sie Fasiladas als Gründer Gondars nennen. Wer aber war sein leitender Architekt?

Eine Notiz bei Ludolf[3] scheint uns dies zu verraten. „Die Jesuiten, welche (in Abessinien) Kollegiengebäude wie in Europa planten, brachten einen Architekten aus Indien mit und begannen, als man den seit Jahrhunderten unbekannten Kalk aufgefunden hatte, mit Mörtel Kirchen und Klöster zu bauen; sie umgaben sie mit Mauern, zum Staunen der armseligen Abessinier, welche fürchteten, daß Burgen und unbezwingliche Festungen erwüchsen. Die höchste Bewunderung erregte aber der königliche Palast (auf Gorgora), an dem sich vornehmlich des Petrus Paëz Kunst erwies; als Architekt und Bauführer gleich unverdrossen leitete er nicht nur das Ganze, sondern arbeitete selbst mit und lehrte die Bauleute sein Werk ausführen."

Paëz war damals schon bejahrt und starb zwei Jahre nach Vollendung der Bauten auf Gorgora. Der von den Jesuiten nach Abessinien berufene Inder, dessen Namen wir leider nicht kennen, könnte der Erbauer des Gemp, der Fasiladas-Kirche und der steinernen Brücken in Abessinien gewesen sein. Die europäischen Architekturformen mag er in Goa kennen gelernt haben, das im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts prächtige Schloßbauten aufwies.

Jedenfalls müssen wir endgültig mit dem Märchen aufräumen, als hätten die Jesuiten Äthiopien die großen und imposanten Bauwerke geschenkt, deren Ruinen wir heute bewundern. Von ihren Werken ist, da ihr erstes Kloster Fremona und die Gebäude auf Gorgora vollständig zerstört sind, nichts Nennenswertes auf uns ge-

[1] Bruce, IV. Buch, S. 624.
[2] a. a. O. IV, S. 486.
[3] Liber IV, Kap. V, 12.

kommen. Doch sind die Jesuiten in Abessinien noch nicht vergessen. Man gedenkt ihrer als der Ausländer, die ihren König verführten fremde Dogmen anzunehmen und um ihrer willen seine Landeskinder abzuschlachten.[1] Nur dem Pedro Paëz, den sie Moallim (Meister) Petros nennen, haben die Abessinier ein freundlicheres Andenken bewahrt.

— Soviel es unsre Zeit erlaubte, durchstreiften wir die Ruinen der alten Hauptstadt. Von den 44 Kirchen, die einst ihren Stolz

Erlöser-Kloster (Medhanaë-Alem) in Gondar

bildeten, ist wenig erhalten. Vorwiegend oder ganz aus Holz gebaut, gingen sie bei der Eroberung der Stadt durch die Mahdisten sofort in Flammen auf; viel Kirchengut an Geräten und Büchern dürfte dabei nicht verloren gegangen sein, denn was irgend wertvoll war, hatte Theodorus geraubt und nach Magdala geschafft. Eine einzige Kirche blieb ganz unversehrt, Medhanaë-Alem (Erlöser der Welt); sie zeigt im Innern noch ihren vollen Gemäldeschmuck. Die Mönche wollten uns glauben machen, eine höhere Gewalt habe ihr Kloster vor der Zerstörung bewahrt: durch Visionen abgeschreckt, hätten die Derwische nicht gewagt die Kirche anzutasten, und als zwei Feinde

[1] Noch heute singt man in Gondar: „Ade ade je maskarem, Sissenos neguse rom“ (Leid über euch, Herbstblümelein; römischer König will Susneos sein!)

sich, allen Warnungen zum Trotz, der Pforte genähert hätten, wären sie tot niedergefallen.

Größer und reicher war das Kloster Lyd'heta im Tal des Kaha. Inmitten eines lieblichen Haines wilder Ölbäume, über deren Kronen das spielende Laub einen Schleier wie aus Silber- und Goldfädchen webt, lag im Gürtel ihrer hohen Mauern die jetzt vollständig zerstörte Kirche. Die Flammen, die das Dach verzehrten, haben auch die alten Wacholderbäume versengt; ihre toten Stämme umstehen trauernd die Ruinen. Am besten ist ein viertürmiges Torgebäude erhalten, das einst die Bücherschätze des Klosters barg; es ist jetzt als Notkirche eingerichtet. Nach Koskam zu besaß das Kloster eine monumentale Pforte, deren Giebel merkwürdigerweise architektonische Formen der Renaissance zeigt; auch er dürfte also von einem fremden Baumeister herrühren. Hentzes Chronik nennt als Gründer Lyd'hetas den Usurpator Justus (1709—1714).

Die Falascha oder eingeborenen Juden haben ihr altes Quartier Falascha-Bed vollständig verlassen und sich ein armseliges Dörfchen eine halbe Stunde weiter am Bergeshang erbaut. Sie sind infolge der Nachstellungen, die sie neuerdings wieder zu erleiden haben, sehr scheu geworden, und es gelang uns nur durch Vermittelung des Kantiba Gebru ihr Zutrauen zu gewinnen. Obwohl uns zwei ihrer Leute in ihr Dorf führten, bewirkte unser Erscheinen doch eine kleine Panik, und es fehlte nicht viel, so wäre die Bewohnerschaft in die Berge geflohen. Wir saßen außerhalb des Dorfes ab und traten allein, ohne unsre bewaffneten Begleiter ein; ein paar kleine Geschenke beruhigten die verschüchterten Leute bald vollends.

Die Menschen, die das Dörfchen bewohnten, konnten entschieden nicht schön genannt werden. Die meisten zeigten ausgesprochen kuschitischen Typus, aber es fehlte ihren Gesichtszügen die gefällige Rundung, welche den verwandten Galla fast durchweg eigen ist. Die Leute schienen auch in großer Dürftigkeit zu leben; die Hauptstadt, für welche sie die Handwerker stellten, ist zerstört und verlassen, und wenn sie zum Ackerbau übergehen, so sind sie schutzlos den Übergriffen der Machthaber preisgegeben. Sie klagten uns ihr Leid: sie hatten sich einen terrassierten Acker angelegt, und als er eben die hineingesteckte Arbeit zu lohnen begann, hatte man ihn ihnen fortgenommen, und seitdem lag er brach, denn niemand mehr scheint in Gondar zu pflügen und zu säen. In ihrem Hauptgewerbe, der Maurerei, finden die Falascha keine Beschäftigung mehr, so haben sie sich auf die Töpferei spezialisiert. Inmitten des Dorfes findet sich die gemeinsame Töpferwerkstatt. Genau wie sonst das Korn, so

Torgebäude des Klosters Lyd'heta bei Gondar

wird hier der Ton auf einem flachen Mahlstein zerrieben und dann in tönernen Wannen geschlämmt. Krüge und Schüsseln werden ohne Drehscheibe aus freier Hand geformt und, nachdem sie an der Luft getrocknet sind, im Freien gebrannt. Dies geschieht derart,

Falascha (eingeborene Juden) bei Gondar

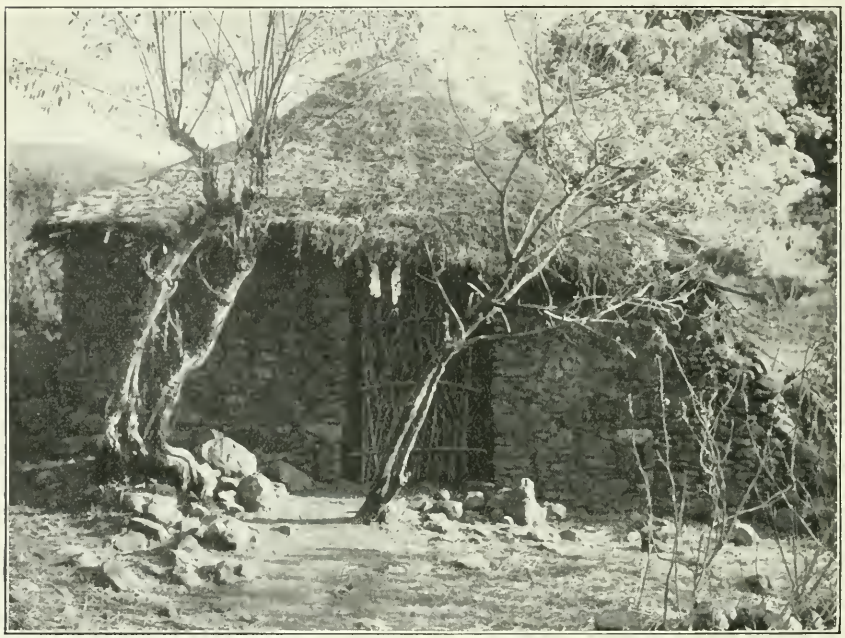
daß man um zwei oder drei Krüge trocknen Kuhdünger schichtet und diesen anzündet.

Die Falascha üben ihr Gewerbe notgedrungen auch im Umherziehen aus; als Schmiede und als Tischler haben sie gleichfalls Ruf. Seit sie überall mit Gewalt zum Christentum bekehrt werden, haben sie eigene Dörfer fast nur noch in ganz abgelegenen Gebirgsgegenden; die Judenverfolgungen, die seit dem letzten Johannes wieder Mode

Töpferei der Falascha bei Gondar

geworden sind, haben wesentlich dazu beigetragen, das bißchen Industrie zu vernichten, das Abessinien noch besaß.

Ihrer eigenen Tradition nach sind die Falascha Nachkommen eingewanderter Juden, die Menilek, der Sohn Salomos und der Königin von Saba, aus Palästina mitgebracht haben soll. Wenn wir aber auch nicht wissen, wann dies Völkchen die jüdische Religion angenommen hat, so steht doch fest, daß sie keine Juden im ethnographischen Sinne, also auch keine Semiten sind. Vielmehr gehören



Die Synagoge der Gondar-Falascha

sie zu der älteren hamitischen Bevölkerung des abessinischen Hochlandes, welche durch die Invasion der Semiten zurückgedrängt wurde, und sind nächst verwandt mit den Ackerbau treibenden Agau. Es ist sehr bemerkenswert, daß in Abessinien die Juden als Handwerker produktiv arbeiten, die Christen nicht; letztere sind eben Semiten, die, wie die Juden bei uns, andren die schaffende Arbeit überlassen. Die Falascha sollen sich den Christen gegenüber nicht nur durch ihren Fleiß, sondern auch durch Nüchternheit, Zucht und Sittlichkeit auszeichnen. Lange Zeit bildeten sie unter eigenen Fürsten kleine Staaten, so namentlich in dem schwer zugänglichen Hochgebirge Semien. Von hier stammte die sagenhafte Prinzessin Judith (auch

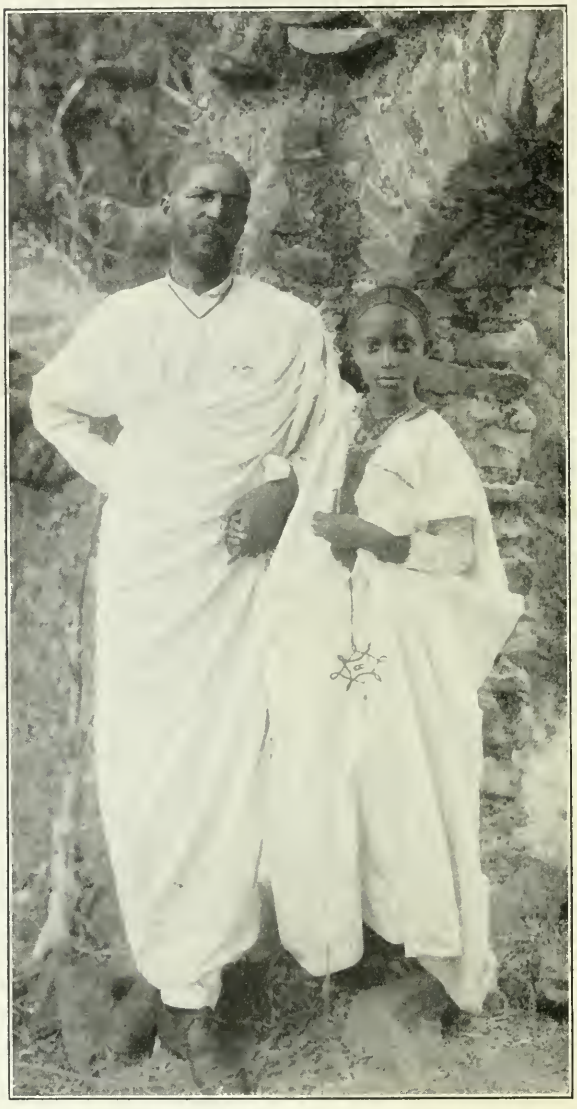
Esther genannt), die, durch Schönheit, Ehrgeiz und Grausamkeit gleichermaßen ausgezeichnet, die Salomonische Dynastie um 900 n. Chr. stürzte und das Christentum auszurotten versuchte. Fast alle Angehörigen des Kaiserhauses, angeblich 400 Personen, fielen ihr mit einem Schlage in die Hand, da sie nach Landessitte auf einem unzugänglichen Berg gefangen gehalten wurden. Sie wurden alle niedergemacht; nur ein Prinz konnte sich nach Schoa retten und die Salomonische Familie fortsetzen, die 1270 den Thron wieder erlangte.

Die späteren Nachfolger der Judith (Zâguê-Dynastie) nahmen

Falascha-Weiber bei Gondar

übrigens selbst das Christentum an. Unter ihnen war der bemerkenswerteste jener Lalibala, welcher die ganz in den Felsen gehauenen Kirchen in Amhara herstellen ließ. Wegen seines Eifers für den Glauben wurde dieser König sogar als Heiliger verehrt.

Die Falascha üben jüdischen Ritus, haben aber keine Kenntnis des Hebräischen; ihre Bibel ist, wie die der äthiopischen Christen, in der Geez-Sprache (Kirchenäthiopisch) geschrieben. Unter den Gondar-Falascha war der Schum (Ortsvorsteher), ein würdiger, fast blinder Greis, zugleich Priester, er zeigte uns nach langem Zureden die Synagoge, eine runde Hütte wie jede andre, aber ohne irgendwelches Mobiliar; der Boden war mit frischem Gras sauber bestreut, und fliederfarbigblühende Vernonien beschatteten das Strohdach. Der



Kantiba Gebru und sein Töchterchen

Alte ließ sich auch bestimmen, uns die der Gemeinde gehörige Bibel vorzuweisen, die er in seiner Hütte versteckt hielt; gottesdienstliche Geräte oder Gewänder besaßen sie seiner Angabe nach nicht.

Die Frauen trugen um den Hals einen Lederriemen mit einem Ring oder Glasperlen daran, statt der blauen Schnur, welche das Abzeichen der Christen ist. Ein Weib zeigte aber an Hals und Brust einen Tatu, der die blaue Schnur und das Kreuz daran darstellte; es schien, daß christliche Abessinier sie gegen ihren Willen so gezeichnet hatten.

In unsrem Lager in Gondar trafen Postreiter ein, die man uns von Adua aus entgegengeschickt hatte. Sie brachten Zeitungen und Briefe, darunter die Nachricht, daß unser Gesandter, wohl in Anerkennung der von ihm geführten Verhandlungen mit dem Negus, durch Verleihung eines hohen Ordens ausgezeichnet worden sei. Auch dem Kantiba Gebru, der uns namentlich in Gondar sehr nützlich gewesen war, wurde eine schöne Auszeichnung zuteil, der Kronenorden III. Klasse. Er beabsichtigte von Gondar aus

die Rückreise nach Adis-Ababa anzutreten, bereitete uns aber vor dem Abschied noch eine hübsche Überraschung indem er uns mit seinem Töchterchen, das auf einem Gut in der Nähe bei den Großeltern erzogen wurde, bekannt machte. Wir baten das Fräulein zu unsrem Frühstück, wo es, sehr standesgemäß, in Begleitung eines Haushofmeisters und seines Lehrers erschien, die sich hinter dem Stuhl der kleinen Herrin auf der Erde niederließen. Kinder aus guten abessinischen Häusern haben ein bescheidenes, aber sicheres Auftreten und feine Manieren; nur der Gebrauch von Messer und Gabel war dem Prinzeßchen, wie wir es nannten, sehr unbequem, und errötend fragte es seinen Vater, ob es nicht nach Landessitte mit den Fingern zulangen dürfte? Als ihm das zugestanden war, schmeckte es ihm noch einmal so gut, es vergaß aber nicht, auch seinem Lehrer, einem graubärtigen Mönch, von Zeit zu Zeit einen guten Bissen in den Mund zu stopfen.

Am Abend vor unsrer Abreise hatten wir die Freude auch einen Europäer bei uns zu sehen, den Tenente (Oberleutnant) Balugani, der in der Nähe mit dem Bau eines Weges beschäftigt war. An diesem Abend ging es hoch bei uns her, und wir trennten uns in sehr später Stunde von dem liebenswürdigen Italiener, der uns Grüße und Empfehlungen an seine Kameraden in Erythrea mitgab.

XIX

DAS HOCHGEBIRGE SEMIEN

18.—27. April 1905

Es war, als ob sich alle Welt gegen unsren Plan durch Semien zu ziehen, verschworen hätte; wir mochten wen immer fragen, jeder riet uns ab. Bald hieß es, das Hochgebirge sei für große Karawanen, wie die unsrige, unpassierbar, bald behauptete man, dort oben herrsche solche Kälte, daß unsre Maultiere furchtbar dezimiert werden würden und selbst Verluste an Menschenleben so gut wie sicher seien. Die Postreiter endlich, die uns mit ihrer willkommenen Last von Briefen und Zeitungen in Gondar antrafen, versicherten, sie wären durch Semien geritten und hätten auf der ganzen Strecke zwischen dem Takásé und Gondar — 160 km — nur ein einziges Mal soviel Wasser gefunden, daß sie ihre Pferde hätten tränken können.

Durch solche Schauermär wollte man uns offenbar verhindern einen Weg zu wählen, dessen Schönheiten frühere Reisende in warmen Farben geschildert hatten. Wenn Rüppell (1833) und Heuglin (1861 bis 1862) das Hochgebirge ohne Unfall überschritten hatten — von andren Reisenden zu schweigen —, warum sollten wir es nicht auch können? Anderseits hat der einzige Weg, der uns sonst offenstand, durchaus kein gutes Renommee; auf ihm hätten wir den gefürchteten Abstieg vom Lamalmon machen und fast eine Woche durch eine sehr heiße und wasserarme Niederung ziehen müssen, in welcher um diese Jahreszeit schon Fieber herrschen konnte.

In diesen Zweifeln verschoben wir die Entscheidung bis zu unsrer Ankunft in Dobarik am Südwestrand Semiens, wo sich beide Wege trennen. Wir hofften diesen Ort, der in der Luftlinie etwa 85 km von Gondar entfernt liegt, in drei Marschtagen zu erreichen. Die Reise geht zwar durch eine Gebirgslandschaft, Wogara, doch glaubten wir auf eine leidlich bequeme Karawanenstraße rechnen zu dürfen, denn Jahrhunderte hindurch hat sich auf dieser Route vor-

nehmlich der Verkehr der abessinischen Hauptstadt mit der übrigen Welt abgespielt.

In dieser Erwartung sahen wir uns freilich getäuscht, die Straße nach Semien ist, wenigstens in der Nähe von Gondar, so schlecht wie irgendeine in Äthiopien. Unmittelbar nachdem wir von den Ruinen des Gemp Abschied genommen hatten, mußten wir auf einem sehr üblen Pfad in das Tal des Angareb (2023 m) hinabklettern, der die Ost- und Südseite des Stadtberges umzieht. Wir tränkten unsre Maultiere an der Furt, in der Erwartung, nicht sobald wieder Wasser zu finden, und erstiegen auf rauhem Pfad bei 30° die erste Höhe des Wogaragebirges. Bald lag Gondar zu unsren Füßen, mit seinen vieltürmigen Burgen und seinen malerischen Zinnenkränzen eine rechte, alte Kaiserstadt. Und über die stolzen Mauern hin glitt der Blick zu den grünen Akazienwäldern Dembeas, zu dem lichtblauen Spiegel des Tanasees und dem weiten Bergkranz, der ihn umgibt. Welch ein liebliches Bild!

Über dem Rücken stieg zu unsrer Rechten ein kleiner Kegelberg auf, dessen Höhe wir durch Schätzung auf 2675 m bestimmten, der Diba (Deva, auch Alga genannt). Wir überschritten das Joch nordöstlich des Berges bei 2465 m, und sahen nun das Tal des Magetsch vor uns, den wir in seinem Unterlauf schon einmal, kurz vor Gondar, mittels einer steinernen Brücke überschritten hatten. Auch hier ist der zur Regenzeit gefährliche Wasserlauf überbrückt, aber der Abstieg von der Höhe, 160 m auf elendem Geröllpfad, kostet dem Reisenden manchen Schweißtropfen. Jenseits der Brücke (2303 m) steigt der Weg sofort wieder schroff an und erreicht bei 2776 m die Wasserscheide zwischen dem Abai und dem bedeutenden Fluß Takásé, der einen großen Teil Abessiniens entwässert und nach einem Lauf von über 1100 km in der Nähe der Stadt Berber in Nubien in den Nil fällt. Das Stromgebiet des Takase ist, soweit es in Zentralabessinien liegt, dünn bevölkert und wenig zugänglich.

Von unsrer Höhe sahen wir rechts die Landschaft Belesa, die so gut wie ganz unerforscht ist, obwohl sie fast die Hauptstadt berührt. Soweit das Auge reichte, umzogen die Plateaus von Wogara das versunkene Land, das endlose Felsenmauern einschlossen. Von den grünen Höhen sah man hier und dort glitzernde Bäche herabkommen und in finsteren Schluchten verschwinden. Erreichten sie das Tiefland? Verstäubten sie unterwegs bei ihrem Sturz über die Wände der Hochlandschollen? Unten sah man nur Steinwüsten mit magerem Gestrüpp in den Tälern, mit wildzerrissenen Felskuppen auf den Höhen. Keinen Acker, kein Dorf, keine Straße.

Hart am Rande des Plateaus führte unser Weg. Über uns wölbten wilde Ölbäume ihre silberigen Kronen. Wie mancher Reisende hat in ihrem freundlichen Schatten gerastet und die Blicke über das Land schweifen lassen, — keinen gelüstete es dort hinabzusteigen in das Tal der Öde und des Durstes.

Eine Viertelstunde weiter fanden wir bei dem Dorfe Bambelo einen hübschen Lagerplatz (2729 m) an den Quellen des Flüßchen Argef, das sich nach kurzem Lauf durch ein romantisches Felsentor in die Tiefe von Belesa hinabstürzt. Am Wiesenrand bildeten hohe Hypericum-Büsche dichte Bosketts, besternt von großen, goldenen Blüten. Aber wir beeilten uns unsre Zelte aufzuschlagen, denn schwere Wolken verfinsterten plötzlich den Himmel. Kaum waren wir unter den grünen Zeltdächern geborgen, als schon ein kräftiger Regenguß niederging und die Schwüle des Tages angenehm milderte. —

Die beiden folgenden Tage marschierten wir ständig in nordnordöstlicher Richtung über rundbucklige Plateaus und durch weite muldenförmige Täler. Wogara ist ein freundliches Land, in dem sich's angenehm reist. Die Wiesen überwiegen, aber es fehlt auch nicht an lichten Hainen, in denen, trotz der Höhenlage die Akazie (Acacia abyssinica) vorherrscht. Hin und wieder begegnet man einer Quelle, einem Bach; die Behauptung der Postreiter, daß es unterwegs so gut wie kein Wasser gäbe, erwies sich als dreiste Lüge, woran wir übrigens nie gezweifelt hatten.

Am 19. April ritten wir über ein großes, halbtrockenes Hochmoor, Andjiva-Mieda (2909 m), dem ein schöner Bach entströmt. Im Osten stieg eine hohe Kuppe an, deren Scheitel eine Kirche mit alten Wacholderbäumen darum krönte; es war die Amba Kedus Giorgis, etwa 3150 m hoch und, soweit wir sehen konnten, der höchste Gipfel Wogaras. Der nächste Bach, Sank'atek'ing, dem wir eine lange Strecke talab folgten, wendet sich nach Nordwesten und verschwindet in einer wilden, anscheinend unzugänglichen Schlucht, aus der er, wer weiß wo, in das namenlose, unerforschte Tiefland tritt, das sich, auch im Norden Gondars, zwischen der Stadt und dem unteren Takase breitet. Mittags erreichten wir den größeren Ort Tschambelga und lagerten 2 km weiter bei Dara (2589 m), einem freien Platz bei einer Quelle, der einmal in der Woche als Markt für den Distrikt dient. Es gab hier viele Bekassinen, deren einige erlegt wurden; bis in die Wipfel der Akazien rankten Spargel (Asparagus racemosus), deren junge Triebe, nicht aus der Erde gestochen,

sondern aus der Krone gepflückt, ein sehr wohlschmeckendes Gemüse liefern, das wir später in Asmara schätzen lernten.

Die Reisenden, die vor uns diese Straße gezogen sind, haben sich meist nicht solcher Sicherheit erfreut wie wir. Denn Wogara, die Hochlandbrücke, welche Gondar mit Semien und Tigre verbindet, rechts und links von ungangbaren, wasserlosen Tiefländern begrenzt, war auch der Schauplatz der Kämpfe zwischen den rivalisierenden Stämmen der Amharen, Tigrener und den Falascha. Die Spuren der ewigen Fehden bemerkt man noch jetzt; es gibt fast gar keine Dörfer und nur wenige größere Orte. Ackerbau fehlt so gut wie ganz, und die Viehzucht ist unbedeutend im Verhältnis zu dem Reichtum an gutem Weideland. Nur einzelne Kirchen krönen die Höhen, die Priester wohnen in elenden Hütten unter den alten Bäumen der heiligen Haine; sie führen ein beschauliches Leben, denn eine Gemeinde gehört nur zu wenigen Kirchen.

Wogara war ehedem das Dorado der Straßenräuber. Als Rüppell (Oktober 1833) Tschambelga passiert hatte, erhielt er die Nachricht, daß ein besonders gefürchteter Räuber von Gondar aufgebrochen sei, um seine Karawane wegzunehmen. Dieser Edle führte den großen Namen Ato Jasu, wie einst Jasus der Große als Thronfolger; er gehörte auch der kaiserlichen Familie an: sein Vater und Großvater hatten — als Schattenregenten — den abessinischen Thron innegehabt. Seinen infolgedessen vorzüglichen Konnexionen verdankte Ato Jasu, daß er in Gondar unbehelligt und in Frieden leben konnte, wenn er nicht grade auf einem Raubzug auswärts weilte. Rüppell wich mit seiner meist aus mohammedanischen Kaufleuten bestehenden Begleitung dem originellen Prinzen aus und erreichte mit forciertem Marsch in einer Regennacht die Hauptstadt, während der vornehme Räuber trotz der Unbilden des Wetters auf den Höhen Wogaras auf seine Beute wartete.[1]

Am 20. April sahen wir vor uns einen schönen Pyramidenberg auftauchen, den Woken (3130 m), und hielten grade auf ihn zu. Die Plateaubrücke verschmälerte sich; kurz vor dem Woken traten die Abstürze rechts und links nahe an den Weg. Ich möchte daher das Gebirge von Wogara nur bis hierher rechnen, obwohl der Woken und sein Hinterland politisch zu der Landschaft gehören. Denn die Pyramide ist einem Plateau aufgesetzt, das, sich verbreiternd und allmählich ansteigend, ohne kenntliche Scheide in die gewaltigen Platten übergeht, die den westlichen Teil Semiens bilden.

Der Woken besteht aus losen, blasigen, am Gipfel bimsstein-

[1] Rüppell, Reise in Abessinien II, S. 74.

artigen Laven, läßt aber keinen Krater erkennen. Wir ließen ihn links liegen und gelangten in mäßiger Steigung über drei wasserreiche Flüßchen nach Dobarik, einem größeren Flecken, der politisch der Hauptort Wogaras, zugleich aber der Zugang Semiens ist. Auf einer Wiese unterhalb des Hügels, an welchem sich die Hütten emporziehen, schlugen wir unser Lager auf (2795 m).

Noch waren wir uns nicht über den Weg für den Weitermarsch schlüssig, aber nun drängte die Entscheidung, denn Dobarik liegt unmittelbar am Südabhang des wenig höheren Lamalmon (2998 m). Sollten wir über diesen als unangenehm verschrienen Berg absteigen und auf das nahe, schöne Hochgebirge verzichten? Freilich, die Pässe Semiens waren für unsre schwerfällige Karawane vielleicht unpraktikabel; aber konnten wir nicht eine Teilung vornehmen, die schweren Lasten über den Lamalmon schicken und selbst mit einer fliegenden Kolonne das Hochgebirge überschreiten? Dabei war nur eine Schwierigkeit: erst in Aksum liefen die beiden Wege wieder zusammen, und das bedeutete eine Trennung von 9—10 Tagen; in dieser Zeit konnte viel passieren! Gab es keine Möglichkeit einer früheren Wiedervereinigung? Die Abessinier verneinten es, aber die italienische Karte zeichnete einen Verbindungsweg zwischen dem Lamalmon und Mitschara, einem Distrikt vor dem Abstieg zum Takase, den beide Kolonnen in sechs Tagen erreichen konnten. So ordnete der Gesandte die Teilung der Karawane an: wir nahmen nur wenige Zelte und den nötigsten Proviant mit, verzichteten auf unsre Feldbetten und manchen andren Komfort, selbst auf unsre Diener; die Lastkarawane mit allem entbehrlichen Gepäck und den Pferden wurde dem stets zuverlässigen Bascha Aitschilu unterstellt, dessen besonderer Fürsorge auch die aus dem Tieflande stammenden Somal anempfohlen wurden, da sie unter der ihnen fremden Kälte des Hochgebirges zu sehr gelitten haben würden. Nachmittag und Abend verliefen über den Vorbereitungen; man suchte Winterkleider und Wollhemden hervor, und für die Maultiere, die uns befördern sollten, wurden Überdecken gemacht oder wenigstens Strohdecken beschafft, zum Schutz gegen die Kälte der Hochgebirgsnächte. Mit großer Spannung sahen wir der Abreise entgegen.

Am 21. April verließen wir bei Sonnenaufgang unser Lager und ritten nach Osten. In wenigen Minuten erreichten wir den Marktplatz von Dobarik (2837 m), einen ebenen Platz zwischen dem am Bergabhang gelegenen Flecken und der oft erwähnten Kirche Faras-Saber. In der abessinischen Geschichte hat der Ort eine traurige Berühmtheit, denn auf diesem Marktplatz ließ Theodorus eine Massen-

hinrichtung vollziehen, wie sie selbst der Wahnsinn der Cäsaren kaum konzipiert hat: über 1700 Personen an einem Tage. Es waren „Rebellen", d. h. Menschen, die Theodors selbstgenommene Kaiserwürde nicht anerkannten. Zur Warnung wurden die Gerichteten nicht bestattet; noch 1862 sah Heuglin auf dem Marktplatz Haufen von Menschengebeinen.

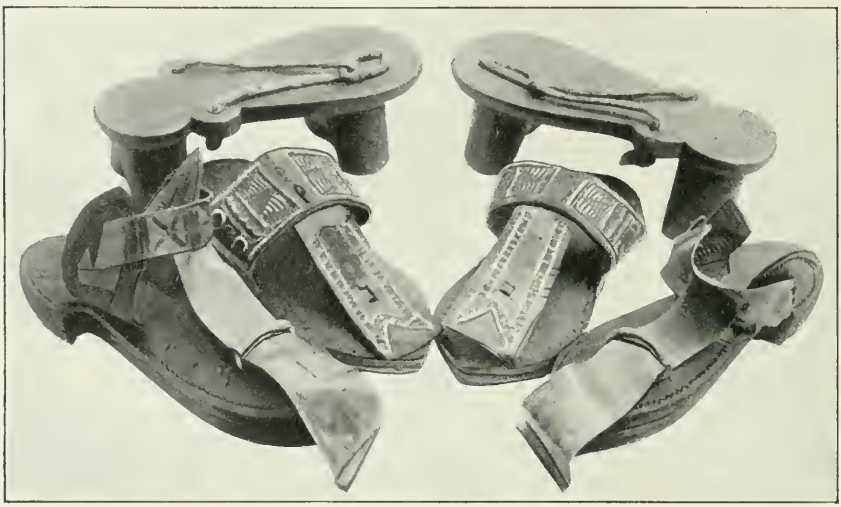
Jenseits eines Wiesengrundes hob sich das Gebirge mit sanft ansteigendem Rücken. Ein Weg führt in nordöstlicher Richtung hinauf, doch unsre Führer leiteten uns am Südfuß des Gebirges entlang, wo für unsre Reise der Saumpfad ausgebessert war. Es ging bergauf, bergab, über die letzten Ausläufer des Hochlandes, in das mehrere Flüßchen tiefe Täler gegraben haben. So durchritten wir die Abakaina (2746 m) und einen Zufluß derselben und dann die Angoba (2843 m), die Grenze der Provinzen Wogara und Semien. Nun stieg der Weg stärker an und bald befanden wir uns in etwa 3050 m Höhe auf Bergwiesen, in denen ansehnliche Amaryllideen (Crinum abyssinicum) überall ihre großen Lilienblüten trugen, weiß, außen rosa angehaucht, von starkem, reinem Wohlgeruch. Nach rechts sah man die imposanten Abstürze des Hochlandes gegen die unzugänglichen Niederungen Belesas.

Statt der Kammhöhe zu folgen, senkte sich unser Weg nun aber wieder, und diesmal in ein sehr tiefes Tal: 1000 m in einem einzigen Sturz. Gegenüber stiegen die Berge schroffer an und zeigten alpine Formen. Über die Wände der Amba-Ras (ca. 3350 m) hob sich der Stock des Buahit, dessen Gipfel 4520 m mißt. Ein sehr verständig angelegter Weg führte uns in großen Kurven an dem Abhang hinab mit starker, aber gleichmäßiger Neigung. Man konnte fast überall reiten. Nur an ein paar Stellen war der Pfad durch Wildwasser zerstört und einmal von gestürzten Baumstämmen gesperrt. Aber schwindelfrei mußte man schon sein, denn es ging oft hart am Rande jäher Abhänge entlang, wo der Fallende, wer weiß wo, gelandet wäre.

Wie sicher doch das Maultier auf den gefährlichsten Steigen schreitet! Seine kleinen, unbeschlagenen Hufe finden überall Halt, selbst auf glatten, abschüssigen Felsplatten oder im losen Geröll. Oft stutzen die Tiere und sehen sich die Schwierigkeit kritisch an; dann kann der Reiter nichts Besseres tun, als sich ganz seinem Träger anzuvertrauen, denn gerade an üblen Stellen zeigt das Maultier seine Selbständigkeit und duldet keine Bevormundung. Aber ebenso sicher klettert auch der Abessinier, und auch ihm kommt dabei die Gewöhnung barfuß zu gehen sehr zustatten. Der nackte Fuß haftet

besser, als der beste Bergschuh, und die glücklichen Besitzer vermögen auf ihren unempfindlich gewordenen Sohlen auch auf rauhem Geröll leicht auszuschreiten. Das abessinische Schuhwerk dagegen besteht in Sandalen, die für den Bergsteiger, wie für den Reiter unbenutzbar sind; sie werden hauptsächlich zu Hause getragen.

Endlich erreichten wir die Talsohle von Schuada (2066 m), die nur wenige hundert Meter breit war. Zu unsrer Überraschung fanden wir hier zwischen Hochgebirge und Steinwüste pflügende Bauern



Abessinisches Schuhwerk: oben Holzschuhe der Djimma-Leute, in der Mitte Ledersandalen, tigrenische Arbeit, an den Seiten ebensolche der Aussa (Mohammed Hanferi)

auf gutangelegten Äckern. Eine einfache Wasserleitung ermöglichte eine ausgiebige Berieselung der Felder. Der Pflug besteht hierzulande nur aus Holz und entbehrt auch der Räder. An einer Quelle in der Nähe, über die ein Rizinusbaum seine bläulich bereiften Blätter beugte, bezogen wir das Lager. Auf drei Seiten umgaben uns steile und nur dürftig bewaldete Berge, die 3000—3500 m Höhe haben konnten; unter ihnen zeigte nur die nahe Amba-Ras alpine Formen und schroffe Felsengrate. Nach Süden öffnete sich unser Tal gegen das Tiefland Belesa, die unbewohnte Niederung, aus welcher seltsam geformte Berge unvermittelt aufragten. Alle Flüsse am wasserreichen Südrand Semiens stürzen sich über senkrechte Felsmauern in das verschmachtende Land und versiegen drunten; nur mit dem Wasserschwall der Regenzeit vermögen sie den Takasee zu erreichen.

22. April 1905

Wir umgingen den Südfuß der imposanten Amba-Ras und gelangten in das Tal des Bellagés' (2178 m), der zwischen grünen Wiesen, von schönem Galeriewald begleitet, in engem Felsenbette dahin eilt. Er kommt vom Buahit und scheidet den Stock dieses bedeutenden Berges von der hohen Scholle von Intschatkab, auf welcher der gleichnamige Hauptort Semiens liegt. Nach unsren Karten hätten wir am rechten Ufer des Bellages aufsteigen müssen, aber unsre Führer waren andrer Meinung. Sie leiteten uns auf einen allerdings ebenso schönen, wie bequemen Saumpfad, der sich an der südlichen Talwand emporzog. In immergrünem Niederwald, an rieselnden Quellen vorbei stiegen wir ohne jede Anstrengung auf, und je höher wir kamen, desto großartiger erschienen die Steilhänge der Amba-Ras und des Buahit, jenseits des in der Tiefe vergrabenen Bellages.

Mit einemmal änderte sich die Szenerie. Wir hatten bei 3028 m den Rand des Plateaus von Intschatbab erreicht, ein nach Osten wellenförmig ansteigendes Hochland ohne Baum oder Strauch. Eine Trift mit kurzem Alpengras nahm uns auf, und hier standen einige hundert Krieger in bunter Gala um uns zu begrüßen. An ihren Reihen entlang kamen wir zu einem hübschen Zelt, in welchem uns der Gouverneur Semiens erwartete, ein junger Dadjasmatsch aus vornehmem Hause, von intelligenten Zügen und angenehmen Manieren; er war uns aus seiner Residenz Intschatbab bis hierher entgegengekommen.

Während unser Gesandter und die Mehrzahl der Herren der Einladung des Gouverneurs zu T'etj- und Sektgenüssen folgten, erhielten H. Becker und ich den Auftrag die Karawane weiterzuführen und den Lagerplatz auszusuchen. Der Weg, der bis zum Plateaurand so reizvoll und romantisch gewesen war, wurde nun rauh und uninteressant. Auf steinigen Heiden stiegen wir an, grenzenlose Öde ringsum. Man sah weder Gipfel mehr, noch Täler, nur traurige Trümmerhalden, die eine armselige Vegetation nicht zu verbergen vermochte, struppiges Stechgras, niedrige, graue Dornstauden. Ein rauher, kalter Wind fegte über die Höhen und der Himmel, der uns sonst stets freundlich lachte, bezog sich mit eintönigem Grau.

Bergauf, bergab, im ganzen aber ansteigend, marschierten wir in nordöstlicher Richtung, bis wir eine Senke vor uns sahen, in der eine starke Quelle entsprang. Durch das Chaos der Blöcke, über moosbedeckte Bänke bahnte sich das Wässerchen einen Weg zu Tal,

Kaskade auf Kaskade bildend. Zu unsren Füßen, tief unter uns und doch noch hoch über dem Bellages, klebte auf einem Vorsprung der Bergwand das Dörfchen Temirk. Uns gegenüber gewahrten wir wieder die ungeheuren Plateaus des Buahit, der bis hoch hinauf einzelne Dörfer und Äcker trägt; wir konnten die auf freiem Feld gelegenen Dreschplätze zählen.

Bei 3656 m verließen wir den Kammweg — es war die Höhe des Groß-Venediger in den Tauern — und kletterten an dem klaren Bächlein abwärts, bis wir ein kleines Plateau (3553 m) fanden, das, von einer Felswand gestützt, wie ein Balkon gegen das Bellagestal vorsprang. Die Stufe bot grade Platz genug für unsre kleine Karawane, Wasser lieferte uns der nahe Bach, kristallklar, aber auch eiskalt; nur an Holz fehlte es vollständig, und soweit das Auge reichte über Berg und Tal war kein Baum, kein Busch zu sehen.

Aber rings um unser Lager standen die wunderlichen Djibarra-Pflanzen, Kräuter von den Dimensionen von Bäumen. Ein säulenförmiger Schaft von Schenkeldicke und doppelter Mannshöhe trägt eine große Rosette schwertförmiger Blätter; darüber erhebt sich, wie eine mächtige Kerze auf hohem Leuchter, oft 3 m hoch der Blütenstand; tausende fingerlanger, blauer Blumen drängen sich so dicht um die hohle Achse, daß sie sich gegenseitig kantig pressen. Auch der Stamm, den die regelmäßig angeordneten Narben der abgefallenen Blätter wie ein Koller aus gepreßtem Leder bedecken, ist hohl und so wenig holzig, daß ein paar kräftige Hände ihn ohne weiteres umbrechen können.

Die Natur gefällt sich manchmal in Travestien. Die Djibarra, die der Botaniker ihrem Habitus nach für eine Verwandte der Yuccas oder Dracaenen ansehen, also dem Liliengeschlechte zuzählen müßte, erweist sich nach ihrem Blütenbau als eine Art der Glockenblumengewächse, die jenen so fernstehen, wie möglich. Ja, das wunderliche Riesenkraut, dessen botanischer Name Lobelia Rhynchopetalum lautet, gehört in dieselbe Gattung, wie die allbekannte kleine blaue Lobelie unsrer Teppichbeete, die zierliche Lobelia Erinus vom Kapland. Und doch steht die Djibarra mit ihrem fremdartigen Habitus nicht ganz vereinzelt da. Am Kilima-Ndscharo findet sich eine ähnliche Art und in den Anden Südamerikas bilden sich gewisse Korbblütler (Espeletia) gleichfalls yuccaartig aus. Ja, selbst eine europäische Glockenblume, die Campanula thyrsoidea unsrer Alpen, erinnert im kleinen an die Baumliliengestalt. All diese und eine Anzahl weiterer Pflanzen des gleichen Habitus gehören bedeutenden Gebirgen an, inwiefern jedoch das Leben in großen Höhen die Form bestimmt haben kann, entzieht sich völlig unsrer Einsicht.

Wenn auch die Djibarra auf den abessinischen Hochgebirgen sehr häufig ist, so hätten wir sie doch, als botanische Merkwürdigkeit, gern geschont, hätten wir nur irgendwelches andre Feuerungsmaterial auftreiben können. Zudem brennt die Djibarra sehr schlecht und gibt einen beizenden Rauch, den die Abessinier für giftig halten. Diesem Umstand verdankt die Pflanze, daß sie nicht längst auf den zugänglichen Höhen durch den Menschen ausgerottet ist. Nur notgedrungen nahmen wir mit diesem Feuerungsmaterial vorlieb. Unsre Köche hatten bald eine Kanne dampfenden Kaffees bereitet, der uns gut tat, denn die Temperatur betrug mittags nur 15° und sank bald bis nahe an den Gefrierpunkt herab.

Djibarra-Pflanzen (Lobelia Rhynchopetalum) bei Temirk im Semiengebirge (3600 m über dem Meer)

Temirk ist mehrfach von Botanikern besucht worden und ist botanisch wirklich sehr interessant. Unmittelbar neben- und durcheinander kommen hier nämlich zwei Floren vor, die der afrikanischen Grassteppe (Sawane) und die alpine; entscheidend für den Charakter der Pflanzendecke ist lediglich die Feuchtigkeit. So fanden wir an den überrieselten Felswänden am Bach zu unsrer Freude Primeln

mit vollen Sträußen lichtgelber Blüten (Primula simensis), Hauslaub (Cotyledon simensis) in dichtem Polsterwuchs, mit reichem, rosenroten Blütenflor, Weiderich und niedrigen Hahnenfuß, zarten Steinbrech, großblütige, fast im fetten Moorboden vergrabene Arctotis, eine kleine Lichtnelke und das bescheidene Hornkraut wie die zarten Lilakelche der Merendera abyssinica, die habituell den Krokus unsrer Alpenmatten vertritt. Sie alle sind Arten, die ebensogut unsren europäischen Hochgebirgen angehören könnten. Dazu fanden sich zwei Spezies der Kreuzblütler (Cruciferen), die in allen kälteren Ländern der nördlichen Hemisphäre so gemein sind; in Abessinien hatten wir bis dahin außer den durch die Kultur eingeführten Arten, dem Kohl, dem Senf und der Brunnenkresse, auch nicht einen Kreuzblütler gesehen. Doch einen Schritt weiter beginnt das Reich der Steppenpflanzen, stechende Prärie-gräser, dornige Kugeldisteln und strohdürre Immortellen (Helichrysum) decken den trockenen Boden.

Freilich, die Nähe des eiskalten Wassers, das die Wurzelballen jener uns heimisch anmutenden Pflanzen durchtränkt, muß lokal die Temperatur erheblich herabdrücken und so auf engem Raum Lebensbedingungen schaffen, wie sie unsre Alpenpflanzen in ihrer kalten Heimat finden.

23. April 1905

Wir hatten Wintermäntel mitgenommen; heute konnten wir sie gebrauchen. Es ging steil bergauf durch struppiges, stechendes Gras, aus dem überall die sonderbaren Djibarra aufragten, ein lichter Wald von Riesenkandelabern. Die ganze Gegend erhält von ihnen den Charakter; die fernen Hänge scheinen punktiert von ihren großen, grünen Blattschöpfen, und über die Kämme ziehen die hohen Blütensäulen förmliche Palisaden.

Als wir den gestern verlassenen Saumpfad auf dem Rücken des ansteigenden Plateaus wieder erreicht hatten, faßte uns der Bergwind. Das pfiff uns um die geröteten Ohren und Nasen, das wollte die zügelhaltenden Finger in Eiszapfen verwandeln und suchte sich frech einen Weg in die Ärmellöcher. Durch die angenehme Wärme der niederen Plateaus verwöhnt, empfanden wir die Kälte doppelt; am Fuß des Berges hatten wir 32°, hier 1°. Aber aufwärts ging es und immer weiter aufwärts. Auf einmal sahen wir den Gipfel des Buahit nahe und gar nicht mehr sonderlich hoch vor uns auftauchen, und doch hat er 4520 m Höhe. Unser Weg berührte einen aus nackten Gesteinstrümmern gebildeten Kamm, den Meseraria (4444 m), und höchstens 100 m unter seinem Scheitel standen wir.

Also gut 150 m höher als der Gipfel der Jungfrau im Berner Oberland; war es da ein Wunder, daß uns in unsren Wintermänteln fror?

Und trotzdem, unsre Umgebung machte keinen alpinen Eindruck, die dürftig bewachsenen Höhen ringsum überragten unsren Standpunkt nur unbedeutend und erinnerten eher an den Kamm des Riesengebirges, als an die Alpen oder ihre Vorposten, den Pilatus etwa oder selbst den zahmen Rigi.

Wir saßen ab um die erstarrten Glieder durch einen kurzen Marsch wieder zu beleben. Zwischen Felstrümmern fanden wir Schutz gegen den schneidenden Wind, und als wir ein paar Schritte vom Wege abbogen, sahen wir uns plötzlich am Rande einer gewaltigen Schlucht, welche den Meseraria spaltet, von oben an bis unten aus. Zwischen ungeheuren senkrechten Felsmauern zieht sie sich in jähen Stufen bis zu dem tief eingeschnittenen Tal des Flüßchens Mescha hinab, wohl 2300 m in einem Sturz. Das war freilich großartig und wetteiferte an wilder Schönheit mit dem Größten auf der Erde. Aber wieder wurde uns klar, daß man Abessinien zu Unrecht ein Alpenland nennt; es ist ein Land der Klüfte.

Jenseits sahen wir ein Plateau, steile, unzugängliche Wände, fast ebenen Scheitel, höher als unser Standpunkt. Durchaus kein imposanter Anblick. Das war der Ras Daschan der Geographen (der Name war unsren abessinischen Führern unbekannt), der höchste Berg Abessiniens (4620 m), den in unsren Alpen nur Mont Blanc und Monte Rosa um ein geringes überragen.

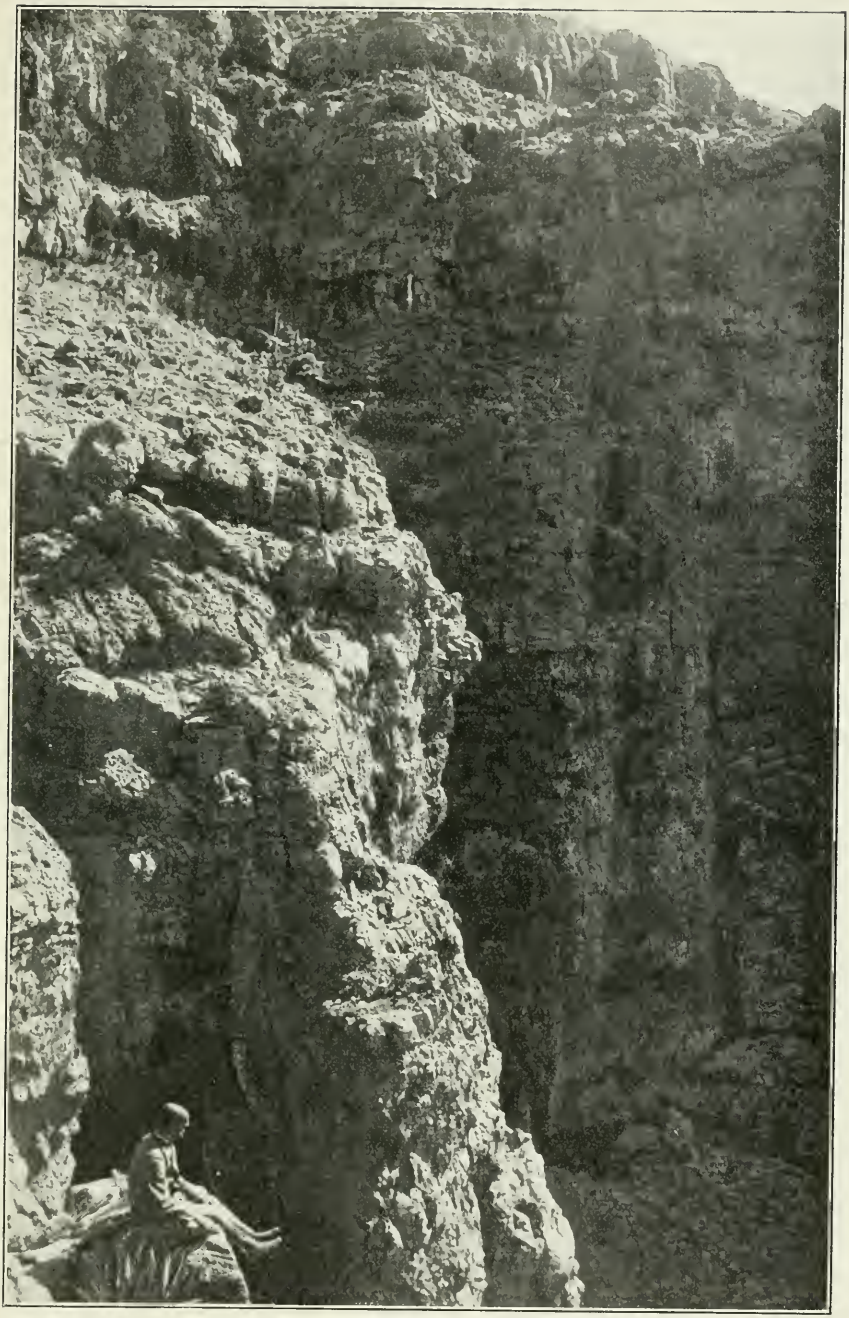
Unsre kleine Karawane zog weiter, während Vizekonsul Schüler und ich in die Schlucht hinabstiegen, gestiefelt und gespornt, wie wir waren; nur die schweren Mäntel hatten wir unsren Maultierburschen zur Aufbewahrung zurückgelassen. In den Klüften bildete Arabis albida, die in unsren Gärten vielgezogene Gänsekresse, graue Polster mit milchweißen Kreuzblumen, neben den gelben Primeln, die mehr an die wilden Aurikeln der Alpen (Primula Auricula) als an die Himmelschlüssel unsrer Osterwiesen erinnerten. Eine schöne Strohblume (Helichrysum citrispinum) mit weißen seidigen Blütenhüllen, die, wo sich ein Sonnenstrahl in die Schlucht verlor, sich sternförmig öffneten, konnte fast als Ersatz für unser Edelweiß gelten. An der gegenüberliegenden Felswand turnte ein Rudel von gewiß 100 Pavianen herum, und ihr heiseres Gebell verriet, daß unser Eindringen in ihr fast unzugängliches Reich durchaus nicht ihre Billigung fand. Unser zum Klettern wenig geeignetes Kostüm verbot uns größere Unternehmungen, namentlich die Sporen genierten, und ich trug obendrein meinen Stativapparat arbeitsbereit in der Hand. So

machte ich nur ein paar photographische Aufnahmen, zu denen Herr Schüler mir freundlichst Vordergrund bildete.

Der Zorn der Paviane, die uns von der nächst höheren Felsengalerie, halb hinter den Blöcken verborgen, knurrend zuschauten, verwandelte sich nun in Neugierde, und kaum hatten wir den Rückweg angetreten, als das ganze Volk von den Felsmauern herabkam, um den Platz zu besichtigen, wo wir gestanden hatten. Jeder lose Stein wurde aufgehoben, oberseits und unterseits betrachtet, berochen und dann zur Begutachtung weitergegeben. Aber nur die alten Herren führten das Wort, und wo einmal ein Junges dreinreden wollte, setzte es gleich eine wohlgezielte Ohrfeige. Wir waren noch so nahe, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, den Affen ein paar weitere Steine zur Inspektion zuzuwerfen; sie fielen aus der Höhe sausend mitten in die Schar. Sofort setzten sich die alten Männchen, die in ihren lehmgelben Mähnen merkwürdig kleinen Löwen glichen, zähnefletschend in Position um den Rückzug der viel kleineren Weibchen und der Jungen zu decken. Dabei konnten wir mehrfach beobachten, daß die Kleinsten an schwierigen Stellen von den Müttern auf dem Rücken getragen wurden; krummbucklig wie englische Jockeys ritten sie ab und hielten sich dabei krampfhaft am Nacken der Mama fest.

Die Karawane war längst außer Sicht, als wir ihr folgten. Der Meseraria ist mit dem Buahit durch ein Joch verbunden, das den Paß bildet; zwischen beiden Gipfeln entspringt im Westen der Bellages, im Osten die Mescha. Die Quellen und Lachen trugen eine dünne Eiskruste, aber Schnee sahen wir nirgends.

Am Meseraria hatten wir bei etwa 4350 m den höchsten Punkt unsrer ganzen Reise erreicht, der Übergang am Buahit ist etwas niedriger, doch wohl noch 4260 m hoch. Ich konnte leider nicht messen, die Skala meines Hypsometers reichte nicht aus; so mußte die Höhe nach den von Anderen gemessenen Punkten geschätzt werden. Der Buahit hat als Spitze eine Trümmerpyramide, welche nach Nordosten mit Blöcken und Graten jäh abfällt. An diesem Abhang zieht der ganz geschickt angelegte Saumpfad hinab, der trotz der wilden Umgebung nur wenige schwierige Stellen aufwies. Unangenehm war nur das Überklettern der sonderbaren Naturmauern, die am Buahit häufig sind. Das vulkanische Gestein zeigt hin und wieder vertikale Spalten, die von kristallinischem, klinghartem Fels ausgefüllt sind; durch Verwitterung der weicheren Umgebung werden diese Gänge freigelegt und sperren als oft meterhohe Mauern die schwierigsten Stellen des Weges. Die Abessinier kennen nicht die



Die oberste Stufe einer Schlucht am Meseraria (4444 m) im Semiengebirge

Verwendung von Sprengstoffen beim Wegebau, und ihre Brechstangen versagen dem harten Gestein gegenüber, obwohl dasselbe aus einzelnen prismatischen Blöcken zusammengefügt zu sein scheint.

Allmählich wurden die Abhänge sanfter, und wir erreichten ein Joch (3633 m), das die Verbindung zwischen dem Massiv des Buahit und des Selki-Abbo-Jared darstellt. Ein paar unbewohnte Hütten tragen den Namen Arkasie. Wir überquerten den Sattel und gelangten

Ein frostiges Lager in 3630 m Höhe (Arkasie im Semien-Gebirge)

dadurch an die westliche Außenseite des Gebirges, dem hier eine fast ebene Stufe von etwa 1 km Breite vorgelagert ist. Eine Quelle, die dem moorigen Grunde inmitten eines Waldes von Baum-Lobelien entspringt, bestimmte unsren Lagerplatz (3630 m); an den Steilhängen des nahen Berges bildete Baumheide (Erica arborea) lockere Haine.

Es war frostig geblieben, und niemand hatte den Wintermantel abgelegt. Doch unser Frühstückstisch stand im Freien am Rande der Platte, wo man eine ebenso imposante wie fremdartige Aussicht genoß. Am Buahit entspringt ein Flüßchen, Ansia (?), das sich nach Nordwesten eine tiefe und unzugängliche Schlucht gegraben hat. Gegen sie stürzt das Hochgebirge mit ungeheuren Steilhängen ab, und von der hohen Pyramide des Buahit bis zu den Hörnern des Sufan (4015 m) kennzeichnet eine Reihe trotziger Zacken die Ab-

bruchslinie des Hochgebirges. Die Formen wetteifern in kühnem Schwung mit den Dolomiten. Aber weit mehr bannen das Auge die merkwürdigen Felsenberge, die aus der unsichtbaren Tiefe des Ansiatales aufragen, Berge wie Zuckerhüte geformt, wie Obelisken oder Säulen, manche geneigt und überhängend. Nicht einzeln, sondern ganze Gruppen: die einen spitz wie Nadeln, die andren mit vollkommen ebenem Scheitel, auf dem man mit Überraschung Felder sieht und die Hütten kleiner Dörfer. Ist es möglich, daß Menschen dort oben leben? Sind diese Säulenberge mit den glatten Felswänden ersteigbar?

Die dort wohnen, wohin nur des Adler Flug zu tragen scheint, sind die Falascha. Einst gehörte ihnen ganz Semien, auf dessen Alpenmatten sie ein starkes Volk von Hirten und Jägern bildeten. Sie hatten den jüdischen Glauben und hielten sich für Abkömmlinge des einzigen, auserwählten Volkes. Aber in Tigre zuerst und dann auch in Amhara breitete sich das Christentum aus. Bald hatten die Falascha um ihren Glauben zu kämpfen. Anfangs taten sie es mit gutem Glück, wiesen alle Angriffe zurück und konnten selbst einmal unter der sagenhaften Judith einen Vorstoß in großem Stil wagen. Aber in dem Kampf von fünfzehn Jahrhunderten erlahmten die Falascha endlich. Die semitischen Christen setzten sich auf dem Hochgebirge fest und verbreiteten die Religion der Liebe mit Gewalt unter dem jüdischen Volk. Scholle auf Scholle besiedelten sie, und die überlebenden Falascha hatten die Wahl nur zwischen Taufe oder Auswanderung. Wohin sollten sie ziehen? Längst war den kuschitischen Ureinwohnern das reiche Land auf den niederen Plateaus verloren gegangen. Aber auf drei Seiten umziehen wilde Felsenwüsten das Hochgebirge Semien, die Berge der Löwen, die Täler der Glut. Konnten Menschen dort leben, ohne Wasser, ohne Weide?

Dorthin haben die Verfolgungen der Christen die Falascha gedrängt. Noch haben sie hier, untermischt mit Resten des verwandten Volkes der heidnischen Agau, Zufluchtsstätten, zu denen kein Fremder je den Weg gefunden hat. Auf unzugänglichen Säulenbergen bauen sie ihre Hütten und leben ein Dasein voll Kämpfen und Entbehrungen, um ihre Eigenart zu wahren. Aber die Not treibt viele hinaus, als wandernde Handwerker den Todfeinden ihre unentbehrlichen Dienste anzubieten. Einzeln sind sie dann wehrlos dem Schicksal preisgegeben, das, je nach der Laune christlicher Fürsten, gewaltsame Taufe oder Tod heißt. So ließ Sissenos im Jahre 1616, zu der Zeit als Pedro Paëz bereits großen Einfluß bei ihm übte, alle in Abessinien als Handwerker verstreut lebenden Falascha umbringen;

unter ihnen fiel auch ihr „König“ Gideon. In neuerer Zeit war Johannes, Meneliks Vorgänger, besonders unduldsam, doch richtete sich sein Fanatismus mehr gegen die Mohammedaner als gegen die Falascha.

In unsrer älteren Literatur wird Semien gewöhnlich der Judenstein oder Judenfels genannt; im engeren Sinne bezeichnet dieser Name eine fast unzugängliche Plateauscholle, welche den Juden in Kriegszeiten als natürliche Festung diente, jedenfalls die große Amba Huà, die etwa 20 km lang und über 4000 m hoch ist; sie trägt noch Reste alter Verschanzungen. Aber der „Judenstein“, von dem die Portugiesen nach Europa berichteten, war dort schon längst bekannt. Eine alte Mär kündete von einem jüdischen Völkchen, das, von Christen umgeben, auf unersteiglichen Felsenbergen unter eigenen Königen lebe; bis zur Wiederentdeckung Abessiniens suchte man freilich den Judenstein im asiatischen Indien, während sich die Kunde offenbar auf Abessinien bezieht.[1]

Abends erschien in unsrem Lager ein Jäger, der das kolossale Gehörn eines Steinbocks (Capra Walia) zum Verkauf anbot. Es war ein prachtvolles, schädelechtes Stück, eben erst gebrochen und noch blutig, und da der Semien-Steinbock wie sein Vetter in den Alpen (Capra ibex) im Aussterben begriffen ist, so hätte wohl jeder von uns das Gehörn gern gekauft, wenn nicht die Transportschwierigkeiten gewesen wären. So mußten wir leider auf die Erwerbung eines wahren Schaustückes verzichten.

Die Nacht wurde sehr kalt. Das Waschwasser, das wir vorsichtshalber in unsre gutverwahrten Zelte nahmen, zeigte morgens trotzdem eine Eisdecke von fast 1 cm Dicke. Draußen waren die saftigen Djibarra steifgefroren, und wenn man an eins ihrer langen Schwertblätter stieß, so sprang es klirrend entzwei. Offenbar ver-

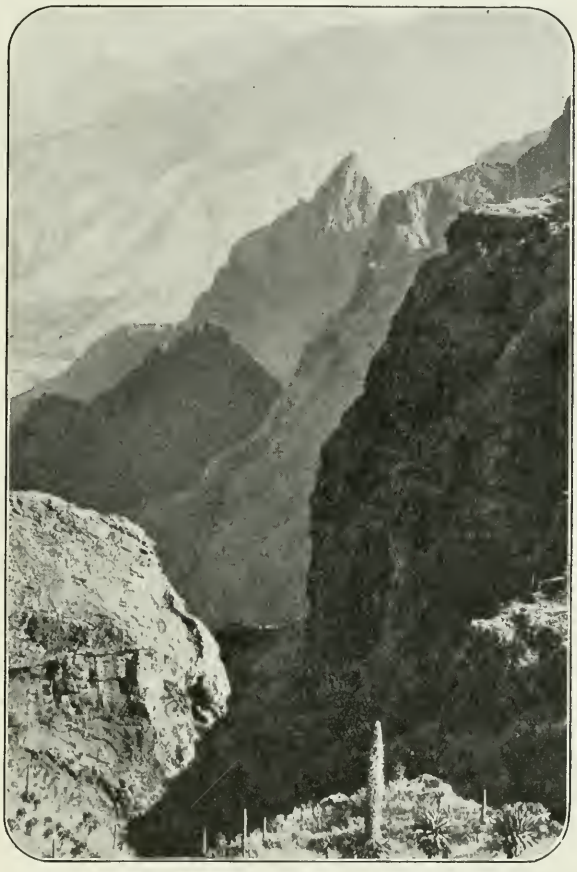
[1] Der „Brief des Presbyter Johannes an den Kaiser Emanuel von Ost-Rom“ (vor 1177 entstanden) spricht von dem jenseits eines wunderbaren Flusses gelegenen Stein, auf dem die zehn Stämme der Juden unter eigenen Königen hausen, die der Presbyter seine Sklaven und Tributpflichtigen nennt. In dem Fluß, der aus unzugänglichen Klüften kommt und nur an gewissen Wochentagen fließt, dann aber Blöcke und Steine zu Tal wälzt, möchte ich den Takase erkennen, den man von der Hauptstadt des Presbyters (Aksum) aus überschreiten muß, um nach Semien zu gelangen; er führt viel Geröll und ist zur Regenzeit unüberschreitbar. Das Sandmeer, in das sich jener Fluß der Steine ergießt, und dessen Boden Wellen wirft wie die See, mag die Wüste bedeuten. Vielleicht hat der Dichter des natürlich fingierten Briefes außer den Berichten über die indischen Thomaschristen auch Schilderungen aus Abessinien gekannt. Dorthin jedenfalls sandte bald darauf der Papst ein Antwortschreiben (vgl. Zarncke, Der Priester Johannes, S. 89 [915]).

trägt die Pflanze den Frost trotz ihrer großen und ungeschützten Blättermasse.[1]

24. April 1905

Wenn uns der heutige Marsch auch schon aus dem Gebiet des eigentlichen Hochgebirges herausführte, so brachte er uns doch noch eine solche Fülle von großen Eindrücken, daß er uns allen gewiß für immer unvergeßlich bleiben wird.

Wir ritten in nördlicher Richtung auf einem Streifen Heideland, der wie eine Galerie das Massiv des Selkigebirges (Berotsch-uaha) umzog, als sich unerwartet zu unsren Füßen eine Riesenspalte öffnete, durch die man in die Tiefe des Ansia-Tales hinabblickte. An dieser Stelle fehlten zwar jene fremdartigen Säulenberge und Felsennadeln, aber dafür trug die Landschaft Farben, wie sie wirkungsvoller und phantastischer schwer gedacht werden können. Dort die Wand schwarzen, basaltischen Gesteins lag noch im tiefen Schatten, aber gegenüber traf die Sonne schon die rauhen Hänge, an welchen Bänke eisenschüssiger Laven zutage traten:



Blick in das Ansia-Tal vom Selki aus

[1] Exemplare, die wir in der Heimat aus mitgebrachtem Samen zogen, gedeihen zurzeit bei niedriger Temperatur sehr gut und vertragen Nachtfröste, während ihnen unsre Sommerwärme nicht zusagt.

braunrot, indischgelb, schienen sie unter grauer Schlacke zu glimmen. Und kulissenartig schoben sich weitere Felswände vor, türmten sich eherne Spitzen, einförmig grau die einen, die andren, von der Sonne belebt, von Rosentönen übergossen, mit bläulichen Schatten. Aus der Tiefe hob sich, umrahmt von kahlen Wänden, ein Klotz, den schwarzgrün satter Urwald deckte, aber weiter glitt der Blick über heiße Täler, auf welchen ein harter, roter Dunsthauch lag wie eine Decke von Ziegelstaub. Und weiter und weiter starrten unbekannte Gebirge, drei Ketten übereinander, mit kreidigen Felsmauern die ersten, schemenhaft verwischt die letzten Gipfel.

Ein paar Schritte weiter ein andres Bild, kaum weniger suggestiv. Ein schwarzer Schlund, dessen Boden wir, über die Felsplatte gebeugt, nicht erspähen können; rostroter Nebel wallt von der Tiefe auf, rostroter Mörtel scheint die düsteren Riesenmauern dieser Hölle zu binden. Aber über der Gruft des Grausens schwebt hoch in den blauen Äther hinein ein fernes weißes Gebirge, nicht Zacken und Gipfel, sondern eine Reihe strahlender Säulen, die eine junge Sonne grüßt. So malte der nordischen Völker Phantasie die Pforten Asgards, das Menschenaugen nicht schauen konnten. —

Allmählich ansteigend umzogen wir eine Bucht, aus der überall die wunderlichen Riesenkerzen der Djibarra aufragten. Schwarze Basaltsäulen umrahmten die Abhänge und bildeten eine vorspringende Kuppe, über welche sich der mächtige Abbo Jared (4563 m) wölbte, Abessiniens stolzester Berg. Wir sahen ihn leider ohne seine Schneebedeckung, die ihn monatelang schmückt; dann muß er selbst mit manchen unsrer nordischen Hochgipfel den Vergleich aushalten. Auf drei Seiten freistehend und von tiefen Tälern umgeben trägt er nur bis zu halber Höhe eine dichte Waldbekleidung, und sein domförmiger Gipfel besteht aus kahlem Fels von kühnem, wuchtigem Aufbau. Kaum weniger hoch ist sein Nachbar, der Selki (4250 m), über dessen Flanke der gleichnamige Paß führt, den wir zu überschreiten hatten.

Auf dem Basaltriegel (3768 m) angekommen, sahen wir ein enges Tal vor uns, das an den eisigen Hängen des Hochgebirges begann, wo überrieselte Felsplatten, in der Sonne gleißend, das Auge blendeten. Abschüssige Wände, in deren Geröll nur einzelne, dürre Erica-Bäume wurzelten, leiteten zu einem in der Tiefe rauschenden Gebirgswasser hinab, das in lustigen Kaskadensprüngen der Waldschlucht zueilte, wo es unsren Blicken entschwand. Uns gegenüber, in schwindelnder Höhe, reckte der Abbo Jared sein trotziges Felsenhaupt, das Sonnennebel in lichten Schleiern umwallten.

Der Selki-Paß und der Abbo Jared (4563 m)

Das war der berühmte Selki-Paß, von dem die Reisenden erzählen. Ein schwerer Abstieg auf rauhem Geröllpfad. Man hatte uns Bauern aus dem nächsten Tal entgegengesandt, die, des Geländes kundig, unsre Maultiere sicher hinunterführten. Uns reichten sie zum Abstieg, den man zu Fuß machen muß, lange Bergstöcke oder statt deren ihre leichten Lanzen.

Über 400 m waren wir steil abwärts geklettert, als wir die Talsohle erreichten, wo bei einer starken Quelle, an der Mann und Tier sich gütlich taten, ein gutgehaltener Weg begann, der in das Ataba-Tal und zum Takase hinunterführte. Wir folgten ihm nur eine kurze Strecke, überschritten den Bach — sein Name lautet Berotsch-uaha, d. h. Eiswasser — bei 3078 m und stiegen an der südwestlichen Talwand auf schwierigem Felsenpfad empor, unsrem heutigen Ziel, dem Plateau von Mai Tsahlo, zu.

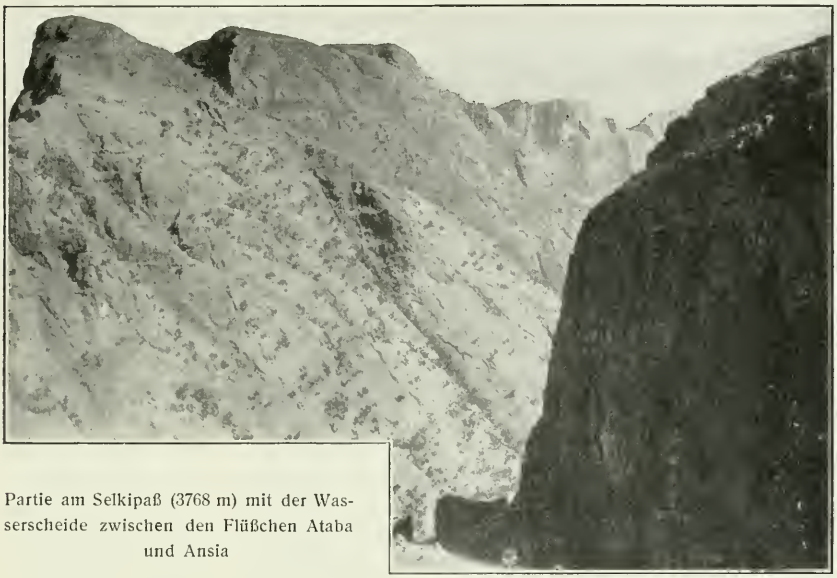
Ein schmaler Bergrücken verbindet diese ausgedehnte Scholle mit dem Selki und dem Hochgebirge und bildet zugleich die Wasserscheide zwischen den Flüßchen Ataba und Ansia. Nach einer Stunde mühseliger Kletterei erreichten wir den Grat und sahen wieder den gewaltigen Abbo Jared in seiner ganzen Pracht vor uns; den Vordergrund machte die walderfüllte Schlucht des Berotsch-uaha, die sich bald in das weitere Ataba-Tal öffnete. Und über diesem, einige Stunden im Nordosten, erhob sich von all den wunderlichen Bergen dieses Landes der wunderlichste, der Tschinfera (3302 m), wie ein gigantisches Kastell, aus dem drei bizarre hakenförmige Felsen gegeneinander geneigt, hoch herausragen.

Bei dem Ort Kosso, der seinen Namen von den schönen alten Kossobäumen (Hagenia) trägt, wurde der Weg bequemer, und bald gab es auch Aussicht nach Süden und Westen, wo sich tief unter uns das durch seine Felsennadeln ausgezeichnete Ansia-Tal zeigte. Von diesem Standpunkt aus war der Anblick freilich nicht so fremdartig, wie vom Selki aus, denn die Säulen verteilten sich nun über einen langen Rücken, statt sich, wie von der Paßhöhe gesehen, gleich den Türmen einer mittelalterlichen Stadt zusammenzudrängen. Dafür traten bald andre auffallende Bergformen hinzu: Würfel mit rechtwinklig-scharfen Kanten, windschiefe Mauern, und Gipfel, die Riesenbrüsten glichen, deren Wölbung eine kurze Felsensäule krönte.

Der Weg stieg in Stufen an und streifte hart einen Abgrund, in den der Wanderer kaum hinabzuschauen wagt. Fast 2000 m mag hier der Sturz betragen. Und während uns die Maultiere sicheren Schrittes dahintragen, haben wir die Halluzination, als ginge die

Reise durch das freie Luftmeer, auf den Fittichen des märchenhaften Vogel Greif.

Bei 3239 m hatten wir den Südrand des Plateaus von Mai Tsahlo erreicht, und nun ging es sanft abwärts auf einen hohen Berg zu, der von hier aus einer vieltürmigen Ritterburg glich. Es war der Abiér (3793 m), ehemals vermutlich ein kompakter Felsenrücken, von welchem nur noch ein kurzer Block und eine Anzahl turmartiger Hörner stehen. Das waren jene weißen Säulen, die wir heute



Partie am Selkipaß (3768 m) mit der Wasserscheide zwischen den Flüßchen Ataba und Ansia

früh im phantastischen Morgenlicht blendend über den schwarzen Abgründen ragen sahen.

Das Plateau verlor den Gebirgscharakter. Haine silbergrauer Ölbäume wechselten mit Ackerland, und bald sahen wir den Flecken Mai Tsahlo zu unsrer Rechten. Aber wir bogen nicht dorthin aus, sondern lagerten dicht am Weg (2921 m) bei einer Quelle, unfern der ersten Felsenmauern des Abier. Hohe Kugeldisteln (Echinops) mit armdicken Stämmen und schöngeschwungenen, silberweißen Akanthusblättern lieferten dem Vordergrund ein dekoratives Element von großer Wirkung, und die Fernsicht umfaßte die felsigen Abstürze des Plateaus, das glühende Tiefland mit seinem rostroten Dunst und die fernen Kegelberge der Waldubba, jener Einöde, in welcher die abessinischen Anachoreten hausen. —

25. April 1905

Als Ziel unsres heutigen Marsches hatte man uns ein Dorf Adislem bezeichnet, das halbwegs zwischen Mai Tsahlo und einem Ort Schumára (Semarua) lag. Nach der Karte konnte der Weg kaum 7 km betragen; wir vermuteten daher, daß es wieder einen bedeutenden Abstieg geben würde. Doch man zeigte uns den Ort: er lag nordwestlich vor dem Abier nur wenig tiefer als unser Standplatz; es sei aber eine tiefe Schlucht zu umgehen, die wohl von einzelnen geübten Kletterern, unmöglich aber von einer Karawane durchschritten werden könne.

Der Abier (3793) vom Heiligen Hain von Guancua aus (Semien)

Tatsächlich sahen wir nach kurzem Marsch eine Schlucht vor uns, die das schmale Plateau durchsetzte und bis an den fast senkrecht ansteigenden Abier reichte. Aus der Tiefe ragten allenthalben zuckerhutförmige Felsenberge auf, die einen bis zum Rande der Schlucht, die andren hoch darüber hinaus. Doch über dem Chaos thronte der Abier mit seinen mauerförmigen Felsen und dem hohen Belfried, der diese Titanenburg krönt.

Am Fuß der ersten Wände bog unser Weg nach rechts aus und führte uns über ein waldbedecktes Joch auf die Ostseite der Abierkette. Auch hier fiel sie meist senkrecht gegen das Plateau ab, das 3—5 km breit sein mochte und von mehreren großen Erosions-

Der Stock des Abier vom Heiligen Hain von Guancua aus (Semien)

furchen durchzogen war. Das Plateau wiederum stürzt gleichfalls mit unüberwindlichen Steilhängen gegen das Ataba-Tal ab, und gegenüber sieht man das ganze Hochgebirge von dem Zinnenkranz des Abbo Jared bis zu den ausgedehnten Hochplateaus der Amba Huà.

In langen Kurven umzogen wir den Bergstock, aus dessen Rücken hier wie Türme einzelne Felsnadeln aufragten, das Gerippe der Abierkette. Immer neue, immer prächtigere Bilder aus einer Gebirgswelt von kühnstem Aufbau entrollten sich uns. Am schönsten Fleck fanden wir ein altes Kirchlein inmitten eines ausgedehnten heiligen Haines; es gehört zu dem Dorfdistrikt Guancua. Die armseligen Mönche wollten uns ihr Gotteshaus zeigen, eine dumpfe Hütte voll Moder und Staub, aber wir meinten die wenigen Minuten, die uns als Aufenthalt vergönnt waren, besser zur Bewunderung des herrlicheren Tempels nützen zu sollen, den die große Natur hier gebaut hat.

Welch ein Ort! Mit dem Erschauern der Ehrfurcht blickt man um sich, und arme Menschen wären es, die hier nicht die Nähe des Großen, Einen fühlten. Die alten Bäume des heiligen Hains umrahmen Bild auf Bild: dort die weißen Felsenmauern des kühnen Abier, dort die nadelspitzen Türme Semed und Kaneki, dort die ungeheuren Abstürze des Hochgebirges, dort den dreispitzigen Tschinfera. Wahrhaft großartige Natur ringsum, deren wilde Schönheit eine freundliche, grüne Nähe sänftigt und mildert.

Ungern entschlossen wir uns zum Weitermarsch. Der Weg bog den weißen Wänden des Abier zu und erreichte sie in einer kleinen Schlucht bei einer Quelle, deren Höhe zu 2642 m gefunden wurde. Dann waren es also mehr als 1000 m, mit denen die Amba senkrecht über uns anstieg. Das Gestein, eine helle Lava, liegt überall in wagerechten Schichten, wodurch besonders der Eindruck gigantischer Mauern hervorgerufen wird. Man kann sich nicht vorstellen, daß diese Berge aus der gleichmäßigen Gesteinsdecke lediglich oder vorwiegend durch die erodierende Kraft des Wassers herausmodelliert seien. Vielmehr scheinen durch Formveränderungen der Erdkruste in die horizontalen Schichten gewaltige Vertikalspalten getrieben zu sein; sie und der Einsturz der ihrer Stützen beraubten Gebirgsmassen erklären grade die schroffsten und originellsten Bergformen Semiens.

Solch einen wunderlichen Felsenklotz, der, wie manchmal ein Mauerpfeiler beim Abbruch eines alten Hauses, inmitten von Trümmern stehen geblieben war, sahen wir im Norden vor uns. Auch er gehörte zu der Abierkette, war aber von ihrem Kern durch eine breite, ganz von Geröll überdeckte Bresche geschieden. Diese über-

schritten wir bei 2778 m auf mühsamen Pfaden und gelangten dadurch wieder auf die Ostseite des Abier-Gebirges. Hier umgingen wir zunächst im Halbkreis ein weites Tal, das sich nach Norden öffnete, und sahen uns dann jener Amba wieder gegenüber, unter deren Felsenmauern wir eine halbe Stunde früher durchgeritten waren.

Der Tschinfera vom Heiligen Hain von Guancua aus (Semien)

Auch von hier erschien sie völlig unersteiglich, doch bemerkten wir zu unsrem Erstaunen auf ihrem ebenen Scheitel niedrigen Buschwald und einige Hütten. Wer mag dort oben hausen?

Wir bogen nun scharf nach Süden um und marschierten also vollständig in der Richtung auf unser gestriges Lager zurück. In gleichbleibender Höhe umzieht ein Plateaustreif die Felsenkette, die sich überall senkrecht erhebt. Die Gegend ist gut angebaut und mit zahlreichen Höfen und Dörfchen besetzt, welche die Gemeinde

Adislem bilden. Die Bauern sind Christen und wollen nicht für Falascha gelten, obwohl sie mindestens stark mit ehemals jüdischen Familien versetzt sind. Die Kirche liegt in einem kleinen Hain alter, hochwüchsiger Bäume an der schönsten Stelle des Plateaus, über das der Abier hier senkrecht über 1200 m aufsteigt. Adler hausen auf den Felsengalerien jener gewaltigen Wand und durchschneiden mit majestätischem Flügelschlag die Sonnennebel, die jetzt die trotzigen Berghäupter umlagern.

Doch der Reisende darf seine Blicke nicht in den luftigen Höhen verlieren, denn zu seinen Füßen öffnen sich, mitten im Ackerland, hart am Weg enge Spalten, die hier 200 bis 300 m tief sind. Nichts verrät dem Wanderer, daß er sich solch einer Kluft nähert, auf einmal steht man an ihrem senkrechten Rand. Sicherlich sind sie nicht durch Erosion, also durch die nagende Tätigkeit des Wassers entstanden, denn es ist meist durchaus kein Zufluß vorhanden oder nach den Erhebungen des Plateaulandes auch nur möglich.

Diese Spalten liefern den Pavianen willkommene Schlupfwinkel, in die der Mensch ihnen nicht folgen kann. Als ich mit einigen Nachzüglern den Ort passierte, sah ich auf dem Acker, zum Teil nicht 50 Schritte von mir entfernt, eine Bande von über 30 Stück, die sich durch uns in keiner Weise beim Nahrungsuchen stören ließen. Ich beobachtete die Tiere in Muße, hütete mich aber sie zu reizen, denn es war ein halbes Dutzend alter Männchen mit buschiger Mähne dabei, die mir durchaus nicht den Eindruck machten, als ob sie einen angebotenen Kampf nicht aufnehmen würden. Die Paviane haben ein respektgebietendes Gebiß, das ihnen etwas Raubtierähnliches gibt; in den Kämpfen mit ihrem Erbfeind, dem Panther, beweisen sie oft ebensoviel Mut wie Gewandtheit.

Nach sechsstündigem Marsch erreichten wir den Lagerplatz Adislem (2586 m), immer noch in nächster Nähe des Abier; wir hatten gut 30 km zurückgelegt und befanden uns am Ende unsrer Tour rund um den Abier nur 335 m tiefer als im gestrigen Lager. Bis zum Takase hinab hatten wir noch über 1600 m Abstieg.

Der folgende Morgen (26. April 1905) brachte uns zunächst eine sehr unangenehme Passage. Die tiefen, vollständig unzugänglichen Spalten, die das dem Abier vorgelagerte Plateau durchfurchen, traten von beiden Seiten dicht an den Pfad heran, der eine natürliche Felsenbrücke von Scholle zu Scholle benutzte. Und dabei ging es über glatte, schräggeneigte Lavaplatten, wie über ein Schieferdach. Ein Fehltritt — und rettungslos war Mann oder Tier verloren, und aus den gähnenden Klüften wäre nie der Leichnam hervorgeholt

worden. Die Maultiere schritten langsam und vorsichtig aus, und ohne Unfall gelangten wir alle hinüber.

Ein erhabener Rückblick. Zu unsren Füßen ein senkrechter Spalt, dessen Sohle 800—1000 m unter uns lag. Drunten erkannte man deutlich die Vegetationsformen der K'olla, die Kandelaber-Euphorbien, den unbelaubten Buschwald der heißen Niederungen. Aber über

Falaschadorf Adislem im Semiengebirge, im Hintergrund eine bewohnte Amba (Felsenberg) von etwa 3500 m Höhe

uns hoben sich, noch 1300 m hoch, die jähen Wände und Felsentürme des Abier, vom Äther umflutet. Und durch eine der Breschen, die den alten Mauerberg durchsetzen, sah man ein Eckchen des Hochgebirges, den Abbo Jared, mit seinen gewaltigen Strebepfeilern, den dunklen Selki, an dessen Hängen wir abgestiegen waren, und den spitzen Buahit am fernen Horizont.

Eine Weile ging es nun fast eben über das Plateau weiter, dann kam ein sehr steiler, doch nicht allzu schwieriger Abstieg zwischen kastellartigen Felsklötzen und über rauhe Trümmerhalden, bis wir bei 1684 m die Sohle eines breiten Tales erreichten. Kurz zuvor hatten wir die Vegetationsgrenze überschritten und waren in das Gebiet der K'olla eingetreten, wo fast alle Holzgewächse laublos dastanden. So auch ein ganzer Hain von Balsambäumen (Boswellia papyrifera), die wir hier zuerst sahen; sie zeichnen sich durch ihre

in papierdünnen Blättern abschilfernde Borke aus. Mehrere im Somalilande einheimische Boswellia-Arten liefern den Weihrauch (Olibanum), einen der ältesten Welthandelsartikel unsrer Erde.

Während wir im Tal, oder — richtiger gesagt — auf der unteren Plateaustufe weiterritten, machten wir die Bekanntschaft eines andren Charakterbaumes der K'olla, des Affenbrotbaumes (Adansonia digitata). Wir sahen nämlich den engen, im Akazienbuschwald verlaufenden Weg von einem sonderbaren Gebilde gesperrt, das wir zunächst für einen freistehenden Fels und dann für eine lehmbekleidete Hütte hielten. Es war nichts andres, als der monströs dicke Stamm eines Boabab mit seiner lehmgelben Rindenbekleidung; allerdings diente er einer Familie als Wohnhaus. Kein andrer Baum bildet so enorme Stämme; unser Exemplar mochte 20 m Umfang haben, doch kennt man Stämme von fast 50 m Umfang. Das Sonderbarste ist, daß die Krone unverhältnismäßig klein ist, selbst in ihrer Vollkraft erreicht sie selten viel mehr als 20 m Höhe, und an alten Bäumen besteht sie meist nur aus wenigen plumpen Aststümpfen. Wir fanden die Affenbrotbäume gerade unbelaubt, aber aus der Höhe hingen die großen, weißen Blüten an bindfadenartigen Stielen herab.

Die Adansonien werden sehr hoch geschätzt und außerhalb ihrer Heimat auch angepflanzt; sie liefern dem Menschen gewürzartige Speisezusätze, ein erfrischendes Getränk, leichtes, zähes Holz, das sich zum Kahnbau eignet, außerordentlich resistenten Bast für Schnüre und Stricke und endlich ein vielgebrauchtes Medikament. In Nordabessinien scheinen sie nach den Angaben der Reisenden früher häufiger gewesen zu sein; wir haben nur drei Exemplare gesehen.

Gegen Mittag erreichten wir den Lagerplatz Mitschara (1719 m) im Distrikt Tselemt, der sich zwischen dem Nordfuß des Gebirges und dem Takase ausbreitet. Es war recht heiß und die Gegend steinig; gleichwohl war der Boden, wo nur möglich, beackert und mehrere Dörfchen lagen in der Nähe. Unfern erhob sich als letzter Ausläufer Semiens der Kamben-Berg (ca. 2200 m), eine regelmäßige Pyramide, aus deren Spitze eine Felsensäule etwa 100 m hoch herausragt, nadelscharf zugespitzt.

Der Platz, an dem wir lagerten, war der Ort, an welchem wir der Verabredung nach heute um Mittag unsre Lastkarawane wiedertreffen sollten. Wir waren zur Stunde angelangt, aber mit Besorgnis fragten wir uns, wann wohl der Bascha mit seiner Kolonne eintreffen würde. Ließ er auf sich warten, so hieß es an dieser heißen und uninteressanten Stelle liegen bleiben, eine wenig erfreuliche Aussicht. Dazu ging unser kleiner Vorrat an Proviant bedenklich auf die Neige.

Wir setzten uns, da die Zelte noch nicht zur Stelle waren, unter einer Baumgruppe nieder, um im Schatten ein kärgliches Frühstück zu erwarten. Ein Baum trug gelbe Früchte, die einer unsrer Diener mit seiner Lanze herunterschlug; es waren Khaki-Äpfel (Diospyros mespiliformis), die ganz angenehm schmecken. In diesem Augenblick traf uns ein Freudengeheul, wildes Hufgeklapper raste über die Lavaplatten und — unsre Somal stürzten heran, sprangen von ihren Maultieren und bedeckten unsre Hände mit immer neuen Küssen. Sie waren der Lastkarawane vorangeeilt; bald traf auch der Bascha Aitschilu ein, abgerissen und zerkratzt, das Schwert, mit dem er sich im Dornbusch den Weg gebahnt hatte, in der Hand. Eine Viertelstunde darauf war unsre ganze Karawane zur Stelle. Sie hatte einen heißen und beschwerlichen Marsch gehabt, hatte unter Wassermangel gelitten, war sogar durch Räuber beunruhigt worden; aber alle Menschen, die uns anvertraut waren, standen wohlbehalten um uns, und nur die abgetriebenen und ausgehungerten Maultiere waren nach dem Marsch durch die graslose K'olla in üblem Zustande.

Dieses Zusammentreffen fast auf die Minute nach sechstägiger Trennung glich ganz einem Theatercoup: A und B unterhalten sich über C, und wie sie damit fertig sind, sagt einer von ihnen: „Stille, da ist er selbst." Im gleichen Augenblick tritt C auf, — wenn er sein Stichwort gehört hat.

Das dürftige Lager von Mitschara war nicht geeignet unsren ermüdeten Lasttieren Erholung zu bringen. So überschritten wir am folgenden Morgen den Takase, der in einer tiefen, engen Waldschlucht verläuft; das Tal ist nicht breiter als der Flußlauf. Wir benutzten die zwischen den Orten Dima und Tschelatscha-Kenne gelegene Furt, deren Höhe die italienischen Kartographen zu 960 m bestimmten; ich selbst maß 948 m. Der Anstieg am nördlichen Ufer, das bereits zu Tigre gehört, war wohl der schwerste, den wir zu bewältigen hatten: 700 m an einer ungemein steilen, von Felsblöcken besäeten Wand; doch verunglückte uns nur ein Esel. Im Fall durchschlug ihm die Kiste, die er trug, die Flanken und mußte aus seiner Leibeshöhle herausgezogen werden. Eine mitleidige Kugel erlöste das arme Tier.

XX

AKSUM UND ADUA

27. April bis 3. Mai 1905

Mit dem Takase hatten wir die Grenze der großen Provinz Tigre überschritten, von welcher sich die Herrschaft der semitischen Abessinier und später das Christentum über Äthiopien verbreitet hat. Mehr als tausend Jahre war Aksum der Sitz der königlichen Gewalt, und wenn die Stadt im späten Mittelalter auch mehr und mehr an Bedeutung verlor, als die Vorherrschaft in Abessinien auf Schoa und Amhara übergegangen war, so blieb sie doch Krönungsstadt und eins der wichtigsten Zentren der geistlichen Herrschaft bis auf den heutigen Tag.

Unsre ersten Eindrücke von Tigre waren nicht allzu freundlich. Auf den schwierigen Anstieg vom Takase folgte ein langer Marsch über rauhe, schattenlose Plateaus bei brütender Sonnenglut; wir hatten bei Tschalatscha-Kenne (1678 m) lagern wollen, fanden aber das Dorf zerstört und die Quelle in der Nähe versiegt. So mußten wir unsre ermüdeten und halbverhungerten Maultiere noch einige Stunden weitertreiben, bis wir das Tal des ausgetrockneten Baches Mai Tokole (1672 m) erreichten, wo es wenigstens Schatten und dürres Präriegras, sowie, in zwei Lachen, etwas Wasser gab. Es fand aber weder die uns gewohnte Begrüßung der Gesandtschaft beim Eintritt in eine neue Provinz statt, noch erhielt unsre Karawane Proviant. Die Behörden von Tigre erwarteten uns, wie sich später herausstellte, mit beidem an einem andren Übergang, den wir nach dem ursprünglichen Reiseplan hatten benutzen sollen; durch ein Versehen war nicht nach Adua gemeldet worden, daß wir die Route über Semien und Mitschara eingeschlagen hatten.

Wir versuchten in den umliegenden Bauernhöfen Brot, Schlachtvieh und Gerste zu kaufen, begegneten aber einem fast feindlichen

Mißtrauen. Unsre Leute waren ja fast durchweg Schoaner, die den Dialekt von Tigre nicht verstanden; dazu besteht zwischen den Tigrenern und den Südabessiniern Eifersucht und Feindschaft, eine Folge der säkularen Fehden. Statt unsrer Boten erschien ein Bauernweib in unsrem Lager und führte Klage: einer unsrer Leute habe ihr ein paar Brote und einen Mantel geraubt. Wenn auch solche Übergriffe in Äthiopien tagtäglich vorkommen und am häufigsten bei den Reisen der Fürsten selbst, so hatte unser Gesandter dergleichen natürlich nie geduldet, und bisher waren wir überall als Freunde geschieden, auch wo man unser Kommen mit Argwohn oder Furcht beobachtet hatte. Der Missetäter wurde sofort bestraft und die geraubte Schama der Besitzerin zurückgestellt; aber das Brot war bereits in heißhungrigen Magen begraben. Daher versprach der Gesandte der Frau volle Bezahlung und ein schönes Geschenk dazu, wenn sie die Dorfgenossen bewegen wollte, uns Lebensmittel zu guten Preisen zu verkaufen. Doch hatten diese Schritte und alles gütliche Zureden nicht den geringsten Erfolg.

So lernten wir denn auch einmal ein Hungerlager kennen. Am Morgen des 28. April ritt mein Bruder mit kleiner Begleitung weiter, um einen besseren Lagerplatz zu suchen; wir folgten ihm erst gegen Abend, als die Hitze, die tagsüber 37° bis 41° betragen hatte, vorbei war. Der Marsch war kurz, wenn auch nicht ohne Beschwerden; bald fanden wir den Gesandten an einem Bach mit prachtvollem, kühlem Wasser. Nebenan lag ein bequemer Lagerplatz, Guneïmba (1830 m), und da vor Einbruch der Nacht auch noch eine reichliche Verpflegung für unsre Karawane eintraf, fühlten wir uns bald aller Sorgen ledig.

Nur ich hatte noch einen großen Schmerz. Mein Hypsometer, das ich bisher in allen Fährlichkeiten der Reise wie meinen Augapfel gehütet hatte, lag, als ich nach dem Abendbrot das Zelt betrat, auf der Erde und hatte bei dem Fall eine Störung erlitten. Ein Instrument, mit dem wir tausendmal gearbeitet haben, wächst uns wie ein Freund ans Herz; seinen Verlust empfindet man fast mit Trauer. Zugleich war es sehr ärgerlich, daß ich nun die bisher gefundenen Höhenwerte nicht durch Beobachtung an dem schon nahen Meer kontrollieren konnte; unterwegs hatte ich die Richtigkeit meiner Messungen nur an den Angaben der Karte prüfen können und hier allerdings eine schöne Übereinstimmung gefunden.

Auch mit der Mehrzahl der photographischen Apparate sah es traurig aus. Die außerordentliche Trockenheit der Luft brachte selbst altes Holz zum Schrumpfen und machte es spröde wie Glas; die

aus Metall gearbeiteten Teile waren meist verbeult und funktionierten nicht mehr. Sehr viele Aufnahmen mißlangen. —

Der folgende Marschtag führte uns durch einsame, walderfüllte Täler und endlich auf eine hohe Platte, die eine schöne Aussicht nach Süden bot. Das Hochgebirge von Semien hob sich burgartig über die niederen Plateaus und das Gewirr der aus dem Flußgebiet aufsteigenden Felsenberge. Weiterhin fanden wir ebenes Land, das gut angebaut und dicht bevölkert war; die Höhenlage schwankte zwischen 2000 und 2200 m. Die geologische Zusammensetzung der Erdkruste änderte sich. Waren wir bis dahin fast ausschließlich im Gebiet junger Eruptivgesteine gewesen, unter welchen Trachyte und Basalte vorherrschten, so begegneten uns nun auch alte Granite und Syenite neben schiefrigem Sandstein und anscheinend aus mesozoischem Kalk gebildeten Gipfeln. Doch fehlt auch hier der Basalt nicht ganz, nur sind die Eruptionen auffallend klein; wir sahen mehrere, deren freistehende Masse kaum einen Kubikmeter ausmachte.

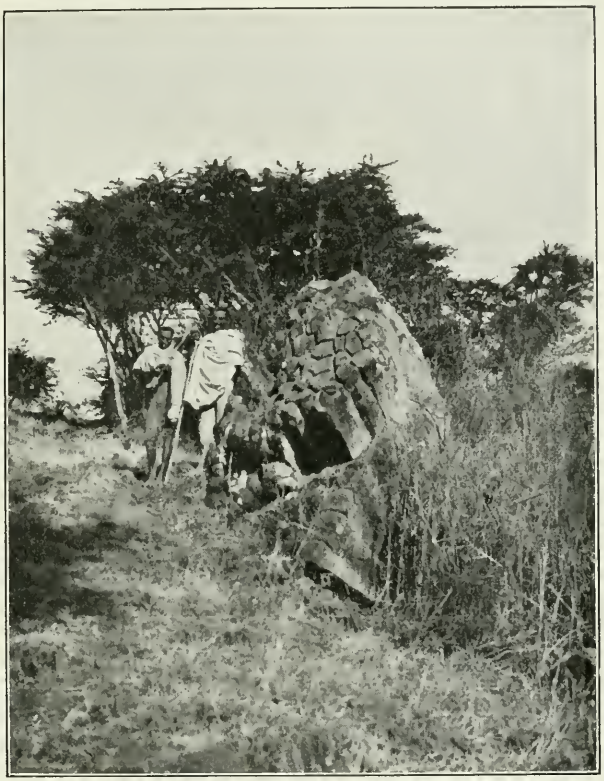
Wir lagerten auf einer üppigen, grünen Wiese, auf welcher große Rinderherden grasten; der Ort hieß Mariama. Im Osten sahen wir den wunderlichen hornförmigen Berg Damo-Galila (2644 m) die Hochebene von Aksum überragen. Nur zwei Stunden Marsches trennten uns noch von der ehrwürdigen, alten Hauptstadt Äthiopiens.

Am 30. April zogen wir durch freundliche Dörfer und blühende Hecken nach Aksum. Es war ein Sonntag und abessinisches Osterfest. Als wir uns der Stadt näherten, war der Frühgottesdienst bereits beendet; Geistlichkeit und Vornehme kamen uns in schönsten Festgewändern entgegengeritten. Die Begrüßung fand auf freiem Felde statt; man lud uns ein, einem Festgottesdienst beizuwohnen, der zu Ehren unsrer Ankunft gefeiert werden sollte. Wir ließen uns kaum die Zeit, für das Aufschlagen des Lagers zu sorgen, und ritten dann zur Hauptkirche.

Die berühmte Kathedrale von Aksum liegt inmitten eines ummauerten Stadtteiles, zu welchem von allen Seiten überbaute Tore führen. Hier wohnen nicht nur die Priester in kühlen, aus Stein gebauten Hütten, gleichzeitig dient der Bezirk als „Gedem“, d. h. Asyl oder politische Freistätte. Wer mit den Gesetzen oder mit den Machthabern im Lande in Konflikt geraten ist, findet hier eine Zuflucht, wo ihn weder Strafe noch Rache erreicht; nur muß er beim Eintritt dreimal erklären, daß er den Schutz des Heiligtums für sich in Anspruch nimmt und darf das Asyl nicht mehr verlassen. Freunde versorgen die Flüchtlinge mit allem Lebensunterhalt; weiblichen Wesen ist der Zutritt zur Freistätte durchaus versagt. Die bewaffneten Wächter

an den Toren sorgen für die strenge Beachtung der Bestimmungen. In Kriegszeiten kann jedermann für sich oder sein Eigentum im Gedem Sicherheit suchen.

Zur Kathedrale gelangt man durch einen rings umbauten Hof, der eine Anzahl uralter, steinerner Sitze umschließt. Durch einen Torbau tritt man in den einige Stufen tiefer gelegenen Tempelplatz, der mit großen Steinplatten bedeckt ist; gegenüber führt eine wohl 100 Schritt breite Freitreppe von zweimal zehn Stufen auf die Terrasse, welche die heiligste Kirche Äthiopiens trägt. Sie birgt in geheimem Gewölbe, das der Plünderung und dem Brande Mohammed Granjs entging, die Bundeslade (Tabot) aus dem Tempel in Jerusalem mit den Gesetzestafeln: Menilehek, der Sohn Salomos und der Königin von Saba, der Begründer der abessinischen Dynastie, hat sie nach der Tradition aus Jerusalem entführt.



Engbegrenzte Basalteruption, Tigre, unfern von Aksum
(Photographie C. Bosch)

Wir wurden zu der Terrasse geleitet, wo auf den oberen Stufen Sitze für uns bereitet waren. Im Viereck um den großen Platz standen Hunderte von Geistlichen und Depteras (Priesterschülern), alle in weißen Gewändern mit fußbreitem Purpurstreif, viele mit seidenem Mantel darüber. Die Geistlichen trugen weiße, turbanartige Kopftücher, die Mönche ihre hohen, gelben Ledermützen. Die meisten stützten sich auf lange Stäbe mit silberner Krücke, die das Kreuz

darstellen und stets beim Gottesdienst gebraucht werden; andre hielten Sonnenschirme, zum Teil von riesigem Umfang, das Abzeichen der Geistlichkeit, wieder andre Musikinstrumente oder seidene Fahnen.

Der Festakt begann. Vier Geistliche traten, die symbolische Krücke[1] über der linken Schulter, einander paarweise gegenüber zum heiligen Tanz, den der Gesang der Umstehenden begleitete; Musikanten schlugen auf riesigen silbernen Pauken den Rhythmus. Die Tanzenden schritten aufeinander zu, mit langsamem, wiegendem Gang; das eine Paar wich, das andre folgte und ließ die rituellen Rasseln zischen. Es war, als ob sie eine frohe, sieghafte Botschaft kündeten, vor der die andren, ihnen gegenüber, mit gesenkter Stirn zurückwichen, wie geblendet vom Licht der Wahrheit, vom Strahl des Glückes. Dann aber, in der Antistrophe, wechselten die Rollen, und mit kunstvollen Schritten voll feierlichen Ernstes bewegten sich die Priester auf den uralten Fliesen des Tempelplatzes. Die Tradition vergangener Jahrtausende spricht aus den äthiopischen Priestertänzen. Die Abessinier selbst nennen den König David ihren Lehrmeister, der einst vor der Bundeslade tanzte, zum Klang der Psalmen, in die er seine Bewunderung für Jahve gegossen hatte. Aber haben sich nicht auch Reminiszenzen an altgriechische Kultformen in diesen Tänzen erhalten? Dieses kunstvoll gemessene Schreiten, das niemals von albernem Hüpfen oder Drehen unterbrochen wird, erinnert an den klassischen Chor, der aus dem Dienst uralter Naturgötter in die griechische Tragödie überging. Und jene silbernen Rasseln, deren Zischlaute die Pantomime begleiten, sind nichts andres als die Sistra der alten Ägypter, die Isis selbst erfunden haben sollte.

Silberne Kirchenrassel (Sistrum) aus Adua

Kaum minder eigenartig sind die Gesänge, deren Text vorwiegend die Psalmen bilden. Die einfache, aber ansprechende Melodie wird einstimmig vorgetragen, aber die Sänger beleben die Klänge durch periodisches Anschwellenlassen der tremolierenden Stimmen, auch setzen sie nicht ganz gleichzeitig ein, so daß der Ton sich aus einer zitternden Disharmonie losringen muß. Und mitten hinein in das

[1] Das deutsche Wort Krücke leitet sich auch von Kreuz her.

Festgottesdienst zu Ehren der Deutschen Gesandtschaft vor der Kathedrale in Aksum

Thema mischen die Vorsänger eine neue Melodie, die hier und dort aufgenommen wird, bis sie triumphierend durchbricht, von den leise verklingenden Tönen des vorigen Motivs noch eine Weile begleitet.

Es sind vom ästhetischen Standpunkt gefährliche Mittel, die der äthiopische Kirchengesang anwendet. Oft, vielleicht gewöhnlich, artet diese Musik in ein ohrenzerreißendes Plärren aus, stets ist sie eintönig und ermüdet den Hörer rasch, aber ein kunstgeübter Chor, wie ihn Aksum und einige der reichsten Kirchen im Lande besitzen, vermag eine hohe Wirkung zu erzielen: sie weckt jenen mystischen Schauer, der das im Alltagsleben abgestumpfte Gemüt aufrüttelt, jenes Ungewisse, das in uns nachzittert, und läßt uns endlich die Macht ahnen, die stärkt und tröstet.

Auf der unteren Stufe der Estrade standen Priester und Mönche mit dem Kirchenschatz. Die Kathedrale von Aksum ist nach äthiopischen Verhältnissen unermeßlich reich, denn die Könige, die hier gekrönt wurden, stifteten der Kirche ihre Kronen, die nun bei feierlichen Gelegenheiten von den Geistlichen getragen werden. Diese Kronen sind zum Teil von zierlichster Arbeit und mit Steinen übersät; ob freilich Gold, Perlen und Brillanten echt sind, wie es den Anschein hat, vermag ich nicht zu versichern. Uns fiel besonders eine viereckige Krone auf, die ihrem Träger nicht eben bequem zu sitzen schien, — aber Diademe sollen ja auch sonst manchmal ein Haupt ebenso drücken, wie sie es zieren. Diese viereckige Krone, die, wenn ich recht verstand, Meneliks Vorgänger Johannes gehört hatte, wiederholt die Formen der Krönungskirche: man erkennt die Gliederung der Fassade, den Fries, den Zinnenkranz und den kleinen Aufbau des Daches mit dem vielstrahligen Kreuz.

Nach Beendigung des Gottesdienstes führte man uns in die Kirche. Sie hat, ganz gegen die heutige Sitte, viereckigen Grundriß und die Einteilung mancher kleiner Tempel Griechenlands. Doch statt der Säulen tragen vier plump aufgemauerte Pfeiler den zinnengekrönten Fries und begrenzen eine Vorhalle, die nach außen von bronzenen Schmuckgittern neueren Datums verschlossen wird.[1] Das Heiligste wird von der Vorhalle durch eine Mauer getrennt, welche drei Türen und darüber drei Fenster zeigt; der Innenraum ist unregelmäßig, schmutzig und schlecht gehalten, der Gemäldeschmuck teilweise zerstört und durch billige europäische Tapeten ersetzt. Ein keinem Fremden zugänglicher Einbau, das Allerheiligste, soll in ge-

[1] Auf Heuglins Bild fehlen sie ganz, Bents Photographie aus dem Jahre 1893 zeigt sie noch unvollendet.

heimen Gewölben die Bundeslade enthalten. Eine Umgebung ohne Würde und Weihe.

In ihrer heutigen Gestalt ist die Kathedrale nach der Zerstörung durch Mohammed Granj (1531) entstanden, wahrscheinlich erst hundert Jahre nach diesem Ereignis, in der Periode der Burgbauten in Gondar, zu denen sie eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Doch scheint in Aksum ein weit geringerer Baumeister tätig gewesen zu sein, denn die Architektur ist roher, und es fehlt der Geschmack und das Ebenmaß, das die Bauten in Gondar auszeichnet. Gewisse Unregelmäßigkeiten im Bauplan der Kathedrale finden wohl darin ihre Erklärung, daß Teile der zerstörten Kirche für den Neubau benutzt wurden; jedenfalls stammt außer der Terrasse und der Freitreppe auch der rechteckige Grundriß von der alten Anlage, denn zur Zeit der Portugiesen baute man nur noch runde Kirchen, und alle viereckigen gehören einer viel früheren Periode an: so die Bauten des Lalibala, und die Kirchen in Debra Damo und Asmara. Die alte Kathedrale vor der Zerstörung hat Alvarez uns geschildert — er lebte acht Monate in Aksum —; sie war fünfschiffig und schloß an der Ostseite mit zwei Chören übereinander und sieben Kapellen ab; die Terrasse diente als offner Umgang für die Gemeinde. Die Kirche war der Maria geweiht und hieß auch Zionskirche, weil ein Stein aus der Burg Zion ihren Hauptaltar bildete; nach den aksumitischen Chroniken war sie von der Königin Kandace erbaut, welcher der Kämmerer aus dem Mohrenland (Apostelgeschichte 8, 27 ff.) das Christentum übermittelt hatte. Spätere Reisende haben in der Terrasse den Unterbau eines griechischen Tempels erkennen wollen, der entweder in der Blüteperiode Aksums, als hier die Gebildeten griechisch sprachen (etwa 300 n. Chr.), oder gar schon unter Ptolemäus Euergetes (247—221 v. Chr.), der Nordabessinien eroberte, entstanden sein könnte.[1] Die Ansicht, daß diese Terrasse griechisch ist, möchte ich durch folgende Bemerkung stützen: gibt es auch in Äthiopien viele terrassenartige Unterbauten bei Kirchen oder Häusern, so bestehen sie doch allgemein aus Bruchsteinen, während die Konstruktion in Aksum aus Hausteinen sorgfältig gefügt ist.

Im äußeren Vorhof der Zionskirche bemerkt man elf oder zwölf steinerne Sitze von sauberer Arbeit, aber jetzt zerstört. Sie gelten für die Stühle der zwölf obersten Richter; so sagte man uns, und so berichtet schon Alvarez. Andre haben vermutet, daß sie Throne von zwölf verschiedenen Königen waren, deren Taten an den Seiten-

[1] Die Inschrift von Adulis nennt übrigens Aksum nicht unter den von Ptolemäus eroberten Städten.

Assistierende Priester bei dem Festgottesdienst in Aksum mit den Weihgeschenken der letzten Kaiser

Der Krönungsstuhl im Hofe der Kathedrale von Aksum
(Photographie C. Bosch)

lehnen aufgezeichnet standen; solcher Inschriftsteine hat man mehrere gefunden. Die Ausführung dieser Steinsessel ist so exakt, daß man noch heute deutlich erkennt, wie Sitzstein, Seiten- und Rückenlehnen, sowie der steinerne Fußschemel ineinandergefügt waren. Zerstört sind sie anscheinend nicht von Menschenhand, denn am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fand Alvarez sie unter einer gewaltigen Sykomore, deren Wurzeln die scheinbar für die Ewigkeit errichteten Throne umzustürzen begannen.

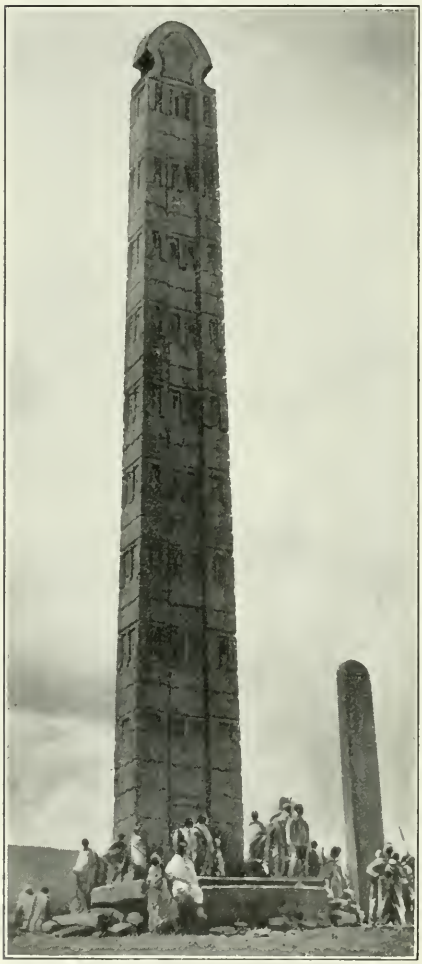
Inmitten dieses Hofes sieht man die Reste des Krönungsstuhles, auf welchem bis in die letzte Zeit die äthiopischen Herrscher die Krone empfangen haben. Die plumpen Säulen daneben trugen wohl einen Baldachin. Von den zahlreichen Skulpturen, die Alvarez noch im Tempelbezirk fand, scheint heute nichts mehr erhalten zu sein. Sie stellten Vögel, Hunde und namentlich Löwen vor, die teils als Prellsteine, teils als Wasserspeier dienten; denn damals hatte Aksum eine Wasserleitung, deren Reste man heute noch erkennt.

Die Zionskirche liegt an der südlichen Ausmündung eines Tales, das zwei kahle Hügel einschließen. Zwischen ihnen breitet sich der große Platz, auf welchem die merkwürdigsten Monumente Aksums stehen: die Monolithen. Man weiß nicht, wer diese obeliskenartigen Steine errichtet hat und was sie bedeuten; vielleicht waren sie Denksteine der Könige oder bezeichneten ihre Gräber, vielleicht waren sie einer Gottheit geweiht. Man sieht in einer etwas unregelmäßigen Reihe fünf und weiterhin drei Stelen aufrecht stehen, andere sind umgesunken oder gefallen und im Sturz zerbrochen; im ganzen sollen über hundert noch existieren.

Auf alle Reisenden seit Alvarez hat der einzige große Stein,

welcher noch in der ursprünglichen Stellung steht, einen tiefen Eindruck gemacht. Es ist ein mächtiger Monolith, über dem Boden 20 m hoch, und in seiner ganzen Länge trägt er eine sauber ausgeführte und vortrefflich erhaltene Skulptur, welche sonderbarerweise Stockwerke darstellt. Unten sieht man eine Tür, dann in doppelter Mannshöhe die Fenster eines Zwischengelasses und darüber acht Stockwerke; ein halbmondförmiger Aufsatz krönt statt eines Daches diese merkwürdige Nachahmung eines Turmes. Vor der Stele liegt eine riesige Altar- oder Opferplatte mit Blutrinnen.

Solcher, mit Stockwerkarchitektur geschmückter Stelen gibt es noch fünf, die jedoch alle umgefallen sind. Von ihnen mißt eine 24 m, die größte sogar 33 m; sie übertrifft den größten bekannten Monolith der Welt, den Obelisk des Lateran in Rom, um nahezu einen Meter Länge. Diese Stele liegt in drei Stücke zersprungen in den Höfen dreier Häuser, man hat sie zur Herstellung von Mauern und eines Kellers benutzt. Auch hier ist der Skulpturenschmuck wunderbar erhalten. Andre Stelen sind kleiner und teils mit andren Motiven, teils gar nicht dekoriert. Unter ihnen fallen drei sehr roh behauene spitze Steine auf, die nördlich der großen Säule stehen. Sind sie die ältesten Stelen, die einer barbarischen Urzeit angehören, oder bezeichnen sie den Verfall der aksumitischen Kunst, eine Zeit, da ein schwächeres Geschlecht keine Riesensteine mehr aufzurichten verstand?



Stelen auf dem Denkmalsplatz in Aksum

Aksum ist voll von solchen Rätseln; die Archäologie wird hier noch viel Arbeit finden. Ein Anfang systematischer For-

schung ist in diesem Jahre (1906) gemacht worden: eine Expedition, die unser Kaiser auf Meneliks Wunsch nach der „Mutter der Städte Äthiopiens“ entsandt hat, ist vor kurzem mit einer Fülle neuer Aufschlüsse zurückgekehrt.[1]

Bruchstück des größten Monolithen in Aksum; mit Stockwerk-Skulptur (Photographie C. Bosch)

Dem Monolithenplatz gegenüber ist in den lebendigen Fels eine rechtwinklige Höhlung gehauen, die vielleicht zu einem unvollendet gebliebenen Heiligtum gehörte. Talaufwärts ist ein großes, halbkreisförmiges Bassin erhalten, offenbar das Sammelbecken der antiken Wasserleitung, noch heute schöpfen die Frauen und Mädchen daraus. Malerisch ist das Häuserviertel am Bergabhang daneben. Eine gute Viertelstunde weiter zeigt man, fast auf der Höhe des Hügels, eine große, unterirdische Grabanlage, in welcher die Könige Kaleb (der Zeitgenosse Justinians) und Gebra Maskal ruhen sollen. Die deutsche Aksum-Expedition hat den Beweis erbracht, daß sich über den Grabkammern ein großer, reichgegliederter Palast mit zwei symmetrischen Flügeln rechts und links einer Terrasse erhob.

Am Westende der Stadt liegt eine andre, anscheinend noch ältere

[1] Vorbericht der deutschen Aksum-Expedition von E. Littmann und D. Krencker; Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften, 1906. Herr Professor Littmann hat mir die zurzeit noch nicht im Druck erschienene Arbeit freundlichst zugänglich gemacht; ihr sind mehrere Daten unsres Textes entnommen.

Grabanlage, welche als die Ruhestätte Menileheks gilt, des Sohnes Salomos. Die Gebeine des Begründers der äthiopischen Dynastie sollen kurz nach unsrem Besuch in Aksum in die Zionskirche übergeführt worden sein. Unfern befindet sich die einzige Tierfigur, die sich in Aksum unverschüttet erhalten hat, eine Löwin in Flachrelief, nicht übel in der Bewegung. Am gegenüberliegenden Ostende der Stadt sieht man fortlaufende Schutthaufen, unter denen vermutlich Paläste und Häuser verborgen liegen; auch Trümmer steinerner Königsthrone und mehrere Stelen bemerkt man. Hier steht auch der berühmte Stein des Aizanes, der auf seiner besser erhaltenen Unterseite eine lange griechische Inschrift trägt, während die Oberseite kaum leserliche semitische Schriftzeichen bedecken. Es gelang Professor Littmann festzustellen, daß diese den Text der griechischen Inschrift noch zweimal wiederholen, in sabäischer und in altäthiopischer Schrift.

Unsre Besichtigung der merkwürdigen Ruinenstadt wurde durch einen schweren Regenguß unterbrochen; im Galopp erreichten wir mit Mühe die schützenden Zeltdächer, grade als die ersten Tropfen niedergingen. Zum Mittagsbrot sahen wir bei uns den Gouverneur Aksums, das eigene Verwaltung hat; sein Titel ist Nebrid, was uns

Rohbehauene Stelen an der Königsstraße in Aksum

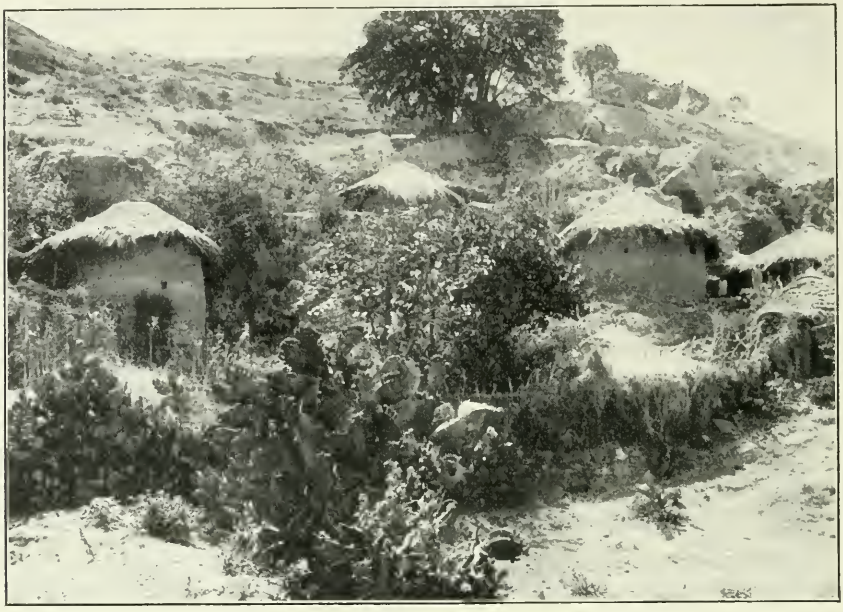
mit Archidiakonus übersetzt wurde. Dem Nebrid untersteht die Exekutive und die Gerichtsbarkeit; zugleich hat er die Ausübung des Kultus zu überwachen. Er ist der oberste Würdenträger der Kirche nach dem Abuna und dem Etschege und, in deren Abwesenheit, ein mächtiger Mann; das Amt des Nebrid ist in einigen alten Familien des Landes erblich.

Unser Gast war ein Mann von angenehmen Formen, doch gestattete uns die Flüchtigkeit unsrer Bekanntschaft natürlich kein Urteil über ihn. Nur einer kleinen Episode will ich gedenken. Als ihm an unsrem Tisch Speisen gereicht wurden, bediente er sich zwar, aß aber nicht. Mein Bruder nötigte ihn zuzulangen. Da sagte er, etwas betreten: „Verzeiht, ich habe nicht bemerkt, daß Euer Koch von den Speisen gekostet hat.“ Das geschieht, wie wir wissen, zur Verhütung von Giftmorden, vor welchen sich die Kirchenfürsten in Äthiopien ebenso fürchten, wie die weltlichen. Unser Nebrid wurde beruhigt, die Deutschen pflegten ihre eingeladenen Gäste nicht zu vergiften. Er entschuldigte sich lachend mit den Gebräuchen seines Landes und aß dann mit gutem Appetit; es bekam ihm auch gut.

Als wir am andren Morgen vor unsre Zelte traten, sahen wir das burgartig umwehrte Semien vollständig in Schnee gehüllt. Trotz der Entfernung von 100 km konnte uns darüber kein Zweifel bleiben, und die Beobachtung interessierte uns lebhaft, denn bei der Durchreise hatten wir dort oben nur wenige kleine Schneeflecke gesehen. Merkwürdigerweise hat Bruce auf das bestimmteste in Abrede gestellt, daß es je in Semien schneie, während Rüppell dort fast im Schnee stecken geblieben ist. Nach unsren Informationen pflegt es im Hochgebirge zu schneien, wenn auf das niedrigere Land kühle Regen fallen, besonders im September, gegen Ende der großen Regenzeit, und offenbar bleibt der Schnee lange Zeit liegen.

Auch Theodore Bent[1] sah von Aksum aus die weißen Berge und erinnert an eine sehr alte Nachricht von diesem Schneegebirge inmitten der Tropen. In Adulis, der alten Hafenstadt Äthiopiens, — unfern des heutigen Massaua, — sah der gelehrte Kaufmann und Mönch Kosmas Indikopleustes in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts einen marmornen Thron, den Ptolemäus Euergetes I. (247—221 v. Chr.) errichtet hatte. Er trug eine lange Inschrift, den Bericht über Eroberungszüge nach Äthiopien; Kosmas schrieb sie auf Veranlassung des großen Königs Kaleb von Aksum ab. So ist sie uns erhalten geblieben, während der Thron selbst, der vermutlich

[1] The sacred city of the Ethiopians, S. 153.



Priesterwohnungen in Aksum

den Steinsesseln in Aksum zum Vorbilde gedient hat, seitdem verschollen ist. In dieser Inschrift heißt es unter andrem: „Die Völker von Semien, jenseits des Nil (Takase), wohnen auf unersteiglichen und schneebedeckten Gebirgen, wo es Schneestürme und Kälte gibt und Schnee so tief, daß ein Mann bis an die Knie einsinkt.“

Am zweiten Tag zerstreuten wir uns in allen Richtungen über die Ruinenfelder der uralten Stadt. Ich selbst begleitete Dr. Flemming, der von einigen Inschriften Abklatsche zu machen versuchte. Es war aber sehr windig, wodurch die Arbeit ungemein erschwert wurde; ich selbst photographierte die Inschriften, gleichfalls mit geringem Erfolg. Dann verweilten wir längere Zeit bei den Geistlichen der Zionskirche, deren Bücherschätze Dr. Flemming studierte, bis uns wiederum ein drohender Gewitterregen in das Zeltlager zurücktrieb. Mißmutig sahen wir in den klatschenden Guß hinaus, denn schon am Nachmittag sollten wir Aksum verlassen und nach Adua weiterziehen. Der Gedanke, daß andre Deutsche bald hier studieren und arbeiten sollten, wo wir nur wie Touristen flüchtig hatten weilen dürfen, erfüllte uns fast mit Neid; aber freilich, die Aufgaben, welche Aksum der Forschung stellt, kann nur der mit dem ganzen Werkzeug der Wissenschaft wohlversehene Fachmann zu lösen hoffen.

So wenig von dem Glanz der zweitausendjährigen Stadt übrig

geblieben ist, so hat doch noch kein Besucher sich dem Eindruck verschließen können, daß das alte Aksum von einem ganz andren Geschlecht bevölkert war, als die heutigen Abessinier es sind. Wir haben Menelik als Bauherrn gesehen. Seine Werke, die man heute im Lande als Wunder anstaunt, sind, mit Aksum verglichen, große Baracken. Heute baut man in Abessinien aus Reisig und Spaltholz oder höchstens mit Verwendung von Bruchsteinen und Erdmörtel, die man auf der Schulter heranträgt, da man nicht Wagen, noch Rad oder Flaschenzug kennt. Wer hat die großen Platten der Terrasse unter der Zionskirche in Aksum behauen und solid gefügt, wer die Quadern und Gewölbe des Palastes, in dessen Grabkammer Kaleb ruht? Wer hat die ungeheuren Monolithen aufgerichtet und mit ihrem Skulpturenschmuck ausgestattet? Waren es Fremde, Ägypter, Sabäer oder Griechen? Welche Bande verknüpften das Kunstleben in der äthiopischen Hauptstadt mit Architektur und Plastik älterer Kulturvölker? Oder gab es in Aksum gar eine autochthone Kunst? — Wer weiß, ob die Forschung uns je diese Fragen beantworten wird. —

Von Aksum führt eine alte Heerstraße von 24 km Länge nach Adua, der jetzigen Hauptstadt Tigres. Wir brachen am 1. Mai 1905 nachmittags, als der Regen nachgelassen hatte, dahin auf und durchritten zunächst die uninteressante Hochebene östlich Aksums; der einzige Gegenstand der Aussicht, der hornförmige Damo-Galila, wurde uns bald durch nahe niedrige Rücken verdeckt. In der Nähe des Dörfchens Addi-Jesus öffnete sich uns aber überraschend der Blick auf das Tal von Adua und die schönen zackigen Gipfel dahinter; nirgends in Abessinien sind wohl die Bergformen so frei und kühn modelliert, wie bei Adua. Selbst im Semiengebirge beherrscht die Horizontallinie der Plateaus die Landschaft, während die Aduanerberge so schroff und stolz aufragen, wie manche unsrer Kalkalpenzüge. Die absolute Höhe ist jedoch für Abessinien gering, nur ein Gipfel, der Semajata, erreicht über 3000 m, und selbst die relative Erhebung ist unbedeutend und beträgt höchstens 1200 m, trotzdem wirkt die zerrissene Kette durchaus großartig.

Gegen Abend erreichten wir die ausgedehnte Stadt, die im heutigen Abessinien die dritte Stelle einnimmt. Kirchen und Häuser sind allgemein aus Stein gebaut, und die Gehöfte grenzen mit steinernen Mauern an enge Gassen; dadurch erhält Adua weit mehr ein städtisches Aussehen, als Adis-Ababa. Viel Volk kam uns entgegen, teils zum offiziellen Empfang, teils aus Neugierde, und zum ersten- und letztenmal sahen wir auch gutgekleidete Frauen und

Mädchen in der Menge. Das weibliche Geschlecht scheint sich in Tigre einer größeren Bewegungsfreiheit zu erfreuen als in den südlichen Provinzen, das Benehmen der Frauen in der Öffentlichkeit ist sicherer und, wie das Auftreten der Männer, selbstbewußter.

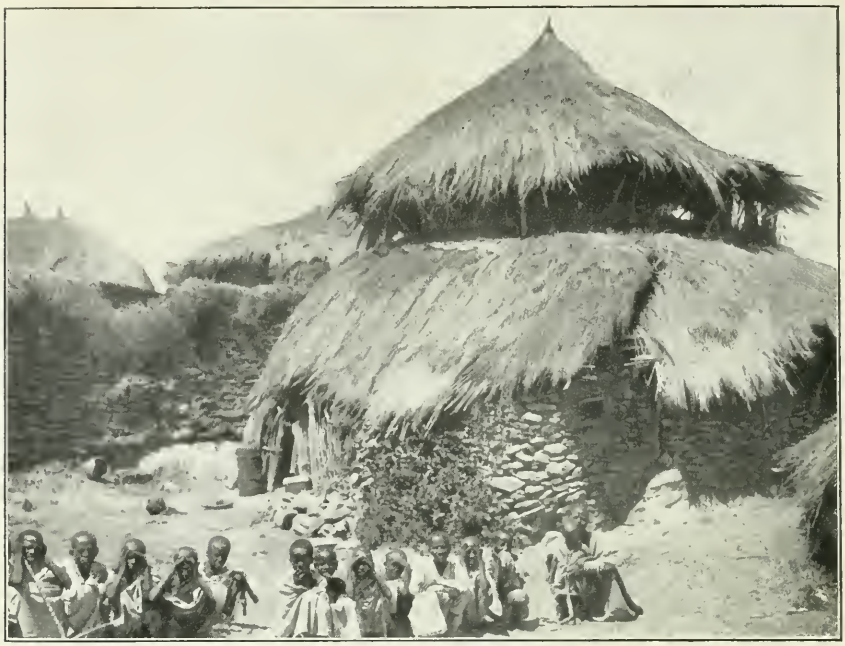
Überall durch Zuruf und das landesübliche „Illillill“ begrüßt, umzogen wir einen Teil der Stadt und schlugen unser Lager auf einer Wiese unter dem Schelloda-Berg (2557 m) auf, einer kahlen Felsenpyramide, welche Adua um 600 m überragt. Es dämmerte bereits, so daß wir die Besichtigung der Stadt auf den folgenden Tag verschieben mußten; desto mehr erfreute uns das Eintreffen der Post, die außer langentbehrten Zeitungen meinem Bruder die Nachricht von seiner bevorstehenden Ernennung zum Gesandten in Marokko brachte.

Obwohl es in dieser Jahreszeit fast jeden Mittag einen Regenguß gab, herrschte früh strahlend schönes Wetter, als wir gemeinsam nach Adua hinaufritten. Zwar fehlen offene Läden und Magazine, zwar sind die Straßen winklig und eng und die Dächer allgemein mit Stroh gedeckt; gleichwohl erschien uns der Ort fast großstädtisch nach den Reisighütten in Amhara, Godjam und Schoa. Von der Höhe der Kirche, welche Ras Makonen nach der Niederwerfung Ras Mangaschas gegründet hat, — sie ist nicht vollendet worden —, hat man einen sehr schönen Blick über die ausgedehnten Quartiere der Stadt und die malerische Bergkette an ihrer Nordseite bis zu dem spitzen Damo-Galila im Süden.

Ein Hügel am Fuß des Schelloda trägt ausgedehnte Mauerreste. Es sind die Ruinen Fremonas, der ersten Niederlassung der Jesuiten in Abessinien, die ihren Namen nach Frumentius trägt, dem Apostel Äthiopiens. Seit Jahrhunderten zerstört, hat Fremona seines langen Mauerkranzes wegen auch noch als Ruine für Adua die Bedeutung eines Kastells gehabt und ist oft umkämpft worden. Unzweifelhaft haben aber die Bauten der Jesuiten den Tigrenern auch Vorbilder geliefert. Heute sind zwar in Adua, wie in Aksum und Gondar, zweistöckige Häuser allgemein, aber vor der Ankunft der Jesuiten scheint man sie nicht gekannt oder vielmehr längst vergessen gehabt zu haben. Wir ersehen das aus dem Bericht über die Bauten des Pedro Paëz auf Gorgora: als er zweistöckige Gebäude aufführte, war das Staunen der Abessinier groß und kopfschüttelnd meinten sie, der Moallim „setze ein Haus auf ein anderes“. Aber die Vorteile solcher Bauart müssen ihnen bald eingeleuchtet haben; das Untergeschoß nahm die Dienerschaft, die Vorräte, oft auch das Vieh auf, der erste Stock erhielt zwar nur einen Raum, doch dieser konnte lediglich als Wohnung für den Besitzer dienen.

Ein Blick auf Adua von der Kirche Ras Makonens; gegenüber der Schelloda (2557 m)

Die Bevölkerung Aduas war in den Jahren der Wirren auf etwa 3000 herabgesunken, ist jetzt aber wieder erheblich gestiegen. Wenn eine einigermaßen zuverlässige Schätzung der in zerstreuten Quartieren und allgemein ummauerten Grundstücken verzettelten Bewohnerschaft auch unmöglich ist, so möchte ich nach der Menschen-



Haus und Gehöft in Adua

menge, die wir bei unsrem Empfang sahen, und nach dem Besuch mehrerer Wohnhäuser doch glauben, daß die Stadt wenigstens 10000 Seelen zählt. Namentlich fiel uns die Menge der Kinder auf; die Tigrener sind strenger monogam und entsprechend fruchtbarer als die Südabessinier, und obendrein schicken viele Leute vom Lande ihre Knaben nach Adua in Pension, wo es einige gelehrte Priester gibt, die als Erzieher der Jugend großen Zulauf haben. Adua ist auch Station der italienischen Telegraphenlinie nach Adis-Ababa; mehrere Italiener leben in der Stadt.

Die Hauptkirche Aduas ist dem Erlöser der Welt (Medhanaë-Alem) geweiht. Sie krönt einen Hügel in der unteren Stadt und liegt inmitten eines Hofes voll alter Bäume, den eine hohe Mauer mit turmartigen Einbauten umgibt. Uns empfing die Geistlichkeit, etwa hundert Personen, auf dem freien, ebenen Platz vor der Kirche mit einem Festgottesdienst. Wie in Aksum, so waren auch hier für uns Sessel aufgestellt, die Priester standen im Viereck ringsum und sechs auserlesene Tänzer führten den heiligen Reigen auf, würdig und kunstvoll zugleich. Wieder schwoll und zitterte der Gesang, die Sistra zischten und die silbernen Pauken erdröhnten. Die Kirche von Adua kann sich nicht mit dem Reichtum Aksums messen, Kreuze

und Kronen waren aus Messing, statt aus Gold, geblümter Kattun ersetzte kostbare Brokatstoffe, aber im ganzen wirkte das Bild kaum weniger malerisch. Im Spalier standen eisgraue Greise neben halbwüchsigen Knaben, denen die pittoresken Kronen halb über den Kopf sanken, wie deutschen Kindern beim Umzug am Dreikönigstage. Purpurne Baldachine, mit Sternen aus getriebenem Silber benäht, wechselten mit alten seidenen Fahnen ab, deren reiches Farbenspiel gegen einen freundlichen Kranz grüner Bäume und die grauen Felsenberge dahinter kontrastierte.

Nach Besichtigung der Kirche, eines großen Rundbaues mit reichem Gemäldeschmuck, zerstreuten wir uns über die Stadt, um unsren Studien nachzugehen. Ich ließ mich von einem jungen Priesterschüler, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, in das Quartier der Falascha führen. Es war ein Gehöft mit fast burgartiger Umwehrung; während ich noch mit ein paar handfesten Kerlen am inneren Tor über den Eintritt verhandelte, kam ein wohlgekleideter junger Mann heraus und lud mich im Namen seines Vaters, des Ältesten der Falascha, zum Nähertreten ein.

Ich sah sofort, daß ich hier bei wohlhabenden Leuten war. Einen inneren Hof umrahmten Ställe und Hütten für die Dienerschaft, eine

Tanzende Priester beim Festgottesdienst in Adua

Spalierbildende Geistliche und ihre Schüler beim Festgottesdienst in Adua

große Laube diente als Küche, ein steinernes Gebäude links bildete offenbar die Wohnung der Frauen; aus den vergitterten Fenstern lugten neugierige Mädchenköpfe, aus der Türspalte drang das kokette Kichern der Dienerinnen. Man führte mich in ein kleineres Haus mit ägyptischen Holzgittern an den Fenstern; auf der Schwelle empfing mich der Hausherr, ein behäbiger Mann von etwa 50 Jahren. Er lud mich zum Sitzen ein; ich wollte meinen Besuch motivieren, aber er bat mich, zuvor mit ihm zu speisen. Aus einer silbernen Kanne goß ein Diener uns über einem silbernen Becken Wasser auf die Hände, dann wurde der Brotkorb hereingebracht, den der Hausherr abdeckte, und ein einfaches, aber wohlschmeckendes Mahl wurde aufgetragen.

Erst nach dem Kaffee durfte ich den Zweck meines Besuches berühren. Ich sagte meinem freundlichen Wirt, daß uns das Los seiner Stammesgenossen in Gondar und Semien bewegt habe, und daß es in Deutschland viele wohlhabende und wohltätige Juden gebe, die man vielleicht für die äthiopischen Glaubensbrüder interessieren könne. Ich kam nicht weiter, denn ich merkte, daß das angeschlagene Thema wenig angenehm berührte. Den Falascha in Gondar und Semien, sagte mein Wirt, sei nicht zu helfen. Warum ließen sie sich nicht taufen, wie er es mit den Seinigen getan hätte? Seitdem gehe

es ihnen gut, sie hätten über nichts zu klagen. Es sei ihr Wunsch niemandes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — Dabei blieb es.

Es war mir klar, daß ich Mißtrauen erregt hatte. So brach ich ab und bat, mir Proben der gerühmten Handfertigkeit der Falascha zu zeigen. Der Hausherr ließ einen Brotkorb holen, den seine eigne Frau geflochten hatte, eine rundliche Dame, die im Hintergrund schaltete. Der Korb war prächtig mit bunter Seide besponnen und durch Ornamente von getriebenem Silber gegliedert; den Deckel schmückte ostentativ das Kreuz. Der Besitzer sah meine Bewunderung für das reiche und geschmackvolle Stück und nannte einen Preis, war aber nicht zum Verkauf zu bewegen; der Handel würde in der Stadt bekannt werden und ihm kein Glück bringen! Auch dabei blieb es.

Vom Gehöft der Falascha aus sieht man über die Hügel im Nordosten der Stadt einen Teil der schroffen Berge, zwischen welchen sich die große Schlacht vom 1. März 1896 abspielte. Daß eine Armee inmitten dieses wildzerrissenen Gebirgslandes einen fünffach überlegenen und des Geländes kundigen Gegner angegriffen haben soll, scheint fast unglaublich. Und doch war es so.

Aus dem Falascha-Quartier in Adua
Im Hintergrund das Schlachtfeld von 1896

Trotz wechselnder Strömungen und manchen Schwankens in seiner afrikanischen Politik, durfte Italien auf eine lange Reihe von Erfolgen zurückblicken, als ihm in Menelik, seinem früheren Freund, ein gewaltiger Gegner erwuchs. Mit verhältnismäßig geringen Opfern hatten die Italiener ein weites und wertvolles Gebiet erworben und siegreich gegen Ras Alula, den Negus Johannes und dessen Sohn Mangascha verteidigt. Dem Vordringen der gefürchteten Mahdisten hatte eine Handvoll italienischer Kolonialtruppen Halt geboten; der Held, der überall siegte, wo er nur auftrat, war der General Oreste Baratieri. Zum Gouverneur von Eritrea ernannt, warf er Mangascha aus Tigre und verleibte die große und reiche Provinz der Kolonie ein. Damals schien es, als ob Italien ganz Abessinien zu nehmen im Begriff sei; italienische Karten setzten über weite Landstrecken ihr „Protettorato italiano", so über Amhara bis zum Tanasee, die nubischen Vorlande mit Metemmeh, über Harar und Ogaden, und in Godjam, Schoa, in Kaffa und andren Gallaländern waren italienische Agenten tätig.

Menelik rüstete in aller Stille. Jahre gingen darüber hin, ohne daß er einen entscheidenden Schritt tat. Inzwischen verhandelte er mit den Italienern über die Begrenzung der Machtsphären, über das Recht Italiens Abessinien nach außen diplomatisch zu vertreten. Baratieri ließ sich durch Meneliks scheinbare Friedensliebe vollständig in Sicherheit wiegen. Den Berichten der Befehlshaber an der Grenze, welche Meneliks Aufmarsch meldeten, schenkte er keinen Glauben; er hielt in Massaua Paraden ab, als Makonen die Grenztruppen angriff, und untersagte sogar dem General Arimondi, die Vorposten zu unterstützen. So begann der Feldzug mit den beiden Schlappen von Amba Aladji (6. Dezember 1895) und Makalle (7.—21. Januar 1896); Menelik umging Baratieris feste Stellung bei Adagamus und öffnete sich so den Weg nach Adua: bis auf den Bezirk von Adigrat war damit ganz Tigre für Italien verloren.

Nun erkannte die Regierung wohl, daß gegen Menelik ganz andre Truppenmassen nötig waren, als der optimistische General gemeldet hatte. Italien brachte jedes Opfer, um die engagierte Ehre zu retten, aber je mehr Bataillone nach Eritrea geworfen wurden, desto schwieriger wurde ihre Verpflegung. Es war klar, daß der Feldzug rasch zu Ende geführt werden mußte. Trotzdem zauderte Baratieri, der keinen Feldzugsplan zu entwerfen verstand; er hoffte, die schoanische Übermacht werde angreifen. Doch Menelik hatte bei Amba Aladji und Makalle das Feuer der Italiener kennen gelernt und hütete sich vorzugehen. Da er aber wohl noch mehr als seine

Gegner unter Verpflegungsschwierigkeiten litt, so verleitete er Baratieri durch List zum Angriff, indem er den italienischen General erfahren ließ, im abessinischen Lager sei eine Hungerrevolte ausgebrochen, das große Heer sei im Begriff sich aufzulösen, Menelik und Taïtu seien nach Aksum abgezogen.

Die Nachricht war nach den Verhältnissen nicht unglaubwürdig. Baratieri hat sie offenbar für exakt angesehen und handelte dann folgerichtig, als er den sofortigen Angriff befahl.[1] Aber in seinen Einzelheiten war dieser Befehl schwach, er konnte mißverstanden werden und — er wurde mißverstanden. Drei Brigaden sollten in der Nacht eine Offensivstellung einnehmen; eine von ihnen, diejenige des General Albertone, ging infolge einer Unklarheit in Baratieris Befehl 7 km zu weit vor. Sie stieß auf weit überlegene Kräfte, das Gros der Abessinier; Baratieri rief sie nicht zurück, entschloß sich aber erst nach Stunden ihr Unterstützung zu senden. Die hierzu bestimmte Brigade Da Bormida setzte er so schlecht an, daß sie, auf der Suche nach einem Weg zu ihrer Stellung, in dem Labyrinth fast unersteiglicher Berge in eine Schlucht geriet, welcher sie folgen mußte, bis sie, von der übrigen Armee vollständig getrennt, sich gleichfalls von den Feinden umzingelt sah. Die geschlagenen Bataillone fluteten, im Handgemenge mit den Abessiniern, als unentwirrbare Knäuel auf die Hauptstellung zurück, deren Feuer dadurch paralysiert wurde. In dem ungemein schwierigen Gebirgsgelände bewegten sich die Europäer mühsam und schwerfällig, während die barfüßigen Abessinier mit Katzengewandtheit vorgingen. Bald war auch die letzte Aufnahmestellung der Italiener umgangen und die Schlacht auf allen Punkten entschieden.

An diesem Tage fochten auf italienischer Seite 17450 Mann, von denen 6600 fielen, darunter die Generale Da Bormida und Arimondi und 266 andre Offiziere. An Verwundeten verloren die Italiener 1419 Mann, an Gefangenen über 1500 Mann. Auf ihrem fluchtartigen Rückzug fielen manche vor Erschöpfung, viele andre wurden von der durch Feuerzeichen avertierten Landbevölkerung erschlagen. Nicht einmal die Verwundetentransporte schonten die Abessinier. Die Leichen wurden geplündert und unbeerdigt gelassen.

Doch auch Menelik erlitt große Verluste. Die Italiener hatten sich bis auf den letzten Mann tapfer und selbst erbittert geschlagen,

[1] Es ist oft behauptet worden, daß ein anderes Motiv den General zu dem folgenschweren Entschluß veranlaßt habe: er soll gewußt haben, daß er das Oberkommando an General Baldissera abgeben sollte, und habe vor der Zeit angegriffen, um sich den Ruhm zu sichern. Es scheint, daß dieser Vorwurf unbegründet ist.

und von den 80000 Abessiniern, die voll Todesverachtung Stellung auf Stellung genommen hatten, sollen 7000 gefallen und 10000 verwundet worden sein.

General Baldissera stellte Italiens Kriegsehre wieder her. Die kluge und loyale Politik der italienischen Diplomaten tat dann das weitere, um den Krieg zu beenden und zwischen beiden Staaten dauerhafte Verhältnisse zu schaffen, die bald wieder freundschaftliche wurden. Zwei tüchtige Kriegsvölker hatten sich schätzen gelernt. —

Petrus, Metropolit des Stuhles von Abessinien
Addi-Abun bei Adua

Am Abend des 2. Mai sahen wir den Gouverneur Tigres, Dedjasmatsch Gesáse, bei uns. Als er spät, in sehr finsterer Nacht, aufbrach, ließ ihm unser Gesandter den Heimweg mit Magnesiumfackeln erhellen, was großes Aufsehen machte. Es geschah dies gewissermaßen als Ersatz für das übliche Geschenk; unser Vorrat an geeigneten Objekten war völlig erschöpft. Jeder Machthaber unterwegs hatte für seine Bemühungen eine Gabe erwartet und seine Wünsche gelegentlich auch recht naiv geäußert. So schrieb ein Gouverneur:

„Dieser Brief gelange an den Gesandten Dr. Rosen. Wie geht es Dir? Mir und meinen Kriegern geht es gut. Die goldene Uhr, die Du mir gesandt hast, habe ich erhalten. Aber ich erwartete eine goldene Kette dazu. Seht doch einmal in Euren Koffern nach, ob sie nicht dageblieben ist?“ —

Am 3. Mai brachen wir früh auf; unser letzter Marsch in Abessinien stand vor uns. Wir umgingen den Südfuß des Schelloda und ritten im Tal des Mai-Goga aufwärts; links sahen wir die Ruinen Fremonas. Dann berührten wir ein großes und reiches Dorf Addi-Abun, das dem äthiopischen Bischof gehört. Ein koptischer Geist-

licher, der hier residierte, der Metropolit Petrus, hatte uns zu kurzem Besuch geladen. Er empfing uns mit einem Festgottesdienst und bestand dann darauf, uns trotz der frühen Stunde — es war zwischen 7 und 8 Uhr — zu einem opulenten Diner in sein Haus zu bitten. Unsre Karawane, die weiter gezogen war, würden wir leicht einholen. So blieben wir denn, vermochten aber beim besten Willen nicht, es dem gesegneten Appetit des gastfreien Geistlichen gleichzutun.

Unter stechender Sonne trabten wir dann unsre Straße. Von Osten mündete in das freundliche Wiesental eine enge Schlucht zwischen ragenden Bergen: das war Mariam Schavitù, wo die Brigade Da Bormida den Verzweiflungskampf durchzufechten hatte. Dann überschritten wir steinige Höhen, die hin und wieder malerische Blicke auf das Berggewirr von Adua gewährten. Endlich sahen wir die weite, sandige Niederung des Flüßchens Mehuquam vor uns. Wir hätten hier gern gelagert, denn die Lasttiere litten sichtlich unter der stechenden Hitze, aber es gab, trotz der Regengüsse der letzten Tage, kein Wasser weit und breit. So mußten wir bis zum Mareb weiterziehen, dem Grenzfluß Abessiniens, den wir nach einem Marsch von 40 km gegen Abend erreichten. Lechzend eilten wir zum Fluß hinab, aber eine bittere Enttäuschung erwartete uns: statt Wassers wälzte er eine dicke, lehmig-schlammige Brühe, die selbst die halbverschmachteten Maultiere kaum anrührten. In Eritrea hatte die Regenzeit begonnen und der Mareb trug den fetten Schlamm des Plateaus zu Tal, der Ägypten befruchtet. Übrigens erreicht der Mareb den Nil oft nicht, sondern verdunstet in der wilden Wüste.

Erst in der Dunkelheit langte Wachtmeister Moldenhauer mit dem Nachtrupp unsrer Karawane an. Ein Regenguß ließ uns etwas den peinigenden Durst vergessen. Unter den hohen, alten Bäumen an dem rauschenden Strom schliefen wir die letzte Nacht in Abessinien.

XXI

LA COLONIA ERITREA

Wer von Süden, von den fetten Hochebenen Tigres aus, Erythraea betritt, dem erscheint das Land, das Italien mit so vielen Opfern an Gut und Blut erworben hat, arm und kahl. Weite Plateaus ohne markante Bergformen dehnen sich, soweit das Auge reicht; Hochwald, der schon im nördlichen Abessinien selten ist, fehlt hier völlig, und an die Stelle des Busches tritt niedrige, dornige Macchie. Doch der Boden ist fruchtbar, freilich fordert er, durch Jahrhunderte vernachlässigt, die Arbeit schwieliger Fäuste, wenn er seine Schätze hergeben soll. Und diese Arbeit findet er jetzt, seit Italien seine Hand auf ihn gelegt hat. —

Wir überschritten am Morgen des 4. Mai 1905 den Mareb; das Wasser war über Nacht gefallen, so daß der Übergang keine Schwierigkeiten bot. Auf sandigen Talwegen erreichten wir Gundet, den Ort, wo die Abessinier unter Johannes am 18. November 1875 das ägyptische Okkupationskorps vernichteten. Auf dem Schlachtfeld haben die Italiener einen Grenzposten errichtet; der Kommandant, ein stämmiger Sergeant, empfing uns mit der kurzen militärischen Meldung, daß hier Wasser und Futter für unsre hart mitgenommenen Lasttiere bereit stände.

Eine Stunde weiter begegnete uns ein Reiter, der uns deutsch anredete, Herr Schimper, der Sohn des bekannten Naturforschers Wilhelm Schimper, der von 1836 bis 1878 in Abessinien gelebt und allen Reisenden im Lande die Wege geebnet hat. Zeitweilig Großwürdenträger in Tigre, zeitweilig in Ketten Gefangener des blutdürstigen Theodorus, hat Schimper ein Leben voll Fährnissen in liebenswürdiger Sorglosigkeit geführt. Er war mit einer Abessinierin verheiratet; sein Sohn steht als Wegebau-Ingenieur in italienischen Diensten. Er leitete uns auf die von ihm gebaute Straße, welche an dem berüchtigten Steilrand von Addi-Quala in bequemen Win-

dungen emporführt. Eine Stunde später saßen wir unter dem gastlichen Dach des Residenten von Addi-Quala, des feingebildeten Oberleutnants Talamonte.

Denken wir an die herzliche Aufnahme zurück, die wir bei allen Offizieren und Beamten der Kolonie gefunden haben, so werden wir wohl stets die Dankesschuld empfinden, für welche wir in jenen Tagen vergeblich die rechten, vollen Worte suchten. In dem kleinen Grenzort Addi-Quala, in der stolzen Bergfeste Addi-Ugri, in der Hauptstadt Erythraeas selbst, dem hochgelegenen Asmara, in dem lieblichen Ghinda, das die malerischsten Waldberge umgeben, in Massaua zuletzt, dessen Straßen sich kaum aus dem Korallenmeer erheben, überall waren wir die Gäste liebenswürdiger Offiziere und Beamten. Und nicht die Freude allein, nach so langer Zeit wieder unter gleichempfindenden, geistig verwandten Menschen zu weilen, würzte uns das Zusammensein; in den Italienern, die hier mit Fleiß und Geschick das Werk der Zivilisation fördern, sahen wir zugleich mit Stolz Freunde und Verbündete unsres Volkes, eine Nation, die mit uns stehen will in Tagen der Gefahr und, so hoffen wir, des Ruhmes.

Am 5. Mai lagerten wir bei Mua-Hiëla, am folgenden Morgen begegnete uns an der Spitze des Offizierskorps von Addi-Ugri Major Coco, der Chef des Generalstabes der Kolonie. Er begrüßte uns, in deutscher Sprache, im Auftrage des Gouverneurs von Erythraea, Exzellenz Martini, und lud uns zu einem Besuch der Festung Addi-Ugri ein, die, auf einem steilen Hügel gelegen, weithin das baumlose Land beherrscht. Ein Garten voll Blumen und schattigen Laubengängen, ein Kasino mit guter Bibliothek und den Erinnerungen an manchen kecken Scherz bieten den Offizieren Erholung und lassen den guten Geist des Ernstes und der Kameradschaft erkennen, der hier herrscht.

Nach dem Diner, zu dem uns die Herren in die kühlen Räume ihres Kasinos gebeten hatten, verließ unser Gesandter mit Graf Eulenburg, Dr. Flemming und Geheimsekretär Becker die Karawane, um sich zu Wagen nach Asmara zu begeben; denn Addi-Ugri hat Chausseeverbindung mit der 55 km entfernten Hauptstadt. Es waren nicht allein die Pflichten der Repräsentation, die unsren Gesandten nach Asmara eilen ließen; zugleich sollte dort die Auflösung unsrer Karawane vorbereitet werden. Da gab es genug zu tun. Noch am gleichen Abend erreichten die Herren die Stadt, während wir noch zweimal lagern mußten und erst am 8. Mai einzogen. Das durchzogene Hochland fanden wir meist gut beackert, aber baumlos; nur die Gegend nördlich Debaroa war abwechslungsreich. Der Ort ist

jetzt klein, zeigt aber Ruinen früherer Bauten, als hier noch der Bahr-Nagasch (d. h. Meerkönig) residierte, der abessinische Gouverneur der an das Meer stoßenden Nordprovinz. Unfern Debaroa überschritten wir zum zweiten Male den Mareb, hier ein bescheidenes Flüßchen, an dessen Ufer eine jener ungeheuren Workas steht.

Asmara liegt auf einem fast ebenen und völlig baumlosen Plateau mit Ackerland und kurzrasigen Hutungen in 2350 m Seehöhe; die Festung überragt das flache Land noch um 75 m. Die Niederlassung ist uralt und war zuletzt die Residenz des unermüdlichen Kriegsmannes Ras Alula, der von dem schwer zugänglichen Hochland aus die italienischen Landerwerbungen bei Massaua bedrohte. Erst 1889, nach dem Tode des Negus Johannes, nahm Italien im Einverständnis mit Menelik das Plateau mit Keren und Asmara, aus dem General Baldissera den Ras vertrieb. Einige Zeit darauf wurde die Kolonialregierung aus dem heißen Massaua, wo sie zuerst ihren Sitz hatte, nach dem kühlen und gesunden Asmara verlegt. Prächtige Regierungsgebäude entstanden hier neben einer kleinen, aber freundlichen und blitzsauberen Stadt, die Postkutschen-Verbindung mit der Eisenbahnstation Ghinda, elektrische Straßenbeleuchtung, etwas Industrie und mehrere gute Läden, sowie ein vorzügliches Hotel besitzt. Wäre die Umgebung nicht so kahl und öde, so dürfte man Asmara einen durchaus angenehmen Ort nennen.

Wir waren hier nicht müßig. Kaum waren die Besuche bei dem liebenswürdigen Gouverneur H. Martini, unter dessen weiser Verwaltung die Wunden der Kriegsjahre ausgeheilt sind, und bei den Spitzen der Behörden gemacht, als die große Arbeit begann. Die Karawane wurde aufgelöst, die Mannschaften erhielten ihren Lohn und Dienstzeugnisse, alle besonders Willigen obendrein noch schöne Geschenke. Dann marschierten die Abessinier und Galla geschlossen und in guter Ordnung mit einigen Maultieren, die ihre Zelte trugen, in ihre Heimat zurück, während die Somal auf dem Seewege über Massaua und Aden nach Djibouti befördert wurden. Die beiden befreiten Sklaven wurden auf Bitte und Empfehlung unsres Gesandten in Asmara selbst als Straßenkehrer angestellt und traten alsbald ihr Amt an, stolz auf die Uniformmütze, die sie empfingen. Schwer fiel uns die Trennung von unsren braven Maultieren und Pferden; sie mußten, wie das tote Inventar, verkauft werden, brachten aber schöne Preise, zum Teil sogar mehr, als sie gekostet hatten, und kamen dazu in gute Hände.

Wir hatten gehofft, in wenigen Tagen Asmara verlassen zu können. Aber das deutsche Schiff, das uns in Massaua abholen sollte, mel-

dete telegraphisch, daß es schlechterdings niemand mehr aufnehmen könne. So benutzte denn unser Gesandter mit Graf Eulenburg, H. H. Bosch, Schüler und Dr. Flemming ein italienisches Schiff, während H. Oberstabsarzt Vollbrecht, H. Becker und ich mit den Gardes du Corps noch zehn Tage warten mußten. Übrigens verging uns die Zeit über Geselligkeit und Arbeit nur allzuschnell. Ich richtete mir im Hotel eine Dunkelkammer ein und entwickelte einen großen Teil der unterwegs belichteten Platten; H. Becker hatte noch allerlei Geschäfte abzuwickeln und H. Vollbrecht studierte die hygienischen Einrichtungen Asmaras, namentlich das große Serum-Institut.

Haarschmuck der Beni-Amer aus Silber, Onyx und Bernstein, und Kreuz und Ring der Tigrener Asmara

Unter den liebenswürdigen Mitgliedern der italienischen Kolonie trat uns besonders Major Coco nahe, derselbe Offizier, der uns bei Addi-Ugri mit einer deutschen Rede empfangen hatte. Wir lernten auch seine Lehrerin in der deutschen Sprache kennen: Signora Locatelli, eine geborene Deutsch-Schweizerin, die in Asmara eine Schule begründet hat und in der Gesellschaft der Hauptstadt eine bevorzugte Stellung einnimmt; mehrere Male durften wir den Fünfuhrtee bei der feingebildeten und sportliebenden Dame einnehmen.

Die Eingeborenen-Quartiere Asmaras unterscheiden sich nur durch die regelmäßige Anordnung der Hütten in Längs- und Querreihen von andren äthiopischen Orten. Die schwarzen Truppen (Indigeni) haben statt der Kasernen solche Hüttenquartiere, die von Opuntienhecken umwehrt werden; die Leute sind allgemein verheiratet und bewohnen je einen „Tukul“ für sich. Auch im Marktviertel herrscht europäische Ordnung, doch der Markt selbst und seine Besucher sind unverändert geblieben. Neben den schlanken Tigrenern sieht man die malerischen Gestalten der Beni-Amer und Hababb, die als Karawanenleute oder Bauern zu Markt kommen. Die Männer tragen wunderlich geformte Dolche (Abbildung S. 239) und

eine Holznadel in dem krausen, helmartig frisierten Haar, unter den Frauen und Mädchen bemerkt man manche zierliche, pikante Erscheinung. Ein großer Teil der Landbevölkerung ist mohammedanisch und zeichnet sich durch Nüchternheit und Sittlichkeit vor den leichtlebigen tigrenischen Christen aus. Eine hübsche Moschee sahen wir im Bau.

Die Tigrener treiben ihr Gewerbe wie in Abessinien auf offnem Markt. Unter einem Sonnenschirm sieht man Schuhmacher oder Schneider arbeiten, andre flechten Körbe oder die blauen Maatebschnüre, die auch hier das Abzeichen der Christen bilden. Die Silberschmiede haben meist kleine Butiken, in denen sie vor den Augen des Bestellers reizende Silbersachen in Filigran oder in getriebener Arbeit fertigen. Die größeren Geschäfte gehören durchweg Fremden, Italienern, Griechen, Arabern oder Indern.

Ein Tigrener flicht auf dem Markt in Asmara die Maateb-Schnur, die er mit dem Fuß hält

Das interessanteste Denkmal Asmaras ist die uralte Kirche. Statt der heute üblichen runden Form zeigt sie viereckigen Grundriß, und die Mauern sind in einer Art aufgeführt, die längst nirgends mehr geübt wird: sie bestehen aus mörtellos geschichteten Bruchsteinen, zwischen welchen Balken verlaufen. In diesem primitiven Bauwerk scheint sich ein Muster des altäthiopischen Baustiles erhalten zu haben, denn die Stockwerkmonolithen in Aksum zeigen, wie die deutsche Aksum-Expedition mit überraschender Sicherheit nachweisen konnte, Bilder der gleichen Konstruktion. Das hohe Alter der Kirche von

Asmara spricht sich auch darin aus, daß ihr Boden um mehrere Stufen versunken scheint; ringsum mögen seit mehr als tausend Jahren die Toten bestattet worden sein, wodurch sich die Umgebung hob. Zwischen den Gräbern steht vor der niedrigen Fassade der Glockenstuhl, an welchem drei wohlabgestimmte Klingsteine hängen, die, mit einem Stab angeschlagen, durchaus glockenartig klingen. Solche Steine haben frühere Reisende bei mancher äthiopischen Kirche gesehen; metallene Glocken, die man im Lande nicht zu gießen

Steinernes Geläut vor der Kirche in Asmara

versteht, galten stets als der kostbarste Besitz weniger, bevorzugter Kirchen.

Beim Abschluß meiner ethnographischen Sammlungen und Notizen war mir, beauftragt von Exz. Martini, ein H. Zander behilflich, welcher als Regierungsdolmetscher in Asmara lebt. Er ist, wie H. Schimper, der Sohn eines Deutschen und einer Abessinierin; sein Vater lebte als Maler in Äthiopien und lieferte unter andrem die hübschen Bilder zu Gerhard Rohlfs' Reisewerk. Der Sohn spricht fließend deutsch und ist ein kenntnisreicher Mann. —

Endlich traf die Nachricht ein, daß der Dampfer „Herzog" von der Ostafrikalinie uns in Massaua abholen werde. So brachen wir eines Morgens von Asmara auf, nach herzlichem, dankbarem Ab-

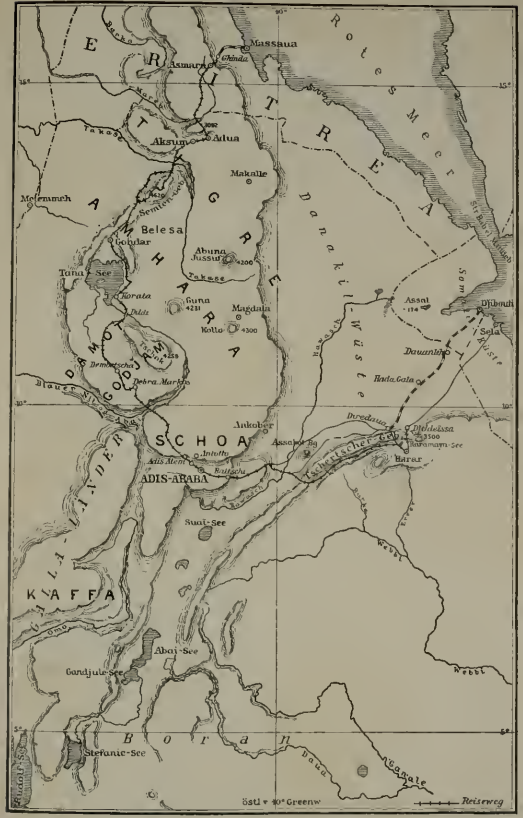
schied von den dort so rasch gewonnenen Freunden. In flotter Wagenfahrt erreichten wir bald die Teufelspforten (Porte del Diavolo, 2412 m), einen Engpaß zwischen wenig höheren, aber schroffen Bergen, die ein Fort krönt, und dann ging es die endlosen Kurven einer vorzüglich gebauten Chaussee hinab ins Tiefland. Die bizarren Baumeuphorbien füllten die oberen Schluchten, weiter abwärts wurde die Flora rasch reicher und bunter. Oben auf dem Plateau hatte es in den letzten Wochen täglich geregnet, kurz, aber so ergiebig, daß die Wiesen bei Asmara ganz unter Wasser gesetzt wurden: an den nahen Hügeln begannen die ersten Blumen der neuen Vegetationsperiode zu sprießen. Hier, an den Steilhängen, wenige Kilometer weiter, sahen wir uns in einer Zone, wo die ganze Pracht eines reichen Frühlings eben abzublühen begann, denn hier fällt die Regenzeit schon in den Januar.

Die Chaussee berührt den schönbewaldeten Bisen (2465 m), der ein altberühmtes Kloster trägt: die keuschen Mönche gestatten keinem weiblichen Wesen das Betreten ihres heiligen Berges, nicht einmal den fast geschlechtslosen Maultierstuten! Am Fuß des Bisen liegt das freundliche Ghinda (962 m), die Endstation der Eisenbahn, wo wir in dem Fort Nido d'Aquila liebenswürdige Aufnahme und bequeme Unterkunft fanden.

Am andren Tag fuhren wir mit der Bahn nach Massaua, vorbei an den denkwürdigen Schlachtfeldern von Saati und Dogali (1887). Bis hierher erstreckt sich die gras- und baumreiche Savanne; im Bereich der Küste herrscht die Sandwüste. Massaua selbst liegt auf zwei kleinen Inseln, die durch Dammbrücken mit dem Festland verbunden sind. Der Ort ist heiß, seine Jahres-Mitteltemperatur beträgt 31,6°, und der kühlste Monat, der Januar, hat noch 25,5°. Aber die Stadt ist nicht uninteressant; das schönste an Massaua ist freilich die klare, blaue See, auf deren Grunde man deutlich überall die phantastischen bunten Gärten der Korallentiere gewahrt. Gegen Abend genießt man einen fremdartigen, aber reizvollen Blick über die ungezählten niedrigen Dünen und Hügel der Wüste, den schroffen Felsenberg Ghedem, an dessen Südfuß die Ruinen der Ptolemäerstadt Adulis liegen, und den hohen, fernen Gebirgsrand.

Hier winkten wir das letzte Lebewohl nach Äthiopien zurück. Ein schönes deutsches Schiff nahm uns auf, und sicher steuerte eine deutsche Faust den Kiel durch das Chaos der gefährlichen Korallenbänke hinaus, der Heimat zu.

Reiseweg der Deutschen Gesandtschaft in Abessinien



Verlag von Veit & Comp. in Leipzig

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 527 365 1